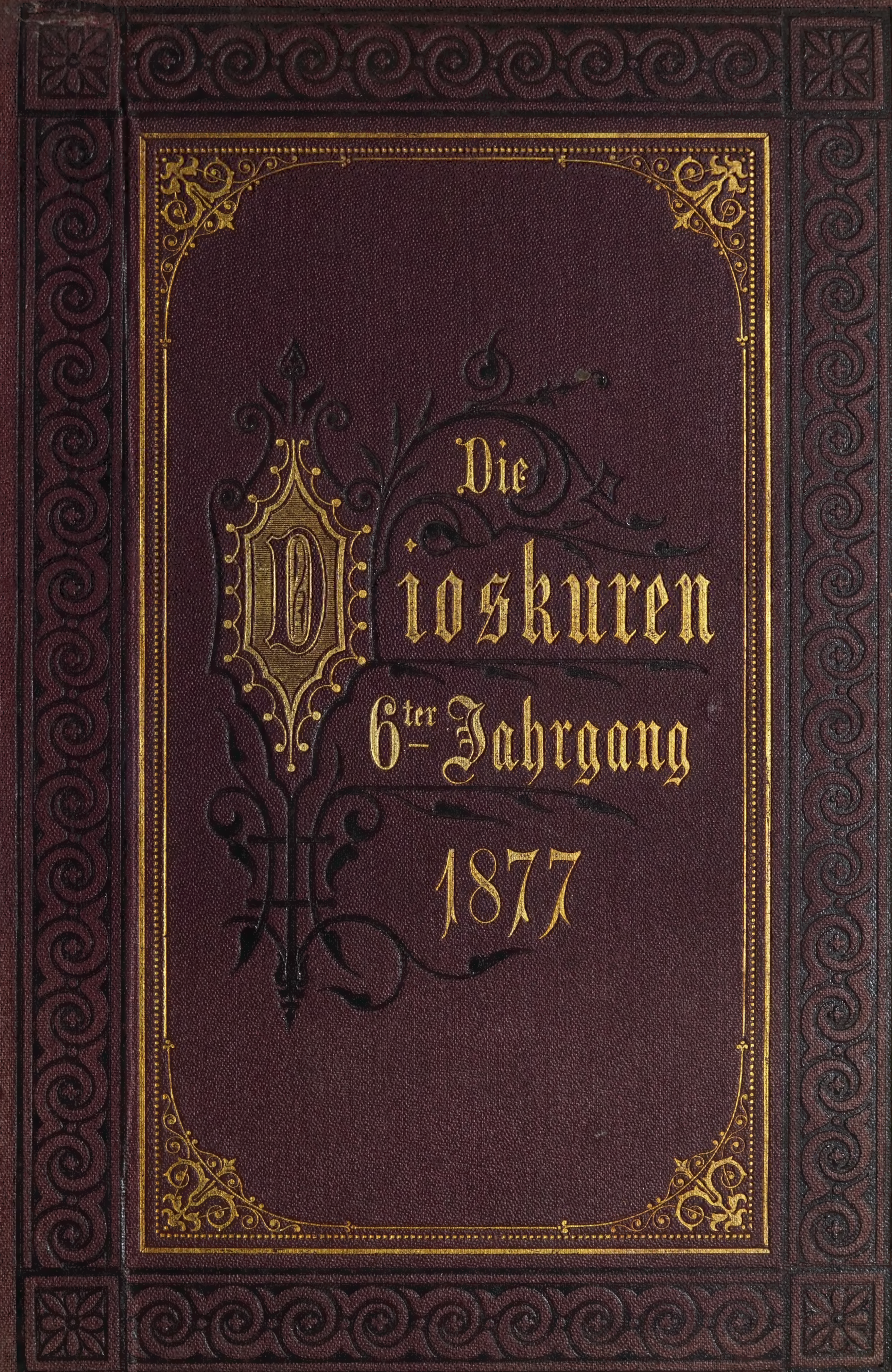
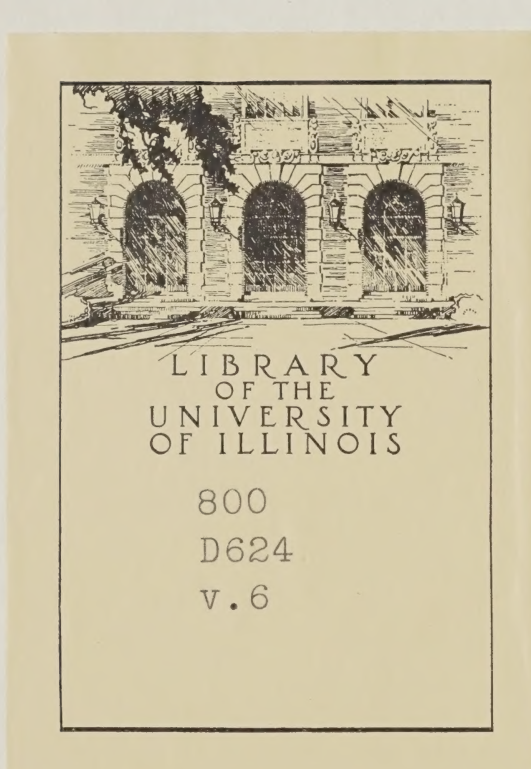
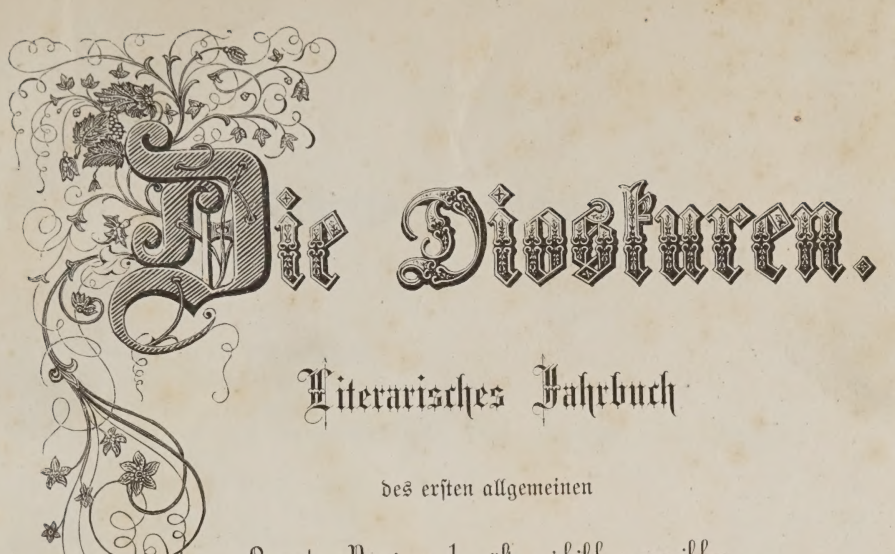

Die
Dioskuren
6ter Jahrgang
1877







Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

des ersten allgemeinen

Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Sechster Jahrgang.







Wien, 1877.

In Commission der k. k. Hof- und Staatsdruckerei
(Stadt, Singerstraße 26).

Selbstverlag des Vereines.

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer **höheren Töchterschule** gewidmet.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei

Inhalts-Verzeichniß.

Die Dioskuren.

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Hebt sich, wirkend erst, das wahre Leben.

Schiller

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.

Goethe.

Gedenkblätter

von

Alfred Friedmann.

1.

Erinnerung an Anastasius Grün.*

Beim Erscheinen seiner dichterischen Nachlese „In der Veranda“.

Purpurn steht das Firmament, wenn die Sonne geht zur Neige;
Rings die ganze Welt entbrennt, daß den Gott sie sterbend zeige!

Mit des Festtags Nessoskleid bist zum Port Du eingelaufen —
Festfreud' ward, zu unserm Leid, Herakles, Dein Scheiterhaufen!

Wenn die Sonne ging und sank, glüht noch roth die Abendwolke —
Aber, längst am Leben krank, ließest Nacht Du Deinem Volke!

Ach! wir hielten sonder Arg in der Hand noch Blüthenkränze —
Und Dich führt' schon aus dem Sarg Hermes an die Schattengrenze!

Zaudernd, wie die Sonne geht, — nicht des Jenseitsrufs gewärtig,
Riefst Du, Dichter und Prophet: „Noch nicht sterben! Noch nicht fertig!“

O wie schön hast Du gelebt, wenn Du mochtest länger weilen,
Hier, wo selbst der Kühnste bebt, Größte aus dem Leben eilen!

---

* Mögen diese wenigen den Manen unseres unsterblichen vaterländischen Dichters gewidmeten Zeilen ein stilles Zeugniß geben von der in uns lebenden, nie verlöschenden pietätvollen Dankbarkeit für den Mann, der diesem Buche seit dessen erstem Erscheinen in so hochehrender Theilnahme stets treu zur Seite gestanden.

D. R.

Welch ein Kämpfer warst Du, Greis, der Du mochtest noch nicht sterben;
Reich an Ehr' und Lorbeerreis, wolltest neuen Kranz erwerben!

O wie gleichst Du dem Achill, der um Lohn auf Erdenmatten
Lieber ringen, kämpfen will, als der Herr sein aller Schatten!

Und prophetisch war Dein Wort: „Noch nicht fertig!" Fertig werde
Nie die Welt mit Dir! denn fort rollt Dein Name mit der Erde!

Du bist keiner aus der Schaar, die man einsenkt in die Erde,
Der man nachsagt: „Wohl! sie war!" daß man mit ihr fertig werde!

Könnte selbst Dein Lied vergehn, seine Wirkung lebt in Siegen,
Ist an — Ketten zu ersehn, die zu unsern Füßen liegen!

Aber welcher Zauberduft schwebt berauschend um die Sinne?
Welch ein Wohlklang füllt die Luft, singt von Hoffnung, Kampf und Minne?

Es entsteigt aus Deinem Mal eine Aloë von Liedern,
Füllt Allöstreichs Berg und Thal, wie ein Gruß von Frühlingsfliedern.

Wie wohl fünfundzwanzig Jahr' braucht die Aloë, zu blühen,
Bringst ein spätes Blüh'n Du dar, Deines Herbstes süßes Mühen!

Noch nicht fertig ist, Prophet, Deines Ruhmestempels Zinne!
— — Weil Du **doch nun fertig,** steht unser Herzschlag und hält inne! —

Gilt von Dir und Deinem Lied doch Dein Wort vom Augenblicke:
Ach, wir wissen, wenn er flieht, erst von seinem reichen Glücke.

„Ach, des Glückes Stund' entrinnt, däucht uns schön, wenn wir sie missen,
„Wie wir, wenn wir's nimmer sind, daß wir glücklich waren, wissen!"

Und Du fragst das Kind der Zeit, ob Dein Lied nicht schon verklungen:
„Klingt der Alten Lust und Leid tönend fort durch's Herz der Jungen?"

Du, der Lied und Sage kennt, weißt von Tristan und Isolden;
Hielt das Leben sie getrennt, schläft im Sarg er bei der Holden.

Und aus ihrem stillen Grab wachsen hoch zwei Epheuranken,
Denen Gott die Gabe gab, süß zu rauschen Liebgedanken.

Und sie flüstern ewig fort hoch am Thurme sich umschlingend,
So durch treustes Liebeswort selbst die Zeit, den Tod bezwingend.

Sieh, Dein neues Lied, Poet, wird Dein altes so umranken,
Und, solang Allöstreich steht, wahren seinen Thurm vor Schwanken.

Bis zur Zeit, unendlich fern, da umgrünt ganz das Gemäuer,
Und des Friedens stiller Stern strahlt herab in ew'gem Feuer!

2.

Zu Heinrich Laube's 70. Geburtstage.

Jetzt geht die Sage um von einem Laube,
Deß Blätter schon zerstreut sind weit und breit;
Doch über sie hat nicht Gewalt die Zeit,
Nicht droht Gefahr, daß sie ein Herbstwind raube!

Gereift in vieler Jahre Sturm und Streit,
Trotz Frühlingsfrost und trotz dem Sommerstaube,
Glüht rein und golden an dem Stamm die Traube,
Die volle Traube der Unsterblichkeit!

Die Sage lehrt, daß an der Traube Beeren
Die Kinder Deutschlands dankbar freudig zehren,
Doch nie versiegt der Wein der Wundertraube!

O ranke fest Dich um des Lebens Bühne,
Du reicher Stamm! Und weiterstrebend grüne
Manch neues Blatt noch an dem alten Laube!

Aphorismen.

Von

Betty Paoli.

1.

Gerechtigkeit ist deßhalb die höchste und seltenste aller Tugenden, weil sie das Vorhandensein und das Zusammenwirken aller übrigen bedingt.

2.

Die Lebhaftigkeit unseres Mitgefühls ist von der größeren oder geringeren Erregbarkeit unserer Phantasie abhängig, denn nur die Phantasie befähigt uns, uns in die Lage Anderer zu versetzen und auch den Schmerz zu verstehen, zu ermessen, den wir nicht aus eigener Erfahrung kennen lernten. Ganz phantasielose Menschen können gut, doch nicht im eigentlichen Sinne des Wortes mitleidig sein. Von ihrer Vernunft, ihrem Pflichtgefühl oder einem religiösen Motiv getrieben, mögen sie sich fremdem Unglück gegenüber wohlthätig und hilfreich erweisen, aber es ganz zu überschauen, sind sie nicht im Stande: sie leiden nicht mit.

3.

Ruhe gewährt uns nur dann köstlichen Genuß, wenn wir sie mit Arbeit und Mühe verdient haben; ist dieß nicht der Fall, so verwandelt sich das ersehnte Lotterbett alsbald in das Dornenlager der Langweile.

4.

Nichts vergeben einem die Menschen weniger als die Fähigkeit, sie entrathen zu können.

5.

Wer nicht gelitten hat, versteht die Welt nicht; wer zu viel gelitten hat, wird sie leicht mißverstehen.

6.

Gar Mancher, der sich für einen Dichter hält, hätte nie einen Vers geschrieben, wenn nicht Andere ihm mit gutem — oder bösem — Beispiel vorangegangen wären. Aehnliches gilt auch von der Liebe. Wie Vielen käme sie ihr Lebelang nicht in den Sinn, wenn vor ihnen Niemand geliebt hätte!

7.

Ich will noch immer lieber durch Vertrauen am unrechten Ort von Anderen zum Besten gehalten werden, als durch übelangebrachtes Mißtrauen von mir selbst. Im ersten Falle hat sich der Mensch nur eines Irrthums, im zweiten hingegen einer Gemeinheit anzuklagen.

8.

Seltsamerweise pflegt man die Geduld für eine aus zahmer Schwäche stammende Tugend zu halten, während sie in Wahrheit eine Selbstbeherrschung und sittliche Kraft voraussetzt, zu der schwache Charaktere sich nie erheben können.

9.

Geduld ist der Schlüssel, der uns das Himmelreich des Friedens eröffnet.

10.

Es giebt eine Nachsicht für fremde Fehler, die der Menschenliebe, und eine Nachsicht, die der Menschenverachtung entspricht.

11.

Den Zauber harmloser Unschuld preisend, hat eine geistvolle Frau gemeint, im Vergleich mit jener sei alles bewußte Streben nach sittlicher Vervollkommnung doch nur eine Operation, von der Schrammen und Narben zurückbleiben. Immerhin! Ehrenvolle Narben zieren das Antlitz, das sie trägt.

12.

Man würde die rastlose Thätigkeit mancher Menschen weniger hoch anschlagen, wenn man sich erst darüber klar würde, daß sie nicht selten in einer angeborenen Unfähigkeit hold zu genießen ihren Grund hat. Ich nehme das Wort Genuß hier im weitsten Sinne und verstehe darunter eben sowohl die Wonne einsamen Denkens und Träumens wie das Frohgefühl, das die Reize der Sinnenwelt, der Kunst, des Verkehrs mit Andern in uns erwecken. Wer für keinen dieser Reize empfänglich ist, dem bleibt in der That nichts übrig, als fort und fort zu schaffen; er müßte sonst vor Langweile zu Grunde gehen.

Das erklärt auch, warum so viele Menschen, ohne die geringste äußere Nöthigung, sich mit vollkommen unnützen Beschäftigungen abmühen und abquälen mögen. Die Arbeit ist für sie das einzige Mittel, sich ihres Daseins bewußt zu bleiben; sie ist ihnen Selbstzweck, ihr Resultat nur Nebensache. Mitunter klagen die guten Leute wohl darüber, daß sie vor lauter Thätigkeit nicht dazu gelangen, das Leben zu genießen wie Andere, während es doch nur die Trockenheit ihres Wesens ist, das sie von jedem Genuß ausschließt, sie zu Fröhnern macht und ihnen keine Zuflucht läßt, als fortwährende Geschäftigkeit.

13.

Nicht nur Kleider, Meubles, Nippessachen u. dgl. sind dem Wechsel der Mode unterworfen. Auch Menschen und künstlerischen Talenten kann es widerfahren, daß sie — man weiß nicht wie — plötzlich in die Mode kommen, eine Weile hindurch die größte vogue haben und dann im Handumkehren dem antiquirten Gerümpel beigezählt werden.

14.

Es giebt Menschen, deren Fehler liebenswürdiger sind, als die Tugenden Anderer.

15.

Jeder Seele ist ein Zug eingeboren, der sie aufwärts oder niederwärts streben heißt. Es ist das Verhängniß, das wir unbewußt im eigenen Busen tragen, das Schicksal, das wir erfüllen müssen.

16.

Es kommt wohl vor, daß Menschen eine Ehe, in der sie kein absolutes Glück fanden, lösen, um dann in einer zweiten absolutes Unglück kennen zu lernen.



Gedichte.

Von

Robert Hamerling.

1.

An ein junges Mädchen.

Die nächste Morgensonne
Verjährt mit ihrem Stral,
O Kind, dein junges Leben
Zum dreimal fünften Mal.

Laß mich die Stirn dir küssen
Heut ohne Gegenwehr:
Sieh, morgen bist du Jungfrau,
Dann ziemt es sich nicht mehr!

Laß mich die Stirn dir küssen,
Die Augen, unschuldsklar,
Bevor mein Weg von deinem
Sich trennt für immerdar.

Der deine führt dich lächelnd
In deiner Schöne Kranz
Dem goldnen Glück entgegen,
Durch Rosenduft und Glanz,

Der meine senkt sich einsam
Auf ödem Strand hinab,
Und keinen Kranz mehr schling' ich
Um meinen Wanderstab.

Sacht unter meinen Augen
Bist du herangedieh'n
Ich habe dich geschaukelt
Als Mägdlein auf den Knie'n:

Und morgen bist du Jungfrau,
Gar spröd' und stolz gesinnt —
Laß mich die Stirn dir küssen,
Heut bist du noch ein Kind!

2.

Sie wissen es nicht.

Die Blumen bedaur' ich, die Wipfel im Winde,
Die der Anhauch des Lenzes umkos't so gelinde,
Daß ihnen das Eine, das Schönste gebricht:
Sie wissen es nicht!

Und die Kindlein — es küßt sie ein himmlischer Mund,
Es neigt über sie sich zu jeglicher Stund'
Holdlächelnd und segnend ein Engelsgesicht —
Doch sie wissen es nicht!

Und die Schlummernden, ach, wie sie glücklich und reich!
Wie mit Kränzen elysischen Mohnes so weich
Gott Morpheus die Stirnen der Schläfer umflicht!
Doch — sie wissen es nicht!

Und die Todten, die Todten im Sarge, vor Allen,
Für welche die irdische Schranke gefallen!
Ihnen leuchtet so lieblich das ewige Licht:
Doch sie wissen es nicht.

Die Wundermacher der Wüste.

Geschichte einer abenteuerlichen Liebe.

Von

C. von Vincenti.

> Sie fragten Scheitan, den Gesteinigten:
> Wer thut Wunder außer Gott und Dir?"
> „Das Weib."
>
> Arabische Legende.

Ich habe kaum je ein so liebenswürdiges, allezeit so frischgelauntes Menschenkind gekannt, wie Harris Musselboro, der doch ein geborener und getaufter, unverfälschter Engländer gewesen. Wir machten Bekanntschaft mitten in der syrischen Wüste. Harris war ein entfernter Verwandter von „Lady" Mischoël, welche ich wohl so nennen darf, wenngleich sie als Engländerin eines Beduinen-Emirs Weib geworden und solchermaßen jeden Anspruch auf den ebenso orthodoxen als civilisirten Ladytitel verloren haben mochte. Aus diesem Verlust machte sich die Dame übrigens beleidigend wenig, ich kann es bezeugen.

Mein junger Freund und ich, wir durchforschten zusammen die hauranitischen Lavastädte und Tadmor, die Palmenstadt der großen Königin. Hier hieß es scheiden; er zog gen Südosten nach den rothen Sandströmen mit einer schomeritischen Karawane, ich kehrte heim. Am Tempelthor, wo der symbolische Sonnenaar Baals über die islamitischen Bittgänger seine Schwingen ausbreitet, drückten wir uns zum letzten Male die Hand. „Vergessen Sie die Schrift nicht", sprach er beim Abschied .... und wir sahen uns nie wieder. Braver Harris, Du König aller Wüstentouristen, wie und wo hast Du geendet, denn Du spieltest zu tollverwegen Dein Leben aus, um nicht Azraël * herauszufordern. Vielleicht bleicht Dein Gebein im Nefud, wo der Tod seine Wegspur streut nach dem geheimnißvollen Lande der „Mitte"!

Die „Schrift!" Ja die war ein seltsames Vermächtniß. Eine Frauenhand hatte die feinen, schmächtigen Züge, theils englischer, theils syrischer Currentschrift, geschrieben, welche ziemlich engbrüstig über das dicke Papier hinliefen, aber die Lectüre nur weniger Blätter des in wunderlich gemischter

---

* Todesengel.

Weise halb englisch, halb arabisch geschriebenen Schriftstückes genügte, um vor der unerschrockenen Schreiberin einen ausgiebigen Respect einzuflößen.

Ich wendete Blatt um Blatt, wie man in einem Reisetagebuch blättert, bis mir ein Blatt unterkam, wo mit viel sichererer Hand als bis da geschrieben stand:

„Dies ist die Geschichte meiner Liebe." . . .

Harris hatte auf mein wiederholtes Fragen den Namen der Verfasserin hartnäckig verschwiegen, er wünschte nur, daß ich bei meiner Rückkehr nach Europa die Aufzeichnungen nach meinem Gefallen benützen sollte. Ich aber errieth sofort in der Schreiberin des Emirs Mischoël Gemahlin, die schöne, hochherzige Sarai, obwohl dieser Name nirgends vorkam, wohl aber auf der letzten Seite in einem Arabeskenschnörkel ein winziger Siegelabdruck sichtbar war, worin ich sofort ohne sonderliche Anstrengung meines sphragistischen Wissens einen Abdruck von Sarai's Smaragdsiegel mit der Jerichorose erkannte, welchem die Beduinen jenen Zauber zuschreiben, womit die schöne Fremde den furchtbaren Emir bezwungen.

Lady Sarai's Liebe! Die abenteuerliche Liebe einer der merkwürdigsten Frauen, die je aus den Schranken des Herkömmlichen herausgetreten, stand in diesen Blättern geschrieben! Und bei Sarai, der edlen Beschützerin der dem Tode verfallenen Christen, der unerschrockenen Bezähmerin beduinischer Raubgier, der großmüthigen Spenderin mit der stets offenen goldenen Hand, wie die Kinder der Einöde sagen, bei Sarai, die den Löwen der Wüste bezwang, ward die Apostasie am Abendlande zum Segen für Alle. . . .

1. Aufgebot!

Zu Tadmor war Markttag. In unserer Phantasie ist die Ruinenstadt der entthronten Königin heute nur noch ein gigantisch Tempelgerippe, das an der Wüstensonne zerstiebt, in Wahrheit aber herrscht hier allwöchentlich reges, lebendiges Leben. Denn wie zur Urzeit, wo Tadmor mit Hamath und Baalbeck die syrische Wüstenhansa gebildet, ist hier ein Tauschhandelsplatz für die Wanderstämme geblieben. Wohl sind's nicht mehr die Schätze der Mossulkarawanen und indischen Handelsgallionen Hesiongaber's, welche die Blicke verlocken, sondern der arme Beduine tauscht und schachert mit dem Wüstenhausirer. Hier grölt er seine Datteln aus, dort seine Wolle und Unzenfelle; Dieser hält in den Bälgen der Rieseneidechse Kameelbutter feil, Jener kauert hinter einem Haufen Springhasen mit langstelzigen Hinterläufen. Mit blanker Münze wird nicht viel geklimpert; der syrische Jude flickt Kessel und Zeltgeräth, bringt fränkischen Kurzwaarenkram und billige Waffenstücke auf den Markt und macht ab und zu ein Geschäftchen mit Geschmeide in Korallen und Amethysten nach beduinischem Geschmack.

Der Scheik von Tadmor ist kein geringer Wüstenherrscher. Seine Capitale besteht zwar nur aus Zeltflickwerk mit lehmgebackenen Hütten vermischt, Alles in Allem ein halbbeduinisch Dorf, dessen Herrlichkeit die himmelhohen Mauern des Sonnentempelhofes in ihren Säulenrahmen fassen, aber der Beduinenschwarm der Weldahs und Sebkals, welche dem Tadmoriten gehorchen, campirt ab und zu auf den Ruinen, von Zenobia's

stolzer Wandelbahn bis gen Rakka am Strome. Alte Sonnenanbeter, lieben sie Tadmors sonnengeweihte Trümmerpracht. Für sie bleibt die Sonne ein mächtiger Gott, mag sie auch ihr Antlitz zwischen des Teufels Hörnern zeigen, wie der schlaue Prophet gemeint. Dann späht sich's bequem in's weite Land von den alten Grabthürmen der Palmyrenser und der Beduine späht allezeit nach Beutewild, Mensch oder Thier. Endlich kommt noch dazu, daß Tadmor zu gewissen Jahreszeiten ein fliegendes „Mekteb" * besitzt, wo an Markttagen der Scheik den Euphratreisenden Wüstenpässe in aller Form Rechtens ausstellt, die bisweilen gegen die Raublust der Wanderstämme schützen.

Dort auf dem Forum Odeinaths, wo die Säulen im Halbkreis stehen, haben sie ein solch' beduinisch Paßbureau aufgeschlagen. Es ist ein kameelhären Zelt, ein schwarzer Fleck auf diesem hellen Getrümmer.

Drinnen kauert ein alter Beduine, die dürren Beine untergeschlagen, an einen rauchschwarzen Säulenstumpf gelehnt. Wie der weichende Vorhang das grelle Tageslicht einläßt, hält der Mann blinzelnd die Hand über die Augen. Ein breit in braunweiß gestreifter Abba** hängt über den knochigen Schultern. Die lederbraunen Wangen fallen zwischen den vorspringenden Jochbeinen tief ein, fast wie bei einem Todtenschädel; aber im Auge brennt die heiße Lebensflamme. Unter der schmutziggrünen Kuffieh,*** lugen die sauber rasirten Schläfen hervor, fein durchwittert von den Krähenfüßen, die von den Augenwinkeln auslaufen. Der Bart wächst aschfarben in spärlichen Büscheln um das spitze Kinn.

Es ist Hark, der Scheik von Tadmor. Wenn er auch oft den Rohrkalam handhabt, an dem er eben schnitzelt, so ist er doch nicht minder vertraut mit dem Spiel der Waffen. Obwohl gewissermaßen Vasall des Großscheiks der Anezeh, ist er doch allezeit Rebell gewesen. Erst vor Kurzem hat er wieder einen Strauß gegen den Emir ausgefochten, freilich nicht mit sonderlichem Glück, denn das Schlimmste, was einem Wanderstamm im Kriege passiren kann, passirte den Tadmoriten: sie verloren ihr Palladium, ihr Kampfpanier, die „Kriegsjungfrau" ****, um welche sich die Streiter zu schaaren pflegen. Es war dies Hark's „Schirmtochter" gewesen, die schöne, kühne Ofayrah.

Und dafür brütete Hark Rache gegen . . . . die Christen!

Wenn wir in eine der Beduinengruppen hineinhorchten, welche am Triumphbogen lagern? Da fallen heute in einer Stunde mehr Worte, als bei diesen wortkargen Gesellen sonst in einer ganzen Woche. Aus den syrischen Städten kam seltsame Mähr in die Wüste herüber . . . .

— „Des Propheten heiliger Glaube ist in Gefahr" — rief eben ein finsterer Gesell, auf dessen nackter Brust ein gelbblaues Sonnenrad eintättowirt war.

— „Der Ungläubige drängt" . . . fügte ein fuchsbärtiger Strolch mit weitoffenen Augen hinzu.

— „Die wahren Gläubigen auszurotten."

— „Tod den Ungläubigen!"

---

* Karawanenbureau.

** Mantel.

*** Kopftuch.

**** Die Beduinen nennen sie „Hadyah".

Und die Augen funkelten, die Zähne knirschten, die Waffen blitzten.

Wie sind doch die sonst so glaubenslauen Söhne Ismaels urplötzlich so fanatische Prophetenbekenner geworden? Es war Anfangs des Jahres 1860, und wieder einmal der Islam, der einzige lebendige Glaube, das einzig göttliche Bekennerthum, in Gefahr.

In den Wanderstämmen herrschte Gährung und die Wundermacher stachelten die fromme Beutegier der Beduinen bis auf's Aeußerste.

Was Wunder also, wenn in Erwartung des Abrechnungstages mit den christlichen Schatztruhen vorläufig das Geschäft mit den Wüstenpässen verzweifelt schlecht ging. Für ungläubige Geschäftsleute war's eben in der Wüste nichts weniger als geheuer und kein kluger Mann fing sich jetzt gern im riesigen Fangnetz der Beduinenpolizei, wo ohnedies von jeher Diebe den Sicherheitsdienst versehen.

So blieb denn Hark's Zelt an diesem Markttage verödet und erschien kein Schutzbedürftiger am Vorhang, so daß der Thadmorit den Kalam in aller Muße mit der Wasserpfeife vertauschen konnte. Plötzlich horchte der Alte auf, lautes Rufen erscholl draußen . . .

Vor einer Weile war unter den lagernden Beduinen ein geheimnißvolles Wort gefallen:

— „Männer mit dem goldenen Stirnband, so sagt man, gehen um“. . .

— „Zeichen geschehen“. . .

— „Ja, Zeichen des Herrn!“ bekräftigte eine helle, scharfe Stimme, und ein Mann von seltsam-ungeheuerlicher Erscheinung trat plötzlich heran. Er trug auf den Schultern einen falben Schakalspelz, dessen grimme Schnauze wie ein Raubabzeichen von seinem Kopfe fletschte. Unter diesem Mantel hatte er die gottgefälligen Blößen seines Körpers mit stacheligen Gebetschnüren umschnürt, indeß Amulettenbüschel aus Haifischzähnen und Muschelwerk ihm wie Scalpe vom Gürtel hingen. In der Hand hielt er den eisernen Gabelstock der Wandermönche, welchen er gen Aufgang ausstreckte:

— „Schaut hin!“

Die Beduinen sprangen auf und spähten begierig nach dem Horizonte, wo eine goldene Wolke heraufgekrochen kam. Der Fremdling aber war bereits im Tempelhof verschwunden, nur sein seltsam Gürtelgeschmeide hörte man noch leise nachklimpern.

Vom Aufgang wehten verworrene Rufe herüber.

Die Wolke glitt immer schneller gen Tadmor heran, und bald konnte man einen Reitertrupp unterscheiden, welcher ein schwarzes Kameel in seiner Mitte herbeiführte. Jetzt tauchte der Zug in den Hohlweg, welcher das Ruinenplateau erklimmt. Mit einem Mal flog den oben Harrenden ein Blitz in's Auge und ein weißbeturbanter Mann in grünem Maschlah kam, mit einem Goldpfeil herumfuchtelnd, auf einem dürren Eselein heraufgeritten. Ein Wundermacher, wie es allen Anschein hatte, welchem der Zug mit dem lauten Ruf: „Aufgebot! Aufgebot!“ nachfolgte.

— „Das Heil über Euch!“ schrie der Grünmantel aus Leibeskräften, als der Zug am Triumphbogen stille hielt. „Wo ist der Scheik von Tadmor?“

— „Aufgebot! Aufgebot!“ heulten die Reiter in langgezogenen Tönen.

Hark erschien.

— „Vater der Rache“, rief der Mann Gottes, seinen Wunderpfeil schwingend, „die Sonne ist blutig! Die geschwärzte Kameelstute wandelt von Zelt zu Zelt, es flattert, ein Todeszeichen, die schwarze Feder vom Strauße, auf hohem Sattel sitzt das schwarze Weib und vertheilt die Büschel vom Haare des schwarzen Kameeles, ein Zeichen der Verbrüderung.“

— „Verbrüderung! Verbrüderung!“ scholl es im Chor, und die Tadmoriten drängten sich hastig herzu, um die Haarbüschel aus den Händen der schwarzverschleierten Reiterin zu empfangen.

— „Und welche Worte spricht der Mund des Weibes?“ fragte der Scheik, die Augen zu Boden gerichtet.

In tiefen, schluchzenden Tönen kam es unter dem härenen Schleier hervor:

— „Verstärkung! Verstärkung! Kommt herbei, Ihr tapferen, großherzigen Vertheidiger, Ihr Rächer, herbei, um die schwarze Kameelstute weiß zu machen! Der Ungläubige drängt! Gott ist groß und Mohammed ist sein Prophet!“

— „Verstärkung! Verstärkung!“ jubelten die Beduinen mit hochgeschwungenen Lanzen.

Der Scheik von Tadmor aber, seine hagere Gestalt emporrichtend, rief mit weit vernehmlicher Stimme:

— „Wir begraben die Fehde mit dem Scheik Mischoël und werfen als Zeichen der Versöhnung sieben Kiesel in die Grube.“ Und im Nu war diese Grube gegraben und mit den sieben vergrabenen Kieseln die Versöhnung besiegelt.

Darauf drängten sich die Beduinen in wildem Tumult herbei, dem gottgeliebten Manne mit dem Goldpfeile, welcher im Sattel geblieben war, die Kniee zu küssen. Dieser aber, seinem Graurthier die Fersen in die Weichen stoßend, ließ nach einem kurzen: „Bleibt im Schutze Gottes“, aus allen Kräften den Alarmruf: „Aufgebot“ hinaustönen, worauf der ganze Zug, vom Gejauchze der Tadmoriten begleitet, sich wieder den Hohlweg hinab ergoß, um ein anderes Wüstenlager heimzusuchen. Unten flammte der Pfeil des Wundermannes noch einmal auf, ein Paar Jubelschüsse wurden gewechselt, deren Echo in den Ruinen rumorte, und dann verschlang die Ferne das Häuflein.

Hark aber, in’s Zelt zurückkehrend, sandte nach seinem Sohne Mansur. Doch sie fanden ihn nicht.

Der Alte wollte ihn in’s Hoflager des großen Emirs senden, damit er Ofayrah, die Gefangene, mit Gold einlöse.

2. Ofayrah’s Schmach.

Der Tag war im Verdämmern. Dem Scheik von Tadmor kam das Aufgebot gegen die Ungläubigen gerade gelegen, so konnte er seinem etwas gesunkenen Ansehen wieder aufhelfen und seine leeren Truhen füllen. Letztere Aussicht war so lachend, daß Hark dabei im einsamen Zelt ein Stündchen verträumte.

Da plötzlich fuhr er empor.

Ein hagerer, feueräugiger Gesell, von Kopf bis zu Fuß in eine zerlumpte Scharlachdecke gewickelt, ein rostiges Gewehr in der Hand, stand

vor ihm, während ein Haufen Beduinen sich am Eingang drängte. Einer ließ einen Leuchtspan hereinflackern.

— „Was soll's? Was bringt Ihr?" fragte Hark mißtrauisch.

Der Fremde ließ ein unheimlich Lachen hören.

— „Wölfe und Hyänen." . . .

Hark legte sachte die Hand auf den blanken Knauf seiner Gürtelpistole.

— „Und ein . . . Weib" . . . ergänzte der ruppige Gesell . . . Der Scheik schloß einen Moment die Augen, dann stand er mit einem Sprung auf den Beinen.

— „Allah", fuhr Jener mit schwerem hauranitischen Accente fort, „so ist's, so wahr mir Paradiesesfreude werden möge. Zweimal ging die Sonne hinunter, seit ich von Maksurah herüberzog mit meinen Käfigen. Ihr müßt wissen, Ohm, daß ich nach Kerbela wandere zur Jahreswende, wo großes Fest. Kein Hyänenjäger im Hauran führt so prächtige Thiere; sie sind zahm wie Lämmer und tanzen wie junge Nubierinnen. Drei davon habe ich in diesem meinen Mantel frisch aus dem Neste geholt, sie lecken mir den Bart" . . . Hark machte eine ungeduldige Bewegung . . .

„Der Allsanftmüthige sänftige Euer Blut in Geduld. So sagt' ich denn, als nicht weit von Maksurah — der Tag brach an und der Morgenstern stand eben dicht unter dem Siebengestirn — ein Trupp Beduinen mir vorn ansprengt und der Eine mir zuruft: „Wohin, Du Sohn des Weges?" Ich rufe: „Gen Tadmor." Und er dann wieder mit rauhem Lachen: „Da hätten wir einen Auftrag an Hark, den alten Wolf, den wir nicht gerne selber ausrichten möchten, denn der Scheik hat verbranntes Blut und eine rasche Faust. Nimm dies Kameel mit dem Tragzelt und dem Weibe drinnen und führe sie dem Alten zu. Als Lohn behalte Dir das Thier. Bleib im Schutze Gottes." Und die Reiter verstoben gen Mittag. Ich aber nahm das Kameel beim Strick, ein braunruppig Thier, schmal, aber fest auf den Knochen, und schau mir vorn am Bug das Zeichen an. Ihr könnt es draußen selber sehen: Drei Fingerstriche . . . .

„Das Zeichen Mischoël's," murmelte der Scheik, wild vor sich niederblickend. . . . . Der Hyänenjäger fuhr fort:

„Sachte lüft' ich den Vorhang vom Haudag, * da fährt mir's wie Flammen in's Gesicht von zwei Weiberaugen, und ich hör' wie ein Zähneknirschen und darauf ein ersticktes Stöhnen. Noch einmal des Abends zieh' ich den Vorhang, aber er hielt fest, wie verschlossen. Das Weib hatte keinen Bissen genossen und blieb still im Haudag. Ich denke, sie hat Scheu und weiß warum. Da lieg' ich denn bei meinen Thieren und sing' ihnen ein Lied, blas' ihnen Tabakrauch in die Nüstern, und verspreche der schwarzen Kameelstute, welche die Käfige trägt, ein neues Amulet und baldige Heirat. Das thut dem Thiere wohl; es presst die Kinnladen zusammen und knirscht vergnügt mit den Zähnen. Derweil hör' ich die Bestien oben an ihren harten Fladen nagen, das Weib aber im Haudag rührt sich nicht." . . .

Der Scheik stand da, bildstarr, die Augen weit geöffnet, wie zumeist die Beduinen thun, wenn eine große Aufregung sie beherrscht.

---

* Weibertragzelt.

— „So kamen wir gen Tadmor. Im Wadi unten stellt uns ein Reiter den Weg, ein Paar todte Springhasen am Sattelknauf. Er frägt nach meinen Thieren, neckt sie mit dem leckeren Braten und steckt den Hyänen das Messer zwischen die Gitterstäbe, daß sie geifern und am Rücken die Borsten sträuben. Und dazu lacht er voll Uebermuth. Da mit einem Male fährt seine Stute in die Luft, vor Schreck, mein' ich, weil Maut — so heißt die große Hyäne — in der Wuth aufgeheult, aber nein, was war's? Das Weib war Euch, dem Reiter mit einem Sprung an den Sattel geflogen, und da hing sie wie eine wüthende Unze . . . Jetzt leuchtet's auf, ich hör' einen gellen Schrei, seh' den Mann im Sattel wanken und die Stute stäubt davon. Auf einen Steinwurf seh' ich das Weib am Sattel baumeln, dann fällt sie schwer ab, wie ein voller Schlauch. Blutend find' ich sie liegen und arg zerschunden, doch sie lacht wild und springt wieder in's Tragzelt, als hätte sie sich kaum die Haut geritzt. Der Reiter aber war fort. Wir kamen dann gemach den Hohlweg herauf, und da draußen ist sie."

Mit diesen Worten zeigte der Hyänenjäger mit seiner langen Flinte durch den geöffneten Zeltvorhang hinaus, wo ein braunes Kameel mit einem Weibertragzelt hielt.

Hark sprach kein Wort. Dem Beduinen den Leuchtspan aus der Hand nehmend, trat er hinaus und schlug den Vorhang des Haudags zurück. Das Weib lag zusammengekauert wie ein Raubthier. Der Scheik stieß sie an, da hob sie den Kopf wie aus einem Haufen Lumpen, so durchlöchert war ihr Mantel. Wie ihr der grelle Strahl in's Auge fuhr, stöhnte sie laut auf. Die Stirnadern des Alten quollen beinahe schwarz an und seine Lippen zuckten . . . .

Es lag etwas Böses in der Luft; viele erriethen, alle fühlten es und kein Laut fiel in die dumpfe, schwere Stille.

Jetzt war das Weib mit einem Sprung aus dem Haudag und trat festen Schrittes in's Zelt. Unwillkürlich folgte ihr Hark und die Beduinen drängten begierig nach.

— „Beim Ewigen", sprach sie mit gellem Ton, „was wollt Ihr? Ich bin's, Ofayrah, tödtet mich und Allah sei mir gnädig." . . .

Und sie riß Mantel und Schleier in Fetzen, so daß sie in dunkler Tunica dastand, baarhäuptig, mit flammenden Augen, das Kinn mit dem blaugemalten Stern wildtrotzig emporgeworfen, eine üppige schlanke Gestalt, furchtbar schön, wie die Judith der Araber, die stolze Taghlebidin, deren Namen sie trug.

Ein Wuthgeheul erbrauste. Das Gewand Ofayrah's war von oben bis unten aufgeschlitzt und mit Dornen geheftet, die Haare kurz geschnitten und am Vorderhaupt bis fast zum Scheitel kahl geschoren. . . . .

Die Kriegsjungfrau der Tadmoriten ward vom siegreichen Feinde in Schmach heimgeschickt, weil sie befleckt in ihrer Ehre. Um die Gefallene, die Unreine geschaart, mußten die Krieger Hark's den Sieg verlieren.

Und diese Gefallene, welche den ganzen Stamm mit selbst durch den Tod nicht zu tilgender Schande bedeckt, war des Scheiks von Tadmor „Schirmtochter".

— „Tödtet sie!" heulten die Tadmoriten.

— „Zurück!" gebot Hark mit tönender Stimme. Einen Augenblick hatte seine Faust die Waffe im Gürtel gelüftet, dann bezwang er sich und stand aufrecht.

— „Männer", sprach er ruhig und fest, „vor zweimal sieben Jahren legte mir Abd el Nassr, den ihr alle gekannt, sterbend ein Kind in die Arme. Er starb, von den Rossen der Feinde zerstampft, ein Held, und am Tage des Gerichtes werden seine Wunden wie Moschus duften. „Vater der Rache", sprach er beim Verscheiden, „sei sanftmüthig diesem Kinde und stoß es nicht von Deinen Knieen, sei ihm Schild und Stab und Rath, sei ihm Rächer und Erbarmer." Dies seine Worte. Ofayrah war des Kindes Name. Ich nahm als Schirmvogt* die weiße Kameelstute als Lohn und pflegte des Kindes. Allahs Wille war, daß das Kind zu unserer Schmach gedeihe, — wer erforscht den Rathschluß des Allfehlerlosen? Sie ward entehrt. Gab sie sich oder zwang er sie zu Willen? Ich bin der Richter dieses Stammes, und so stell ich an Ofayrah, meine Schirmtochter, diese Frage: „Bei Deinem Haupte, ward Dir Gewalt oder nicht?"

— „Mir ward Gewalt", rief das junge Weib mit glühenden Wangen. Und den Blick stier auf die Erde geheftet, fuhr sie, wie zu sich selbst sprechend, fort: „Ein Feiger beschlich zur Nacht mein Kriegszelt und mißbrauchte meinen Schlaf. Ich war waffenlos und so entkam er. In selber Nacht fuhr's wie ein heißer Wirbelwind auf unser Lager nieder, es war Mischoël, und er gewann Ofayrah, die Befleckte. Bei meiner Schmach", lachte die Tadmoritin wild auf, „sah ich doch im Kampfe jener Nacht, als die Feinde mein Kriegsthier niederrissen, nur den Rücken des Diebes meiner Ehre. Er entfloh der Erste!"

Der Scheik ließ seinen dunklen Blick von Angesicht zu Angesicht ringsum gehen.

— „Hat Einer dieses Weib hier der Lüge zu zeihen für ihre Worte?" fragte er langsam.

Alle blieben stumm.

— „So verfluch' ich den Frevler an ihrem Leibe und an unserem Stamme und schwöre beim Haupte meines Vaters, daß er von dieser meiner Hand sterben soll und wär's mein eigener, einziger Sohn."

— „Es war Mansur, Dein einziger Sohn," sprach Ofayrah dumpf. „Ich habe ihn getödtet."

Hark schwankte auf den Füßen, und sich den Bart raufend, stöhnte er.

— „Unselige Hand, verdorre!"

Es war ganz stille im Kreise, man hörte nur schweres Athemkeuchen.

— „Wo trafst Du ihn?" flüsterte der Alte.

— „Im Wadi unten."

— „Und wann?"

— „Als dieser Tag zu Ende ging."

Der Scheik winkte einigen Beduinen.

— „Gehet und suchet!"

Der Hyänenjäger schritt voran.

---

* Die Beduinen nennen ihn „Wasi".

Eine bange Stunde später brachten sie Mansur's Leiche. Es war der Springhasenjäger, und die Ta-moritin hatte in's Herz getroffen.

Hark aber, die Hand auf des Todten Stirne legend, sprach zu Ofayrah:

— „Ich war Dir sanftmüthig und Du zerfleischest mir das Herz, ich war Dir Stab und Du zerbrichst den Stab meines Lebens, ich war Dir Schild und Du triffst mich Wehrlosen, ich war Dir Rath und Du lässest mich verzweifeln, ich war Dir Erbarmer und Du würgst mein Fleisch. Du nahmst mir Alles, aber Du thatest so, als Deiner Ehre Rächerin. So geh denn hin und lebe, so Dich Einer in sein Zelt aufnimmt. Mein Zelt aber und meiner Füße Spur, die meide. Und wenn Dich keiner von hier wegführt, dann gehe hin und irre in der Wüste, wie Kain, dessen Haupt in Sturmesnächten emportaucht. Dein Dasein sei entwurzelt, ruhelos, liebelos, hülfelos. Dein Odem verderbe, Dein Leib verdorre, Deine Seele vergehe in Angst. Hunger und Durst, der gierige Zwillingswurm, benage Dein Gedärm wie Feuer, zu Stein werde die Dattel in Deinem Munde, zu Staub der Trunk. Und so mäste Dich mit Staub, raffe Deine Pein zusammen und stirb am dornigen Pfad, dem Schakal zur Beute. Zuvor aber frag ich Alle die hier: Will Jemand dies Weib in sein Zelt nehmen, damit sie lebe?" Lautlose Stille.

— „Und zum zweiten Male frage ich: Will Jemand dies Weib in sein Zelt nehmen, damit sie lebe?"

— „Ich nehme sie in mein Zelt, damit sie lebe," ließ sich eine klangvolle Stimme am Eingange vernehmen, und ein junger, schlanker, bartloser Mann in schwarzer Abba, einen bunten Dosmal* mit gefransten Zipfeln, nach Art der Schomeriten sorgfältig um das Haupt geschlungen, trat ein

3. Der Mann mit dem Feuermal.

Die Anwesenden maßen den Fremdling mit mißtrauischer Neugierde Jetzt stand er vom Span grell beleuchtet. Niemand kannte ihn, man entnahm dies leicht den Mienen. Die Erscheinung verrieth trotz der Jugend männliche Energie und gebot Sympathie. Die scharfgeschnittenen, hellen Züge waren nicht regelmäßig schön, doch höchst ausdrucksvoll, insbesondere der feine Mund, während die Nase, zu hart im Schnitt, etwas stark vorsprang. Auch bei den Augen lag der Hauptreiz in einer gewissen Schwermuth des Ausdrucks, wodurch sie allein an arabische Augen erinnerten, weniger jedoch in Farbe und Schnitt, denn sie waren dunkelgrau und rundgeschlitzt. Auch die Hand, dieses Racemerkmal der Araber, war keine arabische. Rothe, halbhoh eStiefel, wie sie auch der Wüstentourist nicht selten trägt, umschlossen die Füße. Der Leser fühlt, daß wir portraitiren; in der That spielt der junge Fremdling in unserer Geschichte nicht die letzte Rolle.

Das war doch seltsam. Mälig schwand das Mißtrauen aus den Mienen der Anwesenden, um einem Ausdruck ehrerbietiger Scheu Platz zu machen, und die Stirnen senkten sich. Wer nie unter Wüstenzelten gelebt, hätte sich dies Mienenspiel schwer erklärt, denn am Ende so imposant war die Erscheinung des Fremdlings doch nicht. Ein mit dem beduinischen

* Kopfshawl.

Aberglauben einigermaßen Vertrauter jedoch hätte sogleich in dem jungen Manne einen zu großen Dingen Aufgesparten, einen Liebling Allah's erkannt, welcher den Abdruck des göttlichen Fingers als „Feuermal" auf der Stirne trug. In der That war der Fremde also vom Herrn gezeichnet und braunte ein großes, tiefrothes Muttermal mitten auf seiner hellen, schöngeschwungenen Stirne. Jetzt sprach er zum Scheik gewendet:

— „Sie nennen mich Jethur, den Sohn Thalebs, der zu Semira, der braunen Stadt, Handel trieb. Gebt mir dies Weib in mein Zelt und sie soll leben für sich, unbehelligt, allein mit ihrer Schen, so lange wir wandern."

Ein für die Sprache feines, beduinisches Ohr hätte aus dem in den Gutturalen zerquetschten und verschliffenen Accente des Sprechenden gewiß nicht jenes helle, starke Arabisch herausgehört, welches im Palmenthale von Rumma gesprochen wird. Doch den Tadmoriten ist das Ohr durch den syrischen Dialekt verdorben.

Hark aber antwortete ruhig:

— „Nimm sie hin, o Sohn Thalebs. Uns ist sie todt, Dir lebe sie. Der Herr weiß, wie Dein Zelt bestellt und wie Dein Haus. Er sieht alles Verborgene; wir fragen nicht. Möge sie Frieden finden unter Deinem Dache und Frieden halten mit Dir, auf daß Deine Großmuth nicht zu Schanden werde."

Und der Scheik winkte der Tadmoritin, deren Augen während dieser ganzen kurzen Scene starr auf den Fremdling geheftet waren. Nun raffte sie langsam die Fetzen ihres Mantels zusammen, verhüllte sich das Haupt und folgte schweigend ihrem Beschützer, der mit schlichtem Gruß hinaus schritt.

Draußen hörten Beide, wie der Scheik von Tadmor mit fester Stimme zu den Seinigen sprach:

— „Jetzt gehet hin und klaget um Mansur, mein todtes Fleisch, und lasset es Ruhe finden. Dann aber Tadmoriten und Ihr vom Stamme der Weldahs und Sebkals, streuet Salz auf die Grube, welche die Kiesel der Versöhnung verschluckt hat, damit sie auf ewig unfruchtbar bleibe. Rache an Mischoël, Rache an seinem Stamm!"

— „Rache!" heulten die Beduinen.

So ging dieser Tag der „Verbrüderung" zu Ende.

Wo links vom Sonnentempel unter schwarzgrünen Palmen, dem Wüstenschiffer zur Leuchte, eine einsame Riesensäule ragt, da war Jethurs Zelt geschlagen. Ein Quell kam nahebei aus dem Fels hervor.

Große, ruhige Gestirne hängen am Himmelsgewölbe. Zohrab, die schöne Lautenschlägerin, der Venusstern der Araber, führt den lichtvollen Reigen, und gen Jemin, welches der Prophet glücklich gepriesen, strahlt der heilige, göttliche Hundsstern, zu dem Ismaëls Kinder seit Jahrtausenden beten.

Jethur schaute empor, als wollte er in der Strahlenschrift lesen. Als Fremdling suchte er wohl jenen Leitstern, welchen die Wüstenwanderer das „Glück des Irrenden" nennen, und siehe da, er stand hell, des Adlers Hauptschmuck, von guter Vorbedeutung.

Eine dünne Stimme sang von der Quelle her:

„Tausend Sonnen hat die Wüste,
Hat die große Gottessonne,
Der Gazellen Sonnenaugen,
Tausend Sonnen hat die Wüste.“

Jethur horchte unbeweglich, Ofayrah aber zog einen Zipfel des Mantels dichter über ihr Angesicht. Die Stimme ertönte wieder:

„Tausend Monde hat die Wüste
Hat den großen Mond der Nächte,
Hat der Frauen Mondgesichter,
Tausend Monde hat die Wüste . . . .“

Das Lied verstummte.

„Schmurd!“ rief der Mann mit dem Feuermal nach der Richtung, wo der Gesang verklungen.

Ein großäugiger Berberknabe mit Silberringen in den Ohren sprang heraus.

— „Hier, Deine Herrin“, sprach Jethur; „bereite ein Lager!“

Und zu Ofayrah gewandt, fuhr er fort:

„Du findest Weibertruhen drinnen, schalte nach Gefallen.“

Darauf schaute er nach den lagernden Thieren. Es waren zwei Lastkameele, ein falbes Dromedar von guter Omanrace und eine graue Stute mit Schwarzfüßen, für den Kenner ein ächt schomeritisch Blut. Die „Mukrs“* hatten sich unter die Beduinen gemischt und nur ein Mann kauerte als Wächter am Boden, den Kopf auf den Knieen.

Jethur ließ ihn ruhen.

Indeß erschien Ofayrah wieder im Freien; sie hatte die Lumpen ihrer Schmach abgestreift, denn drinnen war ihr in der That eine Truhe mit Weiberkleidern untergekommen, aber kein Weib. Schweigend setzte sie sich draußen nieder.

— „Du verschmähst mein Zelt?“ . . .

— „Bin ich seiner nicht unwerth?“

— „Geh und suche Ruhe“, sprach Jethur mild.

Die Tadmoritin, ihr Haupt noch dichter verhüllend, murmelte düster:

— „Wär' eine Samumwolke dies Tuch, daß mein Odem darin erstickte! Warum, o Herr, willst Du, daß ich lebe mit meiner Schmach?“

„Du bist schön, Ofayrah, und hast eine Löwenseele. Laß die Feigen sterben, sowie Mansur starb. Sein Tod gab Dir die Ehre, das Leben wieder“ . . .

— „Du wärst ein Unsterblicher des Herrn, wenn Du wahr sprächest.“

Jethur schaute hinaus in die mondschöne Nacht.

— „Sag' mir“, hub er dann plötzlich an, „ist der Emir Mischoël der Held, den sie preisen?“

— „Er ist ein Löwe, und Schakale sind die Alle“, erwiederte die Tadmoritin mit erhobenem Haupte.

---

* Kameeltreiber.

„Männer“, fuhr der junge Mann fort, „begehren heiß, lieben kühl und achten kalt. So muß wohl der Emir ein Anderer sein, weil er Dich nicht begehrte“ . . .

— „Die Unreine?“ fuhr Ofayrah tiefentrüstet empor. „Ich sprach zu ihm: „Mir ward Gewalt“ und er wandte sich von mir.“

— „Und schickte dennoch Dich in fast sicheren Tod den Deinen heim? Beim Ewigen, Großmüthigere gibt's!!“

— „Sie reizte den Edlen, Ghazal, die Wolfsäugige.“ . .

— „Sein Weib?“

— „Der böse Geist seines Zeltes, die Abessynierin . . .“

— „Und er ließ sich reizen, er, der edle Mann, der Held, der Löwe.“ . . .

— „Schmäh' ihn“, murmelte die Tadmoritin, „schmäh' ihn, damit ich ihn hassen lerne“ . . Und sie ließ das Haupt in die Hände sinken.

Eine leichte Wolke zog über Jethurs Stirne.

Er hatte sie sanft in's Zelt genöthigt; dann setzte er sich draußen auf den Säulenstumpf, wo unten die Quelle heraussickert.

Seine Züge hatten einen Ausdruck weicher Träumerei angenommen. Das Lied Schumurds zog ihm durch die Seele und vor seinem verschleierten Auge schimmerte die einsame, weiße Säule wie Licht, das langsam aufwirbelt als schmale flüchtige Dunstwolke, wie sie oft Wüstenschiffern als Trugbild voranleuchtet . . . .

Und Jethurs Geist folgt dieser lichtschnellen Leitwolke in den Sandstrom des tödtlichen Nefud, der wie eine ungeheure Feuerzunge die Palmenthäler beleckt, wo König Telal herrscht.

Und er sieht eine Karawane in der berghohen Sandlohe versinken, in Todesverzweiflung ausschauend nach jenen ersehnten Granitbergen, welche sie die „Zeichen des guten Glückes“ nennen. Und sie verschmachten. Da ist einer aus der Beduinentruppe, der sich die Waffe in den nackten Arm schlägt, daß ein Blutquell herausspringt, den zwei Frauenlippen gierig trinken, und der Beduine ist der Emir Mischoël und das Weib, das Leben trinkt aus des Emirs Blut, dies Weib gleicht . . .

Ein großer Schatten, spitz emporwachsend, trat vor die helle Säule und die Lichtwolke verlosch.

Der Wanderderwisch im Schakalspelz stand vor dem Träumenden, seine Stirne war zu Boden gesenkt und seine Geberde voll Unterwürfigkeit.

4. Die heilige Waffe.

Den Mann aus Semira schien das plötzliche Erscheinen dieses Allahgeliebten nicht zu überraschen. Er mochte dem Treiben der Wundermacher der Wüste auch nur mäßigen Glauben entgegenbringen, soviel las sich leicht aus seinen Mienen, welche fast mehr Spott als Mißtrauen zeigten. Jetzt den nächtlichen Gast schärfer in's Auge fassend, sprach er:

— „Du folgst mir seit Tagen und Wochen, wie ein Wüstengespenst; löse endlich Deine Zunge!“

Der Derwisch schlug die Arme über's Kreuz auf die Brust.

— „Befiehl, Unsterblicher!“

— „Wer sendet Dich?“

— „Der überall und nirgends, der Macht hat über Dich und mich und Alle und über den Niemand Macht hat, als der Herr der Morgenröthe.“

Der spöttische Zug um den feinen Mund Jethurs grub sich tiefer.

— „Und was spricht der Mund dieses Unsichtbaren, dieses Unfaßbaren?“

— „Geh und suche die Spur des Mannes mit der goldnen Stirnbinde, den wir zuletzt gen Niedergang gesendet, auf daß die Völker Mohammeds glauben an den neuen herrlichen Tag, welcher anbricht. Und ich ging und suchte solche Spur.“

— „Das war ein mühselig Wandern, mein Freund in Allah.“

— „Ich wanderte im Herrn. Den Sternen folgt' ich gegen Niedergang und die im Aufgang strahlen, sahen meine Fersen. Ueber Mancherlei ward ich zum Vorhinein belehrt. Da war die rauhe Einöde mit dem bittern Wasbekraut, die selten nur der Wanderer betritt und die der heilige Abgesandte durchziehen mußte. Nach diesem Kraute lüstet's den Kameelen und sie holen sich davon für lang ein schwarzes Maul. Ich sagt' zu mir, der Erste, den Du jenseits findest mit schwarzmauligen Thieren, dem folge. Auch wußt' ich, daß Dein Dromedar engbrüstig war, und so prüft' ich die Hufspuren, wo sich die vorderen tief eingedrückt, die hinteren leicht gehoben zeigten. Da mir deßgleichen Tag und Stunde Deines Abzugs bekannt, so konnt' ich Deinen Marsch berechnen . . Du schlossest Dich bald einer Karawane an und kauftest....“

— „Eine graue Stute mit schwarzen Fesseln.“

— „Ihre Spur nahm ich vom Sand, bis eines Nachts der Mond verdunkelt ward durch eine ungeheure Wolke von Geiern, die aus stillen Lüften zur stillen Wüste spähend am Himmel zog. Die gierige Wolke auf Flügeln wanderte mit Euch. Ich ahnte, daß auf schwarzem Kameele der Engel mit dem Giftspeer* Euch voranritt, und fand bald den Ort, wo der Tod für die dunkeln Vögel aufgetragen. Unter Jenen, die des Herrn Gnade aufgespart, warst Du und nur Wenige sonst entronnen.“

— „Wir sind nur Töpferwaare und der Töpfer macht uns und zerbricht uns, wie er will.“

— „Beim Brunnen der Vergeltung sah ich Dein Antlitz und drauf Gottes Mal. Seltsam, von diesem war mir keine Kunde. Doch war's ein Fingerzeig Deiner Sendung; das Abzeichen jedoch sucht' ich vergebens“ . . .

— „Das Abzeichen?“

— „Das goldne Band, das Dir heute an der Stirne schimmert.“...

Jethur fuhr sich unwillkürlich nach der Stirne. Er war sich eines solchen Schmuckes, wie es schien, ganz unbewußt . . .

Der Wandermönch aber fuhr fort:

— „Ohne dies Abzeichen konnte die Botschaft Unwürdigem werden. Das Stirnmal, Deine wunderbare Rettung, manches Andere hatte Dich

* Pestengel.

bezeichnet, doch da geschah ein größeres Zeichen. Die Oase nahm Dich auf und unter blühender Tamarinde fand ich Dich tiefentschlummert. Ich schlich herbei, da bäumt sich plötzlich eine fahle Schlange über Dich empor, nach Deinem Haupte züngelnd. Wen Allah liebt, den schont der giftige Wurm, so sagt' ich mir, und sieh das grause Wunder . . . Gerade vor Deinem Haupte blieb der Schlange gezückter Kopf starr stille stehen und der Schatten ihres Hauptes hob sich ein zackig Diadem von Deiner hellen Stirne. Ein Augenblick nur war's, dann schwang das Thier sich in's Tamarindengeäst und Dein Erwachen begrüßte der milde Abendstern.

— „Wunderbar, bei meinem Haupte!“ murmelte der junge Mann.

— „Dies geschah im Dschauf“, fuhr der Derwisch fort. „Ich danke dem Allenker unserer Pfade, daß er sie so wunderbar in einander geschlungen zu seiner Verherrlichung, denn die Stunde der Verbrüderung aller arabischen Stämme ist gekommen. Das Reich der Khalifen ersteht wieder; vom heiligen Schat* bis zum gläubigen Moghreb** verbünden sich die Stämme, und die unsichtbaren Bande, die wir wandernde Darber seit Menschenaltern zwischen ihnen spinnen, werden sichtbar leuchten in hohen Zeichen.*** Hier aber in der syrischen Wüste sammeln sich die ersten Reiterschwärme, welche mit der Ausrottung der Ungläubigen im gläubigen Scham**** das große Werk beginnen. Dies Glaubensheer zu führen, ist keiner würdiger als der Emir Mischoël, Essads Sohn, der vom Hauran gebietet bis an den Strom. Ihm sollst Du entbieten unseren Friedensgruß, in seine erwählte Hand sollst Du legen das heilige Schwert, das ein Wunder uns gebracht. Es entfuhr der Wetterwolke als ein Blitz und schlug in den Zeltknauf eines frommen Mannes. Hier ist die Waffe Allahs, ihr Leuchten ist der Sieg!“

Mit diesen Worten zog der Wundermacher ein kurzes Schwert aus dem Gürtel, welches er Jethur mit tiefgesenktem Haupte darbot.

Dieser prüfte die Waffe im Mondlicht mit neugierigen Blicken. Der Griff war weiß, aus Narwal geschnitzt, mit einem Eisenknauf. Die nach unten leicht gekrümmte Klinge war schwarz und in kleinen Feldern gewässert; eine Silberinschrift, vom Griff abwärts rankend, pries höchst wahrscheinlich den Herrn als Sieger. Weder Sungur der „Schwarzadler“, der berühmte Waffenschmied der Mameluken, noch Meister Musa aus Kara Hissar hatten die Klinge mit ihrem Zeichen versehen, aus gutem Grunde; sie war ja vom Himmel herabgestiegen wie das heilige Buch.

Jethur hatte kaum die Waffe genauer gemustert, als sein Mienenspiel die heftigste Erregung ausdrückte. Sein Blick haftete starr auf der Klinge, das Feuermal flammte auf seiner Stirne und seine Lippen bebten. Jetzt schloß er einen Augenblick wie betäubt die Augen. Dann bedeckte er plötzlich die Waffe mit Küssen und netzte sie mit Thränen, die unaufhaltsam hervorbrachen . . .

Der Derwisch aber war verschwunden.

Eine Stunde nach Mitternacht stieß Jethur den schlafenden Wächter der Thiere an:

* Der vereinigte Euphrat und Tigris.
** Der Westen.
*** Bekanntlich stehen die 32 Derwischorden des Islams mit einander in steter Verbindung.
**** Syrien.

— „Wir brechen auf, Saganib.“ . .

Der Mann, ein herculischer Nubier, raffte sich auf . . . .

Der „Stern der Irrenden“ strahlte in hellster Pracht, als Jethur mit den Seinen gen Mezairib zog, wo der Emir Mischoël sein Lager geschlagen.

Und sie wanderten wüstenverloren. Neben Ofayrah's Dromedar ritt Jethur. Er fragte viel über Mischoël und sein Haus, besonders die Abessynierin, welche des Emirs Gunst besaß, und erhielt von der Tadmoritin gute Auskunft. Sie zeigte keine Scheu, dahin zurückzukehren, von wo sie in Schmach hinweggeführt worden. Jethurs ruhige, beinahe weiblich-eindringliche Art berührte sie wohlthuend und bald gewann sie sich sogar ein Herz, Fragen zu stellen.

— „Du bist wohl vom Stamme der Solibah?“ meinte sie einmal.

— „Warum dies?“

— „Weil Du so hellhäutig bist.“

Und ein ander Mal:

— „Im Hause der Heils * bist Du gewesen?“

— „Wie Du sagst.“

— „Dort lebt Dir wohl eine Zwillingsschwester? Ich sah da ein Weib, das Dir ähnlich sieht, wie eine Perle der anderen. Es war auf dem Meidan **; in einer Sänfte zog sie ohne Schleier vorüber; sie war von blanker Haut wie Du selbst, hatte Deine stillen Augen, ein Gottesmal auf der Stirne wie Du selbst und goldnes Haar, das ihr Haupt wie mit Licht umgab . . . . Hast auch Du so leuchtend Haar.“ . .

— „Ich?“ rief Jethur, und mit einer instinctmäßigen Bewegung sein Kopftuch tiefer über die Stirne herabziehend, wandte er das Haupt ab, um die Purpurwolke zu verbergen, welche über seine Züge glitt . . . . . .

5. Frommer Trug.

Im Lager zu Mezairib hatten die Wundermacher ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Was nur die eben heimgekehrte Mekkakarawane an gottgefälligen Strolchen ausgeworfen hatte, vermischte sich mit den orthodoxen Elementen, welche des Fürsten Zelt erfüllten. Das war ein Tummelplatz der abenteuerlichsten Religionsschwärmerei, wo sich der fanatische Mollah mit dem wunderthätigen Goldpfeil, den wir bereits kennen, mit dem kosmopolitischen Wandermönch begegnete, der hier und allerwärts gemauste Brocken in gestohlene Schüsseln brockt; wo der ruhelos wandernde Empiriker aus dem fernen Moghreb Glieder einrenkt und Schatzkräutlein verkauft, wo der Beduinenrichter seine Amulete für Mensch und Thier an den Mann bringt; wo der Mekkapilger auf der Heimkehr mit seinen frommen Leibesblößen prunkt; wo der halbverrückte Santon seine Koranrecepte verschleißt und der spitzbübische Schlangengaukler sein Gewürm mit den neunundneunzig Namen des Allerhöchsten Gottes bändigt. Sie alle waren hier zu finden und da hofften denn die gläubigsten Gemüther, plötzlich auch einen jener geheimnißvollen Männer mit dem goldnen Stirnband auftauchen zu sehen, welche in Zeiten islamitischer Glaubensbedrängniß allerdings nur wenigen Sterblichen

* Damascus.
** Oeffentlicher Platz.

sichtbar werden und den unheimlich feierlichen Namen der „Goldmasken„ tragen. * Sie allein sprechen in Zeichen, die untrüglich, sie allein wissen Verborgenes, sie allein wandeln auf Wegen erleuchteter Gnade . . . .

Emir Mischoël galt für stark im Glauben. Sie sagten, er liebe, wie ehedem der weichmüthige Sultan Ibrahim, drei Dinge: den Koran, die Weiber und die Musik, aber weichmüthig nannte ihn deßhalb Niemand, im Gegentheil, es war schon ein kühner Mann, wer nur Mischoëls Blick auszuhalten vermochte. Und weil er den Koran liebte, hielt er sich einen Leibderwisch, der ihn erbaulich stimmte, wenn ihm das Wüstenblut zu wild aufschäumte, und weil er die Weiber liebte, so hielt er sich keinen Sterndeuter, der ihn, wie dies bei Sultan Ibrahim geschah, vor weiblichen Sternbildern gewarnt hätte, denn er wollte nicht gewarnt sein, und weil er die Musik liebte, hatte er einen indischen Flötenbläser mit Namen Nachor zum Zeltgenossen.

So sehr nun der Sohn Essad's diesen drei Dingen zugethan war, so wenig stand es ihm an, wenn die Anderen dies merkten. Am wenigsten wollte er durch äußere Frömmigkeit glänzen, nur auf die Fasten des Ramazan hielt er — gegen Beduinenbrauch — große Stücke. Die große, gewaltsame Poesie des heiligen Buches genoß er in Stunden der Vorbereitung zum Kampfe, in seinem Weiberzelte war's allezeit züchtig still, und seines Hindu Schalmeiflöte würzte ihm geheime Dichterfreuden. Denn Mischoël war auch Dichter; er liebte ein Lied auf starken Schwingen und füllte des Sängers Hand mit Gold.

Die Sonne glitt zum Horizont, als Jethur mit den Seinen der alten Feste von Mezairib ansichtig ward. Eine halbe Stunde später umwogten ihn die dunklen Zelte. Er sprang von der grauen Stute. Vor des Emirs Zelt, am Eingange gen Norden zu, wo Prachtrosse an der Fußfessel lagen, schlug eben ein Mekkapilger das Pfauenrad seiner frommen Verdienste und schwur bei der heiligen Dachtraufe und betheuerte beim silbergefaßten Himmelssteine und bekräftigte bei Abrahams Fußspuren, daß alle Christen sterben müßten. Am Zeltvorhang stand ein engbrüstiger Mann mit großen, sanften Augen und lächelte still inbrünstig in sich hinein. Es war Nachor, der Indier. An der Mittelstange des hellgestreiften Weiberzeltes hing mit ausgespannten Flügeln ein silberweißer Reiher angeheftet, der Frauen Jagdbeute. Zwei rostbraune Windspiele, dürr wie Gespensterhunde, krochen den Kameelen unter die Füße. Ofayrah hatte sich tief verschleiert. Eben rief der Mekkapilger nach dem aufsteigenden Abendsterne, dem einstigen Idole der Wüstenkinder, drohend die Fäuste schüttelnd: „Gott ist der Herr des Abendsternes", als ein mittelgroßer, beinahe schmächtig gebauter Beduine aus dem Emirzelte trat. Er hatte fein geschnittene düstere Züge und am Kinn zwei krause Büschel Bartes. Gold schimmerte an seinem Kopftuche, am schwarzen Mantel blitzte ein Saumstreif und die Waffenknäufe in seinem Gürtel waren mit Korallen bespickt. Die schmale nervige linke Hand heftete einen Zipfel des Mantelsaums auf die Brust, während die Rechte nach dem dämmernden Abendhimmel zeigte.

---

* Siehe über diese Reste einer verschwundenen Sekte des Verfassers Novellenbuch: „In Glu und Eis".

— „Der Stern des Durchgangs!“ * sprach er in etwas singendem Tone zu einem struppigen Derwisch, der ihm auf den Fersen folgte: „Er löst die Fasten . . .“

Dieser Letztere fuhr mit seinem nackten Arm in die Luft und die nächststehenden Beduinen zerstoben durch die Zeltgassen. Paukenwirbel schauerten, es flammten die hochgesteckten Feuerschalen und in den bereitgehaltenen Pfeifen erglimmte die Kohle. Es war Ramazannacht.

Als der Mann mit dem hellgesäumten Mantel erschien, war mit Jethur plötzlich eine seltsame Veränderung vorgegangen. Er bebte am ganzen Körper und seine Züge wechselten rasch den Ausdruck.

Zwei Augen hafteten fest auf ihm, Augen, scharf wie die Goldaugen der syrischen Sakr-Falken, die Samumwolken durchdringen. Solche Augen hatte nur der Emir Mischoël und unter diesem Blicke erzitterte Jethur.

Der Emir bezeichnete seinem Zeltcaplan mit einem Winke die neuangekommenen Gäste. Die schwarzen Sklaven Mischoëls nahmen die Thiere Jethurs in Empfang. Der Derwisch trat an den Fremdling heran, doch kaum hatte er ihm in's Angesicht geschaut, als er, mit der Stirne zur Erde niederstürzend, murmelte:

„Ein Abgesandter“ . . . .

Eine große Bewegung entstand. Die Zuhörerschaft des perorirenden Mekkapilgers gerieth in Aufruhr, man drängte sich begierig hinzu, als Jethur, der einen Augenblick unschlüssig dagestanden, auf Mischoël rasch zutretend, sprach:

— „Großmächtigster Emir, laß Deine Schwelle mir hold sein.“

Ringsum ging's flüsternd durch die athemlosen Gruppen: „Ein Zeichen! Ein Zeichen!“

Der Emir bot mit feierlicher Gemessenheit seine Schwelle und der Zeltvorhang fiel zurück. Niemand fand Einlaß, selbst Keiner von der Wundermachergilde. Im Nu aber hatte sich im ganzen Lager der Anezeh die Kunde verbreitet, ein geheimer Abgesandter habe das Emirzelt betreten. Als einen der eifrigsten Verbreiter dieser Nachricht hätte der Leser zweifelsohne den Wanderderwisch mit dem Schakalspelz erkannt, welcher Jethur das Schwert gebracht.

Und während das Geheimniß des Emirzeltes die Gemüther auf's Höchste in Erregung hielt, spielte sich in diesem Zelte selbst eine ganz eigenthümliche Scene ab.

Sie hatten den Friedensgruß gewechselt.

Nun wartete der Emir in fast unterwürfiger Stellung, daß der Gast das Schweigen breche. Jethur aber stand mit niedergeschlagenem Blick und das Mal auf seiner Stirne brannte tiefer. Dann mit einem Male sich ermannend, sprach er mit fester Stimme:

— „Ein Abgesandter bin ich, wie jener fromme Mann gesagt, und hier, Sohn Essads, ist mein Zeichen “

Und mit diesen Worten den bisda auf der Brust gekreuzten Mantel auseinanderschlagend, bot er die „heilige Waffe“ dem Emir dar. Dieser,

---

* So nennen die Araber den Abendstern.

das Schwert erfassend, wollte es in frommer Demuth an die Stirne führen, als plötzlich sein Blick starr auf der Klinge haften blieb . . . Dann ließ er die Waffe sinken und bohrte dem Ueberbringer seine kleinen, runden, tiefen Feueraugen forschend in's Antlitz . . .

— „Dies Schwert . . ."

— „Ist die heilige Waffe der Verbrüderung", ergänzte Jethur; „sie fiel vom Himmel, ein Zeichen des Herrn."

— „Ein Zeichen . . ."

— „Daß Mischoël, der Sohn Essads, von Allah auserkoren, das Reich der Araber wieder aufzurichten vom heiligen Schat bis zum gläubigen Moghreb — so sprach Jener, der mir dieses Schwert gegeben" . . .

— „Sprach er?" zischte der Emir mit einem grimmigen, stillen Lachen. „Sag' mir, junger Freund im Herrn, bist Du Betrüger oder Betrogener?"

Ueber Jethurs schöne Lippen glitt ein räthselhaftes Lächeln.

— „Deine Worte sind dunkel, tapferster Emir, Du hältst die Waffe Allahs in Händen, deren Leuchten der Sieg."

— „Und wer, beim Allgerechten, gab sie Dir? Der gesteinigte Satan?"

— „Schlage den Zeltvorhang zurück und lasse Deinen Blick hinausschweifen über die Häupter Aller, die von Dir in diesem Augenblicke ein Wunder erwarten. Einer wird darunter sein, von dessen Haupt des Schakals Schnauze fletscht. Den rufe, er gab mir das Schwert. Wer ihn gesendet, weiß der Allwisser."

Mischoël trat rasch an den Eingang. Kopf an Kopf starrte draußen. Der Derwisch von Tadmor war unter den Vordersten . . .

Der Emir ließ den Vorhang langsam zurücksinken.

— „Gönne mir, daß ich den Mann befrage," und er winkte nach einer Stelle, wo die Zeltwand sich zertheilte.

Jethur trat dahinter.

Der Derwisch kam und gab von seiner Sendung Rechenschaft, soweit eben das Wundergeheimniß dies vertrug. Bald wußte Mischoël genau das, was wir schon wissen. Die Person des mysteriösen Senders blieb natürlich im Dunkeln, wie zuvor.* Der Emir war in tiefes Nachsinnen versunken. Wieder stand Jethur vor ihm.

— „Trug!" murmelte Mischoël, „alles Trug!"

— „Die heilige Waffe" . . . sprach der junge Mann langsam.

— „Ich kenne sie", hohnlachte der Emir. „Dem Himmel entstiegen!"

Jethur lächelte:

— „Auch ich, edler Emir, kenne diese Gotteswaffe. Sie entstammt D e i n e m Gürtel". . .

6. Das Geheimniß der Waffe.

Mischoël stand mit weit offenen Augen. Die Wundermacher waren mit einem Schlag als Betrüger entlarvt, des Emirs Glaube bedenklich

* Der mit den Religionsverhältnissen des islamitischen Orients vertraute Leser weiß zweifelsohne, daß jenes geheimnißvolle Oberhaupt, in dessen Namen die Wanderderwische sprechen, gewissermaßen nur im imaginären Sinne aufzufassen ist.

erschüttert. Trotzdem mußte er in diesem Augenblicke an ein Wunder glauben, denn dieser Jüngling mit dem Gottesmal sprach wahr: das Schwert, welches für eine heilige Waffe ausgegeben ward, entstammte in der That dem Gürtel Mischoëls. Wie wußte dies der Geheimnißvolle? Der Beduine ist neugierig wie ein Weib. Mischoël hatte alle Mühe, diese Neugierde mit der Würde seiner Haltung in Einklang zu bringen. Weit schwerer wurde ihm dies noch, als Jethur, allen Fragen zuvorkommend, die Worte sprach:

— „Du gabst diese Waffe vor Monden einem Manne, welcher den heilkräftigen Ring aus dem Hafe des wilden Esels am Finger trug. Er war ein Vater der Heilung, der Dich vom bösen Fieber befreite zu Usseta, der lieblichen Stadt der Frauen. Du zogst das dunkle Schwert aus dem Gürtel und sprachst: „Zur guten Stunde kreuzten sich unsere Pfade, laß diese Waffe dieser guten Stunde Zeichen sein, ein sichtbar Zeichen des Schutzes für Dich, so weit der Arm Mischoëls reicht."

— „Wunderbar ergreifen mich diese Worte aus Deinem Munde, o Jüngling," murmelte der Emir, „denn beim Allwahrhaftigen, ich sprach sie zu jenem Manne, den ich mit seiner Tochter durch den Nefud geleitete, wo uns der giftige Schiluk* das Blut verdarb. Wunderbar ergreift mich auch Deiner Stimme Ton, als hätte mein Ohr ihn schon einmal geschlürft. Und jener Mann, dem ich mein Leben danke . . ."

— „Dem Du vorher sein Kind, seiner Seele Labe, mit Deinem eigenen Blute vor dem Verschmachten hast gerettet."

Mischoël legte die Hand auf beide Augen.

„Mir ist, als sollte plötzlich ein heller Glanz aus Deinem Angesicht mich blenden, denn, bei meiner Seele, Du bist ein unsterblicher Wisser."

Schier vollzog sich dies Wunder, denn die Augen Jethurs leuchteten jetzt heller und sein Antlitz erglühte von mildem Feuer. So war er schön, fast weiblich schön . . .

— „Doch", fuhr der Emir plötzlich fort, „wie kam dies Schwert, das ich jenem Manne gab, in die Hand des Mönchs? Wie löse ich dies Räthsel? Jener Heilkundige . . ."

— „Ist zur Freude eingegangen, und sein Gebein fand Ruhe" . . .

— „Er starb?"

— „Ihn schlug der Engel der Plage", murmelte Jethur, sichtlich überwältigt von seinen Gefühlen.

— „Wer bist Du, Fremdling, sprich!" rief der Emir, den Gast bei der Hand fassend.

Diese Hand zitterte heftig, aber Jethur, sich rasch wieder fassend, sprach:

— „Bald, so Gott will, löst sich meine Zunge."

Mischoël neigte schweigend das Haupt. Wo doch hatte er den Ton dieser Stimme gehört? . . .

Die Leute Jethurs schlugen ein Zelt in der Nähe des Lagervorrathszeltes, wo die Frauen Mischoëls ein- und ausgingen. Diese Nacht blieb der Emir allein, und Ghazal, die Wolfsäugige, die seine Nächte beherrschte,

* Samum.

lagerte einsam. Der Leibderwisch hatte Zeit, bei den Wachfeuern in Wunderbarem mitzuthun, und Nachors Flöte ruhte.

Und bei diesen Wachfeuern, wo die erzählenden Derwische Aller Ohr beherrschten, ging es von Mund zu Mund, daß der Abgesandte ein Mann mit dem goldenen Stirnband und im Besitze einer Waffe sei, die vom Himmel herabgestiegen, um die Gläubigen zum Sieg zu führen. Dies Wunder wurde selbstverständlich von den Insceneuren auf das Ausgiebigste ausgebeutet.

Wie maßlos war jedoch die Betroffenheit dieser Gottesmänner, als Tags darauf der Geheimnißvolle mit dem heiligen Schwerte verschwunden war. Die gewöhnlichen Gläubigen, die an das Wunder glaubten, fanden dies Verschwinden ganz naturgemäß, der Abgesandte war eben nur eine Erscheinung, ein Zeichen von oben gewesen; aber die eingeweihten Derwische verloren den Faden ihres schlau verschlungenen Knäuels und fühlten den Boden unter sich weichen. Als deßhalb sieben Tage vergingen, ohne daß der Abgesandte wieder zum Vorschein gekommen, verlor sich einer nach dem andern von diesen Gottgeliebten, als befürchteten sie eine geheime Gegenwirkung ihres eigenen Zaubers. Indeß blieben ihrer immer noch genug bei Mischoëls Fleischtöpfen zurück.

Der Emir selbst wußte sich das plötzliche Verschwinden des Fremdlings nicht zu erklären. Die ganze Erscheinung hatte auf ihn den tiefsten Eindruck gemacht, und ohne den Betrug mit der „heiligen“ Waffe wäre er versucht gewesen, den wunderbaren Wisser fast für einen „Ewigen“ zu halten.

Jethur's Kameeltreiber waren Tags darauf mit ihren Lastthieren gen Mittag gezogen, aber Saganib, der Nubier und Schumurd waren geblieben mit dem Weibe, das sich hie und da, doch nur tief verschleiert, zeigte.

Sie ging frei umher, aber schweigsam. Man sah sie bisweilen beim Vorrathszelte unter den Frauen des Emirs, wenn dieselben ein Liedchen summend, die Euter der Kameelinnen strichen.

Auch der leichtfüßige Schumurd schlich bei den Melkerinnen herum und griff den Kameelfüllen liebkosend in die zausige Wolle, dieweil er mit beiden Ohren horchte. Einem scharfen Beobachter wäre dies wohl kaum entgangen. Schumurd und die Verschleierte hörten allenthalben, wie Ghazal gehaßt und des Emirs Großmuth für dieses Weib beneidet ward. Ueber Mischoël selbst gab es nur gute Stimmen; er war bewundert und geliebt.

Es gab übrigens Jemanden im Lager, welchem das Verschwinden des Fremdlings ganz besonders im Sinne lag. Dies war Ghazal, die Abessynierin. Sie hatte nur einen Blick auf Jethur geworfen, als er vom Pferde stieg und hatte ihn überwältigend schön gefunden. Und seit diesem Augenblicke glühte sie nach ihm in ihren vereinsamten Nächten.

Stille lag auf der Zeltstadt der Anezeh, der Himmel war dunkel und sternlos, die Luft schwer. Man hörte in der Ferne die Vorposten in langgezogenen Tönen hinaussingen in die Nacht:

— „Ja daîm! Ja daîm!“ *

Jetzt fuhr Mischoël auf seinem schlaflosen Lager empor.

* O Ewiger!

Am Eingang seines Zeltes klagte eine schwermüthige Stimme:

— „O Mitleidserwecker, o Herr!“

Nach einer Weile begann dieselbe Stimme wieder auf der entgegengesetzten Seite des Zeltes ihr Bettlerlied fortsetzend:

„Ich bin der Gast Gottes und des Propheten.“

Der Emir horchte gespannt. Es umschlich das Zelt. Plötzlich krachte hinten das dichte, grobe Gewebe, wie von einem Riß, den ein scharfes Messer geschlitzt, und eine Stimme keuchte angstvoll herein:

— „Hüte Dich, Emir, hüte Dich!“ Und fast zugleich ertönte ein erstickter Schrei . . .

Mischoël griff nach der Waffensäule und war mit einem Sprung am Eingang . . . Schüsse krachten, dunkle Gestalten fuhren wie aus der Erde plötzlich empor und eine Schlinge schlug sich dem Emir um Hals und Brust.

— „Tadmor Wallah!“ heulte es rings um das Lager, und Hark, der Scheik von Tadmor, brach mit einem gewaltigen Reiterschwarm auf das umzingelte Lager herein. Die Tadmoriten kamen nicht allein, es kamen mit ihnen die Schamar, diese mächtigen Todfeinde der Anezeh. Die überraschten Krieger Mischoëls ließen Anfangs nur schwach ihren Kampfruf ertönen, bis es plötzlich wie aus eherner Kehle hinausrauschte: „Anezeh Wallah!“ und auf seiner falben Hochlandsstute Mischoël, der Sohn Essads, auf den Tadmoritenhäuptling einsprengte. Um den Emir ballte sich der Kampf im engen Knäuel und die blanke Waffe knirschte im Fleisch. Die Anezeh fochten wie Verzweifelte, aber es wurden der Feinde immer mehr und mehr. Schon wichen des Emir's Krieger, da mit einem Male ging's wie ein Wogenmurren durch die Kämpfenden und schwoll zum verworrenen Rufe: „Ein Zeichen, ein Zeichen! Die heilige Waffe!“ und Jethur, das dunkle Schwert hoch geschwungen, erschien wie ehedem jener Himmelreiter, vor dem König Abraha zu Schanden geworden.

Die Wirkung war überwältigend. Die Tadmoriten, schreckgelähmt, fielen wie Wehrlose unter den Streichen. Das plötzliche Wiedererscheinen des Geheimnißvollen gab den Anezeh übernatürliches Vertrauen in ihre Sache, und nach kurzem Kampfe wandten die Krieger Harks ihre Rosse zur Flucht.

Es war eine blutige Nacht. Unter den Todten fand man ein Weib, in welchem der Emir — Ofayrah, die Tadmoritin, erkannte. Sie hatte einen Messerstich im Nacken. Ofayrah war es, die den Emir durch ihr Bettlerlied aufgeschreckt und dann im letzten Augenblicke gewarnt hatte. Einer der Verrathenen rächte sich mit dem Messer. So starb die Tadmoritin an ihrer Liebe für den Emir Mischoël, der sie mit Schmach bedeckt hatte.

Und auch Jethurs Geheimniß, das sie besaß, nahm sie mit in's Grab. Jethur hätte sich seinerseits rühmen können, den Emir von der Schlinge des tückischen Tadmoriten befreit zu haben, aber er rühmte sich dessen nicht aus dem einfachen Grunde, weil er nach dem Kampfe von Niemand mehr gesehen ward.

7. Ein Weib!

Seit Jethurs erstem Erscheinen im Lager von Mezairib waren dreimal sieben Tage und Nächte verflossen. Diese Nacht war die siebenund-

zwanzigste des Fastenmondes. Sie ist die heiligste von Allen, denn über ihr brütet ein mystisch Geheimniß. Dem Einflusse dieser Nacht ist die ganze Natur unterworfen und ein tiefes Weben geht durch die Schöpfung in Zeichen, die, jedem menschlichen Auge unsichtbar, der Allmacht und Majestät des Weltschöpfers Huldigung darbringen. So wenigstens behaupten die islamitischen Kirchenväter, die lange im Hader gelegen sind, was denn in dieser Nacht eigentlich Mysteriöses vorgehe, bis sie sich endlich dahin einigten, daß in jener Nacht der Schöpfungsbegriff zu einem erhöhten Selbstbewußtsein gelange und in allem Lebenden kräftiger reagire.

Die Nacht der Allmacht ist aber auch eine Nacht der Liebe, freilich mehr im verbotenen Sinne. Denn trotz des „kräftiger reagirenden Schöpfungsbegriffes" meidet der Strenggläubige in dieser Nacht sein Frauengemach und spinnt verliebte Frauenlist ihr fein Gewebe.

Wenn nach des Wüstendichters Wort die Nächte Blätter sind mit Märchen vollgeschrieben, so ist die Nacht der Allmacht gewiß das reichbeschriebenste Blatt. So oft denn auch ein Rapsode mit seinem üblichen „Beglücke Gott das Leben der Zuhörer" eine Geschichte zu Ende gebracht, spann ein Anderer den bunten Faden weiter. Während die Krieger in den Heldenthaten El Dahirs und Antars schwelgen, horchen wir einen Augenblick in Jethurs Zelt hinein, welches die ganze Zeit — trotz Ofayrah's Tod — wie früher von dem Weibe bewohnt erschien. Für uns mußte dies auffallend sein, da wir wußten, daß die Tadmoritin bei Jethur gewesen, aber sonst konnte es Niemanden auffallen, denn Niemand hatte ihr Antlitz geschaut, ehe es im Tode erstarrt. Jetzt hören wir eine Stimme, die wir als Jethurs Stimme erkennen, zu Schumurd sagen:

— „Schau zum hellen Himmel! Wenn der Mond tiefer als die Klageweiber* steht, dann schleich zum Zelt des Emirs und wirf diesen Dscheridstab hinein!"

Schumurd erschien alsbald am Zeltvorhang und richtete seine großen stillen Augen zum Himmelsgewölbe empor.

Ghazal lagerte in jenem Theile des Zeltes, welchen die Beduinen „Roffa" nennen. Der härene Stoff ist dort locker gespannt und wird vom Luftzug leicht bewegt, so daß sich's hier kühl ruht in heißen Nächten.

Die Abessynierin harrte . . . . einem Buhlen entgegen, in der Nacht der Allmacht fast sicher vor Gefahr. Jetzt erzitterte der lose Zeltstrang, der schwere Stoff hob sich und eine Frauengestalt tauchte geräuschlos herein. Die Verkleidung war nur eine Vorsicht mehr. Unter dem Zelte herrschte tiefe Dämmerung. Die Abessynierin, vom Pardelfell ihre Arme ausbreitend, flüsterte zärtlich:

— „Gesegnet sei diese Stunde, mein Geliebter. Wie Dein Antlitz dies Dunkel erhellt, gleich jungem Morgenlicht! Sag mir, bist Du Riswan selbst, der Hüter des Himmels, oder bist Du's nicht, wo war dann Riswan, als Du der Wohnung der Seligen entflohst?"

Der Verkleidete ließ sich neben der Liebesglühenden nieder.

---

* Die drei vorderen Sterne des großen Bären.

— „Wie segn' ich sein Vergehen, wie preis' ich seine Unachtsamkeit. So entkamst Du und die Himmlischen trauern, während wir schwelgen. Laß mich küssen Dein mondhelles Angesicht." . . .

Ein jäher Riß knirschte der Zeltwand entlang, ein rother Blitz sprang in's Dunkel, und der Emir, den Glühspan in der Hand, stand an Ghazals Lager. . .

Das Weib schlug sich mit gellem Schrei die Hände vor's Gesicht; ihr Buhle aber stand aufrecht. . . Es war Jethur. . .

Die Augen Mischoëls schossen Flammen. . .

Der Jüngling aber, den Blick starr auf den Beduinen geheftet, als wolle er den tödtlichen Zornausbruch desselben bannen, löste langsam seinen dichten Kopfshawl und sprach:

— „Wer mit Zorn die Waffe zieht, steckt sie mit Schanden ein. Sieh her, Emir Mischoël. . ."

Das Kopftuch fiel und ein Haupt erschien, von einer Glorie goldblonden Haares umwallt, dessen Strähne sich bis zum Estrich entrollten. . . .

— „Ein Weib!" rief der Emir, geblendet zurückweichend. . . .

Ghazal grub sich die Nägel in die nackte Brust. . . .

— „Ein Weib!"

Schrecken, ohnmächtige Wuth und Eifersucht bekämpften sich in dem Ausdruck, womit dies Wort herausbrach. Jethur aber sprach rasch:

— „Ersticke den Span und laß es stille werden hier! Wenn der Herr morgen einen Tag gibt, will ich alles Dunkel erhellen. Gib mir Schutz!"

Ghazal blieb allein mit ihrer Schmach.

Und der Herr gab einen hellen Tag. Jethur trat aus dem Geheimniß in's volle Licht und ward Weib und nannte sich Sarai. Der Schleier barg nun ihr Angesicht.

Voll stillen Entzückens lauschte der Emir ihrer Wundermär:

— „Ich komme vom kühlen Untergang. Auf jener Insel, deren Macht die Welt umspannt, ward ich geboren — eine Britin. Die Mutter starb an mir. Ein Kind noch, verließ ich die Heimat mit dem Vater, der Vieles erforschte und vieler Dinge kundig war. Wir wanderten, vom dunklen Drang getrieben, der Menschen Länder und Eigenart zu kennen. Mir brannte dies wie ein lebendig Feuer in der Seele und nur der Tod — denk' ich — stillt solche Sehnsucht. Wir lebten allein in der Welt, und so war mein Vater mit mir und ich mit ihm, allüberall und zu allen Stunden. Das arabische Land liebte er vor allen anderen, und bald wurden wir wie die Kinder dieses Landes, unverzagt im Wandern und unstät. Ich nahm Kleid und Schleier wie Eure Frauen. Wir kamen in's Hedschaz und in die heiligen Städte, wir durchzogen das glückliche Jemim und die blühenden Städte des Schomergebirges. Doch nach dem Geheimniß des arabischen Ländergürtels, dem „Land der Mitte", wo König Feissul die Einheitsbekenner beherrscht, ging meines Vaters rastloser Sinn. So durchwanderten wir zum zweiten Male die Sandströme, und Du, großer Emir, führtest uns, von Maan bis zu den Palmen von Semira, der bräunlichen Stadt.

„Es war ein tödtlich Wandern, Du weißt's. Der Blutäugige* ging uns zur Seite und unsere Dromedare fielen, eines nach dem anderen, in den rothen, losen, glühenden Sand. Die Sonne ließ ihre gierige Feuerzunge tief herabhängen und trank unsere Schläuche aus. Wir ermatteten zum Sterben. Jetzt faßt uns der Schiluk in seinen Todeswirbel, und unsere Thiere, wie im Kreisel gedreht, brechen nieder. Vor meinen Augen wird's Nacht. Da — ich fühl's heute noch — ist mir's plötzlich, als strömte Feuer in mein Blut, aber dies Feuer verzehrt mich nicht, es belebt mich neu. Und dann fühle ich eine schwere, ruhige Hand auf meiner Stirne ruhen, und die Sinne schwinden mir. Du, edler Emir, hattest Deinen Lebensquell meinen verschmachtenden Lippen geöffnet, ich trank aus Deinen strömenden Adern und lebte“. . .

Hier hielt die Erzählerin einen Augenblick inne, das Haupt niedergesenkt. Der Emir saß unbeweglich, tiefschweigsam.

— „Wir kamen nach Hail, wir kamen nach Usseta, wo Dich das Fieber niederwarf. Azraël erhob schon seinen dunklen Stab, da fiel ihm der Allheiler in den Arm — und Du genasest. Bald schieden wir und uns blieb nur Deine Waffe. Wenige Monde darauf ward mein Vater den Lebenden entrafft, und in selber Nacht verschwand mit anderem Gute, das uns ein Diener stahl, das Schwert, Deines Schutzes Unterpfand. Ich aber und Saganib, der treue Nubier, wir rafften die Habe zusammen und wandten uns zur Heimkehr. Ich nahm das Kleid der Männer, weil's mir bequemer und auch sicherer dünkte, obwohl bei Deinem Volke oft der Frauenmantel schützt, vor minderem Unglimpf wenigstens. Zu Maan nahm ich Schumurd mit mir, seine Eltern waren auf der Pilgerfahrt gestorben. In Tadmor ward mir die wunderliche Sendung durch den Derwisch, der mir gefolgt seit Langem. Das Feuermal lockte seinen Wundersinn, und als er gar des Nachts ein goldenes Band an meiner Stirne fand — es war der helle Kranz meines Haares, das ich bisda sorglich verborgen, — da neigte er sich vor mir in Ehrfurcht. Ueber Dich, o Emir, erfuhr ich damals schon Vieles durch Osayrah, die Tadmoritin, die Du mit Schmach bedeckt und die — Du magst es wissen — in Liebe für Dich starb. Ich kam zu Dir nach Mezairib. Es gefiel dem Allvermittler, daß mein heißer Wunsch erfüllt wurde, Dich, Großmüthigster, noch einmal zu sehen, eh' ich für immer aus diesem Lande scheide. Des Schwertes Trug erhellte Deinen Sinn. Eine wahre Gottesfügung wars mit dieser Waffe. Drauf weilte ich in Weiberkleidern in Deiner Nähe, denn Du eräthst, daß ich, seit ich Dein Zelt betreten, dies Lager nie verließ. Sollt ich, ein himmlisch Auserwählter, unter Sterblichen umherwandeln, zu begaffen, zu behorchen, zu berühren in jeder Stunde? Dies ging nicht an und doch hielt's mit geheimen Banden mich hier zurück. Und dem Alllenker danke ich, denn es fand mich die Gefahr an Deiner Seite. Vieles beobachtete ich so insgeheim von Deinem Leben, Deiner Art. Die Abessynierin beherrsche Dich, sagten sie; mir dünkt, diese Fessel, wenn Du je sie getragen, zerbrach diese Nacht. Das Papier im hohlen Stab, den Dir Schumurd in's Zelt geworfen, rief Dich zu Ghazal's Verrath. Es ward in

---

* Todesengel.

Allem Dir zum Segen, was die Wundermacher trüglich ausersonnen. Und so Gott will, wird's zum Segen für Viele, denn kenn' ich Deinen Sinn, so steht er jetzt nicht mehr nach der heiligen Waffe des Khalifen und der Christen Blut. Segensvoller, beim Allgütigen, konnte meine Wanderung in diesem Lande nicht zu Ende gehen."

Der Emir lauschte noch, als die letzten Worte Sarai's längst verklungen. Dann erhob er das Haupt.

— „Willst Du mir noch eine Frage beantworten?"

— „Frage!"

— „Bist Du frei oder in Gewalt, von wem es sei?"

— „Ich bin allein auf der Welt und habe allein Gewalt über mich."

8. Hochzeit auf Tadmor.

Als der Morgenstern des folgenden Tages im Verlöschen war, machte sich Saganib bei den Thieren zu schaffen. Da erschien ein greiser Beduine von würdiger Haltung an Sarai's Zelt. Er trug einen oben gekrümmten Stab aus Mandelholz und begehrte Einlaß.

Die Engländerin verschleierte sich.

— „Das Heil komme über Dich, o Weib." . .

— „Und über Dich komme das Heil, mein Ohm!" *

— „Ich bin der Oberrichter dieser Stämme." . .

— „Dein Fuß ehret meine Schwelle." . .

— „Weib, mich sendet der Emir." . .

— „Sei willkommen."

— „Sein Wille ist, daß ich Dir Vater sei."

Sarai erbebte leise.

— „Mir ging der Vater heim", sprach sie mit unsicherer Stimme. „Ich bin allein" . . .

— „So geselle Dich und laß mich werben . . . Willst Du, daß der Khatib sein Haupttuch lege zwischen Dich und einen edlen Mann?" **

„Wie nennst Du diesen Mann?" fragte Sarai, am ganzen Leibe zitternd.

— „Mischoël, den Sohn Essads."

— „Ich kenne keinen Edleren", murmelte die Britin, „doch damit muß ich den Sohn Essads bescheiden."

Der Oberrichter grüßte und verließ schweigend das Zelt.

Die Abendsonne dieses Tages begrüßte Sarai's Zelt noch im Lager. Am Morgen erschien der Oberrichter wieder, im Namen des Emirs seine Werbung erneuernd. Sarai sprach:

— „Ich schicke dem edlen Emir statt einer Antwort eine Frage: „Wer herrscht in seinem Weiberzelte?"

Und der Alte brachte die für den Ueberbringer etwas räthselhafte Antwort:

— „Die der Wolfsäugigen sich beigesellt."

---

* Ansprache der Beduinen untereinander.

** Ein Gebrauch bei der beduinischen Trauung.

Sarai ließ dagegen wieder fragen:

— „Und die Wolfsäugige?“

Worauf ihr die Antwort ward:

— „Sie war mein Pantoffel, ich warf sie hinweg.“

Also Ghazal war verstoßen.

Als am dritten Tage der Oberrichter zum dritten Male erschien, ließ die Engländerin sagen:

— „Die Waffe der Verbrüderung liegt zwischen uns“, worauf ihr der Bescheid kam:

— „Sie ist zerbrochen.“

Zum letzten Male sandte sie den geduldigen Werber:

— „Gib ein Unterpfand.“

Und Mischoël sandte die „heilige“ Waffe. Sarai, die Klinge mit beiden Händen fassend, neigte tief das Haupt und sprach still vor sich hin in der Sprache ihrer Heimat: „Mein Vater, vergib mir, ich liebe ihn.“

Sie hatte ihre Liebe aus Mischoëls Adern getrunken; sein Blut war ihr Blut geworden, und so meinte sie, mochte ohne Sünde auch sein Glaube ihr Glaube werden, Liebe sei ja Religion, aber keine Glaubenssache.

Und so ließ Sarai den Oberrichter in ihrem Namen dreimal sprechen vor dem Khatib:

— „Ich will sie geben.“

Und Mischoël antwortete dreimal:

— „Ich will sie nehmen.“

Dies vereinigte Beider Hände.

Und als dieses Abends der Khatib den Mantel Mischoëls über ihr Haupt warf mit der bekannten Formel:

— „Im Namen Gottes, Keiner soll Dich mit dem Mantel bedecken, als . . .“ flüsterte sie heiß in Liebe: „Als Mischoël, der Sohn Essads . . .“ und entfloh nicht, wie die Beduinenmädchen zum Schein es thun.

Am nächsten Morgen war das Lager in voller Waffenbewegung. Tausend Reiter hatten die Stuten zwischen den Beinen.

Mischoël sprengte vor das Zelt Sarai's und rief mit lauter Stimme:

— „Für Deine Augen, Sarai!“*

Sie schlug den Thürvorhang zurück, grüßte mit der Hand und rief zurück: „Ich bleibe mit dem Herzen bei Dir, Mischoël“. Sie wußte, daß der Emir geschworen hatte, noch vor der Hochzeit die Tadmoriten zu züchtigen. Und in dieser Nacht fuhr Mischoël wie ein Donnerkeil auf Hark und die Seinen nieder und fegte sie aus ihrem Ruinenneste hinaus, damit Platz werde für seine Hochzeitsgäste, meinte der große Emir.

Auf Tadmor ward Sarai's Hochzeit gefeiert und durch den ganzen Adel der syrischen Wüste verherrlicht. Von den verödeten Wachthürmen der Palmyrenser schlug des Nachts die Lohe empor, hundert Kameele

---

* D. h. Gehe ich in den Kampf.

verströmten ihr Blut und sieben Tage und Nächte umtosten Fantasias die Palmenstadt der Königin. Weithin in die Wüste flammte dieser Hochzeitsjubel ein Feuerzeichen der „Versöhnung," denn Mischoël warf das Schwert des heiligen Krieges gegen die Christen in Sarai's Brautkorb. So ward diese Vermählung unter dem schönsten Zeichen der Menschheit geschlossen.

Und als am Abende des siebenten Tages der Emir sein junges Weib in's geschmückte Zelt nahm, wünschte er, daß sie nach alter Sitte je drei Räthselfragen zur Brautnacht aneinander richteten, worauf Sarai begann:

— „Wer ist stark?"

Und Mischoël antwortete:

— „Der seine Rache meistert."

— „Wer ist reich?"

— „Der mit seinem Antheil zufrieden."

— „Wer ist schön?"

— „Der mit dem Herzen liebt."

Und der Bräutigam hub an:

— „Wie kommt aus zwei, vier und acht das Leben?"

Und Sarai antwortete:

— „Aus den Brüsten des Weibes, des Kameeles und der Hündin."

— „Was ist stärker als tausend Männer?"

— „Ein Haar des Weibes, das geliebt wird."

— „Wann sieht ein Frauenauge mehr als vier Männeraugen?"

— „Wenn eine Einäugige zwei Blinden den Weg weist."

— „Beim Allweisen", rief der Emir, „Du bist weiser als Hind, die Tochter des Khuß."

Sarai aber, den Brauttrank mit gesenkter Stirne reichend, flüsterte

— „Im Paradiese sei Deine bleibende Stätte."

— „Der Herr vermehre Deine Schönheit", murmelte der Emir, sein junges Weib an die Brust ziehend.

Draußen ertönte wie das Wiehern der jungen Rosse die jauchzende Zagruta* der Weiber und riefen die Feuerwaffen den Brautnachtjubel Sarai's und Mischoëls in die ungeheure Wüste hinaus.

Schumurd aber sang aus Leibeskräften vor dem Zelte:

„Tausend Monde hat die Wüste,
Hat den großen Mond der Nächte,
Hat der Frauen Mondgesichter,
Tausend Monde hat die Wüste. . . ."

---

* Jubelruf.

In der Dämmerung.

Sonette.

Von

Cajetan Cerri.

1.

Ungelöste Fragen.

I.

Woher ward dieser Riesenball, die Erde,
Ich selbst, mein Wesen, meine Menschenhülle?
Blos aus dem schöpferischen Wort „Es werde!“?
Durch Zufall blos, Dank einer Schicksalsgrille?
Ward ich im Kampf der Kräfte, mit Beschwerde?
Ward ich aus Schleim? aus Dotter? in der Stille?
Ward ich allein? — Wenn mit dem Wolf, dem Pferde,
Woher mein Denken dann, mein freier Wille?
Und wenn „allein“, woher in mir doch Vieles
Vom Organismus und Instinkt der Thiere,
Die Gleiches thun oft, unbewußt des Zieles?
Woher der Drang, daß Alldem nach ich spüre?
Woher der Quell, der Weckruf des Gefühles?
Woher? — kein Pfad, der mich zum Ursprung führe!

II.

Wozu doch leb' ich? blos nur um zu leben?
Dann bin ich gleich dem Thier, und gleich der Pflanze;
Nur um mich blind dem Fatum zu ergeben?
Dann bin ich werthlos, hemmend für das Ganze;
Um für der Menschheit Wohl nach Licht zu streben?
Doch was ist „licht“ bei so viel falschem Glanze?
Um nur an meinem Vortheil stets zu weben?
Dann schließt mich ab des Egoismus Schanze;

Wozu des Körperbaues Wunderdichtung,
So kunstvoll schön, so klug gefügt und weise,
Wenn sie geweiht so baldiger Vernichtung?
Wozu die Flucht von Tugenden und Sünden?
Wozu der erste Schritt, die letzte Reise?
Wozu, wozu? — ich kann es nicht ergründen!

III.

Wohin mit diesem kosmischen Gemenge,
Aus Kraft und Stoff geheimnißvoll entstanden?
Wohin, wenn es einst flieht aus ird'schen Banden,
Wohin was jetzt bewegt die Nerven-Stränge?
Wohin? ins volle Nichts? wenn's nur gelänge,
Mit dem Begriff an keinem Fels zu stranden!
Wie soll verschwinden ganz was jetzt vorhanden?
Und wo die Nöthigung, die es erzwänge?
Wohin nun also mit dem Ding, das heute
Geschöpf, Geschaff'nes heißt? wird's neu sich bilden
Zu neuen Arten? auch dem Schmerz zur Beute?
Wohin mit mir? nach welcher fernen Küste,
Nach welchen ungeahnten Licht-Gefilden?
Wohin, wohin, wohin? — oh, daß ich's wüßte!

2.

An den Weltrichter.

Geirrt, Herr, hab' ich viel, weil viel ich strebte,
Und Dich erkennen wollt', nicht blos bekennen;
Da wehte mich Dein Hauch an, und es bebte
Erschreckt das Herz zurück — wer darf Dich nennen?
Geirrt hab' ich, ja wohl, so lang' ich lebte,
Ich fühl' es an der Reue heißem Brennen;
Doch hab' ich auch gelitten viel: es klebte
Des Schmerzes Fluch an mir — da gab's kein Trennen.
Gedenk' es, Herr, in jener ernsten Stunde,
Wenn mein betrübter Geist aus ird'schen Wirren
Enteilt -- oh! lass', daß er im Licht gesunde.
Wer strebt empor so klug, daß er nicht falle?
Kein Icarus! des Menschen Los heißt „Irren“,
Und, weil wir Menschen, irren wir auch Alle.

3.

Aus kranker Brust.

Nein, nimmermehr möcht' ich im Frühling sterben,
Wenn Alles treibt und blüht zu neuem Leben,
Und nicht im Sommer — warum dann verderben,
Wenn Frucht und Reife lohnen That und Streben?
Auch nicht im Herbst; brech' nicht das Glas in Scherben,
Wenn es die Traube will zu Glanz erheben!
Im Winter nicht — dann könnt', trotz allem Werben,
Kein frischer Rosenstrauch mein Grab umgeben;
Und dennoch, dennoch drängt es mich zum Ende,
Denn müde ward vor Sorgen und Beschwerden
Schon Haupt und Fuß, und die Gewalt der Hände.
Wann also soll der Abschluß sein auf Erden?
Fragt nicht! Eins nur ist klar: wie sich's auch wende,
Das Beste bleibt doch — nicht geboren werden.

4.

Traumhaftes.

Wie wird mir doch? es geht durch alle Räume
Ein Sausen, Brausen, wie bei Sturmgewittern;
Es ist, als ob auflöste sich in Splittern
Der Erdball, und empört das Weltmeer schäume;
Der Sturm vergeht — nun seh' ich fremde Bäume,
Nun hör' ich, seltsam flüsternd, Seufzer zittern;
Dort taucht ein Heer auf von gespenst'gen Rittern,
Hier schwankt ein morsches Kreuz, als ob es träume.
Nun wird ein weites Erntefeld das Ganze;
Die Halme und die Aehren d'rauf, sie sehen
Wie Menschen aus im fahlen Mondschein-Glanze;
Dazwischen eilt, zertretend Frucht und Samen,
Ein hag'rer Sensenmann — nun bleibt er stehen —
Nun winkt er mir — nun trifft er — Amen, Amen!

Bruneck (Pusterthal), Sommer 1876.

Nachruf.

Von

Ferdinand von Saar.

Ich nenn' Dich nicht! Wozu auch? Wer Dich kannte,
Der weiß, wem diese Trauerrhythmen gelten —
Und wer Dich nicht gekannt, wem bloß Dein Name
Entgegenklang im wirren Lärm des Tages,
Dem sei genug das ernste Dichterwort,
Daß Du ein edler, selt'ner Mensch gewesen. —

Noch in des Lebens Aufgang standest Du,
Der Jugend ros'ger Hauch umwehte Dich,
Und was das Dasein bieten kann an Glanz,
An Freuden und Genüssen, lag verheißend,
Verlockend und erreichbar vor Dir da.
Du aber nipptest kaum am Rand des Bechers,
Der Dir entgegenschäumte, während Du,
Selbstlos, die reine Seele rein bewahrend,
Und früh schon ernsten Pflichten zugewendet,
Nur still bedacht warst, And're zu beglücken.
Nicht bloß die Nächsten! Nicht die Theuern bloß,
Die Dir im tiefsten Sein verknüpft gewesen
Durch Bande der Natur; nicht bloß die Freunde,
Die Du mit zartem, treuem Sinn erkoren:
Nein, Jeden, den Dein mildes Auge traf
Im harten Kampf des Lebens um Dich her.
Wenn es zu fördern galt ein hohes Streben,
Warst Du der Ersten Einer, die es thaten;
Wenn es zu lindern galt der Armuth Qual,
Warst Du der Ersten Einer, die da gaben
Zufrieden mit der edlen That Bewußtsein

Und sie gar oft verschleiernd vor Dir selbst.
Denn wie Dein Geist, tief innig im Verständniß,
Jedwedes Leid ermaß und jedes Ziel,
Nach dem die Menschheit, sich vollendend, ringt:
So war Dein Herz, tief innig im Empfinden,
Auch jener Güte, jener Liebe voll,
Die Thränen trocknet und den Dank erläßt. —

D'rum als Du still und sanft gebettet lagst
Zum ew'gen Schlaf, von Kerzen leis umflackert,
Und heiße Thränen flossen um Dich her:
Da fühlten Alle, die zum letzten Mal
Stumm in Dein bleiches, schönes Antlitz sahn,
Was diese rauhe Welt an Dir verlor;
Und nicht zu fassen war es, daß der Tod
Gedankenlos und grausam solch' ein Leben
Vernichten konnte, eh' es sich erfüllt! — — —

Ich nenn' Dich nicht! Wozu auch? Wer Dich kannte,
Der weiß, wem diese Trauerrhythmen gelten —
Und wer Dich nicht gekannt, wem bloß Dein Name
Entgegenklang in wirren Lärm des Tages,
Dem sei genug das ernste Dichterwort:
Daß Du ein edler, selt'ner Mensch gewesen!

Im Sommer 1876.

Oesterreichischer Zopf.

Von

Albert Jlg.

Es wäre eigentlich nicht so ganz überflüssig, oder würde wenigstens Vielen ganz in der Ordnung scheinen, wenn Verfasser Dieses am Eingange seiner kleinen Skizze mit einer förmlichen Entschuldigung ob der Wahl seines Themas anhöbe. Wie kann man denn auch wagen, unserm in Japan so trefflich orientirten Publicum von österreichischen Klöstern zu erzählen, die in einigen Stunden per Eisenbahn zu erreichen sind? Wäre es doch noch Etwas von der Schweiz, vom Rhein, von Pommern oder Mecklenburg, — aber Oberösterreich! das schmeckt schier nach der Literatur der Dreißiger Jahre, wo die heimischen Schriftsteller von den Umgebungen der Kaiserstadt wie von transatlantischen Regionen reden durften, weil der Wiener beiläufig die Vorstellung hatte, daß hinter Baden und Neustadt es nicht mehr sehr weit zu den Kaffern sein dürfte und über St. Pölten die Leute bald französisch zu sprechen anfängen.

In der That macht es auch einen seltsamen Eindruck, in den übrigens sehr guten Touristenbüchern vormärzlicher Zeit von den Umwohnern des Schneeberges oder des Buchbergerthales, aus Orten, wohin heute der gute Familienvater im Sommer jeden Samstag Abends mit gewissenhafter Genauigkeit sich verfrachten läßt, Schilderungen bezüglich ihres Aussehens, ihrer Lebensweise, Sprache und Sitten geliefert zu finden, wie wir ihnen gegenwärtig in Reiseberichten aus Mittelafrika zu begegnen gewohnt sind. Man sieht es solchen Relationen deutlich an, daß ihr Inhalt meist sowohl Verfassern als Lesepublicum völlig neu sein mußte, nicht selten erzählt der Autor auch, daß er in Thälern, wo heute die Villen immer zwei Klafter weit von einander getrennt stehen, den Autochthonen wie ein vom Himmel gefallenes Wunder vorgekommen sein müsse.

Heute fährt man in der Regel mindestens einen Tag lang auf der Eisenbahn, bis es mit der Würde eines gebildeten Residenzbewohners in Einklang befunden wird, sich zu erkundigen, ob die Bäume draußen grün und der Himmel blau sei. Am Vierwaldstädtersee oder in Bingen beobachtet man dann das „interessante Element der agriculturen Bevölkerung“, welches daheim als „Waldbauern“ doch sicherlich keinen Gegenstand der Orientirung abgeben könnte; man klettert gerne mühsam zu den „verfallenden Denkmälern des romantischen Mittelalters“ empor, während man es zu Hause ein wahres Glück genannt hat, daß endlich der Besitzer der neuen Rüben

zuckerfabrik die Steine des zwecklosen Trümmerhaufens droben als Baumaterial für sein Etablissement verwendet hat. Endlich findet man auch mit einemmale, daß die Berge dortzulande das haben, was man in Aesthetiken Ton, Contour und Silhouette genannt gefunden, ein Vorzug, den man daheim natürlich nicht gewahr werden konnte, weil man sich die unausstehliche Eisenbahnfahrt mit dem Studium des gestrigen Courszettels oder eines pikanten Reiseromans verkürzen mußte.

Ich sehe also ein, daß ich ohne Entschuldigung schwer durchkommen dürfte, wenn ich factisch von dem Monasterium des h. Florian u. dergl. erzählen will. Aber meine Entschuldigung macht, scheint es, eine zweite nothwendig, wenn ich eröffne, daß mich meine Passion für österreichische Barokkunst dahin getrieben. Dießmal liegt aber — wenigstens für Fachleute — nicht in dem sonst oft genug verübelten „österreichisch" die Nothwendigkeit zur abermaligen Entschuldigung, denn Fachleute wissen, daß gerade diese Epoche der bildenden Kunst in genanntem Lande ganz besonders glanzvoll aufgetreten ist, — der Anlaß liegt in der Barokkunst, welche mit dem eingebürgerten Palmetten- und Mäander-Purismus in unserer Kunstgeschichtschreibung um ihre Anerkennung noch einen harten Kampf zu bestehen hat.

Schon in Mölk hatte ich Gelegenheit, große Vorstellungen von der künstlerischen Bedeutung der damaligen Leistungen zu gewinnen.

Ein Prachtbau, wie die Stiftskirche daselbst, gibt das sprechendste Zeugniß davon, daß die Periode, welche die Kunstgeschichte mit dem Spottnamen Zopfzeit abzuthuen pflegt, eine großartige und im Innern völlig harmonische Kunstzeit gewesen sein müsse. Wäre sie es nicht und hätte sie in der That das Zerfahrene, das Welke und Zerfallende an sich, wie wir ihr gerne andichten, so würde sie sich nie zu Unternehmungen einer derartigen Größe aufzuschwingen vermocht haben. Man wirft ihr gerne ihren ungeheuren Luxus in kostbarem Materiale vor und behauptet, dieses pomphafte Kleid habe die innere Leere verstecken sollen, jedoch gerade das Entgegengesetzte ist der Fall. Der Muth, ihre Ideen in so köstlichen Stoffen auszusprechen, beweist vielmehr, welches gesunde Bewußtsein innerer Kraft, welches Vertrauen auf den bleibenden Werth der Gedanken und welches Bewußtsein ihrer Bedeutung den damaligen Künstlern innewohnte. Will man das Gegentheil sehen, so betrachte man die Schöpfungen der Neuzeit mit ihrem elenden Material von Backsteinen, Gypsornamenten und Terracottenarchitektur, wo solide Steintechnik hingehört, und man wird zugeben müssen, daß dieser Surrogatstoff, dieses 27-Kreuzermaterial, in welchem man die Formen der monumentalen Kunst entwürdigt, das treue Spiegelbild desjenigen Gefühles sein muß, welches leider nur allzuhäufig heutzutage den Künstler erfüllt, aber auch entnervt, der überhaupt ehrlich und kenntnißreich genug ist, um sich im Stillen zu gestehen, daß die ganze heutige Kunst trotz aller Fanfaren im Nebel tappt und auf gläsernem Boden schwankend keinen Augenblick recht weiß, ob sie das Rechte thue.

Jene Ueberzeugung nun eben verließ die sogenannten Zopfkünstler keinen Augenblick, fest und stramm steht ihre ganze Cohorte vor uns und wenn auch keineswegs Alles zu billigen sein kann, worein sie den höchsten Stolz setzten, so zeichnet sie vor uns doch die außerordentliche Sicherheit aus, mit

der sie sich auf dem Standpunkte fühlten, den sie einmal angenommen und mit Ueberzeugung zu dem ihren gemacht hatten. Das Zagen, welcher unter zehn älteren Kunststylen für ihre Zeit der passende wäre, kannten sie nicht; ihr eigener rechter Zeitstyl hatte sich durch ihr selbständiges Fühlen und Denken herausgebildet, aber keineswegs auf dem Wege cultur- und kunstgeschichtlich-theoretischen Experimentirens, das vom innern Leben der Kunst fernabsteht, sondern in der Praxis, durch die Praxis eben, und (was die Hauptsache ist und immer erst einen Styl lebensfähig macht) er hatte sich herausgebildet, ohne daß die Zeitgenossen das Neuartige an ihm merkten, vielmehr glaubten auch die Meister der Zopfzeit nur dasjenige und zwar ganz im selben Geiste fortzusetzen, was große Meister vor ihnen, die ewig die Ideale bleiben werden, eingeleitet haben. Ebenso gesund- und poetisch-naiv vermeinte die neuattische Schule in der römischen Kaiserzeit in die Fußstapfen des Phidias und Praxiteles getreten zu sein, und ebenso hielten sich die Renaissance-Künstler Italiens für die getreuen Nachahmer der Antike, wie die Zopfmeister sich schmeichelten, Raphael und Michelangelo sowie die folgenden Vorbilder erreicht, ja übertroffen zu haben. Das ehrlich und begeisterungsvoll hochgehaltene Ideal ist die erste fruchtbare Grundlage zur gesunden Weiterentwicklung aller Kunst; es ist ferner das Vorhandensein einer sehr fest einheitlichen, nie zersplitterten, nur auf dieß Ideal gerichteten Kraft nöthig, und so bildet sich dann, weil die veränderte Zeit und die andern neugewordenen Umstände das gleiche Facit wie in den Tagen jener Ideale nun doch nicht noch einmal gestatten, zwischen jenen beiden Kräften: dem alten Vorbilde und dem neuen Streben darnach eine neue Resultirende, der neue Styl, jedoch ohne daß seine Neuheit gleich anfangs klar würde. Es ist wie wenn Aeltern, die ein verlorenes liebes Kind mit unablässiger, sehnsüchtiger Liebe betrauern, ein später Geborenes bescheert wird, das manche Aehnlichkeit mit dem Lieblinge hat, das man nun auf denselben Namen tauft, ebenso kleidet und in dem nun, obwohl des späteren Statur, Gang und alle Gewohnheiten vielfach abweichen, die Aelternliebe dennoch nur das vielgepriesene Erste erblicken will.

Ebenso wie in Sachen des Styles lag dieser Zopfzeit, all dasjenige völlig klar, was sich auf die Technik und die reine Mache bezieht. Ich will gänzlich von dem bloß Materiellen daran absehen und es hier gar nicht in Anschlag bringen, daß jene Liederlichkeit in der Farbenbereitung, die Sorglosigkeit nicht schädlich einwirkte, kraft welcher die Herstellung der Farben durch Fabriken noch viel mehr fremd war, daß jenes liederliche Ueberlassen der wichtigsten und angeblich für die Ewigkeit berechneten Monumentalbauten an Gesellschaften und sonstige nur ihren Gewinn allein in die Wagschale werfende Speculanten noch unbekannt war, — sondern um nur das Bedeutendere zu beleuchten, den Gebrauch, der vom Material hinsichtlich des Effects gemacht wurde, den man zu erreichen beabsichtigte, war, trotzdem daß jene Epoche ihre Force in die Effecte setzte, ein weit soliderer. Warum? weil selbst dieses Vorgehen und Abzielen doch auch auf der Grundlage einer alten Tradition beruhte. Die frappanten Effectwirkungen, welche Architekten, Bildhauer und Maler erreichten, kennzeichnen allerdings *ihre* Periode ganz besonders und kommen an ihrem Vorbilde und Vorläufer, der alten,

echten Renaissance, noch nicht vor, aber nichtsdestoweniger kommen diese Phänomene, oder wer lieber sagen will, diese Auswüchse, aus derselben Wurzel. Wer die Kunstgeschichte kennt, vermag jede dieser Erscheinungen auf hervorstechende Eigenthümlichkeiten der Renaissance zurückzuführen, sei es auf Michelangelo's Vorliebe für das Uebergewaltige, sei es auf Correggio's Lichtwirkungen, sei es auf desselben Meisters lächelnde Grazie, auf der Neapolitaner finsteres Colorit, auf die Scurze des genannten Parmesanischen Meisters, auf die Deckendecorationen der Villa Chigi oder was man sonst wolle. Ueberall wo die Renaissance aus ihrer zu übervollen Schale einen Tropfen verschüttete, fällt derselbe in der Zopfkunst auf fettes Erdreich und wuchert in üppigster Fülle als ein Dickicht auf der befruchteten Stelle empor.

Aber eben diese Ueberbietungen, man möge mit Recht von anderen Gesichtspunkten das Maßlose an ihnen verurtheilen, müssen dem Zopf zum Ruhme angerechnet werden und stempeln ihn, der neuen Kunst gegenüber, zu einer gesunderen Productionsepoche. Denn abgesehen davon, daß seine reiche Schöpferkraft und seine Empfänglichkeit sich dadurch glänzend manifestirt, kann man auch nicht anders, als selbst an jenen Fehlern etwas Tüchtigkeit zu finden. Sie sind, wenn ich so sagen darf, wenigstens Fehler von altem Adel, Fehler von Familie und hängen dadurch eben auch mit gutem Alten zusammen. Echte Kunst ist aber immer in diesem Sinne von Adel, eine Parvenü-Kunst ohne Stammbaum hat sich stets als kurzlebiger Schwindel erwiesen.

Die Parvenü-Kunst hat auch ihre charakteristischen Fehler, aber sie sind zwiefach schlimm, erstens als Fehler überhaupt, zweitens darum, weil sie nicht Ausartungen von gutem Alten sind, woran eben stets viel Gutes haften bleibt, sondern sozusagen erfundene, gemachte Untugenden. Sie haben gewissermaßen eine künstliche, anorganische Genesis, jene sind natürliche Abnormitäten. So dürfen wir, ohne allzugroße Milde walten zu lassen, in dem Uebertriebenen, im materiellen Effect — denn nur von diesem rede ich — wie es die Zopfzeit repräsentirt, interessante Krankheiten erblicken, freilich nicht die gesunde Natürlichkeit, aber ein anziehendes Leiden, welches unter dem Flor der Krankheit, ja selbst oft unter dem Toben derselben, den schönen, edlen Körper immer noch bewundern läßt und in manchen Fällen ihm sogar Reize verleiht, die ganz besonderer Art sind. Anders die Ausschreitungen des Modernen, die wir äußerliche Verstümmlungen, nicht innere Leiden nennen möchten. Die moderne Kunst hat aus den zahlreichen Perioden gesammelt und gewählt, sie verhält sich zu ihren Vorzügen, indem sie dieselben bewußt benützt, theils eklektisch, theils, um ein Bild aus der Naturgeschichte zu gebrauchen, nach monogamischer Zuchtwahl. Klug und kalt, wie sie ist, und durchaus an der Hand der Theorie vorgehend, fehlt ihr aber die naive Entschiedenheit der Zuneigung, welche die Zopfkunst an ihrem Ideal den Fehler (vielmehr den Anlaß dazu) von der Tugend nicht unterscheiden ließ, im Gegentheil, dank der Superiorität des 19. Jahrhunderts kennt seine Kunst genau jedes Verbrechen der Vergangenheit und weicht ihm sorgfältig aus. Ihre Fehler sind ohne Ahnen, sie müssen also wo anders herstammen: sie sind eben Neulinge, wie die Kunst selber, an der sie sich erblicken lassen.

In St. Florian begegnen uns ältere Leistungen als in Mölk. Der italienische Typus tritt ursprünglicher auf. Der kunstsinnige Urheber des stolzen Kirchenbaues des h. Florian war Probst David, den die sehr schwierige Zeitlage und die enormen Verpflichtungen, die dem Stifte auferlegt waren, nicht hinderten, der Kunst enorme Summen zur Verfügung zu stellen. Inner halb neun Jahren wurde ein der Regierung vorgestrecktes Capital von 36.000 fl. bis auf 3000 fl. erlassen, ein anderes von 15.000 fl. kam in Vergessenheit, dann erlegte der Probst neuerdings 12.000 fl. und vier Jahre später wieder 10.000 fl. Man sieht, Ben Akiba's Spruch gilt für alle Jahrhunderte.

In demselben Jahre fand sich aber noch immer Geld genug für die großartigen Pläne des baulustigen Vorstandes. Er ließ die baufällige uralte Kirche romanischen Styls demoliren, nicht ohne (was auch im aufgeklärten 19. Säculum immer zu beachten wäre, selten genug aber geschieht) die Kunstdenkmäler des alten Baues vorher zeichnen zu lassen. Zum Architekten wählte er einen sehr tüchtigen italienischen Meister, Carlo Antonio Carlone, eine Person, über welche unsere stiefmütterlich cultivirte österreichische Kunstgeschichte wie über so manches Treffliche nur sehr lückenhafte und unverläßliche Nachrichten beibringt. Ich habe schon einmal in den „Dioskuren" von der Unzulänglichkeit unserer vaterländischen Quellenschätze auf dem Gebiete der Kunstgeschichte gesprochen und muß daher die sich interessirenden Leser an andere Adresse weisen, wenn sie mit nachstehender kurzer Notiz über den ausgezeichneten Architekten nicht vorlieb nehmen wollen.

Carlantonio war ein Verwandter jenes Giambattista Carlone, welcher von 1677 bis 1685 die herrliche Stiftskirche von Garsten baute, deren prachtvoller Anblick wohl auch das Project von St. Florian gefördert haben dürfte. Garsten besitzt an genanntem Gebäude eine Barokarchitektur ersten Ranges, neben welcher wohl nur wenige Schöpfungen derselben Zeit außer denjenigen in des Künstlers Heimat bestehen können. Verfasser Dieses ist es wohl gewohnt, alles Einheimische immer in zweite, dritte Linie gesetzt zu sehen und von jenem gewissen Mitleidsstandpunkt, den man unglücklichen Völkern gegenüber gerne einnimmt, beurtheilt zu hören, er wundert sich daher schon lange nicht mehr, Kleinode von Schönheit in diesem Barbarenlande zu finden, von denen man von Seiten des „Faches" noch keine Notiz genommen, — in Garsten war ich jedoch selber erstaunt, denn außer dem wohlbekannten Unisono der eben zur Schulmesse fortissimo schreienden künftigen Staatsbürger und dem naßkalt herbstlichen Gefühl in meinen Gliedern hätte mich kaum ein Umstand gehindert — wenn es nicht etwa noch die Anwesenheit mehrer dienstbeflissener Ciceroni gewesen sein sollte, — von der Orgel einen Strauß'schen Walzer zu erwarten, also mich im Lande der Citronen zu glauben.

Ja, hier lebt die ganze heitere Größe des Südens, die Enkelin der classischen Renaissance, offen, klar, fröhlich wie diese, aber Alles freilich mit einem Schnürkelchen und à la Mode-Knixchen daran. Die sehr einfache, aber ruhige Façade läßt die Fülle von Formen und Decorationsmotiven nicht ahnen, die sich im Innern wie eine Raketengarbe mit hundert glänzenden Effecten über uns ergießen. Man tritt in der Barokkirche eigentlich mehr in

den Audienzsaal der göttlichen Majestät als in ihr Haus; während im gothischen Dom sich die sehnsüchtige Menschheit voll innigen Verlangens dem Ewigen entgegendrängt, empfängt hier seine Statthalterin, die Kirche, die Besucher und hält große Cour im festlich geschmückten Prunksaal. Ueberall lächelt es uns entgegen von schelmischen Cherubinköpfchen und hübschen Heiligen, das Gewirre der Stucco-Ornamente umspinnt Alles wie ein üppiges Schlinggewächs, durch welches die Fresken gleich farbigen Blüten durchblicken.

Mag die Zopfkunst uns bombastische Allegorien der Tugenden, Laster, Wissenschaften und Künste geben, oder Heiligengeschichten oder üppige mythologische Feste, Porträts oder Schäferscenen des idyllischen Genres, überall bleibt sie sich selber treu im Guten wie im Schlimmen, überall gibt sie sich als echtes Kind ihrer Zeit. Ihre Göttinnen und allegorischen Damen lächeln verschmitzt, selbst ein wenig verbuhlt wie schlaue Kammerkätzchen, ihre Madonnen und Magdalenen am Kreuz spielen uns ihren Jammer wie Mademoiselle Soundso vom königlichen Hoftheater vor, die Helden und Staatsmänner zieren sich wie Stutzer, Achilles ist ein feiner Lieutenant, St. Augustin oder Hieronymus elegante Abbés, die Engel aber vorwitzige Pagenjüngelchen mit frisirten Blondlocken und Stumpfnäschen. Man kann Solches mißbilligen, man kann aber nicht läugnen, daß das Ding Zeitcharakter hat, so gut wie das Ceremoniell-Strenge in der byzantinischen, das Sehnsüchtig-Schwungvolle in der gothischen, das Edel-Sinnliche und doch Maßvolle in der Renaissance-Kunst Zeitcharakter äußert.

Gewaltige Engelkaryatiden, im röthlichen Tone des Fleisches belebt aussehend, stützen die grandiose Wölbung des Schiffes, in dessen Felder der wackere Röslfeld in seinem frischen Colorite Triumphe und Aufzüge allegorischen und biblischen Inhaltes malte. Das Ganze athmet ein stolzes Bewußtsein, ein freies, vornehmes Wesen, freilich keine Spur von Demuth oder Entsagung.

An dem Garstner Bau, dessen Thürme, durch den genialen Giambattista errichtet, im Jahre 1684 fertig dastanden, hatte der aus Mailand gebürtige Carlo theilgenommen, ja der hölzerne Hochaltar war sogar seine eigene Schöpfung. In St. Florian waren ihm größere Dinge vorbehalten, indem ihn wahrscheinlich der Abt Anselm Angerer, welcher am Feste Mariä Himmelfahrt in St. Florian 1686 den Grundstein zum Neubau legte, an den dortigen Probst empfohlen haben dürfte. Der Bau dauerte drei Jahre, nach deren Verlauf das Wichtigste hergestellt war, doch fehlte 1689 noch die Kuppel, ja die Portale wurden erst 1700 vollendet.

Carlantonio bekundete an seinem Bau nicht jene reiche Phantasie und decorative Begabung, die Giambattista in Garsten so überaus glänzend entfaltete. Schon an dem dortigen Hochaltar zeigte sich ein nüchternerer Geschmack, der allerdings im eigentlichen Sinne mehr architektonisch heißen muß, als jene üppig-malerischen Formen. Die nachfolgenden Pröbste, Matthäus und Franz Claudius, hatten noch genug zu vollenden. Der Erstere ließ ein drittes Mitglied jener Künstlerfamilie, Bartolomeo Carlone, die reiche Stuccaturarbeit der Innenarchitektur herstellen und baute den nördlichen Thurm. Unter Franz Claudius tritt nun schon ein Oesterreicher im Verein mit den Italie-

nern zum Werke heran, Jakob Prandauer, ein hochverdienstlicher Architekt, welcher ebenfalls seinem Vaterlande seine Vergessenheit verdankt, wie so Viele. Sein stolzes Hauptwerk ist das stattliche Mölk, woran er 1701 bis 1739 arbeitete; an den Prachtbauten zu Herzogenburg, zu St. Pölten und zahlreichen Kirchen des Landes schuf er mit stets originellem Sinne, der „bürgerliche Bau- und Maurermeister von St. Pölten", wie er sich im schlichten Geiste seiner Zeit nannte. In St. Florian entwarf er den Plan zu dem imposanten Stiftsgebäude, in dessen weiten Höfen und Sälen das italienische Stylement sich wirkungsvoll äußert, das hohe luftige Stiegenhaus mit seinen mächtigen Stiegenarmen entspricht vollends dem südländischen Bauwesen. Noch bewahrt das Stift das Porträt des würdigen Meisters, ein recht treuherziges, österreichisches Gesicht, schlicht und wahr und ohne Ansprüche.

Gleichzeitig flatterten aber die wälschen Kunstgenien unermüdlich im gastlichen Hause des h. Florian ein und aus, wennschon sich Meister Prandauer in seiner nächsten Umgebung mit Deutschen, den Baumeistern Michael und Jakob Steinhuber und dem Bildhauer Leonhard Sattler versah. Dagegen vollendete die ganze Westfaçade des Stiftsgebäudes Giambattista Bianco, und schon zu Probst Davids Tagen erhielten die Italiener Boni und Columba den Auftrag, Hochaltar sammt Gemälde um 13.500 fl. zu fertigen. Giuseppe Ghezzi, ein Schüler Pietro's da Cortona, lieferte indeß schließlich das noch bestehende und dazu noch ein zweites Bild, beide für 500 römische Scudi.

Wie viel wäre noch über diese große Kunstaera St. Florians zu sagen! Die Deckengemälde der Kirche malten zwei Baiern, Johann Gumpp und Melchior Steidl, sie empfingen für diese, fünf Jahre in Anspruch nehmende Arbeit 11.500 Gulden, wurden aber auch sammt Gesellen und Lehrjungen im Stifte verpflegt, welches überhaupt zu einem riesigen Künstleratelier umgewandelt erscheint. Noch stehen in den Prunkzimmern Mosaiktischchen und andere objets d'art, wie sie die italienischen, an der Errichtung der Marmoraltäre thätigen Arbeiter wohl gelegentlich machten. Aber die Begeisterung war noch lange nicht erstorben. Auch Probst Johannes (1716—1732) — Sohn eines Bauern — baute emsig fort, gründete die prächtige Südfaçade des Stiftes, den in seiner Art unvergleichlichen Marmorsaal mit den geistvollen Allegorien zweier Maler Altomonte, Vater und Sohn, welche sich auf Karl VI. und den Türkenkrieg beziehen, er errichtete den reizenden Gartensaal und das Sommerschloß an Stelle des Bauernhofes, wo einst seine Wiege stand. Johann Georg endlich machte den Schluß in dieser langen Reihe infulirter Mäcene, er vollendete den Stiftsbau mit der Ostseite und schuf das prächtige Gebäude der Bibliothek, für welches der jüngere Altomonte und Thassi die Malereien besorgten und selbst der berühmte Daniel Gran von Wien Entwürfe einsendete. Schlosser, Tischler, Buchbinder, Bildhauer, ein kleines Heer von Arbeitern stand fortwährend in Beschäftigung.

Man durchwandere die endlosen Zimmerreihen, angefüllt mit Gemälden, venezianischen Spiegeln, holländischen und französischen Gobelins, mit geschnitzten Schränken, japanischen und chinesischen Porcellans, bunten

und vergoldeten Oefen, kurz allem Hausrath und Kunstgeräth, man erwäge die außerordentliche Bethätigung feinen Geschmackes, den hier zwei Jahrhunderte bewiesen, und man wird darüber einig sein, daß diese verlästerte Barokkunst mit ihrer imposanten Noblesse und Fülle im Großen wie im Kleinen sich gegen unsere moderne Armuth erschreckend großartig ausnimmt. Ich habe mehr als ein Fürstenhaus in Deutschland gesehen, welches neben diesem Monasterium St. Florians eine sehr trostlose Rolle, was Reichthum wie Geschmack anbelangt, spielen dürfte; ich habe aber in der Kunstgeschichte Unternehmungen, welche im Vergleiche zur Thätigkeit dieser Prälaten sich kindisch ausnehmen, als vaterländische Thaten der Kunstförderung preisen gehört. Und doch ist Florian erst Eins, da harren noch Mölk und Kremsmünster, Wilhering, Schlögl, Zwettl, Lilienfeld, Klosterneuburg, Heiligenkreuz, Neukloster, Schotten, Admont, Herzogenburg, Göttweih und noch viele Andere der Beachtung, sie alle blühten in jener baroken Periode, bevölkert von Heeren österreichischer, deutscher und italienischer Künstler, hiezu rechne man schließlich — abgesehen von der Kunstförderung des Kaiserhauses — die Schöpfungen der Esterházy, Liechtensteine, Kaunitz, Schwarzenberge 2c. 2c. im 17. und 18. Jahrhundert, — aber ich bitte die Handbücher der Kunstgeschichte aufzuschlagen, die uns Deutschland schickt und in Oesterreich als Schulbücher dienen, sie wissen von all' dieser Fülle von Kraft und Schaffenslust nichts zu sagen. In dem bekanntesten dieser Bücher muß sich Oesterreich mit der Erwähnung des Architekten Fischer von Erlach und des Bildhauers Donner begnügen, von Malern ist gar nicht die Rede! Und doch haben nur Frankreich und Italien zur selben Zeit ähnliche Verhältnisse aufzuweisen.

So bittet denn Verfasser Dieses nochmals um Entschuldigung, daß er nicht weiter als bis ans Ufer des altrömischen Iphabaches gekommen ist. Es hat ihn etwas aufgehalten, das aus alten Ruhmestagen Oesterreichs herüberwinkt, ein glanzvolles Culturbild, über welchem es sich so wundersam schön — die Gegenwart vergessen läßt!

Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi.

In den Versmaßen der Originale.

Uebersetzt von

Karl Fidler.

1.

An den Mond.

O holder Mond, ich denke jenes Abends,
Da ich, nun ist's ein Jahr, auf diesen Hügel
In tiefem Kummer stieg, nach dir zu schauen.
Du hiengest damals über jenem Walde
G'rad' so wie jetzt, wo du ihn ganz erhellest;
Doch nebelhaft und zitternd durch die Thränen,
Die zu den Wimpern drangen, meinen Augen
Dein Angesicht erschien; denn harmvoll war da
Mein Leben, und ist's noch und wird nicht anders,
O mein geliebter Mond. Und doch thut wohl mir
Die Rückerinnerung und nachzuzählen
Die Jahre meines Schmerzes. O wie lieb wird
Im Jugendalter, da noch lang der Hoffnung
Und kurz ist der Erinn'rung Bahn, zu rufen
Sich in's Gedächtniß die vergang'nen Dinge,
Ob sie gleich trüb', obgleich das Leid fortdauert.

2.

Der einsame Sperling.

Vom höchsten Rand des alten Thurmes singst du,
Einsamer Sperling, in das Land hinaus,
So lange bis der Tag hinabgegangen;
Und durch das Thal zieht irrend hin der Wohllaut
Rings Lenz in vollem Prangen,
Er glänzt in Lüften, jubelt durch's Gefilde,
Daß schon der Anblick rührt uns im Gemüthe.

Du hörest Schafe blöken, Rinder brüllen,
Die andern Vögel füllen, sieh, den Himmel,
Gesellig, munter kreisend um die Wette,
Auch ihre Brust von Frühlingswonn' entglühte.
Du schau'st gedankenvoll von öder Stätte
All dies, fliegst nicht mit andern,
Bleibst fern dem Zeitvertreib, der Lust vergessen,
Du singst — und unterdessen
Vergeht des Jahrs und deines Lebens Blüthe.

Wie ähnlich, ach, ist heute
Der deinen meine Sitte. Lust und Lachen,
Des jugendlichen Alters hold Geleite,
Und Du, der Jugend Zwillingsschwester, Liebe,
Du herber Seufzer vorgerückter Jahre,
Eu'r acht' ich nicht, weiß nicht, wie's kommt, ich fliehe
Beinah von ihnen fort;
In meinem Heimatsort
Vereinsamt und fast Fremdling
Seh' meines Lebens Frühling ich verstreichen.
Der heut'ge Tag, der schon beginnt zu weichen
Dem Abend, ist ein Festtag unserm Städtchen;
Horch, durch die reinen Lüfte Glockenschall!
Horch, wie's so häufig knallt aus eh'rnen Röhren
Von Dorf zu Dorf in fernem Wiederhall!
Geschmückt, im Feierkleide
Verläßt des Ortes Jugend
Die Häuser und ergeht sich in den Gassen
Und schaut und läßt sich schau'n und freut sich herzlich.
Doch ich Einsamer meide
All dies und abseits schleich' ich mich in's Freie,
Verschiebend Spiel und Freude
Auf andre Zeit; wie da die Blicke schweifen
Hin durch die klaren Weiten,
Trifft mich die Sonne, die in fernen Bergen
Nach heiterm Tag soeben
Versinkt, und scheint zu sagen im Entgleiten:
So flieht der sel'gen Jugend kurzes Leben!

Einsames Vöglein, kommt dir einst der Abend
Des Lebens, das die Sterne zugemessen,

Gewiß wirst du nicht klagen
Ob deiner Art, denn der Natur entsprossen
Ist jeder eurer Triebe.
Falls mir erspart nicht bliebe,
Daß die verhaßte Schwelle
Des Alters ich beschreite,
Wenn dieses Auge stumm für Andrer Herzen
Und ihm die Welt wird leer, und mir das Morgen
Noch ekler und graunvoller als das Heute;
Was werd' von dieser Stimmung,
Von meiner Jugend, von mir selbst ich denken?
Oft werd' ich reuvoll lenken
Den Blick zurück, doch stets dem Gram zur Beute. —

3.

An den Grafen Carlo Pepoli.

Den angsterfüllten, unruhvollen Schlaf,
Der Leben wird genannt, wie trägst Du ihn,
Mein Pepoli? Mit welchen Hoffnungen
Stärkst Du Dein Herz? Mit welcherlei Gedanken,
Mit welchem frohen oder läst'gen Wirken
Verbringst die Muße Du, von fernen Ahnen
Dir hinterlassen? — ein mühselig Erbe. —
Es ist ja Müßiggang das ganze Leben
In jedem Stand, wenn jenes Thun und Trachten,
Das nicht ein würdig Ziel verfolget, oder
Sein Ziel nie könnt' erreichen, man mit Recht
Ein müß'ges nennt. Wenn Du den emf'gen Haufen,
Den Schollen brechen, Thier und Pflanzen aufzieh'n
Das stille Frühroth sieht und sieht der Abend,
Wirst müßig nennen, weil sein ganzes Leben
Nur Lebensfristung, und das Leben selber
Ist für den Menschen ohne Werth, so sprichst Du
Ein wahres Wort. Es schleppt so Tag wie Nacht
In Muße hin der Schiffer, Müßiggang ist
Der Schweiß, der in der Werkstatt rastlos rinnet,
Und Müßiggang des Kriegers Wachen, wie das
Gefahrenvolle Waffenspiel, und müßig
Lebt auch der geiz'ge Kaufmann; denn für sich nicht

Und Andre nicht gewinnt das schöne Glück man,
Wonach allein die Menschheit ringt und spähet,
Durch Sorg' und Schweiß, durch Wachen und Gefahren!
Doch für die herbe Sehnsucht, die uns Menschen
Ließ seit dem Tage, da die Welt entstanden,
Nach Lebensglück vergeblich immer seufzen
Hat die Natur anstatt der Heilungsmittel
Bereitet uns im unglücksel'gen Leben
Nothwendigkeiten mancherlei, die ohne
Nachdenken und ohn' Arbeit nicht zu stillen,
Daß ausgefüllt, wenn auch nicht froh, verlaufe
Der Tag dem Menschen, daß herumgetrieben,
Zerstreut, verwirrt sein Sehnen Zeit nicht hätte
Das Herz zu foltern. So der Thiere zahllos
Geschlecht, dem auch wie uns der einz'ge, gleichfalls
Vergebne Drang nach Wohlsein in der Brust lebt,
Weil es auf das allein gerichtet, was
Des Lebens Nothdurft heischt, bedrückend minder
Als wir und minder trüb die Zeit verbringet
Und klagt nicht an den trägen Fluß der Stunden;
Wir aber, die die Sorg' für unser Leben
Den Händen Andrer anvertrau'n, erfüllen
Nicht ohne Pein und Ekel eine ernst're
Nothwendigkeit, der Niemand kann als wir
Genügen: die Nothwendigkeit, vermein' ich,
Das Leben durchzumachen, grause, starre
Nothwendigkeit, der weder Haufen Goldes,
Noch Heerdenreichthum oder fette Fluren,
Kein Purpurmantel und kein Hofgepränge
Uns können je entziehen. Wenn nun Einer,
Der leeren Jahre satt und haßerfüllet
Gen's Licht der Welt, die mörderische Hand,
Dem zögernden Geschicke vorzugreifen,
Gegen die eigne Brust nicht kehrt, so sucht er
Für's bittre Nagen des unheilbaren Dranges,
Der nach Glückseligkeit vergebens rufet,
Sich allwärts tausend unwirksame Mittel,
Wodurch jedoch das Eine, das Natur selbst
Uns an die Hand gab, nicht wird aufgewogen.

Der Eine sinnt da Tag und Nacht auf Schmuck
Des Haar's und Anzug's und auf Zierlichkeit
In Gang und Haltung: eitle Sucht nach Pferden
Und Wagen, die belebten Säle, Gärten,
Der laute Markt, dann Spiel, Gelag' und Tänze
Erhalten den in Athem; von den Lippen
Weicht dem das Lächeln nie, doch, weh, im Herzen,
Im tiefsten Herzen sitzt ihm fest und lastend
Wie eine Demantsäule unverrückbar
Die ewig wache Langweil', gegen welche
Nichts Jugendkraft vermag, die nicht erschüttert
Ein süßes Wort, gehaucht von Rosenlippen,
Noch auch der zarte Blick aus einem Paar
Von schwarzen Augen schimmernd, Blick der Liebe,
Vor allem Ird'schen Du des Himmels würdig.

Ein Andrer, gleich als trieb's ihn zu entfliehen
Dem traur'gen Menschenloos, verbringt im Wechsel
Von Land und Himmelsstrich die Zeit, durchirret
Ueber Gebirg und Meer den ganzen Erdball,
Die Räume, die Natur erschloß dem Menschen
Im schrankenlosen All, durchmißt er wandernd
Bis zu den letzten Gränzen. — Ach es setzt sich
Auf's hohe Schiff mit ihm die schwarze Sorge,
Und unter jeder Himmelszone ruft man
Umsonst nach Glück es lebt und herrscht das Leid nur.

Gar Mancher wählt das grause Kriegerhandwerk,
Um auszufüllen seine Zeit und färbet
Im Blut der Brüder seine Hand aus Muße;
Und Mancher freut sich an Verlusten Andrer
Und glaubt durch fremdes Elend seins zu lindern,
Benützend so die Zeit zu stiften Unheil.
Der geht der Tugend oder Wissenschaft
Und Kunst nach, Jener tritt sein eignes Volk
Und fremdes nieder, oder stört die alte
Gewöhnte Ruhe weit entlegner Küsten
Mit Handel, mit den Waffen und mit TrugList
Verlebend so das ihm beschiedne Leben.

Dich lenkt ein mildrer Wunsch und süßre Sorge
In Deiner Blüth', im lieblichen April
Der Jahre, jene höchste Himmelsgabe,
Den andern freudenvoll, doch drückend, bitter
Und feindlich dem, der ohne Vaterland.
Dich spornet und bewegt der Trieb der Lieder,
In Rede darzustellen treu das Schöne,
Das selten, karg und flüchtig in der Welt
Erscheint, und jenes, das uns Phantasie,
Die holde, güt'ger als Natur und Himmel,
Fruchtbar hervorbringt und der eigne Wahn.
O tausendmal beglückt, dem mit den Jahren
Des theuern Dichters zarte Kraft nicht ausgeht,
Dem das Geschick vergönnt, des Herzens Jugend
Sich dauernd zu bewahren, der im Alter
Der Mannskraft und im Alter der Ermattung,
So wie er pflegte schon im Grün der Jahre,
In seinem innern Geist verschönt die Schöpfung,
Belebend Tod und Oeden. Dir bescheere
Der Himmel solches Glück und jener Funke,
Der jetzt die Brust dir wärmt, befeure dich
Im Greisenhaar mit Liebe noch zur Dichtkunst.
Ich fühle schon den süßen Wahn der frühsten
Jugend mir schwinden, seh' zerrinnen alle
Die heitern Bilder, die so sehr ich liebte,
Die bis zur letzten Stunde beim Erinnern
Mit heißer Sehnsucht ich beweinen werde.
Wenn diese Brust nun ganz erstarrt und kalt
Wird sein und nicht das ruhig heitre Lächeln
Der sonnenhellen Flur und nicht der Vögel
Frühlingsgesang am Morgen, noch der Mond,
Der still am klaren Himmel über Höh'n und
Gelände hinschwebt, wird das Herz mir mehr
Zu zärtlicher Empfindung rühren, wenn mir
Auch jede Schönheit der Natur und Kunst
Wird stumm und seelenlos und jeder Hochsinn,
Jed' Zartgefühl mir unbekannt und fremde;
Dann werd' ich, meines einz'gen Trostes bar,
Mir wählen andre, minder süße Forschung,

Den undankbaren Rest des eh'rnen Lebens
Daran zu wenden: Nachzuspähn der herben
Wahrheit, den blinden Loosen all der ird'schen
Und ew'gen Dinge, wozu das Geschlecht
Der Menschen ward hervorgebracht, warum es
Von Noth und Gram bedrückt, welch letztem Ziele
Natur und Schicksal es entgegendränge,
Wem unser großer Schmerz zur Lust, zum Frommen,
Nach welchen Plänen und Gesetzen rolle
Dies räthselhafte Weltall; hat der Weise
Nicht Lob's genug dafür, genügt mir Staunen.

In solchem Forschen werd' ich meine Muße
Hinschleppen, denn, ist auch die Wahrheit traurig,
So hat, erkannt, sie dennoch ihre Freuden.
Und werden meine Reden von der Wahrheit
Beim Volk mißliebig, oder nicht verstanden,
So kränkt's mich nicht, denn gänzlich schon erloschen
Ist dann in mir nach Ruhm die früh're Sehnsucht;
Der Ruhm, ein leerer Götze nur und blinder
Noch als das Glück, das Schicksal und die Liebe.

Unter der alten Fichte.

Erzählung.

Von

Aglaja v. Enderes.

Wir Kinder hatten draußen, am Rande des Waldes, einen wunderherrlichen Platz gefunden. Alte Fichten und Lärchen, Schlehdorn- und Rosenbüsche, die Aussicht auf das Thal, auf die Häuser des Dorfes und die Berge ringsher, und unter der ältesten, dunkelsten der Fichten ein kleiner Hügel, eine Moosbank voll Ephen und winziger Gräser und Blüthen, — das war der wunderherrliche Platz, den wir gefunden hatten und von dem wir die Kunde nach Hause brachten.

Es kostete wenig Ueberredungskunst, unsere tägliche musikalische Abendunterhaltung aus dem Garten am Hause nach dem Platze im Walde verlegt zu sehen, und so wanderten wir denn mit dem sinkenden Tage hinaus über die kleinen Hügel hinter dem Dorfe, an den Zwergbirken, dem Haselstrauchgelände und der Stachelbeerhecke vorüber, unter die Fichten des Waldes hinein. Voran sprangen wir Kinder, hinter uns kamen die beiden Frauen, die Mutter und die Tante, die letztere mit der Guitarre an dem blauen Bande.

Und an Ort und Stelle angelangt, wurde unsere neuentdeckte grüne Epheuinsel mit Stolz vorgewiesen, die Aussicht gebührend bewundert, die alte Fichte mit Ehrfurcht begrüßt, und dann wurde auf und neben der Moosbank Platz genommen, und das Concert begann.

Nun kann ich wohl hier nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, daß die Guitarre zur Zeit jener musikalischen Abende hinter dem Dorfe nicht mehr ganz im Schwunge war, ja, daß solchem Saitenspiel und dem davon unzertrennlichen grünen oder blauen Bande die Mitwelt schon damals eine gewisse vernichtende Heiterkeit entgegenbrachte. Aber uns Kindern kam von solcher raffinirter Anschauung nichts in den Sinn, und wenn die kleine, magere Hand der guten Tante präludirend in die zitternden Saiten griff und sie mit der kleinen, mageren Stimme eines unserer Lieblingslieder intonirte, dann bebte und jauchzte in uns das helle Glück, und dann brachen wir mit so echtem Kindheitsentzücken los, daß die alte, halbverschollene Guitarre ihre Freude daran haben konnte.

„Von der Alpe tönt das Horn“ oder „Ein Schäfermädchen weidete zwei Lämmlein an der Hand“ wurde begonnen, und dann kam Lied auf Lied, bald fröhlich, bald traurig, eines nach dem andern, die Frauen- und die Kinderstimmen durcheinander, fast ohne Pause, ohne Zwischenrede. —

Der Tag sank tiefer und tiefer, graues Dämmerlicht kam von den Bergen zum Thal, die alten Fichten und Tannen standen regungslos, die Vögel riefen sich leise zusammen und huschten in ihre grünen Verstecke, und hie und da brannte ein glitzerndes Sternlein an. Mit wundersamer Gewalt packte zu solcher Stunde der Zauber des Friedens unsere Kinderherzen; Stille, tiefe Stille war ringsher, nur die singenden, klingenden Menschenstimmen tönten in die werdende Nacht hinaus.

Und wurde diese endlich schon fühlbar, dann wurde aufgebrochen und dem Dorfe zugewandert, voran die Kinder, ihnen folgend die Frauen. — So war es nun jeden Abend. — Zuweilen erbat ich mir die Erlaubniß, die Guitarre tragen zu dürfen, und dann blieb ich einige Schritte zurück und horchte, wie der Abendwind ganz leise durch die Saiten strich, derselbe Abendwind, der die Blätter an dem Haselgelände bewegte und in dem Gipfel der alten Fichte rauschte, des hehren Baumes, der drüben am Waldrande stand.

Täglich waren wir draußen an dem Mooshügel im Walde einen ganzen Sommer lang, und hunderte von fröhlichen Liedern zogen von dort in das Thal hinaus.

Einst, als wir im besten Zuge waren und eben eine unserer Leibhymnen auf den Abendstern, den bleichen Funken, sangen, raschelte es plötzlich hinter den Stämmen der Bäume, und die alte Gruberfenzin, die Kleinhäuslerin, die neben dem Flonerhof wohnte, kam, mit einer Last Holz auf dem Rücken, des Weges. Sie blieb einige Augenblicke wenige Schritte abseits stehen, wartete, bis wir zu Ende waren, schüttelte dann ernsten Gesichtes den Kopf und sagte halbleise: „Daß Sie da sitzen mögen; — mir wäre das schauerlich, — mir schon“, und damit ging sie unter weiterem Kopfschütteln ihres Weges.

Schauerlich? — Wir hatten aufgehört zu singen und sahen uns rings um. Die Stämme der Bäume glänzten im letzten Tageslicht, eine rothglühende Wolke zog über dem Wipfel der alten Fichte hin, und ein Finkenweibchen lockte seine Kinder zur nächtlichen Ruhe unter die schweren grünen Zweige des Baumes. Schauerlich? — Da fiel unser Blick auf den kleinen, niederen Hügel, der unter hunderten von Epheublättern begraben lag, und eine dunkle Ahnung dämmerte in uns auf. — — —

Alte Leute wissen alte Geschichten, und die Geschichte des Mooshügels am Waldrande war älter, viel älter als die Gruberfenzin, die sie uns an einem der nächsten Tage erzählte.

In dem Flonerhof, neben dem das kleine Haus der Gruberin steht, lebten vor vielen, vielen Jahren zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Sie waren beide Findlinge, hatten nicht Vater, nicht Mutter, nicht Geschwister, nicht Freund, nicht Feind in dem Dorfe. Sie waren von einer Kleinhäuslerin aus der Stadt nach dem Dorfe gebracht und ein paar Jahre aufgezogen worden, und nun standen sie beide im Dienste des Bauern im Flonerhofe und hatten die Ziegen und die Kühe zu hüten. Friedel war ein schöner, stämmiger Bube, mit blühenden Wangen, dunkelblauen, fröhlichen Augen und hellblonden, kurzen Locken; Grethel war ein kleines, mageres Mädchen mit bleichem Gesichte, schwarzem Haare und einem eigenthümlichen

dunklen Glanz in den Augen. Die beiden Kinder wurden in dem Hofe wenig beachtet. Am Morgen bekamen sie ihr Frühstück, das die Bäuerin an den Rand des Küchenherdes für sie zurechtstellte, und dann zogen sie mit ihrer Herde vom Hause fort, vor das Dorf hinaus, auf die Waldlichtungen oder auf die brachliegenden Felder, je nachdem die Bäuerin gebot. Der Friedel hatte seine graue Joppe über die Schulter gehängt, Grethel ging im Hemde und kurzen leinenen Röckchen, beide waren barfuß, wie die ärmsten Kinder des Dorfes, die sie ja auch waren.

Die anderen Kinder gingen in die Schule, Friedel und Grethel nicht, denn sie hatten die Kühe und Ziegen des Flonerhofes zu hüten; selbst zur Kirche durften sie nur jeden zweiten Sonntag gehen und dann stand die kleine Grethel ganz hinten unter den anderen Kindern und zog bald das eine, bald das andere Bein in die Höhe, als wollte sie die bloßen Füße verbergen oder gegen das kalte Steinpflaster schützen.

Von der Grethel sagten die Leute, sie sei ein mürrisches, trotziges Kind; aber Friedel wußte das besser. Wenn sie mit ihm, weit draußen, auf irgend einer Berghalde war, dann sah sie gar nicht so ernst und finster drein, sondern war laut und lärmend wie er, und fröhlich und guter Dinge. Nur unten, im Hause lachte sie nicht, denn sie wußte, daß man sich dort nicht darum kümmere, ob sie lache oder ob sie weine, und das verdroß sie; so sagte sie zu Friedel. Friedel hatte die Kühe zu hüten und den Stier, und Grethel die Ziegen; wenn sie aber draußen waren, im Walde, dann mußte ihr Friedel den langen Stock geben, und sie warf ihm ihre kleine, dünne Gerte hin, und dann hütete sie die Kühe und er mußte den Ziegen nachklettern und auf das Gesindel Acht haben, während sie ihren Muth dem Stier gegenüber erprobte und sich stolz rühmte, wenn der gehörnte Patriarch sich brummend und murrend ihren Weisungen fügte.

Grethel hatte gute Tage und böse. An den bösen Tagen kletterte sie an irgend einem Felsgrat auf dem Weideplatze hinauf, und hockte dort nieder und kümmerte sich weder um die Herde noch um Friedel, der dann das ganze vierfüßige Volk zusammenhalten mußte; — an den guten Tagen plauderte sie mit Friedel oder jagte mit ihm durch die Büsche, warf ihn mit Föhrenzapfen und fing die auf, die er nach ihr schleuderte, oder erzählte ihm ihre Träume. Träume hatte sie immer ganz merkwürdige, glänzende, prächtige, wie sie eigentlich ein Findelkind gar nicht träumen sollte. Bald war sie eine Königstochter, bald wohnte sie in einem prachtvollen Hause, das noch viel schöner und weißer als das des Herrn Amtmanns war, bald hatte sie als reiche junge Bäuerin auf dem Flonerhofe zu schaffen, und der Flonerfranz, der einzige Sohn des Hauses, war ihr Mann.

„Das ist dummes Zeug, was Du träumst“, sagte Friedel zornig, und vor Unmuth traten ihm die Thränen in die Augen.

Grethel aber faßte lachend nach seinem Hute, schwenkte ihn jauchzend in der Luft und schleuderte ihn über den Felsabhang hinab, auf dem die beiden Kinder gesessen hatten.

Friedel sprang seinem Hute nach, aber der war in das Gestrüppe unten gefallen und wollte sich nicht finden lassen, auch dann nicht, als die Sonne schon zu sinken begann.

Grethel sammelte die ganze Herde und ging mit ihr dem Dorfe zu. Sie war stolz darauf, wie sie die Thiere zusammenhalten konnte, und zog mit aufrechtem Gange und ernstem Blicke in den Hof ein.

Wo war der Friedel geblieben?

Der Wind hatte seinen Hut verweht, und ohne Hut kam er heim. Der Bauer und die Bäuerin geriethen in Zorn über den fahrlässigen, ewig spiellustigen Buben; heute gab es kein Abendessen für ihn — das Mittagmahl hatte in einem Stück trockenen Brodes bestanden — und kein Bett; in der finsteren Futterkammer mußte er schlafen, in Gesellschaft der Mäuse, die dort rumorten.

Der kleine Friedel hockte auf einem Haufen Klee, die Arme auf die Kniee gestützt und die Hände vor die Stirne gedrückt. Immer sah er Grethel, wie sie am Herdfeuer saß, in der einen Hand seinen langen Stock, mit der anderen die Milchsuppe auslöffelnd; nicht ein Wort hatte sie zu seiner Entschuldigung gesagt, und jetzt lag sie gewiß in ihrem Bette und träumte einen ihrer unleidlichen Träume. Friedel schluchzte laut auf.

Da pochte es ganz leise an der Thüre. „Friedel, komm her," sagte Grethels Stimme, „ich habe Dir 'was gebracht — nun? hörst?"

Friedel rührte sich nicht — er athmete kaum.

Da rollte unten bei dem Luftloch in der Thüre ein Apfel herein, und dann noch einer. Friedel konnte sie nicht sehen im Dunkeln, aber er hörte sie rollen bis vor seine Füße hin.

„Könnt'st schon gute Nacht sagen", meinte Grethel, nachdem sie eine Weile stille gestanden hatte.

„Gute Nacht, Grethel," rief jetzt Friedel, abermals schluchzend, und stürzte gegen die Thüre, kniete dort nieder und hielt seine Hand durch das Luftloch zu Grethel hinaus. Aber diese hatte nicht Zeit, auf seine entgegengestreckte, kleine, braune Hand zu achten. Die Flonerin hatte nach ihr gerufen, und Grethel war fort und Friedel allein. —

Die Kinder wurden größer; der Friedel hatte in einer Ecke des Gartens zwei Apfelkerne in die Erde gelegt, und die trieben nun schon die siebenten Frühlingsblätter. Friedel pflegte und überwachte die jungen Bäumchen. Grethel hatte wenig im Garten zu schaffen, sie stand in dem Hause, in Stube und Küche der Bäuerin zur Seite.

Friedel war ein schöner, kräftiger, blühender Bursche geworden; Grethel war zart, bleich, mit dem eigenthümlichen, dunklen Glanz in den Augen. Auf der Weide trafen die beiden jetzt nicht mehr zusammen; solche nichtsnutze Arbeit war jetzt zwei kleinen, nichtsnutzen Buben übertragen, die barfuß und johlend am Morgen und am Abend hinter ihrer brummenden und zappelnden Herde herrannten.

Friedel und Grethel gingen nun nicht mehr barfuß; der erstere hatte seinen Jahreslohn und kleidete sich davon nett und sauber wie es einem ordentlichen Burschen und Knecht geziemt; Grethel erhielt die Kleider von der Bäuerin und manches Geldgeschenk dazu, und trug sich so schmuck, so rein, so sorgfältig, daß sie gar nicht wie eine Magd erschien.

„Die Flonerin hält viele Stück auf sie", sagten die Leute, und Grethel schien sich dessen bewußt.

„Friedel, Du und die Grethel, Ihr gäbt ein Paar, wie sich's ziemt," sagte hie und da einer aus dem Dorfe, und dann wurde Friedel blutroth und wendete sich ab, als hätte er nicht gehört.

Die beiden Apfelbäume in dem Garten wuchsen und gediehen, und Friedel hatte eine winzige Einfriedung um sie gezogen. Manchmal dachte er: Ob denn die Grethel meine Bäume sieht? aber er hatte nicht den Muth darnach zu fragen. Aber einmal mußte er es doch thun; er wußte, er müsse es thun — aber er hatte nicht den Muth dazu, und das war schlimm!

Endlich, es war an einem grauen, umwölkten Herbsttag, — Friedel hätte wollen, die Sonne schiene recht hell — da trafen sie sich draußen auf der großen Waldwiese, wo sie so oft gemeinsam die Herde gehütet. Friedel arbeitete im Holze, und Grethel wurde hinausgesandt, um ihm eine Botschaft vom Bauer zu bringen.

Friedel stand einen Augenblick wie festgebannt, als er die schlanke Gestalt so aufrecht durch die dunklen Fichtenstämme kommen sah, dann warf er die Axt fort und sprang die Wiese hinab, dem Mädchen entgegen.

„Grethel, Du kommst von Gott geschickt," rief er aus und faßte ihre Hand.

„Nur vom Bauer", sagte sie lachend und zog ihre Hand zurück.

„Laß mir die Hand", sagte Friedel, „und laß mir den Glauben, daß Dich Gott geschickt hat, damit ich einmal mit Dir reden kann, wie ich möchte, und Dir alles sagen, was vom Herzen heraus muß."

„Nichts muß heraus", sagte Grethel hastig. „Laß das Reden, Friedel, es führt zu nichts."

„Und warum nicht", rief Friedel, „warum soll's zu nichts führen, wenn ich und Du, wenn zwei ehrliche Menschen es wollen, und wenn Gott will?"

„Gott will nicht, und ich will nicht, Friedel", sagte Grethel und wurde noch viel bleicher als sonst.

„Und warum willst Du nicht? hast Du mich nicht gerne, Grethel, auch dann nicht, wenn ich Dir sage, daß ich Dich so lieb hab', daß ich für Dich sterben könnt'?"

„Was lieb haben!" rief Grethel aus, und ihre Augen leuchteten mit ihrem alten unheimlichen Feuer. „Glaubst, ich soll Dich, Dich, das Findelkind, zum Mann nehmen, damit die Leute sagen, gleich und gleich find' sich gern? Glaubst, ich hab' das Elend aus meiner Kindheit vergessen, die Kälte im Winter, die Hitz' im Sommer, die bloßen Füße auf dem Steinpflaster in der Kirche? glaubst?"

„Grethel", rief Friedel erschreckt, „Du willst doch nicht sagen, Du verwirfst mich, weil ich ein Findelkind bin, weil ich alles Elend, alle Noth in der Kindheit mit Dir durchgemacht hab'?"

„Was ich sagen will und nicht sagen will, weiß ich nicht," rief Grethel, „ich weiß nur, was ich thun muß und thun werde, um für immer das alte Elend los zu sein. Frag' nicht nach mir, Friedel, denk' nicht an mich, glaub' nicht an mich, schau' daß Du ein ehrliches Bauernkind heimführst, und vergiß, wer ich war und wer Du warst zur Zeit, wo uns die Leute wie arme, aufgelesene Würmer behandelt haben. Tritt mir nicht in

den Weg, Friedel, thu mir nicht weh, so werd' ich Dir auch nicht weh thun — und. . ."

Sie hielt inne; Friedel schaute sie wie abwehrend an. „Und?" fragt er.

„Wenn ich etwa die Bäuerin unten im Hof werden sollt'", sagte sie leise, mit zitternder Stimme, „dann geh' Friedel, geh', ich bitt' Dich drum."

Friedel schaute sie lange fest an, als verstünde er erst nach und nach den Sinn ihrer Worte.

„Die — Bäuerin! — ich gehe, Grethel; ja, ich gehe; da — nimm meine Hand darauf."

Er faßte ihre Rechte und hielt sie fest; dann ließ er sie sanft los, wandte sich und ging fort, ohne umzusehen.

Den Tag kehrte er nicht heim, auch die Nacht blieb er fort, und am nächsten Morgen fand man ihn draußen im Walde, zu Füßen der Felswand zwischen den Stämmen der grünen Tannen als Leiche. Auf einem Zettel, den er in der fest geschlossenen Hand hielt, stand in großen, ungelenken Buchstaben sein letzter Wille geschrieben — sein Hab und Gut, des Knechtes Ersparnisse, sollten zur Mitgift eines elternlosen Kindes im Dorfe verwendet werden.

Er war derselbe wie gestern — derselbe Friedel mit dem schönen offenen, guten Gesicht; nur einen dunklen Fleck trug er an der linken Schläfe — sonst war er derselbe wie gestern — und doch war er heut nicht mehr der Friedel für die Leute vom Dorfe, sondern der „arme Sünder", der sich selber den Tod gegeben.

Schaudernd wandte sich Alt und Jung von dem Selbstmörder, der draußen unter den grünen Tannen lag.

Nun hieß es, für den armen Sünder ein Grab bestellen. In der geweihten Erde durfte er nicht ruhen; in dem Friedhofe des Dorfes nicht, wo die ehrsamen Frauen und Männer und die unschuldigen Kinder lagen; dort gab es keinen Platz für ihn! — Und wo dann? — hinter der Kirchhofmauer? — hart am Wege?

An der Gitterthür vor dem Pfarrhofe wurde die Klingel gezogen. Grethel stand draußen. Sie kam, um ein paar Worte mit dem Herrn Pfarrer zu sprechen. — Sie werden den Friedel heute begraben, meinte sie, und an der Kirchhofmauer sei so wenig Raum — wäre es nicht besser, ihn in den Grund am Rande des Fichtenwaldes zu legen, der gehöre dem Flonerbauer und dieser habe nichts dagegen. — Und der Pfarrer hatte auch nichts dagegen. So ging Grethel heim, blaß wie immer, aufrecht wie immer, mit dem alten tiefen, dunklen Glanz in den Augen.

Und so wurde er draußen begraben, der todte Friedel, der arme Sünder. —

Als im nächsten Frühling die ersten Gräser über dem Hügel wuchsen, hatte sich im Schlehdornbusch nahebei eine Grasmücke angesiedelt und sang ihre weichen, klingenden Lieder, einige weiße Erdbeerblüthen und die Spitze eines Epheuzweiges legten sich über die dunkle Walderde.

Grethel war seither des Flonerfranz ehelich Weib geworden und schaffte tüchtig in der Wirthschaft, besorgte Küche, Stall und Gesinde, wie es einer Bäuerin geziemt, und Niemand fragte, ob sie von dem Liede im

Schlehdornbusche, von den weißen Erdbeerblüthen und dem grünen Epheuzweige wisse.

Die Apfelbäumchen im Garten des Flonerhofes wuchsen und gediehen und wurden kräftige Stämme mit breiten Kronen, und als an einem Frühlingsmorgen die ersten Blüthen an den jungen Zweigen hervorbrachen, da lag am Abend desselben Tages ein solcher Zweig voll röthlicher Blumen draußen auf dem Hügel unter der Fichte. — —

Das waren nun Jahre, viele, viele Jahre her. Die Fichte war alt geworden, den Hügel deckte Moos und eine ungezählte Schaar von Epheublättern und in dem Schlehdornbusche wohnten jeden Frühling die Ururenkel der Grasmücke von damals. Aber sie sangen ebenso wundersam wie ihre Urahne und wir Kinder sangen auch, so gut wir es konnten, Abend um Abend, und freuten uns des Gedankens, daß wir es dem armen, einsamen Friedel zu Liebe thaten, der nun nicht mehr so arm und einsam war, seit wir ihn besuchten und bei ihm allabendlich blieben, bis die hellen Sterne durch die grünen Fichtenzweige blinkten.

Elegieen.

Von

Stephan Milow.

1.

Alles vermählt sich dem Staube, der Mensch und was er geschaffen,
Male, zum Himmel gethürmt, müssen verwehen in's Nichts;
Aber es bleibt doch wieder von Allem durch jegliche Zeiten,
Bleibt vom Kleinsten gewiß eine bemerkliche Spur.
All die verronnenen Jahre, die fern sich im Dunkel verlieren,
Formten den heutigen Tag, daß er nur so sich erfüllt.
Wäre der kleinste Moment vor Zeiten ein andrer gewesen,
Müßte der jetz'ge Moment eben ein andrer auch sein.
Klage darum nicht bang, daß alles zerfällt und entschwindet,
Laß dir den ewigen Tod nimmer verwirren den Blick:
Jegliches Schöne, das zart'ste Gefühl und der stillste Gedanke,
Lebt und bauet geheim an der Vollendung der Welt.

2.

Sorgen bedrängen den Menschen, sie wechseln, sie kommen, sie gehen
Und es erzählt dir zuletzt Jeder, wie gut es sich lebt.
Einer verfehlt sein Ziel und der And're verliert das Errung'ne;
Diesen betrügt sein Lieb, Jener betrauert den Freund —
Alle zerfließen in Klagen, sie schluchzen, sie ringen die Hände;
Laß sie nur weinen! wie bald siehst du die Thränen versiegt!
Was sie beschwert und quält, ist immer ein einzelnes Schicksal,
Aber den einzelnen Schmerz tilgt die verrinnende Zeit.
Vieles entzündet sie wieder und Neues ersetzt das Verlor'ne,
Bis mit dem wechselnden Jahr lächelnd die Freude erscheint. —
Ach, viel mächtiger trifft es, erschließt sich das Inn're dem Wehe,
Das, unzählig verzweigt, wurzelt im Ganzen des Seins!
All die Verwirrung und Noth nachfühlen im pochenden Herzen,
Schaudern bei jeglichem Schrei, weinen bei jeglichem Grab;

Was nur des Häßlichen lebt, als wär's dem empfindlichen Auge
Grade zum Trotz in der Welt, sehen wo immer sich's zeigt;
Bange verletzt aufzucken bei jeglichem höhnenden Schlage,
Welchen die stolze Gewalt stündlich dem Rechte versetzt:
Das ist ewige Qual der alles umfangenden Seele;
Düster umflort es den Blick, welcher das Reine gesucht.
Und wie kurz die Minute, wo siegend der leuchtende Himmel,
Wie er die Schatten verscheucht, milde die Schmerzen verklärt;
Daß, aufathmend, die Seele von Neuem den Glauben befest'ge,
Den sie durch jegliche Nacht treulich den Göttern bewahrt!

3.

Goldene Tage des Sommers, mit euerm bestrickenden Zauber
Ach, wie so mächtig ergreift, mächtig erquickt ihr die Brust!
Alles im Kreis, vom Nächsten bis wo im Dufte die Ferne
Schillernd dem Blicke verschwebt, während sie dennoch ihn lockt,
Alles erscheint wie getaucht in Schimmer und lichte Verklärung;
Jeglicher flüchtige Hauch rührt mit geheimer Gewalt.
Und wie sich Eins mit dem Andern so schön und bestrickend verbindet!
Eins von dem Andern so schön Reiz und Bedeutung erhält!
Lieder der Vögel erschallen — wer rühmt die verworrenen Laute,
Fühlt er nicht Jegliches mit, was ihm die Runde erschließt?
Daß sie so lieblich bewegen, das kommt vom leuchtenden Himmel,
Kommt von der webenden Luft, kommt von der ganzen Natur;
Schnarren die Grillen dazu und summen die schwärmenden Käfer,
Wird durch die Stimmung rings dies auch zur holden Musik,
Wie ja sogar das Geklopfe der emsig geschäftigen Drescher
Mächtig herüber vom Dorf tönt an das lauschende Ohr.
Himmlischer Segen! Beseligt genieß' ich und fühl's im Genusse,
Daß nur die Harmonie ewig das Schöne erzeugt.

4.

Send' ich die Blicke hinaus in die lebendurchflutheten Weiten,
Fühl' ich, wie nichtig die Zeit, fühl' ich, wie wenig sie kann.
Ist nicht alles dasselbe, die Höhen, die Wälder, die Saaten,
Wie ich es einstens geschaut, da ich als Knabe geschweift?
Ist nicht dieses Gebüsch zu jeglichen Zeiten gewesen?
Hier der Vogel und dort pflügend der emsige Mensch?

All das Summen um mich, es erklang zu ewigen Zeiten,
Alles im Kreise besteht stets in der Fülle des Sein's.
Was zur Stunde geschieht, war ewig und dauert auch ewig;
Deßhalb forschen wir nicht grübelnd zurück und voraus:
Wer es vermöchte, nur e i n e Minute so ganz zu erschöpfen,
Hätte das H ö chste vollbracht und er erschöpfte die Welt.

5.

Welche unendliche Welt! kein Ende, wohin du dich wendest;
Jegliche Grenze entfleucht, spähst du mit forschendem Blick.
Dort die unendliche Größe und hier die unendliche Kleinheit;
Schauernd mit pochender Brust wandelt dazwischen der Mensch.
Siehst du die Nebel im Fernen? Sie weisen doch endlich in's Leere?
Nein! Das vergrößernde Glas deckt sie als Sterne dir auf.
Nimmer zu zählen, enttauchen dem Aether die leuchtenden Punkte,
Jeder allein schon mehr, als du zu fassen vermagst.
Welch ein Gewimmel bewegt sich da plötzlich im wogenden Rhythmus
Immer lebendiger wird's, wie du darein dich versenkst.
Weiter und weiter entfliegst du durch neue Gebiete im Schauen,
Bis dir der wachsende Raum bange den Athem beklemmt.
Daß du so kühn dich gewagt in die urfern dämmernden Räthsel,
Mächt'ger, verwirrender stets greift es im Tiefsten dich an.
Flüchtest du nun zur Erde, so schließe nur eilig das Auge;
Denn — o Wunder! — auch hier findest du, was dich bedrängt.
Wär' es ein Tropfen versickernden Wassers, er wird dir zum Meere,
Welches ein munterer Schwarm bunter Geschöpfe bewohnt.
Aber du forschest gereizt, das helfende Glas vor dem Auge:
Ueber das sond're Gemisch, das du nun wieder erblickst!
Hier, aufwühlend die Fluth, schwimmt rudernd ein zierliches Thierchen,
Stets in geschäftiger Hast, leicht und beweglich vorbei;
Dort aus dem buschigen Wald grün schimmernder, schwankender Algen
Schnellt nun ein zweites hervor, lüstern auf Beute bedacht.
Während sich And're behäbigen Tacts fortwälzen vergnüglich
Und stets drolliger sich alles verschlingt und belebt.
Oben und unten enthüllst du dir so die erstaunlichsten Welten;
Aber du hältst nun ein, endlich von Schwindel erfaßt.
Und was bleibt dir von allem? — Berückten dich hohle Phantome? —
Oben ein nebliger Hauch! unten ein Wölkchen von Dunst!

Aus der Mappe des Fabulisten.

Von

Ed. von Bauernfeld.

1.

Der Bergmann.

Treu hält zu seinen Gruben
Das Volk des Tubal Kain;
Sind eine stille Gemeinde
Knapp', Steiger und Bergwardein.

Ein Märchen Bergmanns Leben,
Die Welt, er kennt sie kaum —
So träumt er in seinen Schachten
Den unterirdischen Traum.

In diesen Tiefen und Teufen
Ist ewig dämmernde Nacht,
Und kommen „böse Wetter“,
Der Berggeist hat sie gebracht.

Der Bergmann glaubt an Geister,
Zu manchen Klüglings Spott,
Er glaubt an die bösen Zwerge,
Und auch an den lieben Gott.

2.

Ersehnte Klosterspeise.

In der dumpfen Klosterzelle
Sitzt ein junger Mönch verdrossen —
Draußen ist mit Sonnenhelle
Alle Landschaft rings umflossen.

Draußen auf den grünen Wiesen
Kühe grasen, Lämmlein springen,
Hündchen kläffen zwischen diesen,
Und die jungen Mägde singen.

Und das Mönchlein spitzt sein Ohr
Wie ein Füllen ohne Trense —
„Solches sah ich nie zuvor!
Wer sind diese Wesen?“ — „Gänse!“

Sagt der Abt. — Das Mönchlein stutzt:
„Diese Zucht scheint wohl gerathen!
So ein Gänslein, das sich putzt,
Gerne hätt' ich's — ungebraten.“

3.

Bestrafter Unglaube.

Zum Wunderbrunnen eilt die Menge,
Von Gläubigen ist ein Gedränge;
Ein Blinder wusch sich in der Quelle,
Und seine Augen sahen helle.

Da kam ein Mann von argen Sitten
Auf einem blinden Pferde geritten,
Und höhnt mit seinem bösen Maule:
„Taugt dieses Wunder auch meinem Gaule?“ —

Die Frommen vernehmen's mit Entsetzen
Und wollen den Spötter schier zerfetzen;
So ritt der Mann davon geschwind —
Das *Pferd* war *sehend*, *er* wurde *blind*.

4.

Gelöste Streitfrage.

Ei oder Henne! Was war zuerst? —
Die Henne, von Rechtens wegen;
Das Ei ist nur das Consequens,
Die Henne muß es erst *legen*.

Kein Weiser und kein Phiosoph:
Kann das Dilemma lösen
Was in der Schöpfung, was *zuerst*:
Ei oder Henne gewesen?

Wo aber kommt die Henne her?
Aus Nichts wird Nichts, verzeihe!
Das Ei war früher! Die Hühnerbrut,
Sie kommt erst *aus* dem Eie.

Fragt nicht bei Vogt und Darwin an,
Der Sach' Euch zu versichern,
Sie wissen's nicht — d'rum ist mein Rath:
Lest in den heiligen Büchern.

Gott schuf den Menschen wie das Thier,
Und sah, daß Alles gut war;
Daraus erhellt, daß das Hühnerei
Erst in *Folge* der Hühnerbrut war.

5.

Die Schlange.

Zum Kaiserthron tritt unverzagt
Die Schlange, über die Kröte klagt:
Das häßliche Thier säß' breit und fest
Ueber den Eiern im Schlangennest.

„Mensch oder Thier!“ der Kaiser spricht —
„Unrecht Gebaren duld' ich nicht.“ —
So jagt man die Kröte flugs von dannen,
Und thät' sie aus dem Reich verbannen.

Die Schlange sich neigt vor dem Kaiser fein
Und läßt zurück einen Edelstein:
„Sei Dir die Gabe nicht zu schlecht
Für Menschen- und für Schlangenrecht!“

6.

Der Schatz.

Eine Kiste, schwer von Eisen,
Mit drei Schlössern wohl versehen,
Steht im Schlafgemach des Alten —
Niemand weiß, was d'rin sich birgt.

Wohl ein Schatz! meint jeder Nachbar.
Und die drei, des Alten Söhne,
Hoffend auf ein reiches Erbtheil,
Pflegen ihren Vater bestens.

Als der Alte kam zu sterben,
Reicht' er jedem seiner Söhne
Einen Schlüssel zu der Truhe —
Segnet sie und geht zur Ruhe.

Gierig öffnen sie die Kiste,
Finden nichts als einen Schlegel,
Einen harten, schweren Schlegel,
Und auch eine Schrift. Sie lesen:

„Als ich noch am Leben war,
Gab ich Alles meinen Kindern;
Hoffend auf ein weit'res Erbe,
Hatten die mich gut behandelt.

„Dieses dank' ich meiner Weisheit. —
Nehmt den Schlegel, das Gehirn
Jedem Thoren einzuschlagen,
Der den Kindern Alles gibt."

7.

Die Siebenzahl.

Sieben Schöffen, sieben Zeugen,
Sieben Gäste, sieben Diebe;
Sieben Joch ist Freibesitz;
Regenbogen siebenfärbig,
Sieben Fürsten, welche küren,
Sieben Weise Griechenlands;
Gibt auch eine böse Sieben,
Und im Haus von sieben Fuß
Senket Dich der Todtengräber
Sieben Schuh tief in die Erde.

In der Mondnacht.

Von

Julius von der Traun.

Es ruht auf monderhellten Korneswogen
Der kleine Kirchhof, wie ein banges Schiff
Vor Anker liegt, die Segel eingezogen,
Bei falscher Nacht vermeidend Bank und Riff.
Wo kommst du her, mein Schifflein, das im Dunkeln —
So scheint es fast — nicht seine Wege kennt?
Es fehlt am Maste der Laterne Funkeln,
Zieh' auf die Flagge, die dein Land mir nennt!

Ich ruf' dich an — kein Laut will Antwort geben,
Das Echo nur erschallt von deiner Wand.
Bist du ein Sklavenschiff, das Menschenleben
Als Kaufmannsware führt von Strand zu Strand?
Bringst du, ein Schmugglerschiff, an Chinas Küste
Das süße Opium? Nenn' deine Fracht!
Bist du der Ahasver der Wasserwüste
Das Todtenschiff? das Schreckgespenst der Nacht?

Doch nein! Ich seh' ein Kreuz inmitten ragen
Wohl ein Maltheserschiff aus alter Zeit,
Wie tapfre Ritter in verschollnen Tagen
Es ausgerüstet für den heil'gen Streit?
Wo lagert deine tapfere Gemeine
In ihren Rittermänteln „weiß wie Schnee?
Und ist sie todt, was treibst du noch alleine
Ein leerer Wahn vorbei auf hoher See?!

Es ruht auf monderhellten Korneswogen
Der kleine Kirchhof, wie ein banges Schiff
Vor Anker liegt, die Segel eingezogen,
Bei falscher Nacht vermeidend Bank und Riff.
Da rauscht der Kranz, die Eisengitter klirren,
Der stummen Gräber Sprache ist erwacht;
Es blinkt der Mond und leise Stimmen schwirren
Seltsam herüber durch die kühle Nacht:

„Ich bin kein Sklavenschiff — in meinen Räumen
Sind doch die Menschen herzlos aufgestaut;
Kein Schmugglerschiff — von ihren süßen Träumen
Hat doch die Welt mir eine Fracht vertraut;
Kein Todtenschiff — wenn auch kein Menschenleben
Mir je zu tragen aufgedrungen ward;
Ich bin kein Kriegsschiff — doch auf mich begeben
Die besten Streiter sich zur letzten Fahrt.

Ich fürchte keine Brandung, keine Riffe,
Mir ist die dunkle Nacht wie heller Tag;
Ich scheine still zu liegen, doch ich schiffe
Auf rechter Bahn, wie's immer stürmen mag.
Zum Kompaß gab man in dem Wogenschwalle
Mir dieses Kreuz — ich weiß nicht, wo ich bin!
Und alle, die mein Bord besteigen, alle,
Sie wissen kaum, woher, und nicht — wohin.

Friedrich Schiller

und

das heutige deutsche Theater.

Von

Friedrich v. Bärenbach.

Vor nahezu hundert Jahren hat Friedrich Schiller seinen Vortrag über die „Schaubühne als moralische Anstalt“ gehalten, einen Vortrag, der zwar später in die Sammlung seiner Werke Aufnahme fand, aber wie so Vieles, dessen Unfehlbarkeit die strengen Richter der Literatur nicht erst ex cathedra verkünden, fast gar nicht mehr genannt wird. Wenn es schon unter anderen Umständen für Vermessenheit erklärt werden könnte, eine an unser aufgeklärtes Zeitalter gerichtete Erörterung mit der Berufung auf einen längst verjährten Ausspruch einzuleiten, darf man doch der Hoffnung Raum geben, daß der Name Schillers selbst die aufgeklärtesten Aufklärungshelden veranlassen dürfte, einer Besprechung der Anwendbarkeit längst bei Seite geschobener Maximen auf die heutigen Verhältnisse einige Beachtung zu schenken. Doppelt berücksichtigungswürdig scheint dieser Umstand, wenn man bedenkt, daß der Tag sich wieder jährt, den die deutsche Nation, den Alles, was deutsches Denken und Dichten liebt und ehrt, mit Stolz und Freude feiert und feiern wird, so lange der Geist der Ahnen das deutsche Wort beseelt.

Wenn ich in einer Zeit, wo gerade im Herzen Oesterreichs das Andenken des Lieblingsdichters der deutschen Frauen und der deutschen Jugend begangen wird, eben jene unscheinbare Abhandlung aus der Menge der großen und herrlichen Werke heraushebe, durch die er sich den Preis der Unsterblichkeit verdiente, so muß ich im Vorhinein die Zumuthung zurückweisen, als wollte ich in die Fußtapfen der Menge von zeitgenössischen Curiositätenliebhabern treten, welche nach wahrer Lumpensammlerart auf jeden Papierstreifen losstürzen, den dieser oder jener Dichter selbst der Vergessenheit übergeben, den jene Verfasser literarischer Nachlesen aber ihr wieder entreißen wollen. Der Umstand, daß Jeder die angeführte Abhandlung in den gesammelten Werken Schillers finden und lesen kann, überhebt mich jeder Nothwendigkeit, mich gegen ein Ansinnen zu vertheidigen, das übrigens von Niemand, der die Zahl, den Fleiß und die Zähigkeit jener Literatur-Maulwürfe kennt, für ungut genommen werden könnte.

Es sei darum nur in Kürze erwähnt, daß insbesondere zwei Gründe mich bewogen, an jene Abhandlung anzuknüpfen, deren nicht gedacht wird, wenn man die Großthaten des Dichters preist und zum Himmel erhebt, und die — weil einmal das Verdienst auf der Erde nur zu oft mit der Elle gemessen wird — wegen ihres geringen Umfanges unter den großen Werken verschwindet.

Erstens glaube ich nicht annehmen zu dürfen, daß in allen Biographien und Kritiken, in allen schon dagewesenen und noch zu gewärtigenden Lobreden über die Verdienste des Dichters, für welche man doch nicht erst die Aner-

kennung suchen muß, darauf Gewicht gelegt würde, daß die Abhandlung „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ die Ansichten Schillers über culturelle Bedeutung und sittliche Wirkung des Dramas am besten erkennen läßt, also etwas wie ein literarisches Glaubensbekenntniß des Dichters ist, der es doch wohl in erster Linie seinen Dramen verdankt, daß die deutsche Nation ihn zu ihrem Lieblingsdichter erkor. Zweitens schätze ich die in der Abhandlung erörterten Fragen gerade mit Rücksicht auf die jetzigen Verhältnisse der deutschen Bühne so hoch, daß ich es für die würdigste Gedächtnißfeier des gepriesenen Dichters halte, den Werth unserer heutigen Zustände an der von ihm verfochtenen Meinung zu prüfen; zu erwägen, ob die Männer, denen die Pflege der nationalen Bühne obliegt, den Ausspruch Schillers noch achten, und um — wenn dem nicht so ist — einen Mahnruf an Diejenigen ergehen zu lassen, die, in anderen Geleisen ihr Heil suchend, das Wort des Meisters mißachten.

Manchem könnte es als ein Zeichen der Unselbständigkeit erscheinen, daß ich nicht mit selbstgeformten Maximen auftrete; ein Experiment, das — namentlich wenn es sich auf ein dreistes Aufstellen des Längstbekannten im neuen Gewande als pure Neuigkeit beschränkt — in unseren Tagen sehr beliebt ist. Dieser Zweifel ist leicht abgethan. Nicht als ob ich meine Ansicht nicht selbst vertreten und verfechten wollte, nicht als ob ich mich nicht offen zu ihr bekennen möchte, wage ich mich, vom Ausspruche Schillers ausgehend, an die Prüfung heutiger Verhältnisse. Nur weil ein Großer vor so langer Zeit die Meinung aussprach, die ich durch reifliches Nachdenken in mir ausgebildet, weil er Maximen, die ich verfechte, besser als es mir wohl je gelänge, Form und Ausdruck gab, und weil ich es für eine würdige Feier seines Namens halte, Aussprüche, die man, wenn man sich Conjecturen erlaubt, für die Grundlage eines beabsichtigten größeren Werkes ansehen kann, den vielen Berufenen vorzuhalten, die ihn vergaßen, und sie ihnen als Regulativ ihres Vorgehens für die Zukunft zu empfehlen. Endlich — und dies ist nicht das Geringste — glaube ich dadurch, daß ich meine ernste Meinung in der Nachfolge eines Größeren aufrecht erhalte, gegen das abfällige Urtheil und den Spott unserer Aufklärungshelden gewappnet zu sein, welche meine Ansichten für zöpfische Vorurtheile oder überwundene Standpunkte erklären würden, wenn ich mich nicht von Anfang an auf Den berufen hätte, dessen Glaubensbekenntniß als Schild in der Hand, ich an die Prüfung von Verhältnissen herantrete, welche unseren Glauben an den unbedingten Fortschritt stark zu erschüttern drohen.

Mit einem solchen Schilde und unter solchen Auspicien kann ich es wohl, ohne mich dem Vorwurfe allzugroßer Unbescheidenheit und Dreistigkeit auszusetzen, unternehmen, Verhältnisse darzustellen, wie wir sie alle kennen, aber nicht gerne besprechen, weil wir nicht mehr naiv genug sind, um den Goethe'schen Ausspruch in Zweifel zu ziehen:

„Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Ist schließlich nur der Herren eigener Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.“

Wenn ich daher im Vorhinein gewiß bin, in ein Wespennest hineinzustechen und bei einer vorurtheilsfreien Prüfung der Dinge mehr Schlimmes als

Gutes zu entdecken, so heißt es natürlich alle Schönfärberei bei Seite setzen, die von den Philistern der deutschen Literatur so gerne cultivirt wird.

Wohl scheint es mir selbst auf den ersten Anblick, als sei es nicht eben die weihevollste Gedächtnißfeier, darzulegen, wie die Nachgeborenen oder doch Diejenigen, an welche die Gegenwart und ein Stück Zukunft des deutschen Theaters geknüpft ist, vornehm über den Mannheimer Professor lächeln oder seine Abhandlungen zu den literarischen Curiositäten legen, da jener Zeitgeist, der nur der Herren eigner Geist ist, Ansichten wie die, daß die Bühne eine moralische Anstalt ist, längst überwunden und über Bord geworfen hat. Vielleicht thue ich manchen dieser Herren Unrecht, die möglicherweise nie etwas von jener Abhandlung erfahren haben. Desto besser; vielleicht genügt ein Avis au lecteur, um sie zur Einkehr zu bewegen. Wie dem aber auch sei, so wollen wir uns doch der Hoffnung nicht ganz verschließen, daß eine Darstellung des Bestehenden und eine Darlegung dessen, was sein soll, im Geiste Schillers und der wenigen Auserlesenen, die seine Theorien auch praktisch durchzuführen bestrebt sind — soweit das der verwöhnte Gaumen der meisten Theaterbesucher eben zuläßt — zum Nachdenken über das Gute und Schlechte führen und die im Interesse der Zukunft unserer Nationalbühne zu fordernde Besserung der Zustände bringen werde.

Wenn wir es nur dazu bringen könnten, daß die Maximen Schillers in ihrer zeitgemäßen Anwendung auf unsere Verhältnisse eine gewisse Reaction hervorrufen und Viele, die bisher Alles gehen ließen, wie's Gott gefiel, sich bewogen fühlten, über das Bestehen oder Nichtbestehen einer sittlichen Bedeutung des Dramas nachzudenken, so wäre das eine Gedächtnißfeier im Geiste und in der Wahrheit, schöner vielleicht nicht, aber gewiß bedeutender für unsere culturelle Entwicklung als alle Lobreden, die jahraus jahrein gehalten, und alle Kränze, die seit Jahrzehnten den Manen des Dichters geopfert werden. Nachdem aber der erste Schritt zur Besserung immer die Erkenntniß ist, dürfen wir uns der selbst auferlegten Pflicht nicht entziehen, darzustellen, wie es ist und nicht sein soll, ohne zuviel des Schlechten zu sagen und ohne die seltenen Ausnahmen, die seltenen Stätten einer wo nicht sittlich doch immer ästhetisch motivirten Kunst stillschweigend zu übergehen.

Auch hier — wie allenthalben — liegt die Welt im Argen und es gibt mehr Unkraut auszujäten, als es auf den ersten Blick hin scheinen mag. Aber es gibt doch auch Männer, denen die Erkenntniß nicht fehlt, wie es welche giebt, denen sogar der Wille zur Erkenntniß mangelt. Unser Wegweiser zu ihnen sei die Wahrheit.

Es wäre in unseren Tagen gewiß zu viel verlangt, wenn man das Ideal realisirt sehen wollte, das Schiller vorschwebte, eine Bühne, die eine Stiftung wäre, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattete, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen würde. Gewiß aber sollten wir eine Bühne haben, welche die Ziele des großen Dramatikers mit allem Ernst und allen Mitteln verfolgte und sich die Aufgabe stellte, die er für Diejenigen, die ihn verstehen wollen, zur Genüge charakterisirt. Richtigen Begriff — heißt es an einer Stelle der

bezeichneten Schrift — geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volkes; der Nebel der Barbarei, des finstern Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht.

In diesem Sinne wäre das Theater eine Pflegestätte der Aufklärung und Sittlichkeit, das geweihte Asyl für ein reines, über das Treiben und Jagen und die wilde Lust des Lebens erhabenes Genießen, über dessen Portal man die Worte schreiben kann: Introite et hic dii sunt! Tretet ein, ihr Kinder der lichtbeschwingten Zeit und des Todes und genießet, befreit von den Fesseln eueres niederen Ursprungs!

Wenn dem so wäre und wir eine solche Bühne hätten, dann hätten wir auch eine Kunst, bei der uns wohl würde: jene Kunst, in deren lichten Regionen die größten Geister der Menschheit gewandelt sind, die aber ein Zeitalter bisher zurückwies, das gerade in der Kunst allzutief im Epigonenthum drin steckt und statt mit aller Macht nach neuen Großthaten zu begehren und zu streben, sich damit begnügt, dem Leben zumeist seine gemeinsten Züge abzulauschen und bald im antiken, bald im modernen Gewande Kunstwerke zu schaffen, die, abgesehen von der rohen religiösen und politischen Tendenzmacherei, nicht nur die Gesetze der Sittlichkeit, sondern auch die der Aesthetik für nichts achten. Dieses Bestreben, den Menschen — weit entfernt, ihn über die gemeine Lust und Sorge des Lebens zu erheben — in einen Opiumrausch zu lullen, in dem alle Gebilde trivialer Possenreißerei, Gräuel von Wollust und glorienscheinumflossene Sünden und Laster an seinem arbeits- oder genußmüden Auge vorüberziehen, ist auf allen Gebieten unserer heutigen Kunst bemerkbar, wenn auch noch so viel Tünche und Schönfärberei verwendet wird, um den Schleier der Maja über unsere Köpfe zu werfen.

Und selbst in Fällen, wo jede unsittliche Tendenz ausgeschlossen ist, muß das Niedrige und Gemeine, das Alltägliche und Erbärmliche fast immer herhalten, als böte die große Tragödie des Lebens dem genialen Künstler nicht würdige Stoffe zu Genüge. Wenn man dann einmal meint, die Stunde eines reineren Genießens sei gekommen, dann zieht das Werk wie eine Stunde gemeinen Lebens mit Aerger und Verdruß, mit Lachen und Jubel des gemeinsten Scherzes an uns vorüber — und man hat sich amüsirt oder göttlich gelangweilt, je nach dem ernsten oder heiteren Gehalt des Stückwerks. Wo ist das Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung, wo ist da jenes reine Genießen, jene Reinigung der Leidenschaften, welche die poetische Gerechtigkeit in uns erzeugen soll? Da möchten wir mit Faust den vielen Wagnern unseres Jahrhunderts, die da finden, daß wir's zuletzt so herrlich weit gebracht, antworten:

> „Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer
> Und höchstens eine Haupt- und Staatsaction
> Mit trefflichen pragmatischen Maximen,
> Wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen."

Um gerecht zu sein, müssen wir gestehen, daß dieses Ausarten ins Gemeine nicht auf der Bühne allein, sondern auf fast allen Gebieten der Literatur um sich zu greifen droht.

Man widerlege mich nicht, ehe man meine Gründe gehört. Ich brauche ihrer nur wenige zu nennen, aber diese wenigen sind von entscheidender Wich-

tigkeit. Wie kommt es denn, daß bei der großen Ueberproduction auf dem deutschen Parnaß, daß in einer Zeit, die von den Culturhistorikern der Zukunft die Zeit der Uebervölkerung und des Pöbelregimentes, von den Irrenärzten die Zeit des Künstlerwahnsinnes, von künftigen Meistern der Entwicklungslehre die Meißel-, Pinsel- und Federperiode genannt werden dürfte, so wenig Großes und Erquickliches geleistet wird, so wenig, wodurch die intellectuelle oder sittliche Entwicklung des Individuums oder der Menschheit im Ganzen Fortschritte macht? Oder gibt es vor einem vernünftigen Forum eine Rechtfertigung für den Umstand, daß die Oberflächlichkeit, Seichtigkeit und Arroganz mehr als irgendwo auf literarischem Gebiete — und auf der Bühne vielleicht am meisten — täglich überhand nimmt, jedes ernstere und höhere Streben unterdrückt und doch mit offenen Armen von einem großen Theile des Publicums aufgenommen wird? Ist es etwa nicht wahr, daß die Nachkommen Derjenigen, die noch auf die Worte der Meister der Menschheit hörten, die Werke derselben zum Theile nicht mehr kennen, daß Leute, die auf ihre literarische Bildung große Stücke halten, Klopstock, Lessing und Herder nicht viel mehr als dem Namen nach kennen und mit Shakespeare, Kant und Rousseau nicht im Geringsten Zeit und Mühe vergeuden, — von der antiken Kunst und Literatur, von den großen Dichtern und Denkern fremder Nationen nicht zu reden — dafür aber tagelang über Frauenromanen und französischen oder französirenden Un-Sittenbildern sitzen können?

Oder sollte mir Jemand widersprechen, wenn ich behaupte, daß diese „allgemein beliebten und anziehenden“ Romane, mehr als alle aber die Erzählungen aus der Fabrik der Marlitt, und ihrer sich täglich mehrenden weiblichen Apostel, nicht nur sittlich und ästhetisch durchaus unnütz sind, sondern bewiesenermaßen Begriffsverwirrungen in den Köpfen der Leser und Leserinnen heraufbeschwören, die, wenn die Massenproduction der Frauen so fortdauert, Folgen haben kann, auf deren einige der treffliche Hieronymus Lorm in einer seiner neueren, den literarischen Frauen geweihten Kritiken neuerdings hingewiesen hat? Um gerecht zu sein, muß man constatiren, daß es um die männliche Vertretung der schönen Literatur, mit Ausnahme der bald aufgezählten Ritter vom Bließe nicht viel besser steht. Große Probleme scheinen eben für den Dichter überflüssig geworden zu sein. Wozu auch — was sollen uns die Theorien, die dem Dichter Gattungsbegriffe vorschreiben und ihn große Probleme des Lebens lösen heißen? Wir wollen amüsirt sein.

Zugegeben, daß diese zur Füllung der Leihbibliotheken und zur Hebung der Papierindustrie geeigneten, weisen Bühnenleitern und Verlegern nicht unwillkommenen Fabriksarbeiten unseres papierenen Zeitalters der Dame willkommen sein mögen, wenn sie in ihrem Boudoir den ersten Theil des Tages langsam dahinschleichen sieht, daß sie die Frau beim Strickstrumpf und den Mann bei der Pfeife prächtig unterhalten und herrliche Palliativen' für die Gedankenlosigkeit abgeben mögen, an der so Viele, namenlos viele Menschen chronisch leiden, die selbst nicht wissen, daß sie im diamantenen Zeitalter der Aufklärung geboren sind; — dies Eine aber wird wohl Niemand, der das Nachdenken noch nicht verlernt hat, behaupten wollen, daß alle diese Massenproducte der Schriftstellerei, nicht der Dichtung und der Wissenschaft, daß alle diese nach Bandwurmart wachsenden und sich mehrenden,

politischen, socialen, artistischen, sensationellen und tendenziösen Romane und Dramen aller Firmen, zum Gebrauche für Herren und Damen gleich geeignet und als wahre Zeittodtschläger von allen Behörden geduldet, irgend ein großes Geistesinteresse der Menschheit berühren.

Wenn es aber auch dem Romanschreiber gestattet sein sollte, alle höheren und gemeinsamen Interessen der Menschheit bei Seite zu setzen, auf jede Annäherung an die großen Probleme der Menschheit und des Lebens in großmüthiger Einsicht seiner eigenen Unfähigkeit zu verzichten; wenn es ihm gestattet ist, „hübsche und pikante Geschichten“ aus der Gesellschaft oder aus einer fernen, ihm nicht einmal historisch bekannten Zeit zu erzählen und dafür zu sorgen, daß der Leser ja nicht weiter denke und Gedanken über große Formen nachhänge, die er — um das Selbstdenken des Lesers zu verhindern — oft durch politisches Geflunker zu ersetzen sucht: so werden die Meisten schweigen oder Beifall klatschen, wenn das Buch sie nur sonst amüsirt hat, denn das ist ihnen doch die Hauptsache. „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst!“ Das Dichterwort wird zur Waffe in den Händen des gedankenfeindlichen, vergnügungssüchtigen Lesers. Wir wollen amüsirt sein!

Angenommen, daß der Roman in diesen Grenzen bestehen und vor dem Forum der Aesthetik Gnade finden könnte — das Drama nimmermehr, wenn nicht Alles, was die größten Dichter und Denker aller Zeiten gesagt haben, Lügen gestraft werden soll. Groß und ergreifend soll es uns die Erscheinung des Lebens, seiner Kämpfe und Leiden zeigen und die Reinigung der Leidenschaften in uns vollenden.

Weit aber sind die meisten Bühnenleiter und Poeten unserer Zeit von diesem längst gesteckten Ziele abgeirrt. Lachend über die alte Mähr vom Flügelroß der Dichtung und im Innersten nicht mehr glaubend an des Dichters hohe Berufung, haben sie den Thespiskarren auf die breite, große Heerstraße gezogen, und der Erfolg ist nicht danach, sie eines Besseren zu belehren, denn die Meisten, die eintreten in den angeblich den Musen geweihten Tempel, lachen sich toll und voll, oder weinen sich die Augen roth und klatschen sich in jedem Falle die Hände wund, je nach der Lächerlichkeit oder Weinerlichkeit des Stückes. Und es ist wahr, daß viele mit großem Erfolge aufgeführte tragische und komische Cassastücke unserer Theater auf deutscher Erde so lächerlich sind, daß man weinen möchte über das Loos der tragischen Muse, die nach der Ansicht großer Lebensstreiter zur Rechten des Weltgeistes stehen und nächst ihm ihr Gewicht auf die Lebenswage legen sollte. Die Aufklärung und Unabhängigkeit gar vieler halbgelehrten Zeitgenossen von jedem „zöpfischen Vorurtheil“, das ein Aristoteles, ein Lessing, ein Schiller als innigste Ueberzeugung aussprechen, bewirkte, daß nicht nur ein Theil unserer Erzählungsliteratur zum bloßen Anekdotenschatz, sondern auch daß das Theater zur modernen Jahrmarktbude ward, auf dem Jahrmarkt des Lebens nämlich.

Wenn wir die Liste der im letzten Decennium gegebenen Repertoirstücke durchgehen, wie wenig finden wir da, was werth ist, auf einer besseren Bühne aufgeführt zu werden, was den Namen des Dramas rechtfertigt und verdient! Wenn wir von der Oper absehen, die bei dem umgekehrten Mißverhältniß von Angebot und Nachfrage glücklicher bestellt ist, wenn wir von den so genannten heiteren Bühnen absehen, deren ästhetische Bedeutung ich

nicht viel höher als die des Café chantant zu schätzen vermag: wie wenig ward auf den eigentlichen, dramatischen Bühnen Ersprießliches geleistet!

Wenn ich mich schon an dieser Stelle nicht darauf einlassen kann, Herrn Doctor Eckstein, der in seinen „Aphorismen über das Drama“ diesem den höchsten Rang unter den poetischen Kunstformen bestritt, meine Gründe entgegenzustellen, muß ich doch bemerken, daß ich mich den Aussprüchen Schillers über die höchste Wirksamkeit und sittliche Bedeutung des Dramas, nicht der Autorität gehorchend, sondern nach reiflichem Nachdenken, unterwerfe. Daher bin ich auch fest überzeugt, daß die Bühne nicht nur den Zuschauer ganz an das Kunstwerk fesselt, mehr als Alles Andere den Druck der äußeren Verhältnisse aufheben und dem sittlichen Interesse des Menschen gerecht werden soll, sondern daß auch der unmittelbare Einfluß ihrer Fehler ein bedeutender ist.

Wenn daher das Theater, dem reinen Cultus des ästhetisch Schönen — ich gebrauche diese Einschränkung, da in den Augen vieler Zeitgenossen auch das Unästhetische schön ist — untreu werdend, dem Gemeinen und Alltäglichen seine Pforten erschließt, aber nicht etwa um das tragische Eingreifen elementarer Gewalten, die heute noch so viele Menschen als Schicksal und Verhängniß bezeichnen, in großen Kampfes- und Schmerzesbildern des Lebens an dem Menschen vorüberziehen zu lassen, bis unbewußt und unausbleiblich die Reinigung der Leidenschaften sich in ihm vollzieht; nicht um die Lächerlichkeit und Weichlichkeit des Menschen in Einzelheiten des Lebens zu geißeln, sondern um Bilder tollen, betäubenden Genusses, und einer gegen Alles gefeiten Sittenlosigkeit und süßen Lasterhaftigkeit zu entrollen, um Blut- und Wollustrausch auf der einen, tolle und gemeine Possen des Alltagslebens auf der andern Seite einem genußmüden Geschlechte anzubieten — was dann? . . .

Wird dann nicht der Wunsch im Herzen der besser Gesinnten rege, die Possenreißer, Tempelschänder und Mäckler aus dem den Musen geweihten Tempel hinauszutreiben und zu den Mustern zurückzugehen, an denen selbst der entwöhnteste und genußmüdeste Theil des lebenden Geschlechtes erstarken, sich bessern und erbauen kann?

Geh in die Kirche! höre ich einen rufen. Wer katechisirt werden will, gehe in die Kirche, nicht ins Theater! Das Theater ist zur Unterhaltung da. Wer göttliche Langeweile predigen will, gehe unter die Quäker! . . .

Ich aber stelle dem entgegen, daß es um Den schlecht bestellt ist, der meint, der Kirchengang und die Predigt vermöge noch in die alles gläubigen Gefühles bar gewordenen Herzen tief und bedeutend einzugreifen. Fast sehe ich mich übrigens zu der Aeußerung veranlaßt, die Bühne habe sich aus dem religiösen Cultus entwickelt, wie wir dies bei den alten und neueren Völkern historisch bestätigt finden, um in einer späteren Zeit, wenn die Ueberfülle des Wissens bei den Vernünftigen und die Einbildung des Wissens bei der eitlen Menge den Glauben in die geheimsten Schlupfwinkel des Herzens verjagt hat, aus denen er oft erst in der Stunde des Todes wieder zum Vorschein kommt, um — sag' ich — in dieser Zeit die verlorenen Erbauungen des Tempels und der Kirche zu ersetzen. Und das könnte auch werden; nicht ich allein, Viele vor mir und nach mir vertreten diese Ansicht, deren Sieg uns endlich die Kunst brächte, bei der uns wohl würde. So aber ist

das Theater — nach der Analogie vieler großer Bühnen zu schließen — viel eher eine Anstalt der Unsittlichkeit geworden, welche zur Corruption anderer Zweige der Literatur sehr viel beigetragen hat.

Ich glaube mich nicht erst dagegen verwahren zu müssen, als wollte ich es der Gilde deutscher Literaturphilister in der Schönfärberei nachthun, als verlangte ich einen dramatisirten Katechismus oder eine Kritik der praktischen Vernunft in fünf Aufzügen, die sich vielleicht wegen gänzlicher Unbekanntheit des Stoffes in unseren hellen Tagen zu einem Cassastücke gestalten ließe. Wenn ich, was ich bisher der großen Tragweite der Sache wegen blos im Allgemeinen tadeln wollte, nunmehr im Besonderen rügen soll, so muß ich drei Angriffe unternehmen, von denen einer gefährlicher ist als der andere. Dennoch will ich es thun, da die Zeit es erheischt und die Stunde günstig ist. Möge es mir um des Geistes unseres großen Schiller Willen verziehen werden, wenn ich den drei Factoren an den Leib rücke, an denen die Schuld der Uebelstände liegt!

Für's Erste trägt das Publicum selbst Schuld, indem es ohne Unterlaß nur Neues und Actuelles und Spannendes verlangt, indem es unterhalten und ausschließlich unterhalten sein will. Wozu auch mehr? Zum Beten ist die Kirche, und die große Moral lehrt uns das Trauerspiel des Lebens selbst. Leider erfährt man sie aber erst, wenn der Vorhang nach dem fünften Acte fallen soll! Das „gebildete“ Publicum indessen ist gegen meine Angriffe gewappnet. Gebt uns Stücke! — sagt es — aber Stücke, die jene Verbindung von Vergnügen mit Unterricht, Erbauung mit Bildung, Stücke die jene Harmonie der geistigen Kräfte wilklich bieten! Wenn ihr das nicht geben könnt so bietet doch, was dem Auge gefällt und die Herzen erfreut und die Sinne süßselig umnebelt! Sonst bleibt uns nichts übrig, als uns an Ehebruchsdramen und banalen Possen unserer Lustspielfabrikanten zu ergötzen — man amüsirt sich doch dabei! Demnach wäre also die Schuld wohl bei den Autoren, bei den dramatischen Dichtern. Eigentlich sind das zwei gesonderte Welten. Autoren haben wir die Fülle, aber zeitgenössische dramatische Dichter, die uns nur annäherungsweise jene sittliche und ästhetische Anregung bieten könnten, die einer unserer großen Meister in irgend einem seiner Werke bot, wo sind sie? Selbst die wenigen Talente von Bedeutung wenden sich nur zu oft Stoffen zu, die allein schon bedingen, daß das fertige Werk mehr den Opiumrausch als das feine schmerzlichselige Genießen ersetzen soll. Das gefällt dann unserem Theaterpublicum; es reißt sich los von der Sünde und Sinnlichkeit des wirklichen Lebens und taumelt hinein zu einem neuen Rausch von Sinnlichkeit — das sind die Sünden im Geiste, mit denen die Jugend beginnt, um mit Sünden in der Wahrheit zu enden. Ich bin ein Feind jeder Schönfärberei und fordere vom Dichter wie vom Denker Wahrheit, wenigstens poetische Wahrheit und Gerechtigkeit und dem Leben abgelauschte Züge.

Ich halte es für ein Verderbniß nicht nur des sittlichen sondern auch des ästhetischen Kunstwerthes, wenn der süße Rausch des sündhaften Glückes zum Gegenstande des tragischen Dichters wird, der endlich selbst derart befangen vorgeht, daß das tragische Ende meist wie ein hors d'oeuvre erscheint, so daß der Zuschauer ungläubig lächelt, und sich das Seine denkt und nicht viel

mehr gewonnen hat, als wenn er sich in wilde, zügellose Zerstreuungen gestürzt hätte, welche Schiller im Vorhinein vom Genuß des Dramas ausschließt. Leider muß ich constatiren, — auch wissen es ja die Meisten — daß gerade einige der besten Dichterkräfte unserer Zeit auf solche effecthaschende Glorificirungen des Unsittlichen verfallen sind. Nicht der Schönfärberei bedarf es — aber ebensowenig ist es mit der tragischen Idee vereinbar, die kleinen Triumphe des Unsittlichen zu verherrlichen. Gift und Mord erträgt die tragische Muse, aber gemeiner Scherz und Idyllen sündiger Wollust gehören nicht in ihr geweihtes Reich. Zugegeben, daß sich die dramatischen Dichter, die wirklich Dichter von Beruf und nicht bloß Schauspielfabrikanten sind, sich mit mir einverstanden erklären, so werden sie mir doch entgegenstellen, daß die Gleichgiltigkeit des Theaterpublicums gegen alles Reine, Edle und Hohe, ganz besonders aber Bedarf und Wunsch der Theaterdirectoren sie zur Wahl ihrer Stoffe drängen. Es handelt sich eben um Popularität, ganz besonders aber um Tantièmen. Das fällt mir erst jetzt ein und ich lebe doch selbst im Zeitalter der Tantièmen und Scandale.

Nach dem Vorangegangenen müßte ich wohl jetzt mit den Herren Theaterdirectoren ins Gericht gehen, ein Unternehmen, das einem Schriftsteller wenigstens bei denen, die sich betroffen fühlen, nichts Geringeres eintragen kann, als daß sie seine eventuell angebotenen Stücke zurückweisen. Nachdem ich aber eine nähere Verbindung mit den Schablonenmenschen, die ich angreife, nicht beabsichtige, kann ich's immerhin wagen — und ich thäte es wohl auch sonst. Die aufgeklärten und begabten Bühnenleiter werden ohnehin Sachlichkeit von Persönlichkeit zu trennen wissen.

Die Herren Theaterdirectoren schieben die Schuld, die ihnen beigelegt wird, auf das Publicum. Das Ganze ist — wie wir sehen — ein amüsanter Kreislauf, ein neuer Grund zur Freude für alle Zeitgenossen, die amüsirt sein wollen. Die Theaterdirectoren also müssen mit Rücksicht auf die Ungunst der Zeitverhältnisse daran festhalten, was sie auch unter günstigeren Umständen schon verfochten haben mögen. Das Leben ist kein Roman, sagt Daudet — und das Theater ist keine moralische Anstalt, sagen die Theaterdirectoren der Majorität im geraden Gegensatze zu Friedrich Schiller. Die Bedürfnisse des Theaters und die des Publicums tangiren sich. Das alte Les extrêmes se touchent bewährt sich wieder. Das Theater braucht Geld und das Publicum Unterhaltung. Was die Gagen der Schauspieler, was Ausstattung und Costüme, kurz der ganze Mechanismus kostet, weiß jeder zu berechnen. Es gibt also nur e i n Mittel — Cassastücke. Vielleicht kommt einmal ein besseres Publicum, vielleicht kommt die Zeit, wo der Staat die Bühne subventionirt (sie war ja im Alterthum da, dürfte aber nicht so bald wiederkehren), vielleicht ändern sich die Zeiten und der Theaterdirector mit ihnen. Ehe aber das geschieht, kann es beim besten Willen nicht besser werden. Allah ist groß, aber die Kosten eines Theaters sind noch größer. Es gibt also nur e i n Mittel — Cassastücke. Das ist der beste und rentabelste Ausweg, dabei können doch die Schauspieler leben, Directoren reich werden und genußmüde Zuschauer sich den verwöhnten Gaumen nach römischer Patriziersitte kitzeln lassen. Leben und leben lassen — das ist ein billiger Grundsatz, wenn man Geld einnehmen und Andere amüsiren will; die

Mehrzahl der Anderen zögen das Ballet vor, wenn ihnen nicht das Schweigen endlich langweilig würde.

Mit Rücksicht auf die Kunst, auf die Zukunft des deutschen Theaters wird dann vielleicht der entgegengesetzte Satz zur Geltung kommen: Sterben und sterben lassen!

Die Mehrzahl der Fälle bestätigt meine Angabe, aber da mir Uebertreibung im Guten wie im Schlimmen ferne ist, will ich bemerken, daß es doch noch Bühnen gibt, auf welchen wenigstens ein Schritt zum Besseren nicht verabschent wird. Schon ist über Wagners Unternehmen zu viel gesagt und noch ist dasselbe uns zeitlich zu nah, als daß ich es hier in den Kreis meiner Besprechungen zöge. Wohl aber darf ich die Faust-Aufführungen in Deutschland und die Shakespeare-Darstellungen im Burgtheater rühmend erwähnen.

Mehr als alle aber, die sich um das Wiederaufblühen und die Zukunft des schlecht bestellten deutschen Theaters verdient gemacht haben, verdient ein Mann genannt zu werden, welcher — es ist nicht lange her — der Mittelpunkt eines großen deutschen Festes war, eines Festes, das die deutsche Nation am Geburtstage des Mannes begieng, der neben Lessing und Schiller in der Geschichte der deutschen Dramaturgie genannt werden wird, als deren praktischen Ausbilder und Meister wir ihn betrachten müssen. Es ist Heinrich Laube.

Er hat seinen Genossen, die sich als Jünger um sein Banner schaaren sollten, den Weg gewiesen, auf dem das deutsche Theater, wie die deutsche Dichtung, einer größeren Zukunft entgegensehen kann: Die Reinigung des Geschmackes.

Wie er es gethan, ist kurz gesagt.

Er führte das Experiment aus, indem er zwei Stücke von classischer Höhe und Einfachheit, die „Antigone“ und die „Athalia“ auf das Repertoire brachte, durch die ausgezeichnete Darstellung derselben den Beifall des Publicums und der Kritik eroberte und allen Bühnenleitern bewies, daß es nicht so schlecht um die Versunkenheit des Geschmackes bestellt sei, daß es noch in der Macht des Dramaturgen steht, den Geschmack des Publicums zu läutern und zu veredeln und dasselbe zu einer idealeren Kunstanschauung hinanzuziehen. Derjenige, der den ersten Schritt zu dieser Geschmacksverbesserung that, war allerdings kein theatralischer Rechenmeister, sondern der Stratege des deutschen Theaters, Heinrich Laube, dessen wir, ihn dadurch würdig ehrend, heute am Gedächtnißtage des großen Schiller gedenken!

Möge darum das Wort Schillers, möge der Vortritt Laube's nicht unbeachtet, nicht vergebens bleiben, auf daß das deutsche Theater eine Schule der wahren wie der menschlichen Sittlichkeit werde. Die Sache ist so groß und heilig und hat doch so viele Feinde, daß ich, wie einst Hutten von mir sagen darf: Ich hab's gewagt! — Möchte ich bald, indem das deutsche Theater einer glücklichen Zeit entgegengeht, sagen können: Ich hab's gewonnen!

Wien, im November 1876.

Seeröslein.

Ein Märchen in Versen.

Von

Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy.

1.

In einem sonnig hellen,
Entfernten schönen Land
Ein See mit klaren Wellen
Bespült ein Schloß am Strand,
Ein Königsschloß, so prächtig,
Wie's noch kein Auge sah!
Die Türme ragen mächtig,
Dem blauen Himmel nah
Und lassen ihre Spitzen
Von Silber und von Gold
Im Sonnenstrale blitzen
Wie tausend Sterne hold.
Die Säulen und Pilaster
Von Gold auch sind sie all,
Die Mauern Alabaster,
Die Fenster von Krystall.
Ein blumenreicher Garten
Umgibt den stolzen Bau,
Mit Früchten aller Arten,
Mit Weihern, himmelblau.
Und innen im Palaste
Reiht Saal an Säle sich
In wunderbarem Glaste
Hellschimmernd, königlich.
Was Menschenkunst erfunden,
Was die Natur gewährt,
Zur höchsten Pracht verbunden
Hier ist es dir bescheert.
Dort winkt in dunklen Nischen
Ein seltner Blumenflor
Und d'raus, sie zu erfrischen,
Springt leis ein Quell hervor,
Indessen an den Wänden,
Die bunt von Farben sprüh'n,
Gestickt von zarten Händen
Die gleichen Blumen blüh'n.
Aus Elfenbein die Stühle,
Sie laden dich zur Rast
Auf seidenweichem Pfühle
Aus glänzendem Damast.
An Kronenleuchtern funkelt
Rubin und Diamant,
In Flammen, wenn es dunkelt,
Von selber hell entbrannt.
Doch wallt hindurch der König
Und seine Königin,
Dann klingen wundertönig
Die schönsten Melodien
Aus unsichtbaren Kehlen,
Mit Harfen im Verein,
Die schmeichelnd hold sich stehlen
Ins trunk'ne Herz hinein.

Doch was an stolzer Habe
Der König nannte sein,
Die schönste Himmelsgabe
Schien ihm sein Töchterlein.
Ein Mägdlein, frisch erblühend,
Wie's nur der Traum ersinnt,
Im Blick Gedanken sprühend
Und lächelnd, wie ein Kind.
Des Kinderspiels Gekose
Stritt mit der Jugend Drang,
Sie war noch keine Rose,
Wenn auch die Knospe sprang.
Weil an der Fluten Schwelle
Des Mägdleins Wiege stand,
Ward Pathin ihr die Welle,
Seeröslein sie genannt.
Nymphaea hieß die kleine,
Die wunderholde Fee,
An Schönheit gleich und Reine
Dem Röslein auf dem See.
Seit sich zum ersten Male
Die Aeuglein aufgethan,
Mit erstem schwachen Strale
In's neue Leben sah'n,
Seitdem wol ohne Wanken
Dies frische Knösplein war
Der liebste der Gedanken
Dem edlen Königspaar.
Aus ihrer Schätze Prangen
Schien das nur ihnen wert,
Wonach schon mit Verlangen
Des Kindchens Hand begehrt.
Im Abglanz seiner Mienen
Lag nun für sie die Welt,
Ja selbst die Sterne schienen
Nur ihm zum Scherz erhellt.
Das Mägdlein wollte Blüten,
Drum kam der Frühling auch,
Zu ihrer Lust nur glühten
Die Beeren an dem Strauch.
Wonach ihr Blick sich kehrte,
Bald war's in ihrer Hand
Und was ihr Herz begehrte,
Ihr Eigen, eh' genannt.
Mit wie viel Regentropfen
Muß selbst des Himmels Macht
Am Erdengrunde klopfen,
Eh' draus die Blume lacht!
Doch dieses kleine Köpfchen
Erreichte jedes Ziel,
Wenn nur ein einzig Tröpfchen
Aus seinem Auge fiel.

Doch wenn zu stillen waren
Die Kinderwünsche bald,
Sie wuchsen mit den Jahren
Zu größerer Gestalt
Und blieb Nymphaeens Sehnen
Dann ein Mal unerfüllt,
So war mit ihr in Thränen
Das ganze Schloß gehüllt.
Da ließen Klagen schallen
Der Fürst und sein Gesind,
Denn lieb war ihnen Allen
Das süße Königskind.
Die Königin alleine
Ein still Bedenken trug:
„Wie gut es Jeder meine,
Sie handeln doch nicht klug!“ —
„Herr“, sprach sie oft mit Bangen,
„Der wird nur allzuleicht
Unmögliches verlangen,
Der Möglichstes erreicht!
Und wer ohn' alle Fragen
Nur stets Erfüllung fand,
Den bringt ein erst Entsagen
Wol gar um den Verstand!“ —
Doch war stets unbeachtet

Ihr schüchtern Wort verhallt
Und wenn sie selbst betrachtet
Die liebliche Gestalt,
Empfand sie nicht gleich Allen
Des Mägdleins Zaubermacht
Und war ihr zu gefallen
Nur liebevoll bedacht?
War doch, was da begehrte
Nymphaeens junges Herz,
Nichts, was dieß Herz entehrte,
Im Zorne, wie im Scherz.
Ihr Scherzen war stets sinnig
Und auch ihr Zorn nicht wild,
Ihr Wesen süß und minnig,
Ein anmutvolles Bild.
Auch standen die Gedanken
Ihr nicht nach Flitter nur,
Die Blicke durstig tranken
Die Reize der Natur.
Sie fragte nach den Sternen,
Dem Keim im Erdengrund,
Nach Ländern, die im Fernen,
Nach kühner Forscher Fund.
In Unmut konnt' sie bringen,
Der ihrer Frage stumm,
Sie wollt' in allen Dingen
Das Wie und das Warum.
Und die Gelehrten mußten
Herbei von weit und breit,
Zu lehren, was sie wußten,
Die königliche Maid.
Und aus dem Mund der Weisen
Hört sie mit Wissensglut,
Wie all die Sterne kreisen
Und wie kein einz'ger ruht.
Die wußten ihr zu künden,
Wie in des Aethers Schooß
Sich Weltenbälle ründen
So wunderbar und groß.
Da jagten sich die Fragen
Nach jener Weltenschaar,
Die Weisen sollten sagen,
Was Keinem offenbar.
Doch das Prinzeßchen schmollte,
Wenn karg ihr Wissensborn,
Und wenn Nymphaea grollte,
Dann droht des Königs Zorn.
So wurde denn ersonnen,
Was Keiner je gewußt,
Nymphaea hört's mit Wonnen
Erregter Wissenslust.
Sie flog mit Traumesschwingen
Auf eine and're Welt,
Erfüllt von Wunderdingen,
Von selt'nem Glanz erhellt.
Zu Allem, was in Träumen
Sie sich erdacht und sah,
Zu Allem, ohne Säumen
Die Weisen sagten: Ja!

Einst in des Lenzes Prangen,
In übermüt'gem Sinn
Trat mit erglühten Wangen
Die Maid zum Vater hin
Und sprach: „Was hier auf Erden
Nur Einer haben kann,
Das ließest du mir werden
Und dankbar denk' ich d'ran,
Doch große Sterne schweben
Hoch dort am Himmelszelt,
Von stolzer'm Glanz umgeben,
Als diese arme Welt.
Dort giebt's unzäl'ge Sonnen,
Wie hier die eine nur,
Dort blüht in Frühlingswonnen
Beständig die Natur.
Ich fühl' nach jenen Auen
Von Sehnsucht mich bewegt,

Laß mir ein Schiffchen bauen,
Das durch die Lüfte trägt!
Von Stern zu Sternen fliegen
Will ich im Luftrevier,
Tief soll zu Füßen liegen
Die kleine Erde mir.
Wo so viel Welten treiben
Hin durch des Himmels Flur,
Sollt' ich gefesselt bleiben
An dieses Fleckchen nur?
Ich konnt' kein Auge schließen
Die ganze Nacht zur Ruh',
Denn die Gedanken ließen
Es nie und nimmer zu.
Drum eile! sieh! schon dringen
Hervor die Knospen klein,
Eh' noch die Rosen springen,
Muß ich auf Reisen sein!" —
Der König steht betroffen:
„„Mein Kind, wo denkst du hin?
Solch unerfüllbar Hoffen,
Wie kam dir's in den Sinn?
Im Fieber glüh'n die Wangen,
Du sprichst im Wahn! — Doch nein!
Nur Scherz ist dein Verlangen,
Es kann nicht anders sein!"" —
„Ich spreche nicht im Wahne,
Ich spreche nicht im Scherz,
Nach solchem luft'gem Kahne
Sehnt sich allein mein Herz!" —
Da macht zum ersten Male
Der Fürst ein ernst Gesicht:
„„Kind! Aus dem Erdenthale
Führt eine Straße nicht!
Wie konnten dich umspinnen
Gedanken so voll Trug?
Doch wirst du dich besinnen,
Du bist ja gut und klug!"" —
Nymphaea lauscht mit Staunen
Und sieht betroffen drein:
„Nein, nicht von Kinderlaunen
Soll hier die Rede sein!
Was sollten wir nicht schweben
In Lüften, wie der Aar!
So hart in meinem Leben
Warst du noch nie fürwahr!" —
Da brach in lautes Weinen
Die Königstochter aus,
Der Fürst auch und die Seinen,
Es weint' das ganze Haus.
Die Königin im Stillen
Sie dankte Gott allein,
Daß ein Mal ihren Willen
Nicht hatt' ihr Töchterlein,
Und denkt: Noch jung an Jahren
Ist sie, noch ist es Zeit,
Daß Gott sie mag bewahren
Vor größerm Herzeleid.

2.

Der Frühling war vergangen,
Entfloh'n der schöne Mai,
Die vollen Knospen sprangen,
Der Sommer kam herbei,
Und immer noch vergaß nicht
Nymphaea ihren Schmerz,
Sie schlief und trank und aß nicht
Und theilte keinen Scherz.
Kein Bitten half, kein Mahnen,
Der Fürst sann her und hin,
Wie wohl auf and're Bahnen
Zu lenken wär' ihr Sinn.
Es folgten Fest um Feste
Sich mit erles'nem Glanz,
Da gab's zahllose Gäste,
Da gab's Musik und Tanz;

Doch mitten in dem Treiben
Sah man die Königsmaid
Stets blaß und freudlos bleiben,
Als trüg' sie Herzeleid.
Die schönen Augen sanken,
Nichts wollte sie erfreu'n,
Nichts konnte die Gedanken
Dem holden Kind zerstreu'n.
Und wenn der Vater fragte,
Warum so bleich sie sah,
So seufzte sie und sagte:
„Frag nicht — du weißt es ja!" —
Da zog der Fürst sich stille
In sein Gemach zurück:
„„Die unglücksel'ge Grille
Zerstört ihr Lebensglück!
Was ich auch schon begonnen,
Zu scheuchen diesen Traum,
Was ich zur Lust ersonnen
Für sie — sie achtet's kaum.
Es spukt nur Eins im Hirne
In Schlaf und Wachen ihr:
Auf bessere Gestirne
Zu fliehen weit von hier!"" —
Und als mit seinen Schauern
Der Winter auch verging,
Und immer noch mit Trauern
Nymphaeens Köpfchen hing,
Ließ nach den fernsten Zonen
Der Fürst ergeh'n den Ruf,
Den woll' er reichlich lohnen,
Der einen Kahn ihm schuf,
Der über alle Firnen
Sich schwingt zum Himmelszelt,
Hinauf zu den Gestirnen
Und fort von Welt zu Welt.
Da war denn hell und offen
Auf's Neu' Nymphaeens Blick,
Sie hat ein süßes Hoffen
Versöhnt mit dem Geschick.
Sie sah ja schon im Geiste,
Wie sie mit luft'gem Kiel,
Mit Blitz und Sturmwind reiste
Nach ihrer Wünsche Ziel.
Doch dieses Hoffen währte
Nur allzukurze Zeit,
Nach wenig Monden kehrte
Die Freude sich in Leid.
Wie viele Hände ringen
Nach dem ersehnten Lohn,
Der Bau will nicht gelingen!
Kaum ist ein Schiff entfloh'n,
So weit, als sein Gefieder
Den stolzen Adler trägt,
So sinkt es leise wieder,
Bis es zu Boden schlägt. —
Es schleicht sich tiefes Trauern
In's Herz des Königs ein,
Er sieht: So kann's nicht dauern,
Da muß ein Ende sein!
Er ruft nach ernstem Sinnen
Sein Kind mit strengem Ton:
„Nun laß dein toll Beginnen,
Soll ich nicht zürnend droh'n!
Nun mußt du selbst begreifen,
Wie thöricht dein Begehr,
Und laß' die Wünsche schweifen
Nicht in den Lüften mehr!
Blieb in der Kindheit Tagen
Dir auch kein Wunsch verwehrt,
Jetzt wirst du leicht entsagen,
Weil der Verstand dich's lehrt!" —
Da sieht er sich entfärben
Ihr holdes Angesicht:
„„Ich kann im Sehnen sterben,
Entsagen kann ich nicht!"" —
„In welchem Wahne irrst du,
O Mädchen, starr gesinnt,

Nein! Nein! Nicht sterben wirst du,
Mein vielgeliebtes Kind!
Die Jahre sind gekommen,
O du mein Sonnenstral,
Wo du nach Wunsch und Frommen
Magst wählen den Gemal.
Es drängten schon in Menge
Die Freier sich heran,
Du aber sahst nur strenge
Und kalt sie alle an,
Doch hast du einst erschlossen
Dein Herz der Liebe Macht,
Siehst du die Welt umflossen
Von ungeahnter Pracht.
Mag's keiner Kraft gelingen,
Die Liebe heilt dich bald,
Sie wird dir Tröstung bringen
Mit ihrer Allgewalt!" —
Da sieht der König glühen
Nymphaeens Antlitz schnell
Aus ihren Augen sprühen
Der Freude Stralen hell:
„„Der Liebe Allmacht preisen
Hör' ich zu jeder Frist,
Nun wol, sie soll's beweisen,
Daß sie allmächtig ist!
Dem Mann nur reich' ich gerne
Als Gattin meine Hand,
Der in das Reich der Sterne
Mir eine Straße fand.""
Da half kein Bitten, Klagen,
Sie heischte, daß im Rund
Schon binnen wenig Tagen
Ihr Wille werde kund.
Und was ihr Mund gesprochen,
Sie nahm es nicht zurück.
Da ward manch' Herz gebrochen,
Zerstört manch Lebensglück.
Denn schön und schöner immer
Ward sie mit jedem Tag
Selbst durch der Blässe Schimmer,
Der auf der Wange lag;
So wurde den Nymphaeen,
Den schneeigen sie gleich,
Wie sie auf blauen Seeen
Hingleiten still und bleich.
Bethört von ihrer Schöne,
In Liebesglut entbrannt,
Beriefen Königssöhne
Die Magier im Land:
„Laßt eure Kunst erglänzen
Und zeigt nun, was sie schafft!"
Doch leider ihre Grenzen
Hat auch des Zaubers Kraft!
Die Magier, sie sprachen:
„„Was uns're Kunst auch kann,
Kein Flügel trägt, kein Nachen
Uns aus der Erde Bann.
Mit unzälbaren Fäden
Hält uns die Erde fest,
Verlassen wird sie Jeden,
Der treulos von ihr läßt.
Die Kraft, die uns gegeben,
Ward uns von ihr verliehn;
Und wenn wir von ihr streben,
Ist uns're Macht dahin.""

So zogen denn die Freier
Nun heim, ein ganzer Troß,
Und in der Wehmut Schleier
Hüllt' sich das ganze Schloß.
Indeß die Pferde stoben
Zum Thor hinaus geschwind,
Da stand am Fenster oben
Das bleiche Königskind
Und sah mit kaltem Blicke
Den schmucken Rittern nach
Gleichgiltig dem Geschicke,

Das ihre Herzen brach.
Doch als die Schaar schon eilte
Mit Ingrimm fort in's Land,
Dicht unterm Fenster weilte
Ein Reiter wie gebannt.
Er zwingt mit starken Händen
Sein schnaubend Roß zur Ruh',
Die stummen Blicke wenden
Dem Schloß sich sehnend zu;
Sie treffen an den Scheiben
Ein blaues Augenpaar,
Und sieh, die Blicke bleiben
Verbunden wunderbar.
Und Keines kann sie lenken
Mehr nach dem Willen sein,
Die sprachlos sich versenken
Bis tief in's Herz hinein.

So sprengt davon der Reiter,
Doch denkt er still bei sich:
„Und zieh' ich heut' auch weiter,
Ich sehe wieder dich!
Zu tief hab' ich gelesen
In deiner Seele Grund,
Vom Wahn sollst du genesen,
Dein Herzlein werd' gesund!" —
Es fliegt sein Roß in Eile
Dahin wie Sturmgebraus,
Doch ging's auf fremder Zeile,
Nicht nach der Väter Haus.
Durch blumenreiche Felder,
Durch ödes Heideland,
Durch Schluchten und durch Wälder,
Durch Sumpf und dürren Sand;
Bis zwischen hohen Wänden,
Von Ephеu überzweigt,
An düsteren Geländen
Ein Höhlengang sich zeigt.

Von Purpur ist durchflossen,
Die marmorbleich erst stand,
Das Fenster hat erschlossen
Die zitternd rasche Hand;
Sie neigt zu ihm hernieder
Den wunderschlanken Leib,
Ihr tönt's wie Sphärenlieder:
„So willst du, daß ich bleib'?" —
Schon auf den Lippen zittern
Sieht er den süßen Laut —
Und auch die Hoffnung splittern,
Auf die er erst gebaut.
Die Jungfrau ist verschwunden,
Sie wich und flüstert': „Nein!
Mein Wort hält mich gebunden —
Es kann und darf nicht sein!"

3.

Da zögert an der Schwelle
Das Roß und will nicht fort,
Denn niemals dringt die Helle
Des Tags an diesen Ort.
So bindet denn am Thore
Das Pferd der Ritter an
Und in des Dunkels Flore
Sucht er allein die Bahn;
Und schreitet ohne Schauern
Hin durch den hohlen Gang
Und tastet nur die Mauern,
Die felsigen entlang.
Da sieh! ein Lichtgeflimmer,
Das durch das Dunkel bricht,
Und heller wird der Schimmer,
Ja, hell, wie Tageslicht!
Und aus dem Dunkel wieder
Tritt er mit einem Mal
Und schlägt die Augen nieder,
Geblendet von dem Stral

Der Sonne, deren Gluten
Sich senkten hoch herein
Und hell auf Bergen ruhten
Aus glitzerndem Gestein.
Die fügten sich zusammen
Zu eines Kessels Rund
Und sandten gold'ne Flammen
Aus ihrer Tiefe Schlund.
Doch unten an den Säumen
Da dehnten Gärten sich
Mit sonderbaren Bäumen
Und Blumen wunderlich.
Und mitten unter ihnen
Aufragt ein graues Haus,
Da tritt mit ernsten Mienen
Ein graues Weib heraus
Und wallt herbei und stellt sich
Stumm vor den Jüngling dicht,
Allmälig aber hellt sich
Ihr düstres Angesicht:
„O schön, daß du gemessen
Zu mir die dunkle Bahn,
Ich hab' dir's nicht vergessen,
Was du mir einst gethan!
Als mich die tollen Jungen
Gehöhnt in Uebermut
Und du herbeigesprungen
In edler Zornesglut
Und riefst: Ihr wilden Knaben,
Schlagt nicht das alte Weib! —
Die Schläge aber haben
Getroffen deinen Leib, —
Und wußtest doch kein Wörtchen
Von meines Zaubers Macht. —
Nun aber — an mein Pförtchen,
Was hat dich hergebracht?" —
Da sprach von seiner Minne
Der Jüngling, heiß entbrannt,
Und wie nur der gewinne
Des holden Mädchens Hand,
Der nach entferntem Sterne
Sie trägt auf luft'gem Pfad:
„Drum", sprach er, „komm' von ferne
Zu dir ich nun um Rath!" —
Da, durch der Alten Züge
Ein leises Lächeln zuckt:
„„Das kenn' ich zur Genüge,
Wie das im Hirne spukt
Solch einem jungen Kopfe,
Den nie des Schicksals Faust
An seinem Lockenschopfe
Ein wenig noch gezaust!
Doch soll geholfen werden,
Prinz Hellwig, glaube mir,
Die Kleine bleibt auf Erden,
Bleibt gerne und mit dir!
Nun folge meinem Schritte
Dorthin nach jenem Beet,
Siehst du, in dessen Mitte
Ein schlankes Bäumlein steht.
Die dunkelblaue Blume,
Die jenes Bäumlein trägt,
Im Kelch, im Heiligtume
Ein seltsam Wunder hegt.
Die Pflanzen hier im Garten
Sind all' von seltner Kraft,
Verschieden nach den Arten,
In Blüte, Frucht und Saft:
Dort, jene feuerrote
Heilt von der Sucht nach Gold,
Die ruft geliebte Todte,
Die macht, was häßlich, hold,
Die wandelt Zorn in Güte,
Sein Droh'n in süßen Schall,
Doch jene blaue Blüte
Dort, übertrifft sie all'!
Aus ihrem Kelche steiget
Ein Dufthauch süß und fein,

Und wer sich drüber neiget,
Der schlummert leise ein
Und wird im Traume fliegen
Nach seiner Sehnsucht Land,
Und sollt's auch ferne liegen
Auf unnahbarem Strand!""

Und ihre Hände pflückten
Nun eine Blume ab,
Die sie dem frohentzückten,
Erstaunten Jüngling gab.
Er nahm sie, doch allmälig
Ward seine Wange bleich:
„Und fühlte sie sich selig
In jenes Traumes Reich,
Dann würd' ihr wohl hienieden
Das Herz von Sehnsucht schwer,
Sie fände ihren Frieden
Dann nie und nimmermehr!" —
Da lacht laut auf die Alte:
„„Erst warte, bis sie wach,
Sei guten Muts, ich halte
Getreu, was ich versprach,
Nur eine Blüte lege
Ich noch zu dieser hier,
Die leuchten auf dem Wege
Soll durch die Bergschlucht dir.
Es birgt ihr duftend Herze
Ein Sternchen, klar und licht,
Das hell, wie eine Kerze,
Durch Nacht und Dunkel bricht.""
Nun Gruß und Dank! und weiter
Durch den erhellten Gang,
Ging's, bis auf's Roß der Reiter,
Auf's harrende, sich schwang.
Da drückt' er in die Lenden
Voll Freuden ihm den Sporn
Er trug ja in den Händen,
Was seines Glückes Born!

Doch während auf dem Rosse
Beglückt der Jüngling eilt,
Nymphaea auf dem Schlosse
Des Vaters traurig weilt.
Kaum konnte sie erwarten
Des Abends stille Zeit,
Da suchte sie im Garten
Sich Ruh' und Einsamkeit.
So weilte sie auch heute
Im grünen Blätterhain,
Indeß die Sonne streute
Herab den letzten Schein.
Der Sommer ging zur Neige,
Es senkten schon im Rund
Die fruchtbehang'nen Zweige
Sich bis zum Wiesengrund.
Und unter einem Baume,
Voll Aepfel hell wie Gold,
Saß, wie im wachen Traume,
Die Königstochter hold.
Die Blicke folgten sinnend
Dem letzten Abendrot,
D'rin, wie in Glut zerrinnend
Der Saum der Berge loht.
In ihrer Seele Tiefen
Da loht und glüht es auch,
Denn Wünsche, die erst schliefen,
Empfingen Lebenshauch,
Allein mit Wünschen streitend,
Die stärker noch als sie, —
D'rum ruhten, friedlich gleitend,
Der Seele Wogen nie.
Und wie sie, also schwärmend,
Der Sterne harrend saß,
Und stummen Blicks sich härmend
Des Himmels Weiten maß,
Da regte sich's und rauschte
Ganz nah am Busche leis,
Sie blickte auf und lauschte,

Da trennt sich Reis von Reis
Und vor ihr stand, beschienen
Vom letzten Sonnenstral,
Ein Jüngling, dessen Mienen
Sie nicht zum ersten Mal
So hold erglüht gesehen
Und dessen Lichtgestalt,
Will sie's auch nicht gestehen,
Beständig sie umwallt.
Von seltnen Blumen prangte
Ein Strauß in seiner Hand,
Den er *Nymphaeen* langte,
Ihr lächelnd zugewandt.
Sie bebte und erblaßte
Und hob und wandte sich,
Der Jüngling aber faßte
Sie leis: „Was fliehst du mich?
Nicht Liebe will ich schwören,
Nicht fordern deinen Schwur,
Du kannst mir nicht gehören,
Darum zum Abschied nur,
Noch einmal dich zu schauen,
Nymphaea, kam ich her.
Denn nach entfernten Gauen
Zieh' ich und über's Meer,
Doch ehe um mich wüten,
Die Meereswogen wild,
Will schmücken ich mit Blüten
Noch meiner Göttin Bild.

Hier dieses Baumes Schatten
Er ist mein Tempel nun,
Auf diesen grünen Matten,
Stillkniend will ich ruh'n.
Als Altar soll mir gelten
Die Bank aus Rasen hier,
Ein Wesen beſſ'rer Welten,
Ein hohes bist du mir!
Dich, meine Göttin, schmück ich
Mit stiller Andacht Lust,
Als Opfergabe drück' ich
Den Strauß dir an die Brust!" —
Sie wehrt nicht dem Beginnen,
Sie hält den Kopf gebückt
Mit träumerischem Sinnen
Zum Strauße, der sie schmückt.
Dort ragt aus Blütensprossen
Und Knospen mannigfalt
Die Blume, die durchflossen
Von magischer Gewalt.
Da zieht auch ihre Kreise
Um sie des Zaubers Macht
Und sie entschlummert leise
Und schließt die Augen sacht,
Das holde Köpfchen lehnend
Anmutig an den Baum,
Indeß der Jüngling sehnend
Bewachte ihren Traum.

4.

Nur dichte Wolkenschleier
Und Sturmwind, der da pfeift,
Gleich einem Riesengeier,
Wenn er nach Beute schweift!
Das braust und saust und wettert,
Das rauscht, wie Wogen wild,
Das donnert und das schmettert
Im luftigem Gefild.

Und wie die Blitze zischen, —
Gepeitscht vom Wirbelwind,
Fährt in der Luft dazwischen
Ein Nachen pfeilgeschwind.
Von dorther tönen schrille
Angstlaute, — doch es ruft:
„Schweig still, es war dein Wille!"
Wie Geister in der Luft.

Es fliegt der Nachen strebend
Nach immer stolzer'n Höh'n,
Und immer leiser bebend
Verhallt das Angstgestöhn,
Als ob die Brust beklemmte
Der Schrecken, der sie faßt
Und ihr den Athem hemmte
Der Angst qualvolle Last.
Allmälig aber mindert
Des Schiffchens Eile sich,
Als wär' sein Flug behindert,
Der Kahn vom Pfade wich.
Erst frei im Aether weilt er
Und wiegt sich hin und her,
Dann schnell und schneller eilt er
Herab zu Boden schwer.
Und als, den Grund erlangend,
Vollendet war sein Lauf,
Da schloß Nymphaea bangend
Die blauen Augen auf.
„O Vater! komm, beschütz' mich!
Ach Mutter! bist du da?
O Hellwig, komm und stütz' mich!
Ich bin dem Tode nah!
Habt ihr mich nicht vernommen?
O Gott! wo bin ich nur?
Wohin bin ich gekommen,
Auf welche fremde Flur?
Hier diese Wasserwogen,
Wie blicken sie so rot
Und welch' ein Feuerbogen
Dort hoch am Himmel loht?
So riesig dehnt sein Prangen
Sich über's Sternenzelt,
Als wollte er umfangen
Die ganze weite Welt.
Und dort der Mond — und dort auch
Hier einer! — und da zwei! —
O Gott! von jedem Ort auch
Strömt Mondlicht heut' herbei!
Es steigen, ihrer sieben,
Die Monde hoch empor
Und ihre Stralen stieben
Durch leichten Nebelflor.
Auf welchem fremden Bilde
Liegt nur dies fremde Licht,
Mir ahnt es, dieß Gefilde
Gehört der Erde nicht!
O käme doch der Morgen
Mit seinem hellen Schein
Und wollte von den Sorgen
Des Zweifels mich befrei'n!
Die flimmernden Gestalten,
Die fremd und riesengroß
Den Blick gefangen halten
In trüber Dämm'rung Schooß,
Von denen schwarz sich trennen
Die Schatten weit und lang,
Umsonst sie zu erkennen
Bestrebt das Aug' sich bang!" —
Da sieht sie 'mälig sinken
Der Monde blasse Schaar, —
Sie wird ein goldig Blinken
Am Himmelsrand gewahr.
Des Bogens roter Schimmer
Verblaßt; — am Himmel zeigt
Sich goldiges Geflimmer,
Als wenn die Sonne steigt.
Es hebt aus weißen Dämpfen
Ein Glutball sich zugleich
Und mit dem Nebel kämpfen
Die Stralen matt und bleich.
Doch daß er den vertreibe,
Ist allzuschwach sein Schein, —
Die kleine rote Scheibe
Kann nicht die Sonne sein!
Und dieses karge Leuchten,
Ist das des Tages Glanz,

Deß Stralen nicht verscheuchten
Die bleichen Sterne ganz?
Auch jener Feuerbogen,
Zu seh'n ist er genau,
Ein blasses Band, gezogen
Weiß durch das matte Blau!
Doch von dem Himmel senken
Die Blicke sich herab,
Sich nach dem Land zu lenken,
Das seltsam sie umgab:
Es dehnt sich ihr zu Füßen
Ein rötlich schimmernd Meer, —
Als wollt's den Himmel küssen,
So steigt der Wogen Heer.
Und neben ihr zur Linken,
Da prangen Berge stolz,
Die all im Goldglanz blinken
Und d'rauf nicht grünes Holz
Sich breitet, wie hienieden,
Denn Edelsteine bloß
In blanken Pyramiden
Entsteigen ihrem Schooß.
Ein Baum stand ihr zur Seite,
Den sie mit Blicken maß,
Sie sah ihm nach in's Weite:
„Mein Gott, das ist nur Gras!
Der Bäume Zweige schweben
Dort in der Lüfte Reich,
Bis in die Wolken heben
Sie sich, den Gletschern gleich."
Da hört's Nymphaea klingen,
Wie eines Sturms Gebraus, —
Es breitet seine Schwingen
Ein Riesenvogel aus!
Ihn trägt sein Goldgefieder
Auf einen Blütenbaum,
Da strömen seine Lieder
Gewaltig durch den Raum.
Es reiht sich Ton an Töne
Zu selt'nen Melodien,
In wunderbarer Schöne
Klingt's durch die Zweige hin,
Denn die Gefährten singen
Ihm Antwort immerfort
Und ihre Lieder klingen
Zusammen im Akkord.
Es hört die luft'gen Sänger
Nymphaea wie berückt,
Nicht zweifeln kann sie länger,
Sie ist der Erd' entrückt!
Es ward erfüllt ihr Sehnen,
Sie weilt auf fremdem Stern,
Es sagen's ihre Thränen:
Der Heimat fern — ach fern!
Wenn, was sie Heimweh nennen
Dort auf dem Erdenrund,
So tief vermag zu brennen,
Bis auf des Herzens Grund,
Wie muß ein Herz zerwühlen
Das unermeß'ne Leid:
Vom Heim getrennt sich fühlen
Durch die Unendlichkeit!
Entsetzen will sie fassen,
Sie sieht und höret kaum,
Sie fühlt nur Eins: Verlassen,
Allein im Weltenraum!
Es strömen ihre Thränen
Mit lautem Schmerzensschrei:
„Ach hätt' ich's können wähnen,
Wie toll mein Wünschen sei!
Und wie sie also jammert,
Auf einen Stein gebückt,
Da fühlt sie sich umklammert
Und unsanft sich gedrückt
Und in die Luft gehoben,
Was aber muß sie seh'n?
Es wollen ihr dort oben
Die Sinne fast vergehn

Zwei Riesenfinger hielten
Den Leib umschlungen ganz,
Zwei Riesenaugen zielten
Nach ihr mit Freudenglanz.
Sie weint und fleht, da schmettert
Ein Lärmen durch die Flur,
Wie, wenn es stürmt und wettert,
Doch sieh! es lacht ja nur
Der Riese voll Vergnügen,
Vergnügt, wie Knaben sind,
Man sieht's an seinen Zügen,
Gewiß, er ist ein Kind!
Er pflückt' von einer Blüte
Ein schimmernd Blatt sich ab
Und dreht' sich eine Düte,
D'rein er das Mädchen gab.
Wie ward in der Bedrängniß
Der Königstochter bang,
Da sie in dem Gefängniß
Umsonst nach Freiheit rang.
Sie fühlt' sich, wie im Grabe,
Doch ach! je mehr sie schrie,
So lauter lacht der Knabe,
So fester hielt er sie.
So ruhte sie denn endlich
Und rang nicht mehr empor,
Da schlug ein unverständlich
Getöse an ihr Ohr
Von Stimmen, wirr verschwommen!
Sie lauschte, todesmatt
Und ward herausgenommen
Aus ihrem Blütenblatt.
Da sah sie nach ihr zielen
Der Riesenaugen mehr
Und ihre Thränen fielen
Aus ihrem Auge schwer,
Als sie, wie eine Puppe
Von Hand zu Hand nun ging.
Wie freut die Kindertruppe
Sich an dem netten Ding!
Sie jubelten und lachten
So recht nach Kinderbrauch,
Das Mädchen zu betrachten,
Kam nun die Mutter auch.
Ach Gott! — ihr weilt die Stirne
Fast in der Wolken Näh', —
So ragt nur eine Firne,
Bedeckt von ew'gem Schnee!
Doch wollt's Nymphaeen scheinen,
Als wär' die Riesenfrau
Gerührt von ihrem Weinen,
Denn nun nicht mehr so rauh
Berührten sie die Knaben
Und zeigten mildern Sinn;
Ein Stückchen Frucht auch gaben
Sie ihr zur Nahrung hin.
Die kleinen Hände langen
Darnach, — sie hungert sehr —
Doch balde läßt sie hangen
Das Köpfchen trüb und schwer:
Das hat so fremden bittern
Geschmack, das brennt so heiß.
Die zarten Glieder zittern,
Das Blut erstarrt zu Eis.
Was Jene hier verzehren,
Was ihnen täglich Brod,
Das kann sie nicht ernähren,
Ihr droht der Hungertod!
Sie schlägt die Augen nieder
Und Müdigkeit erfaßt
Die kleinen schwachen Glieder,
Die lang entbehrt der Rast.
Da liegt sie ohne Regung,
Betäubt, erstarrt und stumm,
Doch jegliche Bewegung
Hört sie genau ringsum.
Ein Weilchen noch getragen
Ward sie von einer Hand,

Dann klang's wie kind'sches Klagen
Um eines Spielzeugs Tand:
Sie ward für todt gehalten!
Da faßt' von ihrem Kleid
Ein Knabe rauh die Falten
Und warf ins Gras die Maid.
So stürzte denn hernieder
Sie schwindelnd in den Thau, —
Durch die geschloß'nen Lider
Sah Alles sie genau.
Sie war im Gras verschwunden,
Allein derselbe Knab',
Der sie zuerst gefunden,
Bückt suchend sich herab.
Die hohen Gräser wehrten
Dem Blick, der doch so scharf,
Da packt er den Gefährten,
Der sie zu Boden warf.
Sie dünkt', daß ihretwegen
Er ihn zur Rede stellt,
Mit Stößen und mit Schlägen
Ihn plötzlich überfällt.
Er zaust ihn an den Haaren,
Daß Jener zornig schreit,
Mit wütendem Gebaren
Verfolgen sie den Streit.
Da brechen sie zu Keulen
Sich junge Bäume schnell
Und unter wildem Heulen
Fällt Schlag auf Schlag zur Stell'.
Die andern Knaben mengen
Wie toll sich in den Kampf,
Da gibt's ein Stoßen, Drängen,
Ein Schrei'n und ein Gestampf!
Da fliegen, Tod verheißend
Felsblöcke durch die Luft,
Den Feind zu Boden reißend,
Der bang nach Hilfe ruft.
In Strömen fließt's zur Erden,
Wie schwarzes Drachenblut,
Mit stürmischen Geberden
Schlägt sich die Riesenbrut.
Sie treten ohne Zaudern
Die Feinde in den Staub,
Kein Jammern macht sie schaudern,
Der Bitte sind sie taub.
Schon hört die Lüfte füllen
Die Maid ein Röcheln laut,
Sowie des Löwen Brüllen,
Wenn er sein Opfer schaut.
Da wird das Lärmen minder,
Bis endlich Keiner lebt:
So spielen hier die Kinder! —
Nymphaea denkt's und bebt.
Es sah die Todtgeglaubte
Sich unter einem Baum,
Der weit ob ihrem Haupte
Sich breitete im Raum.
Und einer von den Zweigen,
Schwer von der Früchte Wucht,
Schien sich zu ihr zu neigen
Und eine Riesenfrucht,
Rot glänzend, wie Corallen,
Aus dunklem Laube schön,
Die drohte schier zu fallen
Herab aus stolzen Höh'n.
Es sah mit stillem Hoffen
Nymphaea nach dem Ast:
„O würd' ich doch getroffen, —
Frei von des Daseins Last!"
Da schaukelte im Winde
Die Frucht sich hin und her
Und fiel dem Königskinde
Auf's blonde Köpfchen schwer.
Ein Schrei, so bang und schrille, —
Ringt aus der Brust sich los, —
Um sie des Gartens Stille,
Ein Apfel ihr im Schooß! —

So saß sie unter'm Baume
Und hielt Prinz Hellwig's Hand
Und kehrt', erwacht vom Traume,
Zurück in's Erdenland.
Sie sieht vor Schrecken starrend,
In's helle Mondenlicht,
Prinz Hellwig blickt ihr harrend
In's bleiche Angesicht.
Er sieht sie leise beben
Und zitternd tönt ihr Wort:
„O Gott, wo war ich eben,
An welchem Schreckensort?“
„„Hier““, sprach der Prinz mit Lächeln,
„„Wo ich dich Abends traf,
Des Zephyrs laues Fächeln
Es lullte dich in Schlaf.
Im Traume leise jammernd
Ergriffst du meinen Arm,
Dich ängstlich an mich klammernd
Als wär's in bangem Harm.
O hättest du im Wachen
Zur Stütze mich gewählt, —
Doch ach, der Zaubernachen,
Das theure Kleinod fehlt!““
Da faßte sich allmälig
Die angstgequälte Maid:
„So war denn“ — rief sie selig —
„Ein Traum mein ganzes Leid?
All das, was sich begeben,
Geträumt? — ich faff' es kaum,
Dann war mein ganzes Leben
Bis jetzt nichts als ein Traum!
Nun stralt in deinen Blicken
Die schöne Wirklichkeit,
D'ran will ich mich erquicken
All meines Lebens Zeit!“
Sie sank mit süßen Zähren
An des Geliebten Brust:
„Wie tollkühn mein Begehren,
Ich hab' es nicht gewußt.
Und glauben will ich's gerne,
Du meines Lebens Licht:
Der schlechteste der Sterne
Ist uns're Erde nicht!“

Hedwig.

Novelle.

Von

Florus Retland.

Das Bergdorf Fallnau schmiegt sich der Landschaft an, ohne den Gesammteindruck zu stören. Eingebaut in die sanften Abhänge bewaldeter Hügel, die sich gegen die nördliche Thalenge zu einer kleinen Hochebene vereinigen und dort einem Kirchlein mit dem weithin leuchtenden Turmhelm und einigen Häusern mit hellroten Ziegeldächern vorteilhafte Standorte bieten, läßt dieses Oertchen aus der Ferne eine Bedeutendheit vermuten, die es nicht hat; es wäre denn, daß man das neue Schulhaus, dessen Schornsteine eben so hoch in die Luft ragen als der niedliche Dachreiter auf der Firste der Kirche, für etwas nicht Gewöhnliches halten wollte. Mit seiner Stirnseite von sieben Fensterbreiten und seiner sinnbildlich geschmückten Pforte, zu welcher breite Stufen führen, erhebt sich dieser zwei Stock hohe Bau der Neuzeit herausfordernd gegenüber dem einfachen Portale der wettergrauen Kirche, in deren Schatten das nunmehr verwaiste, alte, ebenerdige Schulhäuschen steht, jetzt die Zufluchtstätte der Witwe und der Tochter des verstorbenen Lehrers.

Die gegenwärtigen Bewohner von Fallnau danken ihren mäßigen Anteil an Bildung dem alten Lehrer, dem sie mit kindlichen Gefühlen anhiengen, und es will vielen von ihnen nicht einleuchten, daß jetzt dort eine hohe Schule, wie das neue Haus scherzweise genannt wird, notwendig sein soll, wo bisher in der niedrigen Hütte ein einziges Schulzimmer scheinbar ausreichte. Die Wände waren mit einem geschnitzten Kreuzbilde und einem Exemplar der hinter Glas und Rahmen verwahrten Schulgesetze geschmückt, während durch die großen, kristallhellen Fensterscheiben der neuen Schule gar wundersame Thierbilder, Landkarten und Modelle zu sehen sind, die schier an die Studierstube des weltberühmten Doktors Faust erinnern, dessen Leben und Unthaten den Dorfbewohnern von den unvergeßlichen Vorstellungen des Puppentheaters her gar wol bekannt sind.

Gegen Süden erweitert sich dieser Ort zu einer platzähnlichen Straße, deren lichtgelber Kies einen guten Teil des Tages über von den Sonnenstralen durchglüht wird. Vor mehreren Jahren sind die meisten Häuser

dieses Dorfes durch eine gewaltige Feuersbrunst in Asche gelegt worden. Jetzt stehen statt der ehemaligen schlechtgereihten, windschiefen aber malerischen Strohhütten, zu beiden Seiten der Straße neugebaute weißgetünchte Häuschen in geschmackloser Regelmäßigkeit und ermüdender Einförmigkeit.

Während der Vormittagsstunden macht so ein Dörfchen den Eindruck der Verlassenheit. Die unheimliche Windstille auf hoher See kann nicht erschlaffender wirken als diese, im Liede verherrlichte „ländlich süße Stille". Was irgend eine Bewegung veranlassen konnte, hat sich in den frühesten Morgenstunden abgespielt. Das ganze Aufgebot der Arbeitfähigen ward in das Feld gestellt oder in Wald und Garten verteilt. Jetzt ist ringsum kein Pulsschlag des Lebens wahrnehmbar. Das wenige Getreide ist ausgedroschen; eine Schmiede oder eine klappernde Mühle gibt es in diesem Dorfe nicht. Die Straße ist leer. Weilenweise treibt ein vereinzelter Windhauch niedrige Staubwolken vor sich her, und hie und da fällt ein welkes Blatt vom Baume. Ein hochbetagter Haushund schleicht über die Schwelle, um sich in die Sonne zu lagern. Der Himmel ist tiefblau und wolkenlos; der Haushahn hat nichts zu prophezeien; die Kinder schmachten noch in der Schule, und die Säuglinge scheinen auf den Armen ihrer Großmütter eines gesunden Schlafes zu genießen; kein Weinen dringt aus den Hütten hervor. Diese Wüstenruhe wird durch nichts gestört; nicht durch den Ton der Pfeife des wandernden Glashändlers, nicht durch den Ruf des Kesselflickers oder durch das Glöckchen des Scherenschleifers; denn diese beargwohnten Träger der gewerblichen Betriebsamkeit wissen gar wol ihre Zeit zu wählen, in welcher auf die Anwesenheit der Hausfrauen zu zählen ist. Wenn nun dennoch während dieser Stunden Tritte zu hören sind und jemand durch die Straßen schreitet, so ist es ein Ereigniß, das eine ungewöhnliche Bewegung in die, auf wenige Frauen beschränkte Reserve der Dorfbewohner bringen muß, und wenn nun vollends dieser Ruhestörer niemand geringerer ist, als ein hochgewachsener Gendarm, an dem Waffen und Rüstzeug im Sonnenstrale glitzern, so ist dieser Tag ein historisch denkwürdiger für Fallnau und Jung und Alt drängt sich an die niedrigen Fensterchen, um dem schmucken Manne nachzuschauen und um zu erspähen, in welche Hütte der Schreckensbote seinen unheilkündenden Einzug hält. Dieser Mann der Gesetze schritt jedoch an den Thoren und Thüren von Fallnau vorüber, ohne einzukehren; seine Amtspflicht führte ihn diesmal weit über das Dorf hinaus, dem Walde zu, wo hinter einem dünnstämmigen Eichenbestande, beschattet von ehrwürdigen Bäumen, dem einzigen Reste des ehemaligen Hochwaldes, der mit einem Hirschgeweih geschmückte Giebel des Forsthauses hervorragte.

Nach einer halben Stunde nahm der Gendarm seinen Rückweg abermals durch das Dorf, doch er gieng nicht mehr allein; an seiner Seite schritt Sigmund, der Förster, diesmal, ohne eine Schußwaffe über seine Schulter geworfen zu haben. Ein tiefer Ernst lagerte auf seinem sonst so heitern Gesichte. Ihm waren die Blicke der Neugierigen nicht entgangen, die ihn

verfolgten, und er konnte leicht erraten, was sich die Leute zugeflüstert haben mochten. Doch die peinlichen Eindrücke dieser Bloßstellung vor den Dorfbewohnern, welchen gegenüber er stets eine achtungfordernde Haltung zu behaupten bemüht gewesen war, wurden erheblich gemildert, als er einen scheuen Blick nach dem alten Schulhause zu thun wagte. Zwischen der braunen Einrahmung der Thür, etwas gegen den dunklen Flur zurückgezogen, lehnte Hedwig. Thränen trübten ihre kornblumenblauen Augen. Sie hatte es dem Jäger doch so oft wiederholt, daß sie seine Bewerbung zurückweisen müsse, daß sie ihn nicht lieben könne, und dennoch schien sein Loos ihr heute zu Herzen zu gehen. Er stand unter der Anklage, einen Wilderer ohne gerechtfertigte Notwehr tödtlich verwundet zu haben, und der Gendarm hatte den Befehl, ihn dem Gerichte vorzuführen. Sie wußte oder glaubte es nicht, daß Sigmund sich schuldig fühle, und wenn sie auch die Misstimmung der meisten Dorfbewohner gegen ihn nicht teilte, welche in jedem Forstbediensteten einen Bedrücker und einen Schergen der usurpatorischen Großgrundbesitzer erblicken, so misfiel ihr doch sein Beruf, der todbringende.

Sigmund war als Knabe ein Liebling ihres Vaters. Dieser, der kein Amt für menschenwürdiger hielt, als den Lehrerstand, suchte den begabten Jüngling in eine Laufbahn zu drängen, die seiner Neigung nicht entsprach. Die auseinandergehende Berufsrichtung entfernte den Lehrer von seinem ehemaligen Schüler immer weiter, ungeachtet Sigmund sich zu Hedwig immer stärker hingezogen fühlte. Einige Jahre, die er an der Akademie zubrachte, rüsteten ihn mit jenem ausreichenden Grade von technischem Wissen aus, welchen der Forstdienst fordert, und machten ihn alsbald zu einem der wenigen Heiratsfähigen, die von vorsorglichen Müttern scharf ins Auge gefaßt zu werden pflegen. Doch schon die erste, immerhin noch unsichere Wahrnehmung der erwachenden Zuneigung zwischen Sigmund und Hedwig veranlaßte den Alten zu der Erklärung, daß er seine Tochter niemals einem Manne anvertrauen könne, dessen Beruf die Tödtung der harmlosesten, edelsten und zierlichsten Geschöpfe Gottes ist.

Mit dieser Gesinnung stieß er bei seinem Kinde auf keinen offenen Widerspruch; Hedwig brach jeden Verkehr mit Sigmund ab und hatte bei zufälliger Begegnung nur kalte Blicke und gleichgiltige Worte für ihn. Auch nach dem Tode ihres Vaters änderte sie ihr Benehmen gegen den Jäger nicht; ihr ganzes Wesen schien in der Sorgfalt für ihre leidende Mutter aufzugehen. Diese treue Pflichterfüllung steigerte die Ueberzeugung von den vielen vortrefflichen Eigenschaften Hedwigs und den Wunsch des Jägers, sie sein nennen zu dürfen. Er wollte nicht daran glauben, daß die frühere Zuneigung des Mädchens für ihn gänzlich erloschen sein sollte, und deshalb schien ihm die Teilnahme der Jugendfreundin bei seinem schweren Gange zu Gericht tröstlich, ja vielverheißend.

Nur wenige Tage waren verflossen und Sigmund kehrte nach Fallnau zurück. Er war nicht nur straffrei, sondern vollkommen gerechtfertigt aus

der Untersuchung hervorgegangen. An Hedwig dachte er, als ihn die Richter von jeder Schuld freisprachen, vor ihr nur wollte er makellos erscheinen und ihr galt sein erster Besuch am Abende seiner Zurückkunft.

Vom wolkenlosen Abendhimmel, zu dem die Wipfel der Wälder dunkel hinanragten, gieng ein sanftes Glühen aus, das auf den kalten, weißen Anstrich der Dorfhütten warme Farbentöne hinhauchte und auch die blassen und braunen Gesichter der müde heimkehrenden Dorfbewohner rosig aufleuchten ließ. Durch die belebte Straße schritt Sigmund ruhig, doch nicht ohne Selbstgefühl einher. Seine schmucke Amtstracht kleidete ihn vorteilhaft; das Jagdmesser an seiner linken Hüfte und das Gewehr mit dem Doppelrohre an dem grünen Gurte sicherten der Erscheinung den Eindruck des Ernstes und der Ueberlegenheit.

Aus den Gruppen an den Hausthüren tönte ihm hie und da ein schüchternes „Willkommen" entgegen, dem ein Geflüster von zweifelhaftem Werthe folgte. Einige meinten, sein Vater habe ein gutes Stück Geld daran wenden müssen, um den Sohn loszukaufen, der aber doch, so lange er leben werde, die schwarze Schnur um den Hals tragen müsse, die ihm der Scharfrichter umgebunden habe, zum Zeichen des rechtmäßig verwirkten Lebens. Andere meinten, es sei noch nicht aller Tage Abend, und wenn diesmal auch die Geschwornen nicht das Rechte getroffen haben, es gäbe noch jemand andern, der ihm auch etwas zugeschworen habe und der sein Verdict rasch und sicher auszuführen wisse. Doch auch an entschuldigenden und schützenden Stimmen fehlte es nicht, und in der Mehrzahl waren es die Frauen, die ein milderes Urteil über ihn fällten.

Die Abendglocke unterbrach für diesmal die Wechselrede und die Lippen bewegten sich nur im leisen Gebete. Auch der Jäger hatte seinen mit Federn geschmückten Hut abgesetzt und gesenkten Hauptes in sichtlich andachtsvoller Stimmung schritt er an der Kirchenpforte vorüber dem alten Schulhause zu, das durch die Mauermassen seiner nächsten Umgebung und durch zwei Lindenbäume, die es überragten, in Dunkel gehüllt war. Die zugezogenen Vorhänge und die geschlossene Hausthür ließen darüber keinen Zweifel aufkommen, daß die Bewohner dieses Hauses jede Störung von außen fern zu halten wünschten. Sigmund überlegte, ob Einlaß zu begehren oder der Rückweg anzutreten sei. Er entschloß sich zu bleiben. Heute nur, in der ersten Stunde nach seiner Rückkehr konnte der Besuch von der Wirkung begleitet sein, die er anhoffte; auch mußte Hedwig die erste sein, die aus seinem Munde das freisprechende Urteil erfahren sollte. Er pochte leise an. Der Riegel wurde geräuschlos zurückgezogen und hinter der halbgeöffneten Thür stand das Mädchen mit staunenden Blicken den Jäger betrachtend.

„Es kann dich nicht befremden, Hedwig," sprach Sigmund, „daß ich noch in später Abendstunde um das Befinden deiner Muter mich erkundige, die mir doch selbst einst eine zweite Mutter gewesen ist, und so Gott will,

auch künftig wieder werden soll." Das Mädchen zog die Brauen enger zusammen und wandte das Köpfchen rasch seitwärts.

„Wie mir mein Gesinde sagte, soll sich während der Zeit meiner Abwesenheit der Zustand der Kranken verschlimmert haben."

„Es ist leider so", antwortete das Mädchen kurz und trocken. „Die Mutter soll es erfahren, daß du nachgefragt hast. Sie bedarf meiner eben jetzt dringend. Gute Nacht!"

Und schon wollte sie die Thür in das Schloß werfen, als Sigmund einen Gegendruck übte und sich in den Flur drängte.

„Ich ehre deine Kindesliebe und deinen Pflichteifer, Hedwig; doch laß auch mich deinen Kummer teilen und verschmähe nicht die Mithilfe, die ich dir anzubieten komme. Oder sollte es zwischen uns beiden dahin gelangt sein, daß du mich von der Schwelle deines Hauses weisest? Wenn vielleicht auch das, was in jüngster Zeit geschehen ist, die Bedenken vermehrt haben sollte, welche unter diesem Dache seit einigen Jahren gegen mich gehegt werden, so wird wol der Ausspruch so vieler achtbarer Männer aller Stände, die über mich zu Gericht gesessen sind, die meine That für berechtiget und mich für schuldlos erkannt haben, hinreichen, mich auch vor euch vollkommen zu rechtfertigen. Soll ein Jäger schlimmer daran sein, als ein Soldat, der gar oft, bevor noch sein Leben augenscheinlich bedroht wird, den Feind niederstreckt, während wir Forstleute nur bei unbezweifelter Gefahr uns zur Gegenwehr stellen?

„Ich habe auch noch niemals einen Soldaten zu meinem Freunde gewählt", entgegnete das Mädchen.

„Laß das gut sein, Hedwig. Du bist lange nicht so herb als du dir Mühe gibst, es zu scheinen. Was hätte dein vortreffliches Herz so von Grund aus zu ändern vermocht, daß es auch der leisesten Regung des Mitleids nicht mehr fähig sein sollte, das man doch selbst dem Verbrecher nicht versagt. Konnte es dir und deiner Mutter gleichgiltig sein, mich allen Wechselfällen und Gefahren einer peinlichen Untersuchung ausgesetzt zu wissen, die durch einen ungünstigen Ausgang mich um Ehre und Dienst hätte bringen und einer jahrelangen Kerkerstrafe entgegenführen können? Nein, ihr seid viel zu gute und fromme Menschen, als daß ich nicht glauben sollte, daß ihr für mich gebangt, für mich gebebt habt. O Hedwig, die Thräne in deinem Auge, als ich in Begleitung des Gendarm an eurem Hause vorübergieng, hat mir in einem Augenblicke mehr gestanden, als du jahrelang abzuleugnen dir Mühe gegeben hast. Dein Herz, so reich an Liebe, hat von diesem köstlichen Schatze auch für mich etwas bewahrt. Diese Thräne leuchtete in die Nacht meiner Gefangenhauszelle; diese Thräne hat die welkenden Keime meiner Hoffnungen bel·bt. Gewiß, sie glänzt auch in dieser seligen Minute in deinem Auge! O laß sie mich hinwegküssen, Hedwig" —

„Bist du von Sinnen!" unterbrach ihn mit gedrückter Stimme die Jungfrau, seine Annäherung abwehrend. „Wenn du den Ausspruch meines

Vaters so schnell vergessen zu haben scheinst, so bin ich dessen noch immer treu eingedenk. Laß mich niemals mehr solche Worte hören, wie du sie jetzt gesprochen hast. Danke Gott, daß du diesmal einer Gefahr entronnen bist, die dein Beruf, vielleicht auch deine Sinnesart dir täglich bereitet, brüste dich jedoch nicht mit etwas, das wol ein großes Glück aber kein Verdienst genannt werden kann. Auch über die Thräne in meinem Auge will ich dich nicht in Zweifel lassen; sie galt, wie du dir wol leicht hättest denken können — meiner Mutter, die ich über ein unfruchtbares Geschwätz viel zu lange vernachlässiget habe. Und somit, Gott befohlen!"

„Hedwig", sprach der Jäger mit tiefbewegter Stimme, „unser Gespräch ist zu Ende. Mögest du das ganze Wehe dieses Augenblickes, wie es mein Innerstes durchzuckt, niemals empfinden! Gute Nacht für immer!"

Er war mit einem Sprunge auf der Straße und hastete dem finsteren Walde zu.

Hedwig suchte der Bewegung Herr zu werden, welche sich ihrer zu bemächtigen drohte. Sie schloß die Hausthür lautlos hinter dem Enteilenden, fuhr mit dem Schürzenende über die Wimpern, athmete einigemal tief auf und betrat die Krankenstube.

An dem Bette ihrer Mutter saßen die drei weisesten Frauen des Dorfes und erschöpften sich in den widersprechendsten Ratschlägen. Die Lehrerswitwe war weder beschränkt noch abergläubisch genug, um nicht die Anordnungen eines geschulten Arztes allen Geheimmitteln vorzuziehen. Allein ihre Krankheit währte schon viel zu lange, die beängstigenden Anfälle von Athemnot wiederholten sich in letzterer Zeit in bedenklicher Weise, und trotz der Zuversicht des Arztes wurde die arme Frau täglich zaghafter und kleinmütiger, bis sie sich endlich dem Drängen wolmeinender Nachbarn nachgibig zeigte und den ungraduirten Heilkünstlerinnen den Zutritt gestattete. Diese schienen den Werth einer gemeinschaftlichen Beratung nicht hoch anzuschlagen, vielmehr hielt sich jede von ihnen für zurückgesetzt, weil nicht sie allein herbeigerufen worden war. Nach einigen fruchtlosen Versuchen, sich Geltung zu verschaffen, räumten zwei derselben alsbald das Feld und die alte erfahrene Apotheker-Bärbel setzte sich mit aller Würde in dem Lehnstuhle des verstorbenen Lehrers zurecht, um der Kranken, unter Anrufung aller Himmelsbewohner eine baldige Befreiung von ihrem schweren Leiden zuzusichern, wenn sie von dem Absude, welchen nach ihrer Anweisung Hedwig bereiten müsse, dreimal des Tages, zur Zeit des Ave-Läutens, einige Tropfen nehmen werde. Bärbel versah die Apotheke des nächsten Städtchens mit den, im Umkreise von Fallnau wildwachsenden Arzneikräutern, sie kannte ihre Standorte genau und wußte sie trefflich zu beschreiben. Auch die Heilkraft der meisten dieser Pflanzen lernte sie durch den jahrelangen Verkehr mit dem Apotheker, bei dem sie oft Tage hindurch Aushilfe leistete, kennen. So viel Gefahr ihr auch stündlich drohte, sie hatte nun einmal von der verlockenden Frucht des Wissens gekostet, und konnte es sich nicht versagen, ihr Ueber-

gewicht zu zeigen und halb aus Mitgefühl, halb aus Eitelkeit, niemals aber aus Eigennutz, einer ziemlich schwunghaft betriebenen Kurpfuscherei obzuliegen. Dort, wo sonst der Doktorstitel, die Brille und der vergoldete Knopf auf dem Aeskulapstabe des Arztes Eindruck zu üben pflegen, suchte sie durch die absonderlichsten Beihilfen des Geheimnißvollen und Wunderbaren und durch romantische Zuthat jeder Art zu blenden. Zunächst sollte Hedwig durch einen Schwur bekräftigen, daß sie eine reine Jungfrau sei, woran doch niemand zweifeln konnte. Sodann hielt sie ihr im feierlichsten Tone vor, daß das Kind einer so liebevollen Mutter kein Opfer scheuen dürfe, um das Leben derselben zu erhalten. Da Hedwig alles das für selbstverständlich erklärte, fuhr Bärbel fort: „Im Herrenwalde, an der Feuchtwand, wo der Schwarzbach sich anschickt, über die Steinmauer in die Tiefe zu stürzen, rechts vom Stege, zeigen sich gerade jetzt auf einer kleinen Waldwiese die ersten Blüten des Wiesensafrans, bleich, bläulichrötlich, geschlossenen Lilien gleichend. Nahe dabei am fließenden Wasser wächst der Herbstwasserstern. Den schwachen, runden, glatten Stengel umgeben an der Spitze gespaltene dunkelgrüne Blätter, weißgelbe Blumen stehen in den Winkeln der Blätter. Die Zwiebel des Wiesensafrans und die Wurzel des Wassersternkrautes werden deiner Mutter die Gesundheit wiedergeben. Vor Tagesanbruch, bevor noch ein Stral der Sonne die Blumen des Thales berührt hat, im vollsten Morgenthau müssen sie von dir gesammelt werden. Laß keinen Tag nutzlos verstreichen; mache dich morgen früh auf den Weg nach dem Walde. Niemand darf dich begleiten, niemand dir helfen, nicht nach rechts oder links darfst du sehen, wenn du unter andächtigen Gebeten die Wurzeln aus dem Grunde ziehst."

Hedwig willigte freudig in alles ein. Die Mutter vergaß für den Augenblick die Qualen ihrer Schmerzensstunden, die Sehnsucht nach Hilfe, den Wunsch nach Lebensverlängerung; sie sah nur ihr einziges, geliebtes Kind auf dem unheimlichen Waldwege, in der Stunde der scheidenden Nacht, im Kampfe mit Nebel und Wind, verlassen und allein, Gefahren ausgesetzt, die sich zwar nicht geradezu benennen, aber ebenso wenig ableugnen ließen. Sie fand, daß sie sich seit einer Stunde ganz erträglich befinde und nur für den schlimmsten Fall den Liebesdienst von ihrem Kinde fordern könne. Hedwig ließ die Mutter nicht zu Ende reden. Sie zeigte sich voll guten Mutes, küßte ihr die Klagen von den zitternden Lippen und die Thränen von den Augenlidern, nahm der alten Bärbel das Wort ab, daß sie für die Morgenstunden das Wärteramt bei der Mutter übernehmen wolle, und beschwichtigte die Kranke, so weit es eben notthat.

Die Mutter war eingeschlummert. An ihrem Lager kniete Hedwig und betete. Sie flehte um ein glückliches Gelingen ihres Vorhabens, um das Leben ihrer Mutter, um das Seelenheil ihres Vaters; sie betete für Freund und Feind. Sie erinnerte sich auch, daß sie seit mehreren Tagen noch eine besondere Bitte anzureihen sich gewöhnt hatte — um den Schutz des Him-

mels für Sigmund. Ihre Bitte war erhört worden; er war aus der Umgarnung der Anschuldigungen, aus den Umstellungen der Untersuchung siegreich hervorgegangen. Sie brauchte sich seiner nicht zu schämen. Ihr Herz schlug hochauf, als sie bei diesem Gedanken angelangt war, bei dem sie unwillkürlich verweilte. Warum wollte sie nicht mit dem kleinsten Worte, mit einem weicheren Tonfalle ihr Mitgefühl ihm verraten? Sie mußte zugeben, daß seine teilnahmsvolle Nachfrage um das Befinden ihrer Mutter, sein unbezweifelt aufrichtig gemeintes Anerbieten, ihr in jeder Weise beizustehen, seine unveränderliche liebevolle Gesinnung für sie eine minder schroffe Erwiderung verdient haben würden. Sie fand jetzt in tiefer stiller Nacht einen ganz anderen Anwalt für ihn in ihrem, durch eine andachtsvolle Stimmung geläuterten Herzen, als im Zwielichte der Abendstunde. Mit Entsetzen gestand sie sich, daß sie ihn sogar belogen habe; denn sie wollte ihn glauben machen, die Thräne, die er wahrgenommen hatte, als ihn der Gendarm nach der Stadt führte, habe ihrer Mutter und nicht ihm gegolten. Jetzt auf den Knieen, mit entflammtem Herzen, in der Stunde ihrer reinsten und heiligsten Empfindungen, mußte sie gestehen, daß diese Thräne, wie manche andere, ihm, nur ihm gegolten habe. Sie rang nach Entschlüssen. Sie wollte ein Verhältnis zwischen sich und ihm hergestellt wissen, das dem unbefangenen Verkehr in ihrer Mädchenzeit wieder ähnlich werden sollte. Doch wird diese Unbefangenheit jemals wieder zurückkehren? Steht nicht zwischen ihr und ihm das verbannende Wort ihres Vaters? Erinnert sie nicht jeder dumpfe Knall, den das Echo von den Bergen gegen das Thal fortrollt, an das blutige Geschäft ihres einstigen Jugendfreundes, der ohne vollständige Sinnesänderung zur Herzenshärte, dem von ihr gefürchteten Berufe sich nicht hätte zuwenden können. Nein, er liebte sie nicht, sonst würde er einen anderen Lebensweg betreten haben, auf dem sie ihm hätte folgen können.

Bärbel, der das Beten schon viel zu lange währte, weckte das Mädchen aus seinen andächtigen Betrachtungen und hieß es zu Bette gehen, um nicht zu verschlafen.

War es die Folge der Erschöpfung oder hatte die Apothekerin etwas dazu gethan — die alte Lehrerin schlief diese Nacht ungewöhnlich fest und lange. Hedwig konnte sich unbemerkt entfernen und zur rechten Stunde den Weg antreten. Sie schlich aus der Hausthüre, die hinter ihr ins Schloß fiel. Ihren gewöhnlichen, mehr städtischen Anzug hatte sie gegen eine schlichte Bekleidung aus wärmeren Stoffen, wie sie die Dörflerinnen zu tragen pflegen, vertauscht; Kopf und Brust umhüllte ein Regentuch und auf dem Rücken trug sie einen leichten Spankorb. Sie lenkte um die Ecke ihres Wohnhauses, längs der Kirchhofmauer nach dem Forste ein. Es war sehr früh am Tage, kaum so licht, als es bei sternenheller Nacht zu sein pflegt. Bevor sie den Wald erreichen konnte, mußte sie ein kleines, muldenförmiges Thal durchschreiten, welches der ganzen Breite nach vom Nebel erfüllt war und das dem flüchtigen Blicke als ein See erscheinen mußte. Je näher sie der Mitte

der Thalsohle zuschritt, die von Bächen durchzogen war, desto fühlbarer war die feuchte Kälte, die allen Umhüllungen trotzte und die den Unternehmungsmut des Mädchens merklich herabstimmte. Ueber die Wassergräben waren, nach einer alten Landessitte, Bretter gelegt, worauf Leichen geruht haben, bevor sie eingesargt worden sind. Da man diese Bretter zu keinem anderen Zwecke verwenden zu dürfen glaubt, so fehlt es niemals an Stegen. Man pflegt beim Betreten derselben der Verstorbenen mit einem kurzen Gebete eingedenk zu sein. Hedwig überschritt nicht ohne Scheu diese Bretter; sie fand selbst jeden anderen Steg unheimlich. Der Seelen aller Abgeschiedenen fromm gedenkend, schritt sie rasch vorwärts, um bald aus der Tiefe der Senkung zu gelangen. Das niedrige Weidengestrüpp verlassend, wand der Fußpfad sich zwischen hoch aufgeschossenen Erlengebüschen sanft ansteigend, an einem aufgelassenen Bruche vorüber, gegen den Hochwald. Schwere Thautropfen fielen von den Zweigen; doch mit jedem Schritte, den sie vorwärts that, entfloh sie der Region des dichten Nebels und sie fühlte sich zwischen den schlanken Stämmen wie geborgen. Die Dämmerung im Walde übte keine einschüchternde Wirkung auf das Dorfkind, dem auch dieser, nach einem vielbesuchten Markte in der Nachbarschaft leitende Weg nicht fremd war, nur schien er diesmal sich ungewöhnlich zu dehnen. Sie war an einer Stelle angelangt, wo sich die Bäume dichter aneinander drängten. Die größeren Aeste waren zu einer Kuppel verflochten, die das Sonnenlicht nur selten und spärlich durchschimmern ließ, in der Dämmerstunde eines nebeligen Morgens jedoch den gedeckten Waldesraum vollends verdunkelte. Mitten in dieser immer grünen Waldkapelle erhob sich aus einigen unbehauenen wuchtigen Felsentrümmern, von Brombeerhecken und Eppichranken umwoben, ein roh gearbeitetes steinernes Kreuz. Es mochte vielleicht einmal einen Namenszug getragen haben; allein Zeit und Wetter haben die Flächen aufgerauht und Flechten und Moose sie mit einem dichten Grün umkleidet, so daß es eines scharfen Blickes bedurfte, um dessen gewiß zu sein, daß es kein Rest eines Baumstammes sei, was hier im Wege stand.

Das „Jägerkreuz“, so nannte es das Volk, ragte dort wol schon über hundert Jahre zum traurigen Gedächtnis an eine blutige That.

An dieser Stelle hauchte ein wackerer Jagdgeselle, von der Kugel aus dem Rohre eines Wilderers meuchlings getroffen, sein junges Leben aus. Die Sage wußte diese einfache Begebenheit in der verschiedensten Weise und mit allerhand Ausschmückung bis auf die Gegenwart zu bringen; auch Hedwig hatte sie seit ihrer Kindheit wol einigemal zu hören bekommen. Niemals war sie ihr so bedeutsam erschienen wie diesmal. Stand Sigmund nicht täglich einer gleichen Gefahr gegenüber? War es nicht eben diese unausgesetzte Bereitschaft zum Kampfe um das Dasein, die sie von dem Freunde ihrer Jugend entfernt hielt? Das Mädchen seufzte tief auf und wünschte, es wäre anders gekommen. Nun lief es ihr plötzlich durch den Sinn, er könne ihr auf dieser einsamen Wanderung begegnen; es würde abermals zu einer

müßigen, für beide Teile höchst peinlichen Erklärung führen; Sigmund könne vielleicht heftig werden, sie bedrohen — sie tödten! — Sie schritt immer schneller vorwärts, das Herz pochte ihr gewaltig. Nichts wünschte sie sehnlicher, als ihr Vorhaben ausgeführt und mit einem auf Jahre ausreichenden Vorrate der Wundermittel beladen, die alte Cantorei glücklich erreicht zu haben, die sie nicht so bald wieder verlassen wollte.

Es lichtete sich vor ihren Blicken; ein Brausen drang an ihr Ohr; sie näherte sich dem tobenden Wildbache. Der Wald lief gegen eine, mit Rasen bewachsene, unebene Fläche in ein Labyrinth von Stockausschlägen und Wurzeltrieben aus, die den alten Schlag allmälig wieder zu bewalden versprachen. Der Fußsteig war hier schwer zu verfolgen, weil der Rasen nach mehreren Richtungen betreten war, auch der Nebel je näher sie dem Bache kam, sich immer mehr verdichtete. Sie strauchelte bald über glatte, schlangenartig gewundene Wurzeln, bald wich der moorige Boden unter ihren Tritten. Plötzlich stieß ihr Fuß im verfilzten Riedgrase an einen Gegenstand, der sich regte. Sie schrie laut auf und suchte diese Stelle zu umgehen. Da regte sich das Ding, gähnte und pustete und ein Mann stellte sich mit einiger Anstrengung auf die Füße. Es war Scherben-Toni's Erstgeborner, Michael, einer der wenigen misratenen Schüler des alten Lehrers, der zum Troste der Gemeinde für mehrere Jahre unter der Muskete stand und nur für einige Tage nach Fallnau beurlaubt war. Er bewohnte mit seiner verwitweten Mutter das letzte Häuschen im Dorfe, so lange sein Vater noch lebte eine verrufene Schenke, deren Fenster niemals den befriedigenden Anblick der Vollständigkeit darboten; auch im strengsten Winter blieben sie zertrümmert, und manche leere Flasche, die aus den unsicheren Händen der Angeheiterten den Weg durch das Fenster hätte nehmen sollen, verfieng sich an den morschen Rahmen und blieb neben den übrigen Scherben auf der Brüstung liegen. Diesem Bilde der Zerstörung verdankte Michaels Vater den Spottnamen „Scherben-Toni“.

„Alle Wetter! das geht ja über die Möglichkeit! Cantors Hedwig, wie sie leibt und lebt! Mein Lebtag hätte ich mir's nicht träumen lassen, daß mich, wie die frommen Hirten zu Bethlehem, ein Gloria-Engel so früh auf die Beine bringen werde. Ei, nicht so eilig, Jungferchen“ — fuhr er fort, dem erschrockenen Mädchen den Weg vertretend, als dieses der unerwarteten, lästigen, ja selbst nicht ungefährlichen Begegnung auszuweichen strebte. — „Unsereiner stößt zu selten auf derartige Patrouillen, als daß er, ohne die Parole abgefragt zu haben, sie ziehen ließe. Zu welcher Rorate-Messe pilgerst du denn, mein Schätzchen?“

„Michael“, erwiderte Hedwig fast athemlos „du warst immer ein mutwilliger Junge und wirst auch jetzt ein arger Kriegsgeselle geworden sein, etwas gutes aber sagt man dir doch nach; man rühmt an dir, daß du deine Mutter lieb hast. Auch ich liebe meine Mutter, und für niemand anderen würde ich vor Tagesanbruch mich auf den Weg gemacht haben, um

Kräuter zu holen. Dort über dem Bache wachsen die Pflanzen. Laß, da ich nun schon so nahe dem Ziele bin, mich ruhig mein Vorhaben ausführen."

„Ich wüßte wahrlich nicht, welches Wunderkraut jenseits des Steges wachsen sollte, das du nicht auch in der Nähe der Cantorei hättest finden können. Mir macht man nicht so leicht etwas vor, und mit schönen Worten rückt man mich nicht eine Spanne von meinem Posten, da muß man schon etwas fester zugreifen. Bei euch geht ja der Stadtdoktor ein und aus, der Galgenstrick, der mich unter die Soldaten gebracht hat; der steckt mit dem Apotheker viel zu warm unter einer Decke, als daß er den Kranken die Kräuter nennen sollte, die sie sich selbst sammeln lassen könnten. Nein, nein, du Lilienknöspchen; ich will es dir sagen, wo das Alraunchen zu finden ist, welches du suchst. Guck' mal dort zur Linken nach dem Hügel, wo die einzelnen Bäume mit den kahlen Asthörnern aus dem Nebel hervorragen. Hab' ich's getroffen, mein frommes Töchterchen? Ja, es ist nichts so klar gesponnen, daß nicht Scherben-Toni's Erzengel mit dem Flammenschwerte dazwischen führe. Gestern abends, nach dem Aveläuten, wurdest du zu dem Vogelfange geziemendst eingeladen. Ja, wenn so ein vornehmer Herr vom grünen Blute erscheint, der geradewegs aus dem Kriminal-Palaste vorgefahren kommt, da läßt sich auch die stolze Kyrie-Prinzessin aus ihrem Chorhimmel herab zum Stell-dich-ein in der Vogelhütte."

„Du bist ein gottvergessener, grundböser Mensch, ein Verläumder" — rief das Mädchen. „Niemand in der Welt außer dir würde mir und dem Jäger etwas so ehrenrühriges nachzusagen wagen. Unverdienter ist niemand mit Schmach belegt worden, als du sie mir anzuthun dich erdreistest. Da du alles zu wissen meinst, so hast du wol auch gehört, daß ich seit Jahren mit dem Jäger nichts zu thun haben will. Auch kann der Vogelfang noch nicht begonnen haben."

„Oho, bei solchen Herren ist das ganze Jahr Strichzeit, wenn es gilt ein Singvögelchen zu locken, wie du eines bist. Wenn du weniger in die Noten und mehr in den Bauern-Kalender sehen würdest, so müßtest du wissen, daß man sich schon acht bis vierzehn Tage vor dem Feste meines Namensheiligen auf Finken, Amseln und Drosseln einrichtet. Der Jäger hat auch schon gestern sein ganzes Arsenal von Netzen, Kloben, Dohnen und Leimstangen nach dem Vogelheerde bringen lassen, und ich möchte alle Knöpfe meines Waffenrockes gegen einen einzigen Kuß von dir wetten, daß der galante Finkler schon auf dem Posten ist."

Sie waren inzwischen dem Stege näher gekommen, vor dem das Mädchen stehen blieb und sich aus den Händen des Schlemmers loszuwinden suchte. „Michael", rief sie mit flehender Stimme, „ich beschwöre dich bei dem Leben unserer Mütter, kehre in den Wald zurück und laß mich allein meine Kräuter holen. Es muß noch vor Sonnenaufgang geschehen, wenn sie wirksam sein sollen, und sieh, der Himmel ist schon flammenrot; noch ein kurzer Verzug und die Sonne tritt aus den Wolken und all meine Mühe und

Sorge ist umsonst; meine arme Mutter bleibt ohne Hilfe, sie überlebt vielleicht nicht mehr die nächste Nacht. Sei barmherzig Michael — geh zurück! Ich hole dich wieder ein."

„Prost Malzeit! Du verstehst es gar nicht übel, das Lockpfeifchen zu blasen. Doch ich bin ein gewitzigtes Spätzlein und gehe dir nicht auf den Leim. Ich weiß gar wol, daß du auf Umwegen meiner Begegnung auszuweichen wissen würdest. Gut, wir kehren um. Du nennst mir die Pflanzen, und ich zeige dir das stille, heimliche Plätzchen, wo alle Kräuter, auch die für Liebestränke zu finden sind. Ei, wie hübsch du bist. Du glühst ja, wie ein Pfingströschen; bin auch ausgegangen mir eines zu pflücken. Alle Teufel, ich müßte mich vor mir selber schämen, wenn ich mich von dir auslachen ließe. Bis hieher" — rief er in wilderem Tone — „über den Steg kommst du mir nicht mehr. Kehrt!" Und wie ein Koloß pflanzte er sich mitten auf den Steg. Die Ohrklappen der tief ins Genick geschobenen Lagermütze, denen der verbindende Knopf fehlte, überschlugen nach beiden Seiten und glichen kleinen, gekrümmten Hörnern; der dunkle Soldatenmantel flatterte im Morgenwinde um die kräftige Gestalt, die dadurch, daß der Steg auf hohen Jochen stand, über den Horizont gehoben erschien und in ihrer Gesammtwirkung auf das herabgequälte Mädchen einen dämonischen Eindruck übte.

„Und ist es wahr, daß der Jäger in der Nähe ist, so hat ihn Gott zu meinem Retter bestimmt. Ich werde ihn zur Hilfe herbeirufen."

„Der Schwarzbach, der dort zwischen den Felsenzähnen gurgelt, hat zwar kein liebliches Stimmchen, wie das deinige, aber ein etwas stärkeres. Auch pfeifen zu viele Lockvögel um deinen Schutzheiligen herum, als daß er dein Piepen hören sollte."

Doch Hedwig, keiner Ueberlegung mehr mächtig, rief mit der ganzen Kraft ihrer Stimme, das Brausen des Baches übertönend: „Sigmund! Zu Hilfe! Zu Hilfe!"

Michael, die Vereitelung der gehofften Erfolge seiner Zudringlichkeit befürchtend, versuchte Hedwig zum Schweigen zu bringen. Er drückte seine eherne Faust gegen ihren Mund und an der Geländerstange einen Stützpunkt suchend, drängte er mit schrankenloser Roheit das Mädchen, das in die Knie gesunken war und den Pflock umklammert hielt, von dem Laufbrette des Steges gegen das Ufer. Da blitzte der erste Sonnenstral in das Auge des Mädchens, und die goldene Scheibe hob sich über die Berge, die Wipfel der Bäume anglühend; nur den offizinellen Garten der Apotheker-Bärbel im Schatten der Feuchtwand hatte noch kein Sonnenstral berührt. Wie lange kann es währen — und auch von dieser kleinen Wiese werden die letzten Thautropfen aufgesaugt sein. Hedwig rang in ihrer Herzensangst um die Wette mit ihrem Gegner, dem der Mut ihrer Verzweiflung gar wol zu gefallen schien. Das Regentuch war ihr gegen den Nacken gesunken, die aufgelösten Haarflechten gaben bei der wechselnden Bewegung des Kopfes, dem

in höchster Aufregung erglühten Angesichte eine Mannigfaltigkeit des Ausdruckes, die einen Maler entzückt haben würde, die aber auch den Wüstling nicht gleichgiltig ließ. Er faßte sie an dem Kinn und mühte sich, ihr Gesicht dem seinigen zuzuwenden. Sie biß ihn in die Hand. Um so gieriger nach einem Kusse preßte er sie wild an sich und näherte seine Lippen ihren Wangen. Da riß Hedwig die Geländerstange aus den Fugen, und Michael, seines Stützpunktes beraubt, stürzte rücklings in den Wildbach. Mit einem Fluche auf den Lippen schnellte er empor und versuchte in dem seichten Wasser, das ihm kaum an den Gürtel reichte, festen Boden zu fassen; doch vergebens. Das kugelförmige glatte Geschiebe auf dem Grunde des Bachbettes bot keinen festen Stützpunkt für den Fuß, und der reißenden Schnelligkeit, mit welcher die Wässer dem Falle zudrängten und Steinblöcke vor sich hinrollten, vermochte bisher noch niemand zu widerstehen. Der Strom riß den Mann nieder und entfernte ihn pfeilschnell von dem Stege. Und abermals bäumte sich Michael aus den Fluten empor, mit angstvoller, erschütternder Stimme Hilfe herbeirufend; doch er taumelte nach vorwärts, und schon hatte er auf der Stromschnelle weitere fünfzig Schritte durchflogen. Bei den Klippen, an welchen die Wässer des Schwarzbaches brandend in schneehellen Schaum zerstieben, bevor sie sich in den finsteren Abgrund werfen, hob sich noch einmal eine dunkle Gestalt aus dem Gischt, nur einen Augenblick lang sichtbar, um für immer in der Tiefe zu verschwinden.

Entsetzen lähmte die Glieder des Mädchens. Dem Willen, Hilfe zu bringen oder auch nur herbei zu rufen, waren die Organe nicht mehr dienstbar. Als Hedwig Michaels Gestalt am Rande des Falles verschwinden sah, verließ sie die Besinnung. Sie lag regungslos an der Stufe des Steges, kaum bemerkbar.

Die letzten Nebelstreifen verflatterten, die Wellen gurgelten ihren alten Choral und die Bäume schüttelten leise die Wipfel; es war, als sei es unmöglich, daß jemals etwas seltsames, wol gar schreckliches in dieser anmutigen Gegend sich hätte zutragen können. Und dennoch ließ sich der böse Auftritt eines Dorfdramas, welcher an dieser Stelle in Szene gesetzt worden ist, nicht ableugnen; denn für alles, was von beiden Teilen dabei verschuldet worden sein mochte, konnte ein Zeuge vor die Schranken des Gerichtes gerufen werden.

Bei dem ersten Aufschrei des mishandelten Mädchens war Sigmund aus der Finklerhütte hervorgestürzt. Ein Blick überzeugte ihn von der Gefahr, mit welcher Hedwig bedroht wurde. Ihm schwoll das Herz, das Blut schoß ihm nach dem Gehirn. Er hob das ferntreffende Gewehr an die Wange — da dachte er an Hedwig und an sein ihr verhaßtes todbringendes Gewerbe; langsam senkte er das Feuerrohr. Und wieder wollte er es zum Anschlage heben — da sah er den Schurken von dem Steg hinab in die Fluten stürzen. Im raschen Laufe eilte er herbei, kam aber immerhin viel zu spät, um dem Soldaten beistehen zu können. Ein Blick überzeugte ihn,

daß nur eine leise Ohnmacht die Sinne des Mädchens gefesselt halte, und schon eilte er dem Abgrunde zu, um über Michaels Schicksal Gewißheit zu erlangen. Ihn zu retten schien eine Unmöglichkeit; denn soweit die Ueberlieferungen zurückreichten, war bisher noch niemand mit dem Leben davongekommen, der den Weg von der Felswand in den Graben genommen hatte; die meisten stampfte der wuchtige Wasserschwall auf Nimmerwiedersehen in den Kessel, der unterhalb der Wasserfälle sich täglich tiefer höhlt, oder der Unglückliche wurde über den grauenvollen Abgrund an eine heraufragende Klippe geschleudert, an deren Fuße seine Leiche aufgefunden zu werden pflegte.

Der Jäger war bis an den überhangenden Felsen vorgedrungen, der zur Rechten des Hauptbettes eine unzerstörbare Uferwand bildete und von dessen Platte die finstere Thalschlucht übersehen werden konnte. An dem linken Ufer des Baches, der unterhalb des Sturzes, einige Schritte von den Klippen, zu einem kleinen seichten See sich erweitert, stand ein Mann, der eifrig bemüht war, mit einer dürren Fichtenstange einen Gegenstand aus dem Wasser an sich zu ziehen. Der Jäger glaubte seinen vortrefflichen Augen mistrauen zu müssen, die ihn in dem Manne den todtgeglaubten Soldaten erkennen ließen. Michael war es, der durch die Schrecken des Todes gewandelt ist, ohne an seiner Gesundheit den geringsten Schaden genommen zu haben, und der jetzt von keinem anderen Gedanken beseelt zu sein schien, als von dem Wunsche, seine Lagermütze wieder in seinen Besitz zu bekommen. Der Jäger jauchzte in seiner Herzensgüte laut auf vor Freude. Zunächst hätte er diesen Anblick der durch das Schuldbewußtsein und durch die Entsetzen der letztverlebten Zeit bis zur Ohnmacht niedergedrückten Hedwig gegönnt. Ihm lag der Gedanke fern, den frechen Buben für die Schmach zu züchtigen, die er dem schutzlosen Mädchen angethan. Was Michael dem Tode nahegebracht, ließ ebenso sehr, wie das Wunderbare seiner Rettung die Ereignisse der jüngsten Stunde in einem milderen Lichte erscheinen. Sigmund eilte zu Hedwig zurück, doch die Stelle, wo sie vor wenigen Minuten noch kraftlos gelegen war, fand er leer. Sein erster Gedanke, der sich mit allen seinen Schrecken hervordrängte, hieß ihn die Unglückliche in den Wellen des Wildbaches suchen; die Verzweiflung über die unberechnete Tragweite der Notwehr konnte den Selbstmordgedanken geweckt haben. So ängstlich aber auch sein scharfes Auge forschte, auf der ganzen Strecke des Baches bis zum Sturze war keine Spur von ihr zu entdecken. Er umgieng nun im weitesten Kreise die Stelle, wo er sie verlassen hatte, er suchte hinter jeder Hecke, er blickte in jede Grube, er rief ihren Namen — alles vergebens. War es doch, als sollte an diesem Tage der Rätsel kein Ende werden. Schon daß Hedwig, in so früher Morgenstunde ihre kranke Mutter verlassend, den fernen Wald aufsuchte und eine Richtung wählte, die sie in seine Nähe führte, konnte er mit ihrer Lebensweise, ihrer Haltung und mit dem Gespräch von gestern Abend nicht in Einklang bringen; und doch schien es, daß sie gewußt habe,

er sei in der Nähe; sie mußte auch von seiner Ergebenheit und Ritterlichkeit überzeugt gewesen sein, sonst würde sie ihn nicht in dem Augenblicke der Gefahr herbeigerufen haben. Allein müßige Grübeleien waren jetzt nicht am Platze. Er mußte vor allem Gewißheit erlangen, ob Hedwig nicht doch in der Zwischenzeit, deren er bedurfte, um den Weg zur Schlucht und wieder zu dem Stege zurückzulegen, sich in der Richtung nach dem Dorfe entfernt habe. Er schlug es in diesem Augenblicke nicht hoch an, den Vogelheerd preiszugeben. Auf dem verborgensten und kürzesten Jägersteige kehrte er in das Forsthaus zurück, ertheilte dem Forstgehilfen den Auftrag, die Aufräumung der Vorrichtungen zum Vogelfang zu besorgen, und wandte mit nicht geringer Bangnis seine Schritte nach der alten Cantorei. Als er an der niedrigen Friedhofsmauer vorbeikam, sah er Hedwig an dem Grabe ihres Vaters knien und vor ihr stand Michael mit einem Armensündergesichte, wie es jedem anderen eher zuzumuten gewesen wäre als gerade ihm. Sigmund beobachtete aus der Ferne das Paar eine Weile, als er jedoch wahrnahm, daß Michael dem Mädchen die Hand reiche und sich entferne, glaubte er für jetzt beruhigt sein zu können und jede weitere Aufklärung von der Zukunft erwarten zu müssen.

Hedwig erhob sich von dem Grabeshügel ihres Vaters mit ganz anderen Gefühlen, als es jene gewesen waren, die sie zu dieser geheiligten Stätte gedrängt hatten. Sie war dort als eine von Gewissensqualen niedergebeugte Sünderin in die Knie gesunken, befangen und gepeinigt von dem Gedanken, den Tod eines Menschen verschuldet zu haben. Wie sollte sie an das Krankenlager ihrer Mutter treten? Statt die Mittel gebracht zu haben, um ihr Leben zu verlängern, würde ihr das Geständnis der grausamen That ihres Kindes den Tod gebracht haben; und nicht das sanfte Entschlummern in den Armen einer guten frommen Tochter, auf deren Haupte noch segnend die erkaltete Rechte ruht, der noch der letzte liebevolle Blick gilt: nein — eine martervolle Todesstunde, die alle Wonnen eines glücklichen Lebens und alle Hoffnungen auf Erlösung nicht aufzuwiegen vermögen; ein Sterben mit dem Fluche auf den Lippen für das einzige Kind, das verbannt aus dem Anblicke der Mutter, vielleicht schon in der Minute, in welcher eine fremde Hand die Lider über den, vor Grimm aus ihren Höhlen getretenen Augen schließt, von Gendarmen durch die endlose Straße des Dorfes zu Gericht geschleppt wird. Hedwig hätte den Qualen ihrer aufgeregten Phantasie unterliegen müssen, wenn sie nicht in dem Augenblicke, als sie ihre Augen scheu zu dem Himmel zu erheben wagte, den Todtgeglaubten vor sich stehen gesehen hätte. Zunächst erfaßte sie Entsetzen, denn sie wähnte nicht anders, als der Geist des Abgeschiedenen sei vor sie hingetreten und fordere ein ehrliches Grab. Als sie ihn jedoch ruhig und besonnen sprechen hörte; als er zugab, sein sträfliches Benehmen habe eine Züchtigung verdient; als er ihr Glauben schenkte, daß sie von der Gefahr, in die sie ihn gebracht, keine Ahnung gehabt habe — da war es, als hätte man sie selbst vom Tode

erweckt. Sie lachte krampfhaft auf; Freudenthränen entstürzten ihren Augen; fromme Anrufe unterbrachen seine Erzählung, und nun lauschte sie wieder seinen Worten und nickte ihm lächelnd und bejahend zu, als er fortfuhr, daß er auf dem obersten, am weitesten tragenden Wasserbogen, ohne die geringste Beschädigung erlitten zu haben, in den See geglitten sei, daß er wol wisse, er sei der Einzige, den bei einem solchen Sturze nicht der Tod ereilt habe, und daß er einer so wunderbaren Rettung gegenüber sich eingeschüchtert und versöhnlich fühle, wie noch niemals im Leben. Es möge nun auch alles unter ihnen vergessen und vergeben sein; es wisse ja niemand etwas von der Sache und heute abends müsse er ohnehin wieder zum Regimente einrücken. Hedwig möge ihm nur die Hand darauf geben, daß sie gegen niemand erwähnen werde, Michael habe im Ringen mit ihr den Kürzeren gezogen; was ja doch auch nur durch List geschehen sei. Sie möge ihn auch nicht für unverbesserlich halten; er habe sich zufällig gestern zu lange im Bräuhause zu Gähren aufgehalten und da sei der Satan in ihn gefahren. Er halte sie für ein wackeres Mägdelein. Doch ihn friere jetzt zu gewaltig in den durchnäßten Kleidern und somit: Gott befohlen!

Nun war ja alles wieder gut. War es doch, als wäre nichts geschehen. Das dunkle Ereignis dieses Morgens ist wie mit einem Schwamme von der Gedenktafel zweier Menschen hinweggewischt worden und nur der Schatten eines schweren Geheimnisses ist zurückgeblieben. Alles schien in das alte Geleise zurückzukehren; nur etwas fehlte — der Wiesensafran und das Wassersternkraut. Die ließen sich morgen pflücken, ohne eine Störung befürchten zu müssen. Noch niemals hatte sich Hedwig so leicht, so glücklich gefühlt. Mit lächelnder Miene begrüßte sie die alte Apothekerin, der sie mitteilte, sie sei in der Nähe des Steges dem Michael begegnet, der albern genug gewesen sei, sie nicht zu verlassen; auch müsse die Sonne heute viel früher als gewöhnlich aufgegangen sein. Bärbel schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, empfahl aber, des mislungenen Versuches vor der Kranken nicht zu erwähnen, die soeben erst erwacht sei, ohne noch nach Hedwig gefragt zu haben. Diese begrüßte die Mutter, wie an dem Morgen eines jeden anderen Tages und nahm den Vorwurf, verschlafen zu haben, schweigend hin.

Die Kranke hatte keinen guten Tag und die Sorge um sie drängte Hedwigs Erinnerung an die verhängnisvolle Morgenstunde in den Hintergrund. Bärbel hielt sich für berufen, die düsteren Gedanken, in welchen das Mädchen weilenweise versunken schien, zu verscheuchen, und da sie eben heute etwas Neues und Annehmbares auszukramen hatte, so that sie damit nicht wenig wichtig. Der neue Unterlehrer aus der hohen Schule habe bei ihr, als sie ihm Pflanzen brachte, die er zwischen Papieren preßte, ganz schüchtern angefragt, ob sich noch niemand um die Hand der Cantors-Tochter bewerbe. Wenn nichts im Wege stünde, wünsche er in dem alten Schulhause nicht länger ein Fremdling zu bleiben.

Diese Nachricht beunruhigte Hedwig sichtlich. Sie war überzeugt, daß eine solche Werbung von ihrer Mutter im Sinne des verklärten Gatten sehr willkommen geheißen werden würde; auch ließ sich gegen den anständigen jungen Mann nichts einwenden, und dennoch lehnte sich etwas in ihrem Herzen gegen jede Bewerbung auf.

Laute Stimmen von der Straße her unterbrachen die leise geführte Unterredung. Ein Transport der von Ort zu Ort gesammelten Urlauber zog vorüber, unter ihnen auch Michael, von seiner Mutter begleitet. Er hatte ihr den Arm geboten und schritt still und ernst seiner Wege. In das Fenster, an welchem Hedwig stand, grüßte er milde lächelnd und drückte sich die historisch gewordene Lagermütze, an welcher sein Mütterchen den fehlenden Knopf zu ersetzen gewußt hatte, tiefer in die Stirn.

Als der Abend herannahte, wollte es Hedwig wie eine leise Hoffnung auf den Besuch Sigmunds beschleichen, doch sie erkannte das Thörichte solcher Träumereien.

„S'ist Schlafenszeit“ — mahnte Bärbel. „Morgen magst du früher an das Werk gehen als heute, um nicht wieder mit leeren Händen zurückzukehren.“

Hedwig zog sich in ihre Kammer zurück, wo sie allein blieb mit ihren schwerwiegenden Erinnerungen und ihren schwankenden Wünschen. Bisher ist es ihr immer gelungen, die verschiedensten und sprödesten Gedanken in der reinen Glut der Andacht zu verschmelzen und zu läutern; diesmal war es aber, als wollten unheilige Flammen ihr Herz entzünden, als sollte sie in dem Kampfe, in dem sie seit Jahren sich behauptete, unterliegen. Was sie bisher für Wahrheit gehalten, für die sie in schweren Kämpfen so viele Opfer gebracht hatte, zeigte sich jetzt als Irrtum; sie sah sich von einem Wirbel der Gefühle erfaßt, gegen den alle schulgerechten Ruderschläge wirkungslos zu bleiben drohten. Endlich lullten sie die wirren Gedanken selbst ein, und die Ermüdung des Tages trug den Sieg davon.

Der frühe Morgen war für Hedwigs Unternehmen wie gemacht. Der Nebel schwebte kaum wie ein Hauch über den Niederungen und Blatt und Halm waren reichlich vom Thau besprengt. Gegen Osten lichteten sich kaum noch die Wolken und Michael, der Störenfried, lag diesmal nicht mehr in Moor und Riedgras quer über dem Wege.

Als Hedwig an den Steg herangekommen war und der Wind das Tosen des nahen Wasserfalles bald lauter, bald schwächer an ihr Ohr trug, lebte in ihr die volle Erinnerung an das, was sie gestern an dieser Stelle gelitten und gethan, mit allen Qualen und Schrecken wieder auf. Sie zögerte den Fuß auf die morschen Bretter zu setzen; sie wähnte, der Steg müsse unter ihrer Last zusammenbrechen und die tiefbraunen, unheimlich rauschenden Wogen würden sie pfeilschnell hinabtragen an die Pforte des Todes zur Sühne für die mörderische That, deren sie gestern sich unterfangen und deren Wirkung nur ein Gott in seiner unbegrenzten Barmherzigkeit zu hemmen

vermochte. Doch sie war ausgegangen, das Leben ihrer Mutter zu erhalten. Sie betrat den Steg und nach wenigen Schritten war sie am jenseitigen Ufer.

Da standen auf der kleinen üppigen Wiese das Wassersternkraut und der Wiesensafran in vollster Blüte und nickten im Morgenwinde. Aus dem feuchten weichen Boden hob sie die ganzen Pflanzen mit Leichtigkeit und füllte ihren Korb nahezu bis an den Rand. Sie legte noch dichtbelaubte Zweige darauf, band ihre Schürze darüber, und mit dem Gefühle der Befriedigung wollte sie den Rückweg antreten. Da leuchtete es wie Freudenfeuer herab von den Bergen, die Natur aus dem Schlafe weckend. Alles ringsumher bekam Licht und Farbe. Ein leises Beben gieng durch Blatt und Halm; die Sänger in den Lüften riefen sich ihre Grüße zu, sammelten sich auf Baum und Hecken in Schaaren und flogen jubelnd in gleicher Richtung mit den Gedanken des Mädchens, das träumerisch ihnen nachstarrte; sie zogen alle dem Lockrufe entgegen, nach dem Hügel mit den hervorragenden Eichenstämmchen, sie zogen in den Tod. Nein, das konnte sie nicht geschehen lassen, am wenigsten heute, wo nach ihrem Sinne alles ein Lebensfest feiern sollte und wo es ihr ein Leichtes war, so viel Tod und Verderben zu hindern. Sie hatte ja ohnedies dem Jäger so vieles zu sagen, was er recht bald erfahren mußte, wenn sie ruhig sein sollte. Sie mußte ihm ein Unrecht abbitten, wie sie wähnte, ein schweres Unrecht, das sie jahrelang mit ihm entzweit hielt und das ihr in seiner ganzen Größe und Schwärze gestern an diesem Stege entgegengetreten war. An diesem schwanken Stege fand sie die Grenze zwischen Wahrheit und Irrtum. Sie wandte ihre Schritte nach dem Hügel. Sie hastete hinauf, als hienge Leben und Tod an jeder Sekunde. Schon stand sie an der, in die Erde eingebauten, kleinen Hütte, die nur durch das mit Reisig und Moos bedeckte Dach kenntlich war. Ein Graben führte zu der niedrigen, mit Baumrinde umkleideten Thüre. Hier hielt sie an, entathmet und mit pochendem Herzen. Was wollte sie beginnen? Wo blieb ihre mädchenhafte Scheu, ihr Stolz? War denn alles vergessen, was so überzeugend ihr Vater zu ihr gesprochen, was sie bisher auf Treu und Glauben angenommen und festgehalten hat! Was ließ den gemiedenen Mann so plötzlich weniger hart und grausam erscheinen? Welchen Anwalt fand er über Nacht bei Hedwig, die erst vor vierundzwanzig Stunden den Stab über ihn gebrochen hatte, die in ihrer jungfräulichen Reine sich darüber empört zeigte, als man ihr zumutete, sie habe eine Zusammenkunft mit dem Jäger in der Finklerhütte, an deren winziger Thüre, durch die man nicht eingehen konnte, ohne sich tief zu beugen, sie jetzt wie die Peri an der verschlossenen Pforte des Paradieses stand! Sie war nahe daran, sich diese Fragen mit einer Strenge zu beantworten, die sie alsbald in die Flucht gejagt haben würde, hätte sich nicht plötzlich die Thür geöffnet und wäre nicht Sigmund hervorgetreten, was dem ratlosen und befangenen Mädchen die eben ausreichende Fassung wieder gab.

„Ist dir abermal ein Unfall begegnet?“ fragte der erstaunte Jägersmann. „Michael ist doch schon seit gestern fort —“

„Ist es möglich! Sigmund, du scheinst alles zu wissen!“

„Wol weiß ich, was gestern um diese Stunde an dem Stege geschehen ist. Du riefst meinen Namen; doch bevor ich zu dir gelangen konnte, hattest du dir selbst geholfen.“

„O, daß ich diese Stunde niemals erlebt hätte!“

„Beruhige dich! Mit Michael scheinst du dich am Friedhofe geeinigt zu haben, und meine Zeugenschaft brauchst du nicht zu fürchten. Hast ja doch nur nach Pflicht und Recht gehandelt, als du deine Ehre vertheidigtest, und dem Burschen war von dir doch nur eine Abkühlung in dem seichten Bache zugedacht; daß dieser so reißend sei, wußtest du ja nicht.“

„O Sigmund! Wie gut, wie gut bist du, wie versöhnlich! Und wie so ganz anders bin ich gegen dich gewesen, seit vielen, schweren Jahren bis auf die Stunde deines letzten Besuches. Du aber bist mir jetzt, wo mein Verhängnis mich in deine Hände gegeben, ein milder Richter, ein Tröster, ein Bruder! Vergib mir, Sigmund, mein schroffes, kaltes Benehmen! Jedes einzelne Wort aus meinem Munde, welches dich jemals beleidiget hat, bitte ich dir ab. Nichts in aller Welt hätte mich dazu bewegen können, dich hier in der Einsamkeit aufzusuchen, als meine tiefe Reue. Doch wenn auch hundert Augen auf mich gerichtet wären, wenn das ganze Dorf mich verhöhnte, ich müßte zu dir fliehen, um dir zu sagen, wie sehr ich von Irrtum befangen gewesen bin, als ich dich für hart, für grausam, für menschenfeindlich gehalten habe. Mir ist, als sei eine Eiskruste von meinem Herzen geborsten und ich könne nun wieder mit dir reden, wie in den Tagen unserer Kindheit. Glaube mir, dem Jugendgespielen Sigmund war ich bis auf diese Stunde immer noch eine treue Freundin, nur mit dem Jäger, den man mich meiden hieß, wollte ich nichts gemein haben. Der Himmel hat mich gedemütigt in meinem Hochmut. Ich habe nichts mehr vor dir voraus, du aber bist mir überlegen an Großmut . . .“

„Hedwig, meine geliebte Schwester! Keine Silbe der Entschuldigung mehr! So sehr mich auch jedes Wort von deinen Lippen entzückt, kann ich dich doch nicht länger so fortreden lassen, du holdes Bild der Demut! Glaubst du denn, ich hätte so geduldig darein gesehen und jahrelang dich treu im Herzen getragen, wenn ich nicht überzeugt gewesen wäre, daß ich bei all deiner äußerlichen Sprödigkeit doch dein Sigmund von ehemals geblieben bin. Und auch dein Weinen, wie ich fortgeführt wurde, könnte es nicht etwa doch mir gegolten haben?“

„Dir, Sigmund, nur für dich flossen jene Thränen und noch manche andere.“

Der Jäger schloß das bebende Mädchen in seine Arme und sie flüsterten sich Geständnisse zu, die längst kein Geheimnis für sie gewesen sind.

„Vergessen wir in dieser seligen Minute, daß wir seit Jahren hätten glücklicher sein können" — sprach Sigmund. — „Hedwig, ich fürchte, ich bin auf dem Wege ein blutscheuer Jäger zu werden. Wie ich dich so an meinem Herzen halte, überkommt mich eine so tiefe Rührung, daß ich allen Wilddieben und allen Thieren des Waldes Generalpardon geben könnte."

„Dann laß uns mit den kleinen Vögelchen beginnen, Sigmund, die doch viel zu lieblich singen, um einen magern Braten abgeben zu sollen."

„Herzlich gern, mein Täubchen, heute noch öffne ich die Käfige der Lockvögel; an der Stelle aber, wo wir uns für's Leben gefunden haben, pflanze ich einen Lindenbaum; seine herzförmigen Blätter und seine späte Blüte sind so recht ein Wahrzeichen unserer Liebe.

Endlich mußte doch an den Heimweg gedacht werden. Sie giengen Arm in Arm frohlockend über den gefährlichen Steg, durch Moor und Dunkelschlag; Rehe hüpften über den Weg, sie merkten es nicht. Sie schritten an dem Jägerkreuze vorüber, durch die sumpfige Niederung, wo die unheimlichen Bretter lagen, doch sie achteten wenig des Weges; hatten sie doch gar viel und wichtiges zu verabreden. Noch sollte alles zwischen ihnen ein Geheimnis bleiben, bis die Mutter genesen sein würde; auch gab es allerlei vorzukehren, bevor ein Bräutchen in das Haus geführt werden konnte. Hedwig schmiegte sich errötend inniger an ihren Jugendfreund, und da sie glaubte, Sigmund gegenüber kein Geheimnis mehr haben zu dürfen, vertraute sie ihm, daß der neue Unterlehrer aus der Hochschule die Absicht gehabt habe, sich ihr zu nähern, und daß der Jäger bei ihrem Mütterchen wol einen härteren Stand gefunden haben würde, wenn der Schulmann mit seiner Bewerbung ihm zuvorgekommen wäre.

Doch es gieng alles vortrefflich. Die gute Mutter genas und zeigte sich dem Jäger nichts weniger als abhold; sie hatte, wie die meisten Frauen, ein richtiges Verständnis für das, was ihr Kind glücklich machen konnte.

Die Apotheker-Bärbel feierte einen Triumph mehr und ihr fehlte zu dem Ruhme, eine der ersten unbefugten Heilkünstlerinnen Deutschlands zu sein, nichts anderes, als daß eine halbasiatische Prinzessin sich nach Fallnau verirrt haben würde, welche Bärbel von irgend einer eingebildeten Krankheit hätte befreien können.

Ueber Scherben-Toni's Michael bekam man nur Gutes zu hören. Er wurde zum Unter-Offizier befördert. Gar stolz war er darauf zur Hochzeit gebeten worden zu sein; doch erschien er dabei nicht.

Nachruf.

An Camilla.

Von

Marie von Najmájer.

Gramvoll, tief verdüsterten Herzens wandl' ich
Trauernd hin; es blüht mir umsonst die Erde,
Die sich jüngst als Grab über Theures, ach! für
Immer geschlossen.

Ein Empfinden blieb mir zurück, nur Eines:
Daß du spurlos gingst, daß die Flamme jählings
Dich dem Sein entriß, daß ich nie mehr, nie mehr,
Nie mehr dich sehe!

Ach! nicht Worte spiegeln von dir, nicht Thaten,
Was dein Eigenstes war! kein Sommer
Reich an Frucht, ein ewiger Frühling warst du,
Ewig verloren!

Leise wiegt belebender Hauch des Morgens,
Rings um mich die blühenden Fliedersträucher,
Und mir ist, als schwebtest du aus den Büschen
Hold mir entgegen.

Lächelnd nahst du, Blumen in Deinen Händen,
Wie ich einst am Berge dich sah; dann fassest
Du mein Haupt, und richtest es auf, und blickst mir
Ernst in die Augen.

„Also denkst du", sprichst du mit sanftem Vorwurf,
„Meiner Wünsche, wie ich für dich sie hegte?
„Freude, sagst du, gab ich dir einst! ich will sie
„Immer dir geben.

„Nicht in dumpfer Trauer gedenke meiner!
„Wie? daß ungebeugt von der Last des Alters
„Noch das Haupt, ich schwand aus des Lebens Mitte,
„Willst du beklagen?

„Was ich sterbend litt, willst du nachempfinden,
„Klagt ich denn? und hab' ich's nicht überwunden?
„Nicht so klein gedenke des Sinn's, der endlich
„Frieden gefunden!

„Was da blüht, es künde dir meine Liebe
„Immer neu, so lange du lebst! denn siehe,
„Liebesgrüße sendend an dich, im Frühling
„Bin ich geschieden!"

Mich ermannend, blick' ich empor; der Flieder
Rauscht nur leise rings um mich her, und schmerzlich
Fühl' ich mich allein — ach! dem Geist nur warst du
Mahnend erschienen.

Doch ein Lichtstrahl bleibt mir zurück: erstarken
Soll durch dich die leidende Seele, anders
Soll mein Herz dein theures Gedächtniß künftig,
Würdiger feiern!

Wenn der Freude wieder mein Sinn sich aufschließt
Mögen deine Züge aus ihr mir lächeln!
Was in Tönen Holdestes lebt, es künde
Mir deine Stimme!

Was da schön ist, rufe mir vor das Auge
Deines Wesens königlich freie Anmuth,
Daß durch's Leben wandelnd, ich immer, immer,
Immer dich schaue!

Die Ehre der Todten.

Von

Heinrich Kruse.

Injecto ter pulvere curras!

Als ich nach manchem Jahre wiederkehrte
Und froh auf meiner lieben Insel ging,
Und jedes Plätzchen meine Lust vermehrte,
Auf dem Erinnerung mich hold umfing,
Als ob verborg'nes Ruchgras seine Düfte
Aushauchte in die milden Abendlüfte:

Da hindert auf der Haide meine Schritte
Ein ungewohnter Wall! Was mag es sein?
Ein Feldchen ist umhegt. In seiner Mitte
Ein Kreuz! Und kreuzgeschmückte Hügelreih'n!
Und über einem Pförtchen steht geschrieben:
„Es ist uns eine Ruhe noch geblieben!"

Ich trat in's Pförtchen. Jahreszahlen standen
Auf jedem Kreuzchen, aber Namen nicht.
Wer sind sie, dacht' ich, die hier Ruhe fanden,
Wo Tags nur Mövenschrei das Schweigen bricht,
Und Nachts der Brandung schauerliche Klänge
Den Todten singen dumpfe Grabgesänge?

Da trat ein alter Mann still in die Pforte,
Der von der Schulter sich ein Grabscheit nahm.
Er nickt mir zu und sucht nach einem Orte
Und gräbt und schweigt. Ist das Euch wundersam?
Ich kenne längst die Friesen, stolz und eigen,
Die wenig reden und noch lieber schweigen.

„Wem wollt Ihr seine Stätte dort bereiten?"
„„Er stammt von Adam, kenn' ihn weiter nicht;
Doch wollten wir ihn auf dem Ungeweihten
Wie sonst verscharren — 's wär' nicht Christenpflicht.""
„Es sind doch nicht Selbstmörder?" „„Ei bewahre!
Die kennt man hier nicht. Das ist Judaswaare!

Dies ist der Kirchhof für ertrunk'ne Leute.""
So spann er's Garn aus, weil sein Grabscheit blinkt.
Der Alte war recht sehr gesprächig heute,
Beim Graben hilft das Reden, wie ihn dünkt.
Sie singen auch am Strande, wenn sie rammen;
Bei jedem Aufziehn schreien sie zusammen.

„Er blieb beim Schiffbruch?" „„Ja, wer kann es wissen!
Vielleicht fiel auch ein Mann nur über Bord,
Von scharfem Sturm' und Strome weggerissen —
Da hilft kein Wenden! Solch ein Mensch ist fort.
Er trat im Dunkeln fehl und mußte sterben:
Ein einz'ger Schritt führt oft uns in's Verderben."

„Wo ist der Todte?" „„Er wird aufgenommen
Im Rettungshause."" „Aufgenommen?" !
Denn seht, wenn etwa seine Freunde kommen
Und nach ihm fragen, ist doch etwas da.
Der Vogt hat Zug für Zug ihn aufgeschrieben;
So können ihn erkennen seine Lieben.

Der Todte wird gewaschen, mit dem Hemde
Bekleidet und in seinen Sarg gelegt.
Das Glöcklein wird geläutet, wenn der Fremde
Zu seiner letzten Ruh'statt sich bewegt.
Wir singen ihm ein Lied. Dann in den Boden,
Der Segen über ihn, und grüne Soden!

So halten wir's."" „Wer hat es eingeführet
Und gastlich diesen öden Strand gemacht?"
„„Der Pfarrer hat die Herzen uns gerühret.""
„Der Pfarrer? Ei, wer hätte das gedacht!
Er schien sein Amt nur lässig zu verwalten."
„„Ich spreche ja vom neuen, nicht vom alten.

Der vorige Pfarrer, wißt Ihr, ist gegangen,
Der immer unzufrieden bei uns war.
„Die Pfarr' ist gut, um damit anzufangen;
Doch wird sie schlechter, sagt' er, alle Jahr.
Sie ist die erste Sprosse auf der Leiter;
Allein man darf darauf nicht stillsteh'n. Weiter!"

Die Leiter ist nicht die, im Traum gesehen
Von Jacob einst: sie führt zum Himmel nicht!
Er war zu stolz, um aus dem Haus zu gehen,
Und kannt' uns Leute kaum von Angesicht.
Es ward ihm keine Thräne nachgeweinet;
Doch anders ist der Mann, der nun erscheinet!

Er ist wie Unsersgleichen, wie ein Fischer,
Der Jesu folgte und sein Netz verließ.
Sein offnes, klares Wort war wie ein frischer
Wind, der des Mißtrau'ns Nebel bald zerblies.
Er ging von Haus zu Haus und ließ sich sagen,
Was wir zu bitten hatten und zu klagen.

Doch dann erhob auch unser Pfarrer Klagen,
Hielt Manchem seine Missethaten vor.
Man sah ihn oft auf seinen Schultern tragen
Ein Lamm, das von der Heerde sich verlor.
Der neue Pfarrer predigte mit Zungen
Und ist uns oft in's tiefste Herz gedrungen.

So war sein Text einmal Almosen geben,
Und er ermahnte zur Barmherzigkeit.
„Ihr führet hier ein stilles, gutes Leben
Und habt zum Geben kaum Gelegenheit.
Armuth und Reichthum ward Euch nicht bescheeret;
Doch Keinem fehlt es so, daß er entbehret.

Wie selten ist's, daß hier ein Bettler lande,
Ihr kommt im Wohlthun aus der Uebung fast;
Doch langen Bettler an auf unserm Strande,
Sind sie Euch dennoch kein willkomm'ner Gast."
So sprach er und es horchte die Gemeine,
Denn Keiner wußte, was der Pfarrer meine.

Wie? Noch im letzten Herbst, als auf dem Riffe
Beim Sturm ein Schooner aufgelaufen war,
Da bargen wir die Mannschaft aus dem Schiffe,
Im Wasser steh'nd, mit eigener Gefahr,
Und Jeder war bemüht im Dorf, der armen
Schiffbrüchigen sich liebend zu erbarmen.

Ward nicht von uns der Hungrige genähret?
Der Nackte nicht gekleidet? Wurde nicht —
Allein, daß länger nicht der Zweifel währet,
Fährt unser Prediger also fort und spricht —
Ich könnte jedes Wort noch wiedergeben,
So mächtig griff er in das tiefste Leben.

„Manch braver Seemann, sprach er, wird gebettet
Nach kurzer Predigt in das weite Meer,
Und oft, wenn Keiner sich beim Schiffbruch rettet,
Geht über ihn es ohne Segen her.
Doch dieser Kirchhof gibt gar oft die Glieder
Der Todten vor dem jüngsten Tage wieder.

Die Leichen liegen ausgespült am Strande
Mit wildem Haar, verwittert jeder Zug.
Wer sind die Armen? Und aus welchem Lande?
Wenn nicht die See zur Küste Trümmer trug,
Die uns den Namen ihres Schiffes sagen —
Die stumme Tiefe können wir nicht fragen!

Doch sagt uns ihre Bildung: Ja, sie waren
Auch Menschen, also Gottes Ebenbild,
Obschon entstellt von Arbeit, Noth und Jahren,
Wenn nicht von Sünden und von Freveln wild.
Doch sollten wir uns selbst in ihnen ehren
Und nicht das Maß noch ihrer Leiden mehren.

Man scharrt sie hastig in die wilde Düne,
Ganz ohne Leichenhemd und Todtenbrauch.
Kläglicher Abgang von des Lebens Bühne,
Und unbekannt die ganze Rolle auch!
Was thaten sie, das wir an ihnen rächen?
Doch Unglück war ja immer ein Verbrechen.

Das sind die Bettler, rief er, die ich meine!
Sie fleh'n mit stummem Mund nur um ein Grab.
Du aber schlügest, christliche Gemeine,
Mit hartem Murren ihre Bitten ab?
Was dem Geringsten Ihr gethan im Leben,
Das, sprach der Heiland, habt ihr mir gegeben.

Den Todten, liebe Freunde, ihre Ehre!
War ein Gebot ja stets der Menschlichkeit.
Das Evangelium schärft diese Lehre
Durch hohes Beispiel ein für alle Zeit.
Joseph von Arimathia ließ in Binden
Und Spezerein den Leichnam Ruhe finden.""

Der Alte schwieg, als hätt' ihn neu erreget
Der frommen Predigt rührende Gewalt.
„So hat der Pfarrer Euch das Herz beweget,
Daß flugs den Kirchhof bauten Jung und Alt,
Fern ab vom Dorf und nahe hier am Strande,
Für jeden armen Bettler, welcher lande?"

„„Das Leben ist ein Kampf mit Hindernissen,
Es ging so rasch nicht!"" fiel der Alte ein.
„„Von Neuerungen will man hier nichts wissen,
Und Kosten dürfen dabei gar nicht sein.
Es war wohl Keiner, der nicht gerne wollte,
Doch sich nicht kratzte, wenn er zahlen sollte.

Ja, wär' es jetzt noch, wie vor langen Jahren,
Als heerdenweis der Wal im Eismeer schwamm,
Wo hier so viele Walfischjäger waren,
Und jeder Schiffer reich nach Hause kam!
Sind mag're Zeiten! Haben von den Thieren
Die Rippen nur, die uns're Gärten zieren.

Die kleine Insel hier, auf der wir leben,
Die Scholle Sand, was bringt sie viel hervor?
Jetzt sollten wir den Todten Kleidung geben
Und Sarg und Kreuz — Es stand uns schwer bevor.
Das Lob der Tugend wird ja jeder singen,
Verlangt man nur nicht, Opfer ihr zu bringen.

Und dann der Aberglaube, dessen Schlingen
Der Aufgeklärte selbst sich nicht entzieht!
Wie soll's dem armen Inselvolk gelingen,
Das scheel auf Fremde schon im Leben sieht?
Unehrlich scheinen ihm die fremden Leichen
Und zu behandeln nicht wie Seinesgleichen.

Als wir zusammenstanden, Rath zu pflegen,
Nicht Ja, nicht Nein aus uns zu bringen war,
Da rief der Schuster, bucklig und verwegen
Und borstig wie sein kurzes schwarzes Haar:
„Wir haben ja die Leute nicht geladen,
An unsern Strand zu kommen. Fort mit Schaden!“

Das rohe Wort war kaum dem Mund entfahren,
Da war aus Schaam schon Jedermann bereit.
Der wollte Plaggen stechen, Jener fahren,
Und auch das nöth'ge Bauholz war nicht weit.
Der Schooner war gescheitert nah am Strande
Und ragte mit den Rippen aus dem Sande.

Mit Lust und Liebe ging es rasch von Statten
Wenn Ihr Euch umseht, wisset Ihr den Rest.““
Der Alte, während wir gesprochen hatten,
Hatt' immerfort gegraben, rasch und fest.
Nun stach er seinen Spaten in den Boden
Und holte, selbstzufrieden, frischen Odem.

Der Abendhimmel war von Gluth umgossen,
Die Dünen wurden dunkel nach und nach,
Und schäumend kam die Fluth zurückgeflossen —
Das ew'ge Spiel schon seit dem ersten Tag!
Ein Lichtstreif schoß noch aus dem Meer nach oben.
Die Welt schien ihren Schöpfer stumm zu loben.

Der Alte nickt' und ging — im Silberhaare,
Die Wangen wetterbraun, gewölbt die Brust,
Das Haupt noch stolz erhoben, trotz der Jahre,
Und seines guten Werkes froh bewußt.
Die stattliche Gestalt schien noch zu steigen
Als Schatten in der Abendröthe Schweigen.

Ihr könntet lernen von dem schlichten Manne,
Die Ihr vor Ueberweisheit thöricht seid
Und wie im Kreis Euch dreht im Formelnbanne!
Nichts ist so geistlos, als der Geist der Zeit.
„'s gibt keinen Gott! Wir Menschen sind nur Affen
Und haben uns, Hurrah! auch selbst geschaffen."

Dann war es recht, die Leiber wegzuscharren,
Und stampft, noch besser, gleich die Knochen ein!
Wenn höh're Welten uns'res Geistes harren,
Muß uns auch seine Hülle heilig sein.
Komm her, die Seemannsgräber zu betrachten,
Und lerne hier, o Mensch, dich selber achten!

Gedichte.

Von

Georg Freiherr v. Dyherrn.

1.

Im Herbst.

Wir gehen zusammen durchs rauschende Laub
Zur herbstlichen Stund;
Es fliegen die flatternden Blätter bunt
Den Winden zum Raub,
Und den Winden zum Raub,
Wie Blätter und Staub,
Geb' mit seligem Sinn
Ich all' die entschwundene Sorge dahin.

Wir schauen zusammen, wie rieselnd fast
Der Regen rinnt,
Doch mein Herz sich auf goldene Zeit besinnt,
Wo die Sonne gelacht,
Und die Sonne lacht:
Dein Auge macht
Mir helle die Welt,
Und mein Leben ist licht, dem Deinen gesellt.

Wir sitzen zusammen beim Kerzenlicht,
Ich bin mir bewußt:
Jedwedes Wort kommt tief aus der Brust,
Das die Lippe spricht —
Was die Lippe spricht,
Ich vergeß' es nicht;
Dein Wort ist Gesang:
Nun komme du, Winter! nun ist mir nicht bang!

2.

Winterbild.

Wie Haremsfrauen stehen
Die Berge dicht gereiht,
Schneeweiße Schleier wehen
Um Haupt und Schulter weit.
Sie stehn, als ob kein Leben
In ihren Adern quillt,
Ahnt nicht das heiße Beben,
Das tiefgeheim dort schwillt.

Erst wenn der Herrscher schreitet
Einher mit hoher Pracht,
Von Duft und Klang begleitet,
In heil'ger Frühlingsnacht:
Wenn tausend Quellen fließen
Geschwind hinab zu Thal
Und tausend Blumen sprießen
Im gold'nen Sonnenstrahl:

Die Haremsfrauen schlagen
Zurück den Schleier weit;
Um Hals und Stirne tragen
Sie köstliches Geschmeid.
Heißflammend ist erglommen
Die Brust, die leblos schien:
Der Herrscher ist gekommen,
Sie schmücken sich für ihn.

3.

O du weißt!

Jedes Wort, das einst du schriebst,
Les' ich noch in dunkler Stunde —
Daß du lieb dem Herzen bliebst,
O, du weißt es ohne Kunde.
O, du weißt, daß ich entbehre
Einsam und versenkt in Leid,
In der Brust die Grabesleere
Deckt mit Blumen nie die Zeit.

Jedes Bild aus meinem Mai
Glänzt in unverblich'nen Farben,
Nun die Hoffnung riß entzwei
Und der Zukunft Sterne starben.
O, du weißt: die heil'ge Stelle
Leer und öde bleiben muß,
Nimmer über ihre Schwelle
Schreitet noch ein and'rer Fuß.

Jedes Lied von deinem Mund
Muß der Traum der Nacht mir bringen,
Und mein Herz zuckt todeswund
Wenn ihm and're Lieder klingen.
O du weißt: es ist verschwunden
Jeder Ton — ein Echo blos
Höhnet mich in dunklen Stunden
Klanglos, farblos, liebelos.

Die
ungarische schöne Literatur in der Gegenwart.

Von

Dr. Adolf Dux.

Der Zeitraum von den 1848/9er Freiheits- und Revolutionskämpfen bis heute ist zwar — nach dem Metronom der Geschichte gemessen — ein verhältnißmäßig sehr geringer; gleichwohl aber haben Physiognomie und Inhalt der ungarischen Literatur seit der Revolutionsepoche bedeutende Veränderungen erfahren. In den ersten Jahren der wieder hergestellten Ruhe konnte davon allerdings noch nichts wahrgenommen werden. Damals traten zu den literarischen Kräften, die schon vor dem Ausbruch der Bewegung und während dieser selbst thätig gewesen, noch wenig neue hinzu, die irgendwie nennenswerth wären. Eötvös, Jósika, Kemény, Arany, Jókai u. A. spannen die Fäden ihrer Wirksamkeit dort wieder an, wo diese im Moment der Katastrophe entzwei rissen. Und durch die Revolution unmittelbar ist in die ungarische Literatur kein neuer Gedankeninhalt, kein neues Princip eingeführt worden. Das Festhalten an der Nationalität, der dem Volksthümlichen als dem unverfälschten Ausdruck derselben gewidmete Cultus blieb in den ersten Jahren nach der Revolution ebenso maßgebend, wie er es vor derselben ungefähr von 1830 an gewesen war. Freilich war der Ton jetzt, den gebieterischen Verhältnissen sich fügend, ein sehr gedämpfter. Der nationale Gedanke verbarg sich unter der Hülle verschiedener Allegorien. Die in der Wüste umherirrenden Juden, das vernichtete Volk Kaledoniens, die Leiden des Galeerensklaven, die Zerstörung Jerusalems, der gefesselte Löwe, und viele andere, von allen Lesern wohlverstandene Symbole des Vaterlandes, der Nation, der Freiheit u. s. w. charakterisiren die Poesie der ersten Fünfziger Jahre, und die Organe der damaligen Preßbehörde wußten entweder nicht, welche „Schlangen" sich hinter diesen Blumen bargen, oder konnten nicht anders, als den an und für sich unanfechtbaren poetischen Bildern gegenüber wehrlos bleiben.

Neben dem vorherrschenden nationalen Gedanken kam, wenngleich nur in wenigen vereinzelten Fällen, auch der kosmopolitische zum Ausdruck. — Schon zur Zeit der ersten französischen Revolution hatte Ungarn einen

Dichter von ausgesprochener demokratischer Gesinnung. Johann Bacsányi prophezeit den die Völker unterdrückenden Fürsten Rache für das Blut, das um ihretwillen fließt, und den Umsturz ihrer Throne; er wehklagt über die Theilung Polens und schleudert den Völkern die Frage zu: „Was wird aus euch, wenn ihr mit euch und euren kostbarsten Gütern so spielen lasset!" — Petöfi war gleichfalls nicht allein von nationalem Patriotismus, sondern auch von den Ideen der allgemeinen Völkerfreiheit begeistert. Vor ihm hatte außer Bacsányi nur Vörösmarty einmal einen Blick über die Grenzen des Vaterlandes geworfen, indem er (im „Szózat") „die Heimat der Völker, die große Welt" zum Richter beim Kampf der ungarischen Nation anrief. Petöfi aber wünscht „auf dem Schlachtfeld zu fallen, wenn alle Sklaven völker des Joches überdrüssig geworden und die Weltfreiheit mit ihrem blutrothen Banner den Kampfplatz betritt".

Später kommt die weltbürgerliche Idee im Bereich der ungarischen Literatur in ruhigerem Ton zum Ausdruck, um nach verschiedenen Richtungen hin mit mehr oder weniger Glück nach Geltung zu streben. — Durch manche Epigonen Petöfi's verlor die dem nationalen Volksthum gewidmete Poesie das Gleichgewicht, indem der Gedankeninhalt zu schwinden und die nationalen Aeußerlichkeiten zu überwiegen begannen. Der bessere Geschmack protestirte dagegen und wandte sich deßhalb andern als nationalen Stoffen zu. Am bedeutendsten war in dieser Beziehung: „Die Tragödie des Menschen" (Az ember tragédiája), von Emerich Madách (geb. 1823 zu Alsó-Sztregova im Neograder Comitat, † 1864), ein philosophisches Gedicht, das an den hervorragendsten Gestalten von Adam bis zur Gegenwart zeigt, wie trotz aller glänzenden Metamorphosen der Menschheit das menschliche Elend immer dasselbe bleibt.

Hie und da scheint es auch Verzagtheit gewesen zu sein, die an der nationalen Sache verzweifelnd, eine kosmopolitische Richtung einschlug. Dazu kam, daß die Emigration, die seit 1848 geänderten volkswirthschaftlichen Verhältnisse, die Aenderungen, die der öffentliche Unterricht zuerst während des Stillstandes, dann unter der Wirksamkeit der wieder hergestellten Verfassung erfuhr, die neue Stellung, in die Ungarn durch den Ausgleich gelangt war, den Gesichtskreis der Nation immer mehr erweiterten, dem Bildungsdrang derselben immer mehr neue Anregungen gaben. — An Uebersetzungen hatte es in der ungarischen Literatur in keiner Periode gefehlt, doch die reichsten Zuflüsse bekam dieselbe auf diesem Wege erst in neuerer Zeit. Den Bewegungen, die auf dem Felde der Literatur nach der Revolution eintraten, ist es zu verdanken, daß Shakespeare und Byron, Tennyson und Poe, Göthe und Heine, Molière und Victor Hugo, Cervantes und Camoens, Puschkin und Turgeniew u. s. w. theils vollständig, theils in größerer oder geringerer Auswahl den Lesern Arany's, Petöfi's, Vörösmarty's in deren eigener Sprache zugänglich gemacht wurden. — Durch diese vielfachen Uebertragungen wurde das ungarische Idiom, das sich schon vorher zur Wiedergabe antik klassischer Rhythmen als

trefflich geeignet erwiesen hatte, mit einer großen Anzahl neuer Formen bereichert, und so gelangte die ungarische poetische Literatur auf eine Stufe, daß ihr der Literarhistoriker Franz Toldy noch kurz vor seinem Tode das Zeugniß ausstellen konnte, sie habe sich aus ihrem reactiven beschränkten Kreise losgerungen und schwinge sich in Inhalt und Form langsam, doch sicher zur Höhe der Zeit hinan.

Indeß bedeutet dieses Streben nach neuen Formen und neuem Inhalt keine unangefochtene und in gerader Linie fortgesetzte Bewegung nach weltbürgerlichen Zielen und Idealen. Das Ferment der nationalen Reaction, mitunter sogar noch in veralteter und unberechtigter, aber auch in zeitgemäßer und wohlberechtigter Form, wirkt unausgesetzt fort. — Die unter den nationalen Kämpfen des 17. und 18. Jahrhunderts entstandenen historischen Poesien und die Ergebnisse der auf dem Felde der Volksdichtung stets fortgesetzten Forschungen liegen in stattlichen Sammlungen vor und werden noch fortwährend zu Tage gefördert. — Der ungarische „Sprachwart" (Nyelvőr), um den sich eine Schaar strebsamer jüngerer Philologen gruppirt, führt gegen die Fehler, die sich im Drange, den zuströmenden neuen Begriffen zu genügen, und im fortwährenden Contact mit anderen Sprachen in die ungarische Wort- und Phrasenbildung eingeschlichen, einen rastlosen Ausrottungskrieg.

Für die Geschichte der ungarischen Literatur sind neue Kräfte mit frischem Eifer thätig. Und ist auch die frühere Furcht vor einer gewaltsam angestrebten Entnationalisirung unter den gegenwärtigen Verhältnissen geschwunden, — so ist doch der Selbsterhaltungstrieb der Nation unausgesetzt auf dem „Qui vive" gegen die Gefahren, welche ihre Nationalität durch den häufigeren Contact mit dem Ausland, durch das Zuströmen fremder und durch die Indifferenz mancher einheimischer Elemente etwa treffen könnten. — Der zuletzt erwähnte Umstand gehört an und für sich allerdings nicht in den Kreis dieser Betrachtungen, — muß aber dennoch angeführt werden, da er mitunter sogar auch im Gebiet der poetischen Literatur Ausdruck findet. — So treten denn zu den oben erwähnten Factoren, die den Horizont der Nation erweitern, Impulse und Bestrebungen, welche die Erhaltung und Kräftigung des nationalen Lebens zum Zweck haben.

All dieses Hinaus- und Zurückstreben, all dieses Trachten nach der Ferne und nach dem eigenen innersten Kern waltet in den Meistern und Jüngern der ungarischen Literatur von heute in den verschiedensten Mischungen, bei allen Abstufungen der Begabung. Die abgeschlossenste Individualität unter den Meistern aber ist gegenwärtig Johann Arany.

Gegenwärtig! Er wandelt noch unter den Lebenden. Die Curgäste in Karlsbad können ihm alljährlich in der Zeit der Sommerfrischen am Brunnen von Angesicht zu Angesicht sehen, — wenn er nicht dem Dienst der Brunnengeister geheim und einsam obliegt, was wir bei seiner Scheu vor

der Menge für wahrscheinlich halten. Aber wenn sie ihn auch sehen, den stillen ernsten Mann mit gelblichem Teint und schüchternem Blick, — er selbst wird es nie verrathen, daß er in seiner Heimath ein Gegenstand allgemeiner Verehrung ist, ein bedeutender epischer und Balladendichter, dessen Namen auch im Bereich entwickelterer Literaturen zu den klangvollsten zählen würde. — Arany gehört also als Lebender der Gegenwart an, und dieß auch insofern, als er noch kein Zeichen gegeben hat, das ein Versiegen seines Talents verrathen würde. Er hat sich nicht ausgeschrieben. Im Gegentheil; zwei, drei seiner größeren Dichtungen liegen wohl in abgeschlossenen Theilen vor, weisen aber auf weitere ergänzende Glieder hin, die noch rückständig sind. Doch ob er diese fertig liegen hat, ob er an ihnen arbeitet, oder ob er von den Geschäften seines Amtes (er ist Generalsecretär der ungarischen Akademie der Wissenschaften) in Anspruch genommen, ein Dichter im Joche ist, dem nur die Freiheit dazu fehlt, um sich zu neuen Künstlerthaten aufzuraffen, — ob Arany auch noch als schaffender Dichter zu den gegenwärtigen zählt? Niemand kann es sagen; — der bis zur Schüchternheit bescheidene Mann spricht wenig und am allerwenigsten von sich selbst. — Bei Gelegenheit der jüngsten Jahresversammlung der Akademie (im Juni 1876) hat er sein Amt als Generalsecretär derselben trotz eifrigen Widerstrebens der Mitglieder niederzulegen erklärt, und bald darauf plaidirten die Journale dafür, daß in das nächstjährige Budget ein Ehrengehalt für ihn eingestellt werde, damit er ungehemmt und sorglos den noch offenen Kreis seiner Dichtungen abschließen könne. Und das ist allerdings möglich. Arany steht (er wurde 1817 zu Nagy-Szalonta im Biharer Comitat geboren) in einem Alter, in welchem die bedeutendere, geübte und in Thätigkeit erhaltene Schaffenskraft noch nicht ermattet zu sein pflegt.

Sein „Toldi“ und „Toldi's Abend“, die Anfangs- und Endglieder einer Trilogie, von der noch der mittlere Theil fehlt, haben den Helden einer ungarischen Hercules-Sage zum Gegenstand und sind Muster des naiven epischen Vortrags. Aus einer Verbindung der Attila- mit der Nibelungen-Sage, zu welcher das Vorkommen Etzels im deutschen Heldenliede einen Anhaltspunkt gibt, hat Arany sein Epos: „Buda's Tod“ geschaffen, ein Gedicht, in das einige Stellen des Nibelungenliedes eingefügt sind, jedoch so, daß das Ganze trotzdem wie aus einem Guß hervorgegangen ist. Auch dieses Werk gehört zu einem größeren Cyklus, dessen übrige Theile noch fehlen.

Die kleineren Epen, die klassischen Balladen, die schönen lyrischen und die Genrebilder aus dem ungarischen Volksleben enthaltenden Dichtungen nur im Allgemeinen erwähnend, führen wir als charakteristisch an, daß die Neigung der Ungarn zur Satire in Arany, beziehungsweise in dessen größeren humoristischen Dichtungen veredelt hervortritt. — Er, der Sohn eines Bauers, der als Unadeliger in den Vierziger Jahren im Comitatssaale noch nicht mitreden konnte, machte seiner durch die Ausschreitungen des Comitats-

lebens hervorgerufenen satirischen Stimmung in einem komischen Epos: „Die verlorene Verfassung“ Luft. — Der Titel dieses 1845 entstandenen Gedichtes scheint prophetisch spätere Ereignisse anzudeuten, und auf diese eben bezieht sich ein zweites, grotesk komisches Epos: „Die Zigeuner von Nagy-Ida“, dessen Ironie mit gleicher Stärke die Helden und die Besieger der 1848/9er Revolution trifft. — Zu den größeren humoristisch-satirischen Dichtungen Arany's ist noch ein unvollendetes Werk: „Der närrische Istók“ zu zählen.

Ein Autodidakt im besten Sinne des Wortes hat Arany schon während seiner Studien in seinem Heimathsort und in Debrezin, dann als Lehrer in seinem Geburtsort, später als Notär desselben nebst der lateinischen nicht allein die griechische, englische, deutsche, französische und italienische Sprache erlernt, sondern auch in den betreffenden Literaturen die umfassendsten Studien gemacht. Früchte derselben sind außer den Formschönheiten seiner Originalwerke seine Shakespeare-Uebersetzungen („Sommernachtstraum“, „Hamlet“ und „König Johann“), die noch nicht veröffentlichte Uebersetzung der Komödien des Aristophanes u. m. A.

Wie in Petőfi den genialsten und feurigsten, so fand das ungarische Volksthum in Arany den edelsten, formvollendetsten Ausdruck. Wegen seines harmonischen Wesens ist Arany auch schon mit Deák verglichen worden, hat sich doch auch in ihm und durch ihn ein bedeutungsvoller „Ausgleich“ vollzogen, — der zwischen Form und Inhalt, zwischen dem nationalen Gedanken und den Gesetzen der Kunst. Er wurde auch bald nach der Königskrönung mit dem Stefansorden ausgezeichnet, und von Arany's Wesen lag es ebenso fern, die Decoration abzulehnen, wie nach einer solchen zu streben. Er fügte sich ihr, wie einem Unabwendbaren, und nahm sie auf sich als ein Opferlamm der ungarischen Literatur, die in ihm geehrt wurde. In vertrauten Freundeskreisen aber erinnerte er einmal an die Grenzstreitigkeiten zwischen Landgemeinden und an den feierlichen Act, mit dem der Ausgleich solcher Streithändel besiegelt zu werden pflegt. Einer der weisen Dorfältesten führt irgend einen unschuldigen jungen Menschen zu der glücklich festgestellten und anerkannten Grenzmarke und zeichnet ihn vor der versammelten Menge mit einer Ohrfeige oder — ländlich sittlich — damit aus, daß er ihn auf eine Bank legen und ihm einige Hiebe aufzählen läßt — natürlich nicht zur Strafe, sondern damit er sich noch in späten Tagen erinnere, daß an der Stelle, wo es ihm geschah, die Grenze der heimathlichen Gemarkung sei, damit er sie heilig halte und die Beobachtung der Grenze auch Anderen ans Herz lege. — Arany ehrt die ihm gewordene Auszeichnung als ein Denkmal des Ausgleichs, hat sich aber nie damit blicken lassen.

Damit diese Skizze wenigstens der Hauptzüge nicht entbehre, darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Werth dieses Dichters Anfangs nur von den einsichtigsten Kritikern und Fachgenossen gewürdigt wurde; — dem großen Publicum steckte zu der Zeit, in welcher Arany mit seinen ersten Dichtungen auftrat, die bereits in der Luft schwebende Revolution zu sehr in

allen Gliedern, als daß es für die ruhig schönen Gebilde des Künstlers und für dessen Intentionen Sinn und Verständniß gehabt hätte. Er wird aber seit Jahren in ästhetisch-kritischen Artikeln und in den Schulen erläutert und verherrlicht, und die Zeit bleibt nicht aus, wo er ebenso viel gelesen, wie gelobt werden wird.

Seit 1860 in Pest lebend, hatte Arany Gelegenheit, seinem begabten einzigen Sohn die langwierigen Mühen des autodidaktischen Lernens und die Trübsal einer durch Armuth gedrückten Jugend zu ersparen. Sein Sohn, Ladislaus Arany (1844 geb.) — nebenbei bemerkt, einer der ersten Beamten des ungarischen Bodencreditinstituts — verräth gleichfalls epische Neigung, ist aber nervöser als der Vater. Seinen mit Geist und bedeutendem Formtalent geschriebenen wenigen Dichtungen sind die Spuren Byron's eingeprägt. Doch an die Stelle des Weltschmerzes tritt in ihnen der Schmerz des Patrioten, die Furcht, daß die Ungarn aus eigener Schuld und durch fremde Einflüsse entnationalisirt werden, wenn sie nicht alle ihre Kraft zusammennehmen. — Außer seinen Dichtungen hat der jüngere Arany werthvolle literaturgeschichtliche Artikel (über die politische Poesie der Ungarn und über die ungarischen Volksmärchen) geschrieben und mehrere Stücke von Shakespeare und Molière übersetzt.

Einen lebhaften Gegensatz zu dem stillen ruhigen Wesen Johann Arany's bildet Paul Gyulai (geb. 1826 in Klausenburg), eine schmächtige Gestalt mit hellem scharfem Feuergeist. Seinen polemischen Kundgebungen begegnet man so oft, daß schon diese allein einen stattlichen Band füllen würden. Er streitet aber nie, um zu streiten, sondern um Geschmackswidrigkeiten, Hohlheit, Hypokrisie in der Literatur wie im Leben zu bekämpfen. In seinem Feuereifer geht er zuweilen sogar über die Grenze des literarischen Gebietes und sucht den Feind auch auf dem Felde der politischen Journalistik auf. Erst jüngst überschüttete er Kossuth mit seinen Sarkasmen. Wenn es anginge, so möchte er alle literarischen Auswüchse, Halbheiten, Verirrungen gleich lieber mit Feuer und Schwert ausrotten.

Als geistvoller scharfer Kritiker mit genialer ästhetischer Intuition, nicht absolut frei von Temperamentfehlern und einzelnen Voreingenommenheiten, bietet Gyulai seine besten Leistungen, wenn es gilt, die gesammte literarische Thätigkeit eines Autors oder die literarischen Erscheinungen einer ganzen Periode zu charakterisiren. Seine Monographien, Denkreden, Essays bilden werthvolle Bausteine zu einer auf neuen, kritischeren Grundlagen als bisher beruhenden Geschichte der ungarischen Literatur.

Als Dichter schrieb Gyulai Novellen, wovon einige (besonders „Der alte Schauspieler“ und „Der letzte Herr eines alten Edelhofes“) von hervorragendem poetischen Werth und in deutscher und englischer Uebersetzung erschienen sind; — einen Band Gedichte: treffliche Balladen, dem Volk abgelauschte, reizende Kindermärchen in gebundener Rede und stimmungsvolle lyrische Gedichte, in denen erlebtes Glück und Leid nachzittert; schließlich

die ersten Gesänge eines Romans in Versen: „Romhányi“, eine Dichtung, deren aus dem ungarischen high life geschöpfte Details nicht allein auf poetischer Intuition, sondern auch auf persönlicher Erfahrung beruhen.

Paul Gyulai war von 1848 bis 1853 Secretär des Grafen Dominik Teleki, bereiste 1855 als Mentor des Grafen Thomas Nádasdy mit diesem einen Theil Deutschlands und Frankreichs, und ging dann mit seinem Zögling nach München, wo derselbe die Universität besuchen sollte. Doch da erkrankte und starb der hoffnungsvolle junge Magnat am Typhus, und tief erschüttert kehrte Gyulai nach Pest zurück, wo er sich bereits früher wiederholt, längere oder kürzere Zeit aufgehalten hatte. — 1858 ging er, nachdem er sich mit Frln. Marie Szendrey, Schwester der Gattin Petőfi's, verheirathet hatte, nach Klausenburg, wo er einige Jahre als Professor der lateinischen und ungarischen Sprache und Literatur am ref. Collegium wirkte. Doch zog es ihn wieder nach Pest zurück, und hier seit 1862 lebend, errang er mehrere der hervorragendsten Stellen, die dem Arbeiter auf dem Felde der ungarischen Literatur erreichbar sind. Gyulai ist Mitglied und Classensecretär (in der sprach- und schönwissenschaftlichen Classe) der ungarischen Akademie, Vicepräsident der Kisfaludy-Gesellschaft, und ist jüngst an die Stelle Franz Toldy's zum Professor der ungarischen Literaturgeschichte an der Budapester Universität ernannt worden. — Eine schmerzliche Katastrophe traf ihn 1866, indem seine durch Schönheit und die trefflichsten Gaben des Geistes und Gemüths ausgezeichnete Frau von der Cholera dahingerafft wurde. Die Freuden an ihrer Seite, der Schmerz über ihren Verlust sind es hauptsächlich, die vielen Gedichten Gyulai's das individuelle Gepräge des Erlebten aufdrücken.

Dürften die der gegenwärtigen Skizze vorgeschriebenen räumlichen Grenzen überschritten werden, so wäre noch manche literarische Charakterstudie auszuführen. Nicht könnten hierbei übergangen werden: Koloman Tóth (1831 in Baja geb.), fruchtbarer lyrischer und dramatischer Dichter mit stark hervortretendem patriotischen Charakter und einem gewissen naiven volksthümlichen Talent; — Karl Szász (1829 in Nagy-Enyed geb.), dem die ungarischen Leser nebst epischen und lyrischen Originaldichtungen die allerzahlreichsten Beiträge zur Kenntniß der poetischen Literatur Europa's zu verdanken haben. Unter vielem Anderen hat er das Nibelungenlied, Göthe's Gedichte, die lyrischen Dichtungen Shakespeare's u. s. w. übersetzt und zahlreiche Essays über die ausländische Dichtung theils bearbeitet, theils selbst verfaßt.

Ohne die Gruppe Derjenigen weiter auszuführen, die ihre Wirksamkeit bereits vor der Revolution begonnen oder doch die nachhaltigsten Eindrücke damals empfangen haben, gehen wir zu den jüngeren und jüngsten Lyrikern über, deren Nationalität sich fast nur in der Sprache ihrer Dichtungen, und nur selten in Stoff und Tendenz kundgibt. Es ist bei Weitem nicht Alles, was da mehr oder minder kosmopolitisch glänzt, allgemein giltiges Gold. Anempfundener Weltschmerz, dunkle Grübeleien,

Sinnlichkeit, — doch andererseits auch schon plausible Ergebnisse des unbefangeneren Blicks in das Menschenherz und in die Natur kennzeichnen die Productionen der jüngsten Lyriker: Benedek, die Brüder Cornel und Emil Abrányi, Alexander Endrödy u. A. — Auch an einer poetischen Bestätigung des Verschmelzens der Juden mit dem Organismus der Nation fehlt es nicht. Josef Kiss (gegenwärtig Notär der israelitischen Gemeinde zu Temesvár) gehört ebenfalls zu den talentvollsten unter den jüngeren Lyrikern, und gemahnt mit einzelnen seiner Gedichte, in denen er jüdische Stoffe zum Vorwurf nimmt, an den Ton, der in den Novellen Leopold Kompert's vibrirt.

Im Großen und Ganzen entbehrt die lyrische Literatur der Ungarn in ihren neuesten Phasen die Kraft und den Schwung der berufenen politischen Poesie, — ist aber — von vereinzelten Ausnahmen schweigen wir — dafür auch frei von vordringlichem nach Popularität haschenden Patriotismus und politischem Griesgram. Sie ist unbefangener geworden.

* * *

Wie die lyrische, versucht es auch die dramatische Literatur, ihre Grenzen zu erweitern, und diese scheint mit jener beinahe auch an Fruchtbarkeit wetteifern zu wollen. Die Akademie und die Directionen des National- und des Volkstheaters in Budapest schreiben jährlich drei oder vier Preise zu je hundert Ducaten aus, und bei all diesen Gelegenheiten fehlt es eben so wenig an Concurrenten, wie wenn welches Haus oder Institut immer in erwerblosen Zeiten einen Concurs zur Besetzung einer anständig bezahlten Stelle ausschreibt. Die sprach- und schönwissenschaftliche Classe der Akademie gestaltet sich periodisch zu einer Art Strafcolonie für die Mitglieder, denen es obliegt, die um die akademischen Preise concurrirenden Stücke — oft 20 bis 30 an der Zahl — zu lesen und als Preisrichter zu beurtheilen. — Die Quantität der dramatischen Productionen ist auch sonst nicht gering; — doch die meisten dieser Versuche sind in der Form verfehlt und bewegen sich in allen Fernen der Zeit und des Raumes, nur nicht in der Gegenwart und in der Heimath. Christliche, jüdische, griechische Mythen und entlegene Partien der Weltgeschichte werden vergebens ausgebeutet; ja einzelne verwegenere Aspiranten dramatischer Lorbeeren schielen nach dem „Faust" hin und schaffen „Lesedramen", die nur so heißen, weil sie nicht aufgeführt werden. Es ist, als ob die meisten der dramatischen Streblinge Jungungarns sich das Wort gegeben hätten, hinsichtlich der Wahl ihrer Stoffe heimathflüchtig zu werden.

An einzelnen, freilich mehr oder minder bestrittenen Erfolgen fehlt es indeß auch im Kreise dieser excentrischen dramatischen Bestrebungen nicht, und den ersten Erfolg errang in dieser Richtung Eugen Rákosi mit seinem Lustspiel: „Aesopus", dessen Held der griechische Fabeldichter ist. Dieser ist

hier ein schlanker, nur ein wenig stammelnder Jüngling, der im feurigen Erguß eines Liebesgeständnisses die volle Macht der Sprache erlangt, die Tochter seines Herrn im Sturm erobert, seinen Reden ein paar Fabeln einflicht, und am Hof zu Samos allmächtigen Einfluß erlangt. Das Stück ist in der Hauptsache schwach componirt, hat aber einige gute komische Episoden aufzuweisen und war Jahre lang eine Lieblingsnummer des ungarischen Bühnenrepertoirs. — Seitdem hat Rákosi mehrere Stücke geschrieben, die alle das Gepräge ernster literarischer Strebsamkeit an sich tragen, aber doch weit geringeren Erfolg hatten, als sein erstes Werk. Gegenwärtig ist der Verfasser des „Aesopus" wohlbestallter Director des Volkstheaters, an dessen Zustandekommen er seinerzeit publicistisch mit großem Eifer gearbeitet hat.

Zu den hervorragendsten Producten der, phantastische Regionen dem realen Boden vorziehenden Richtung gehört Ludwig Dóczy's Lustspiel: „Csók" (der Kuß). Dasselbe bezweckt die Illustration der — es bleibe dahin gestellt, ob anfechtbaren oder über jeden Zweifel erhabenen — Idee: daß alle Menschen ohne Ausnahme, jung und alt, verheirathet und ledig, Mann und Weib, im Garten der Liebe verbotene Früchte naschen, sobald die Gelegenheit sich dazu darbietet. Ein junger König, der sich erst vor Kurzem vermählt hat, seine junge Gattin liebt und in rigoroser Tugendhaftigkeit in seiner Umgebung kein verbotenes Liebesverhältniß duldet, — geht in Bezug auf die Keuschheit seines Hofes eine Wette ein, die er nicht nur wegen der kleinen Sünden Anderer, sondern auch aus eigener Schuld verliert. Unstreitig ein guter Lustspielstoff, der aber in der gegebenen Composition dennoch nur mit Hilfe einiger starken Unwahrscheinlichkeiten zur Geltung kommt. Andererseits hat dieses Stück mehrere sehr amüsante Scenen und in der Diction schöne lyrische Stellen aufzuweisen, namentlich eine über den Kuß, die viel bewundert und beklatscht wurde und der es bei den zahlreichen Aufführungen im Nationaltheater nicht den mindesten Eintrag that, daß der talentvolle Dichter hierbei einer von Halms „Wildfeuer" herrührenden Anregung folgte.

Zu der in Rede stehenden Kategorie gehört auch das Lustspiel: „Jóslat" (das Orakel), von Gregor Csiky, dem die Akademie dafür den Preis aus der Graf Teleki'schen Stiftung ertheilte, nicht weil die Jury dieses Stück für die beste, sondern weil sie es für die mindest schlechte unter den Concurrenzarbeiten hielt. — Den Gegenstand der Handlung bildet hier das Einschmuggeln der Liebe in die heiligen Hallen des Tempels zu Delphi und der Einsturz des Heiligthums, der nach einem Orakelspruch in Folge der Entweihung eintreten mußte, und durch einen Wunderakt geschieht. Abgesehen von diesem Eingreifen eines überirdischen Willens in die Handlung, ist dieses Lustspiel ein wenig besser, als der Ruf, den ihm die akademischen Preisrichter machten, und in der That ist es im Nationaltheater ziemlich oft und mit Beifall aufgeführt worden. Allerdings heißt es, daß das Publicum in diesem Stücke — dessen Verfasser ein katholischer Geistlicher in Temesvár

ist — einen verblümten Protest gegen den Zwang des Cölibats gefunden, und mit seinem Applaus auch seine Zustimmung zu diesem Protest ausgedrückt habe. Ob sich der Verfasser von einer Tendenz habe leiten lassen oder nicht, müssen wir unentschieden lassen; — gewiß ist, daß ihn seine Studien in der antiken griechischen Literatur zu der Wahl, wie zur Behandlung des erwähnten Stoffes befähigten, — eine Befähigung, die er seitdem auch dadurch documentirt hat, daß er für das Nationaltheater die „Antigone“ übersetzte und dieser bald auch eine Bearbeitung der „Trachinerinnen“ folgen ließ.

Uebrigens haben nicht alle heutigen ungarischen Theaterdichter mit der realen Welt der Gegenwart und der Heimath gebrochen. Als Beweis hierfür dienen unter Anderem die Lustspiele: „Nők az alkotmányban‘, (Frauen im Verfassungsleben), von Koloman Tóth, — „Uj emberek“ (Neue Menschen), von Stephan Toldy, — „Házasitók“ (Heirathsstifterinnen), von Arpad Berczik. In diesen Stücken sind: die Mitwirkung der Frauen bei Wahlumtrieben, — die durch das Gesetz erst vor nicht langer Zeit in das Verfassungsleben einbezogenen „neuen Menschen“, — ungarisches Badeleben, kurz lauter Stoffe aus dem Bereich der gegenwärtigen ungarischen Gesellschaft, und zwar alle mit mehr oder weniger Erfolg behandelt worden.

Glücklicher als im Lustspiel und überhaupt in den höheren, reinen Gattungen des Dramas war die ungarische Theaterdichtung bisher im ungarischen Volksstück, das Eduard Szigligeti in den Vierziger Jahren in's Leben rief und mit lange ihm treu bleibenden Erfolg pflegte. Es ist dieß ein der ungarischen Bühne eigenthümliches gemischtes Genre, in welchem Lustspiel-, Rührstück- und Possenelemente untereinander gemengt und vorwiegend ungarische Volksgestalten, Bauern, Dorf- und Pußtawirthe, Hirten, Räuber, Zigeuner u. s. w. die handelnden Personen sind. Mit diesen Gestalten, deren Sitten und Bräuchen, besonders aber mit ihren Liedern bringt der Theaterdichter zum Theil schon fertige Poesie in sein Stück, die er bloß einzufügen, nicht erst zu schaffen braucht. Nehmen sich der Hauptgestalten Schauspieler und Schauspielerinnen an, die den Volkscharakter treu zum Ausdruck zu bringen und die Lieder nicht bloß nach den Noten zu singen, sondern mit nationalem Chic vorzutragen verstehen, ungefähr so, wie der gute Zigeunermusikant die ungarischen Nationalmelodien, — so ist das Glück eines halbwegs bühnenfähigen Volksstückes gemacht.

Der Vortheil der bereits fertig vorliegenden, vom Volk selbst geschaffenen poetischen Elemente konnte übrigens nur so lange vorhalten, als noch immer neue Typen oder mindestens Variationen derselben auf die Bühne gebracht wurden. Mit dem Versiegen dieser Quelle drohte das Volksstück in einer stereotypen Manier zu erstarren, und Szigligeti, der Schöpfer des Genres, dachte selbst, wenn auch nicht an gründliche Abhilfe, doch an Abwechslung, als er in seinem „Strike“ auch Fabriksarbeiter, und zwar nicht ausschließlich nationale, also jedenfalls neue Volksgestalten vorführte.

Doch mit den äußerlich neuen Zuthaten war dem beliebten Genre nicht recht geholfen; es bedurfte der Erfrischung durch die ewig junge Poesie, und der belebende Hauch derselben weht in „A Falu roszsza“ (Der Dorflump), einem Volksstücke, das bei einem vom Nationaltheater ausgeschriebenen Concurse vor 3—4 Jahren den Preis gewann. Der Bau des Stückes verrieth wohl eine routinirte, jedoch nicht mit allen Geheimnissen der dramatischen Technik vertraute Hand. Es leidet an Episoden, die zwar gut gedacht sind, aber mit der Haupthandlung zugleich sich allzusehr in den Vordergrund drängen. Doch alle darin auftretenden Personen sind lebensvolle Wesen; sie erregen nicht allein als Typen Interesse, sondern mehr noch mit ihren individuellen Eigenschaften warme Theilnahme, — besonders die Hauptgestalt, ein Bursche, der von seiner frühern Geliebten verschmäht, vom Pflegevater derselben, einem reichen Bauer, mißachtet und mißhandelt, in seiner Verbitterung „der Dorflump“ wird, um schließlich durch die Liebe eines andern Mädchens, der leiblichen Tochter desselben reichen Bauers, gerettet zu werden. Die Nebengestalten gewinnen alle durch wenige Striche volles individuelles Leben. — Es stellte sich heraus, daß der Verfasser dieses von den Preisrichtern gelobten und später vom Publicum mit außerordentlichem, trotz zahlreicher Wiederholungen stets ungeschwächtem Beifall aufgenommenen Stückes Eduard Tóth heiße. Niemand kannte ihn und erst später erfuhr man, daß es ein armer Provinzschauspieler sei. Man berief ihn nach Pest und da erhielt der schwächliche, von Elend und keimender Krankheit niedergedrückte Mann eine kleine Sinecure, indem er zum Garderobe-Aufseher des Nationaltheaters ernannt wurde.

Der seither vielgenannte Verfasser des „Dorflump“ wurde 1844 zu Putnok im Gömörer Comitat geboren. Er sollte nach dem Willen seines Vaters, der das Schneiderhandwerk betrieb, Kaufmann werden, und kam in der That zu einem solchen in die Lehre, nachdem er in Jolsva und Igló die Schulen besucht hatte, dort um die slovakische, hier um die deutsche Sprache zu erlernen. Später erhielt er in einem renommirten Pester Hause die Stelle eines Commis, blieb jedoch da nur zwei Jahre. Wißbegierde und poetische Neigung — er hatte schon als kleiner Knabe seiner Mutter viele ungarische Bücher vorlesen müssen — drängten ihn, den ihm aufgezwungenen Beruf zu verlassen. Er studirte wieder einige Zeit, und nachdem er sich der Mittel zur weitern Fortsetzung der besseren Laufbahn entblößt sah, wurde er Schauspieler. Er wirkte im Fach der Väter und komischen Alten, brachte es bei einigen größeren Provinztheatern zum Secretär und Regisseur und schrieb für die Bühnen, denen er nahe stand, mehrere Possen und Gelegenheitsstücke. — In das hellste Licht der Oeffentlichkeit trat er erst durch den „Dorflump“, dem in Pest bald ein zweites Stück folgte: „Die Familie des Werkelmannes“. In diesem wandert ein alter verarmter Orgelbauer aus Pest mit seiner verführten Tochter als „Werkelmann“ auf dem Lande von Ort zu Ort, bis er dem Verführer begegnet. Allein Letzterer, ein wohlhabender junger Müller,

hat sich eben mit einer Anderen ehelich verbunden; doch dessen Stiefbruder, ein verwittweter Eisenbahnwächter, heirathet die Verlassene und nimmt deren Kind und Vater zu sich. Ein Dorfadvocat und ein komischer gutmüthiger Müllerjunge tragen in diesem Stücke die Kosten der Unterhaltung. — Als dasselbe im Jänner 1876 aufgeführt wurde, war der Dichter durch schweres Lungenleiden bereits an das Krankenlager gefesselt, von dem ihn der Tod am 27. Februar desselben Jahres erlöste. — Das dritte und hinsichtlich der Erfindung beste Stück des früh Dahingeschiedenen: „Die Abgeschobene“, wurde erst im Mai d. J. aufgeführt. Die Heldin dieses Drama's, mit dem der Dichter noch in seinem letzten Lebensjahre einen von der Direction des Volkstheaters ausgeschriebenen Preis gewann, ist eine junge Dienstmagd, die wegen eines im Hause ihrer Brotgeber vorgekommenen Diebstahls verdächtigt und von diesen überhaupt verfolgt wird, weil der Sohn des Hauses mit ihr ein Liebesverhältniß angeknüpft hat. Sie wird aus der Stadt nach ihrer Heimath „abgeschoben“, nach erschütternden Erlebnissen als schuldlos erkannt, um schließlich mit ihrem Geliebten vereinigt zu werden. Tóth verbindet hier mit grellen Streiflichtern in die düstern Abgründe des Volkslebens kernigen Humor, wußte aber den interessanten reichhaltigen Stoff technisch am wenigsten zu bemeistern. — In diesem, wie in den ernsten Partien der anderen zwei Stücke erinnert der Dichter — wenn die Vergleichung gestattet ist — an Colorit und Gestalten in den Gemälden Munkácsy's.

* * *

Näher als das Drama kommt heute bei den Ungarn, wie bei anderen Völkern, der Roman der Lösung der Aufgabe: aus den Fundgruben des nationalen Lebens mit glücklicher Hand zu schöpfen und den gewonnenen Stoff in die allerdings leichter zu bewältigende Kunstform zu bringen. Indem wir aber nun von einer ungarischen Romanliteratur sprechen, haben wir es weniger mit einer großen Gruppe producirender Kräfte, als mit einer reichen Anzahl von Producten der erzählenden Literatur zu thun, die alle aus Einer Quelle stammen, aus der immer thätigen, üppig fruchtbaren Phantasie Moriz Jókai's. — An Novellisten fehlt es allerdings nicht. Paul Gyulai ist als Novellendichter zwar wenig fruchtbar, aber Künstler. Ludwig Abonyi bietet als Erzähler gute Schilderungen des ungarischen Dorflebens. Arnold Vértessy hat mit der Zahl seiner Novellen den Dekameron vielleicht schon überschritten, und wenn auch vielen derselben die Hast, und was trauriger, die vom Drang des Broterwerbs erzwungene Production anzumerken ist, so lächelte doch einigen die Gunst der Muse. Alexander Balázs ist ein beliebter humoristischer Erzähler. Stefan Toldy hat außer seinen Dramen und einigen publicistischen Arbeiten auch einen Roman und mehrere kleine Erzählungen geschrieben, ist aber in diesen, wie in

einigen seiner Theaterstücke ein ungarisch schreibender Franzose, voll Esprit, jedoch mit angelesenen Formen und Tendenzen. Zoltán Beöthy hat im Gebiet des Romans und der Novelle mit erfreulichem Talent debütirt, — von mehreren andern älteren und jüngeren Kräften zu schweigen. — Vor mehreren Jahren hat es auch nicht an Damen gefehlt, die mit Erzählungen, wie mit Gedichten das Feld der Oeffentlichkeit betraten. Wie weit sie es bei größerer Ausdauer in der Dichtkunst gebracht haben würden, vermögen wir nicht zu sagen; gewiß aber ist, daß sie die Kunst verstehen und üben, längere Pausen hindurch zu schweigen.

Das Alles aber schlingt sich zumeist nur als Arabeske um die gegenwärtige ungarische Romanliteratur, und diese macht Jókai, dessen Ausdauer seiner Fruchtbarkeit gleichkommt. — Moriz Jókai von Ásva (geb. am 19. Februar 1825 in Komorn) betrat, nachdem er die juridischen Studien absolvirt und das Advocatendiplom erlangt hatte, seine literarische Laufbahn im Jahre 1846 und veröffentlichte eben damals seinen ersten Roman: „Hétköznapok" (Werktage). Seitdem ist kein Jahr vergangen, das nicht einen oder mehrere Bände seiner Productionen: Novellen, Dramen, Gedichte, Romane gebracht hätte. Von seinem ersten Auftreten bis 1850, und später von 1861 an war er stets auch publicistisch thätig. Ueberdieß hat er in der ganzen neueren politischen Periode Ungarns an allen Landtagen als gewählter Deputirter theilgenommen und gehörte als solcher 1861 zu der „Beschlußpartei", von 1865 bis 1875 zum linken Centrum, und schließlich 1875 der fusionirten Regierungspartei an.

In allen Zweigen seiner rastlosen literarischen Thätigkeit stand Jókai mit den Anschauungen und Stimmungen seiner Nation in inniger Fühlung, — hauptsächlich aber in seinen Romanen, die sich zumeist in der unmittelbaren Gegenwart oder doch in naher Vergangenheit bewegen. In seinen „Revolutions- und Schlachtenbildern" (1850), im „Tagebuch eines Flüchtlings" (1861), welche beide der 1849 aus Debrezin heimlich nach Pest zurückgekehrte Dichter noch unter dem Pseudonym: Sajó veröffentlichte, begegnete er mit dem Stoff den innigsten Wünschen seiner Leser, nahm er deren Aufmerksamkeit mit dem Zauber des Styls und der Lebendigkeit seiner Phantasie gefangen. In jener Zeit, mit jenen Werken spannen sich die Fäden an, die das ungarische Lesepublicum an Jókai fesseln. Sein Humor, die Leichtigkeit und Natürlichkeit des Dialogs, die Großartigkeit seiner Naturschilderungen, die spannende Handlung, die Wahrheit und der Farbenreichthum in seinen Darstellungen des ungarischen Volkslebens sind es in erster Reihe, die in Jókai's Romanen das Interesse des Lesers erregen und wacherhalten. In allen weht der Hauch der Poesie, in allen wirkt ein Zauber, der Herz und Gemüth besticht. — Mit genialer Intuition trifft er nicht bloß das innerste Wesen magyarischer, sondern auch anderer Typen. Wir erinnern in dieser Beziehung an die deutschen Gestalten in mehreren seiner Romane. Nebst allen diesen Vorzügen besitzen die meisten Schöpfungen Jókai's in der

besprochenen Gattung einen Werth als Zeitbilder. Seine Gestalten haben nicht allein die bestimmte individuelle Natur, die der Dichter ihnen verleihen wollte, sondern auch das Gepräge, das von ihren Jugendeindrücken und von den Zeitläuften herrührt. Nicht allein die stärker hervortretenden Unterschiede, wie sie von einer bedeutenden Epoche zur andern, sondern auch die kleineren Veränderungen, die in der Haltung der Menschen durch geringere Einflüsse sich ergeben, reagiren auf die Phantasie Jókai's. So unterscheiden sich die Helden seiner in neuerer Zeit spielenden Romane genau von einander, je nachdem sie in der Periode der Napoleonischen Kriege, der ungarischen Reformbewegung (1825—1848), der Revolution, oder später ihre ersten Jugendeindrücke empfangen haben. Erst vor kurzer Zeit lasen wir eine Novelle, in der Jókai sich etwas ganz Anderes zur Aufgabe machte, als etwa die jüngste Phase im parlamentarischen Leben Ungarns darzustellen, und doch ist es eben diese, die dem Gespräch der handelnden Hauptpersonen, eines gegenwärtigen und eines gewesenen Abgeordneten, Farbe und Charakter verleiht.

Mit dem bewunderungswürdigen großen Talent Jókai's steht dessen künstlerische Selbstkritik nicht in zulänglichem Verhältniß. Bei der Hast und Vielseitigkeit seiner Production läßt er sich zahlreiche Flüchtigkeiten, Zerstreutheiten, Verzeichnungen zu Schulden kommen. Ja, man begegnet bei ihm mancherlei Verirrungen, namentlich in den Hauptgestalten einiger seiner Romane Zügen der Uebertreibung, die nicht so sehr von der Hast der Arbeit, wie von einer Neigung des Dichters zum Maßlosen herzurühren scheinen. Zumeist sind es die glänzenden Geistesgaben und die edlen Charaktereigenschaften der Helden, die in der üppigen Atmosphäre seiner Phantasie über das Maß des Wahrscheinlichen hinauszuwachsen pflegen.

Theils Redacteur, theils Eigenthümer von vier verschiedenen Blättern (ein politisches und ein belletristisches Tagblatt, ein humoristisches und ein politisch-belletristisches Wochenblatt), — läßt Jókai nichts von Allem verloren gehen, was seine ewig rege Phantasie unausgesetzt producirt. Er verwendet für seine Blätter Alles; — irgend ein Zug von seiner Factur, ein humoristischer Einfall, leichter Vortrag oder mindestens das Interesse der Actualität ist seinen kleinsten und flüchtigsten Arbeiten eigen, — selbst denen, die er nachträglich den Sammlungen seiner Novellen, Skizzen, und Gedichte ohne Auswahl einverleibt, und lieber unterdrücken sollte.

Auch ohne solche Abfälle bliebe sein Verdienst ungeschmälert, daß er der ungarischen schönen Literatur mehr nationale Stoffe zugeführt und größtentheils auch künstlerisch bewältigt hat, als irgend ein Vorgänger oder Mitstrebender in was immer für einem Zweig der Literatur gethan. — Mit so vielen Vorzügen ausgerüstet, hat er — besonders auf dem an Erfolgen reichsten Felde seiner Wirksamkeit, auf dem des Romans — seiner Nation wesentliche Dienste geleistet. Und nicht der geringste unter diesen ist es, daß der ungarische Roman, Dank der Gaben, mit denen Jókai ihn ausstattete, zahl-

reicher Uebersetzungen in fremde Sprachen werth befunden und so weltbekannt wurde. Auf die Literatur und die Völker läßt sich nicht anwenden, was von einzelnen Menschen gelten mag: bene vixit, qui bene latuit. — Die Anerkennung, die Jókai verdientermaßen in der Heimath und Fremde gefunden hat und noch immer findet, erhielt unter Anderem einen glänzenden Ausdruck dadurch, daß auch er, wie Arany und Toldy, vom Monarchen mit einem hohen Orden ausgezeichnet wurde.

Trotz aller Fortschritte übrigens, welche die ungarische Literatur durch Jókai, so wie durch die anderen, heutigen und früheren bevorzugten Kräfte gemacht hat, gibt es für dieselbe in Form und Inhalt noch große Aufgaben zu lösen. — Sie darf bei den kleinen mehr oder minder geglückten Versuchen der Lyrik, geschweige bei den mißlungenen des Drama's, die großen weltbewegenden Ideen in den Kreis ihrer Bestrebungen einzubeziehen, nicht stehen bleiben. Ein reiches Feld, ergiebiger wie bisher, erschließt sich ihr in der Nationalgeschichte, besonders der letzten drei Jahrhunderte, deren Kenntniß durch die neuesten Bestrebungen der ungarischen Geschichtsforschung bedeutend gefördert und über einseitige Gesichtspunkte immer mehr hinausgehoben wird. Auch durch Reisen, durch naturwissenschaftliche Studien, durch immer häufigere Berührungen mit der Welt wächst die Fülle an Stoffen, deren die ungarische Literatur sich zu bemächtigen hat, und damit auch die formelle Seite der Aufgabe, all den Inhalt, der aus eigenen und fremden, aus nahen und fernen Quellen strömt, künstlerisch zu bemeistern. — Bis vor Kurzem entwickelte sich die ungarische Literatur im isolirten Kampf der Nation um das Dasein. Es bleibt der Zukunft vorbehalten zu zeigen, ob und welcher weitern großen Entwickelungen sie fähig sein werde, wenn ihre Existenz Dank aller im modernen Völkerleben nöthigen Bedingungen gesichert bleibt, — ob die ungarische Nation die Kraft haben werde, im Kampf um die höchsten Interessen des Daseins Schulter an Schulter mit andern Gliedern der Völkerfamilie mitzuringen und dabei ihre Sprache und Eigenart nicht allein zu wahren, sondern auch im Verhältniß zu den größeren Aufgaben zu entwickeln. — Glück auf zu dem edlen Kampfe!

Budapest, im August 1876.

Gedichte.

Von

Karl Emil Franzos.

1.

Frauenschönheit.

O Frauenschönheit — Zauber nicht zu sagen! . . . .
Du lenkst das sehnsuchtsmüde Herz zur Rast,
Du süßer, flücht'ger, wundersamer Gast
Aus der Antike schönheittrunk'nen Tagen!

Sich aller Rosenfesseln zu entschlagen
Erstrebt dies nüchterne Geschlecht voll Hast,
Nur du bezwingst es noch, die holde Last
Des Bann's der Anmuth fürderhin zu tragen.

So flammen dem Idol aus Hellas' Zeit
In uns'ren Tagen voll von Kampf und Qual
Nur noch in Frauenzügen Opferkerzen:

Doch bringt's auch also Glanz und Seligkeit,
Aus schönen Augen bricht ein heller Strahl
Und zündet schöne Gluth im Dichterherzen!

Gmunden, August 1876.

2.

Zum Abschied.

(Mit einem Körbchen getrockneter Blumen.)

Wer getrocknete Blumen schickt,
Die nicht welken, noch treiben,
Kann, wenn je ein Vers ihm geglückt,
Niedliche Dinge schreiben.

Also zum Beispiel: „Unwandelbar,
Wie dieses Straußes Blüthe,
Bleibt auch ewig farbig und wahr,
Was mir blüht im Gemüthe!"

Oder: „Blicke du boshaft nicht
Auf das Körbchen nieder,
Nimm Korb, Blumen und Gedicht,
Aber gib nichts davon wieder!"

. . . Aber jetzo im Morgenstrahl
Nach wildsüßem Geträume,
Scheinen mir sämmtlich welk und fahl
Diese Lebkuchenreime —

Und nur Eines sag' ich erfreut,
Hoffend im Gemüthe:
Wahren wir uns in der Winterszeit,
Was uns im Sommer blühte! . . .

Gmunden, September 1876.

3.

Glückwunsch.

Wohl sind mir fern die holden Züge
Und stumm ist meine Stimme Dir,
Und doch! — Du weißt, es ist nicht Lüge,
Sagst Du Dir leise: er ist hier!

Und wenn um Dich bei Kerzenschimmer
Sich Dein gewohnter Kreis vereint,
Dann weilt unsichtbar auch im Zimmer
Dein jüngster und doch wärmster Freund!

Wär' er leibhaftig in der Runde,
Er stimmte ein und wünschte Glück,
Doch, fürcht' ich, nicht mit lautem Munde,
Wohl nur mit feuchtem, stillem Blick.

Soll's anders sein, dieweil ich ferne?
Ich drücke den süßbitt'ren Pfeil
In's Herz mir tief und tiefer gerne
Und denk' mir stumm mein selig Theil . . .

Berchtesgaden, September 1876.

Im Glück.

Als einst ich meine flücht'gen Gluthen
Mir im Gesange neu belebt,
Wie hab' ich da nach kühnen Bildern,
Nach vollem, stolzen Reim gestrebt!

Doch nun ich mich in Dir gefunden
Für ewig, fest und inniglich,
Dir weiß ich doch nur Eins zu sagen:
Ich liebe Dich weit mehr, als mich!

Wien, October 1876.

Gedichte.

Von

Elvira Tiefenbacher von Büschel. *

1.

Die Antwort.

Wie toll sind doch die Burschen dort,
„Die sich zum Tanzen müh'n und drängen,
„Mit Blumen, Jubel und Gesängen —
„Mich ruft es auf die Berge fort;

„Wo Todesstille in der Rund',
„Wo Thal und Mensch und Güte schwindet;
„Wo sich der steile Gemspfad windet
„Hin über nachterfüllten Grund.

„Es ruft mich hin zu der Gefahr,
„Zu kühnem, muterfülltem Wagen,
„Auf steiler Felsenwand zu jagen,
„Wo noch vor mir kein Bursche war."

Der Jäger wendet sich zum geh'n —
Da sieht beim Tanz er in der Ferne,
Zwei Augen blau und hell wie Sterne
Die ihn so eigens angeseh'n.

„Wie deut' ich mir des Blickes Sinn?
Frägt er mit Ungeduld und Zagen;
„Ich geh, wozu dies lange Fragen
„Um eine Antwort selber hin!"

Und seht! hab' ich mich nicht geirrt,
So bleibt beim Tanz und beim Gelage
Er nur damit auf seine Frage
Die Antwort klar und deutlich wird.

---

* Elvira Tiefenbacher, mütterlicher Seite eine Großnichte von Theodor Körner, starb in der Blüthe ihrer Jahre — an ihrem 24. Geburtstage — zu Venedig (13. Februar 1866). Wir verdanken die stimmungsvollen Lieder, als Erinnerung an die Verewigte, ihrer treuen Freundin der Frau Baronin Ida von Culoz.

D. R.

2.

Ein Spiegelbild.

Ich stand an einem Bache
  In dunklem Waldesgrün,
Wo Vögelchöre jubeln,
  Wo Blumen duftig blüh'n.

Wo liebeathmend Alles,
  So überreich an Glück,
In wunderbarer Schönheit
  Lag hier vor meinem Blick;

Doch aus des Baches Spiegel
  Und Wellenheiterkeit,
Schaut ernst empor ein Wesen,
  Voll unnennbarem Leid.

3.

Der Unermüdliche.

Des Todtengräbers Liebste,
  Sie starb ihm über Nacht.
Er schreitet still zum Friedhof,
  Wohin man sie gebracht.

Das Grab ist bald verschüttet
  Und schwellt zum Hügel an —
In seinen Schmerz versunken
  Fort schaufelt noch der Mann;

Erhebt den Spaten schaudernd,
  Kühl weht die Morgenluft,
Und dröhnend Scholl' auf Scholle
  Sinkt in der Liebsten Gruft.

Der Spaten fordert Erde,
  Und er der Arbeit mehr,
Von seinem Werk sich trennen
  Fällt heut ihm gar zu schwer.

So schaufelt er der Gräber
  Bis in die stille Nacht;
Und mancher ging vorüber,
  Der roh ihn ausgelacht.

4.

Ruhe.

Hört' das Bächlein munter rauschen
  Und aus jeder Welle klang:
„Singe! trauriger Geselle,
  Menschen frommt ein heitrer Sang!"

Sah die Vöglein wanderrüstig
  Schönem Süden zugewandt.
„Willst du mit! — die Glut der Sehnsucht
  Zog schon manchen über Land!"

Nur die Blumen schlossen schweigend,
  Ihre Blütenkronen zu —
Blumen! unter eurem Rasen
  Möcht' ich schlummern ein zur Ruh.

Gedichte.

Von

Ludwig Bowitsch.

1.

Späte Wanderung.

Die Sonne senket sich tiefer
Und tiefer hinab in's Meer —
Kein Lüftchen regt sich im Laube,
Kein Falter flattert umher!

Die bleichen Sternlein schimmern
Aus Nebel und Blütenduft —
Wie matte Todtenlichter
An einer schweigenden Gruft!

Ich wand're einsam und träume
Zurück mich fern und weit:
Ach, nimmer kehret sie wieder
Die goldene Jugendzeit!

Sie schlafen und ruhen schon Alle,
Die einst gegangen mit mir —
Die Sternlein flimmern und fragen:
„Was thust denn Du noch hier?"

2.

Lenz und Winter.

Ging dereinst im Mondenschein
Durch den frischen Maienhain,
Vöglein sang so wunderbar,
Und das Bächlein rauschte leise —
Doch wie hold auch Alles schien,
Mußte weit und weiter ziehn,
Denn ich war ja auf der Reise.

Sitze nun im Kämmerlein,
Denk' an jenen Maienhain,
Denk' an jene Mondennacht,
Und die Thräne sinket leise —
Nebel schauern um mich her,
Alles wüst und freudenleer —
Bald vollendet ist die Reise.

3.

Des Hirten Abschied.

Ach so muß ich von dir scheiden,
Vielgeliebter Heimatstrand —
Mit dem Stab aus deinen Weiden
Zieh' ich fort in's fremde Land.

Will dir meinen Segen geben,
Dörfchen, noch, bevor ich geh',
Wenn ich dich vielleicht im Leben
Nun zum letzten Male seh'.

Lächelt auch des Glückes Schimmer
Gnädig in der Fremde mir —
Ach, zur Heimat wird sie nimmer
Und mein Herz, das lass' ich hier!

4.

Ach, wie hasten doch die Stunden.

Ach, wie hasten doch die Stunden gar so pfeilgeschwind vorbei,
Weit in nebelgrauer Ferne ruht schon meines Lebens Mai,
Und durch's Herz, das einst so mächtig und begeist'rungsglühend schlug,
Weht es wie ein abendlicher, herbstlich kühler Windeszug.

Sinnend schreit' ich oft im Walde, und der Vöglein froher Sang
Schmettert in der Blätter Rauschen, in des Stromes Wellenklang —
Doch der wunderbare Zauber, der so reich mich einst gemacht,
Tritt mit seinen Märchen nimmer aus des Laubes grüner Nacht.

Blätter sind's nur, die da rauschen — Blumen sind's nur, die da blüh'n,
Und so muß ich unbefriedigt immer weit und weiter zieh'n —
Suche ewig nur mich selber, suche ihn, der längst vorbei,
Meines Lebens sturmbewegten, aber dennoch schönen Mai!

Die Rose von Töröktó.

Von

Hugo Klein.

1.

Es ist ein Name, fremdartig und unbekannt. Töröktó! Der Ort liegt in Ungarn. Man frage aber selbst magyarische Geographen von Beruf darum, und sie werden zweifelnd den Kopf schütteln, daß ein so benannter Ort zwischen den rothweißgrünen Grenzpfählen existire. Daß es existirt, das ist überhaupt die größte Merkwürdigkeit des Dörfchens, das diesen Namen trägt. Eine andere haftet ihm nicht an. Es wurden noch keine Helden hier geboren, wenn Töröktó auch gute Soldaten liefert und der Sohn des Thierarztes es bis zum Feldwebel und einer Tapferkeitsmedaille gebracht hatte; man munkelt freilich, er verdanke die Medaille den geheimen Künsten seines Vaters, die sich auf ihn vererbt und mit welchen er seiner Compagnie im letzten Kriege gute Dienste geleistet hatte. Die Burschen von Töröktó stellen aber trotzdem auch in der Uniform ihren Mann. Zum Heldenthum scheinen sie freilich wenig Inklination zu haben. Auch keine Heldin wurde hier geboren, wenn auch manche Schöne von Töröktó schwer einzunehmen sein soll. Es sind hübsche Frauen, die Frauen von Töröktó, nur etwas stark; sie fallen schwer in's Gewicht; sie sind hoch gewachsen und ihre Arme sind muskulös, zur Arbeit geschaffen. Sie helfen auch wacker mit bei der Arbeit in Haus und Feld. Sie verstehen sich aber darum nicht minder vortrefflich auf zartes Minnespiel, und ihre Volksgebräuche kennen so manche sinnige Sitte der Liebeswerbung. Zum Heldenthum qualifiziren aber auch diese Eigenschaften nicht. Kurz, die Geschichte nimmt keine Notiz von Töröktó. Es wurde hier nie eine Schlacht geschlagen, nie die Brandfackel des Krieges durch die stillen, öden Gäßchen des Dorfes getragen. Auch die Wissenschaft ignorirt Töröktó. Es wurden da noch keine römischen Münzen gefunden, kein Römergrab und kein Römerbad, wie in dem nahen Egyházhalma; auch keine prähistorischen Töpfe und keine Tartarenköpfe wurden hier entdeckt. Nichts, absolut nichts erinnert die Gegenwart an Töröktó. Selbst ihre Steuern zahlen die Leute pünktlich und gewissenhaft,

und wären sie noch so hoch, und die Finanzdirektion des nächsten Städtchens hat noch keinen Grund gehabt, einen Exekutor in das Dörfchen zu entsenden. Allmonatlich zieht der Gemeindepandur durch's Dorf und schlägt die Trommel und ermahnt die Leute, ihre Steuern in's Städtchen zu tragen, und noch nie marschirten also seine rothen, sporengezierten Stiefel durch's Dorf, ohne daß die Wanderung in's Städtchen am nächsten Tage begonnen hätte.

Töröktó! Fremdartig und unbekannt klingt der Name — es ist ein vergessenes Stück Erde.

Ein vergessenes Fleckchen Erde, ein vereinsamtes Dörfchen am Waldessaume ist Töröktó. Es liegt beinahe ganz und gar im Laub der grünen Bäume, der wogenden Akazien, verborgen. Nur ab und zu schimmert weißes Mauerwerk aus dem duftigen Wall hervor oder spottet die Höhe eines Rauchfanges aller vegetabilen Bestrebungen. Sonst aber ist es ganz verborgen im Laub. Die grünen, weißblüthigen Zweige nicken darüber hin und plaudern mit den Wellen eines hellen Flüßchens, eines Haideflüßchens, das vorüberfließt. Sie sind alte Bekannte und erzählen sich schon so manches Jährlein vom Glücke der Vergessenheit ... Denn abseits, ganz abseits liegt Töröktó; abseits von der großen Heerstraße des Lebens, wo sich die Leute drängen, wo sie im wüsten Lärm durcheinanderschreien, rennen und jagen nach dem Glück, das so verborgen und selten auf dem Markte feil ... Ganz abseits, verborgen im Laub, vergessen ...

Man kennt hier nicht die raffinirten Freuden und Leiden der großen Welt. Das Leben bedeutet hier Arbeit, der Tod das Ende der Arbeit. Jeder hat sein Theil Mühe und Sorge, bis es aus ist. Sie wissen das und leben resignirt ihre Tage dahin, welchen sie die beste Seite abzugewinnen trachten. Sie sind klüger als die klügsten Philosophen, die Leute von Töröktó. Sie freuen sich des Glückes, das ihnen beschieden wurde, und wollen kein anderes kennen; jedes Andere ist ihnen Thorheit ... Es sind gute Leute. Sie arbeiten friedlich neben einander; der eine führt den Spaten, der andere die Haue, der dritte trägt die Lehmziegel zum Bau, der vierte treibt die Kühe auf die Weide. Und so fort. Sie scheuen keine Arbeit und sind mit ihrem Lose zufrieden. Es gibt nur eine wahre Celebrität im Dorfe, und das ist der Wirth. Er trägt eine Kappe aus der Stadt und fuhr auch einmal schon auf der Eisenbahn. Darum ist er hier als ein ganz besonderer Mann angesehen. Vor dem Kleinrichter zieht man von Weitem den Hut, sonst wandert man in's Kühle; vor dem Wirthe zieht man auch schon von Weitem den Hut, doch aus wahrer Ehrerbietung; man ruft ihm herzlich zu: „Grüß' Gott, Gevatter!" und meint es ehrlich. Er ist ein ganz besonderer Mann und gibt überdies in seiner Schänke Credit, wenn man kein Geld hat; man bezahlt ihn dafür aber auch ehrlich. So sind die Leute von Töröktó.

Es ist ein liebes Nest, dieses Töröktó, am Waldessaum. Ein Dörfchen, wie man es selten findet, wie man es manchmal träumt, wenn man müde ist, wenn man sich nach Ruhe sehnt ...

2.

In Töröktó habe ich eine Weile gelebt. Wer könnte auch an dem Dörfchen vorübergehen? Beim rothen Marczi kehrte ich ein und machte mir's in seinem Hause bequem, das am Ende aller Häuser steht. Es ist auch das ärmlichste von allen Häusern in Töröktó. Ein kleines Häuschen mit zwei, drei Guckfenstern, ein paar engen Stuben und dem kläglichsten Meublement, wenn man einen Tisch, ein paar Stühle ein zerbrochenes Bett überhaupt so nennen kann. Das Strohdach war arg mitgenommen von den Stürmen, die es da ab und zu gab, und bei starken Regengüssen floß das Wasser in die Stube. Was that's? Das machte seinen Bewohnern keinen Kummer. Am Allerwenigsten dem rothen Marczi . . .

Wer der „rothe Marczi" war? Ein Unglücklicher. Würde man denken, es gebe Unglückliche in Töröktó? Es war doch so . . .

Er hatte wacker mitgekämpft für Freiheit und Vaterland, für sein liebes Ungarn, von dem die ruhmvollen Geschichten stehen in dem einzigen Buche, das Marczi besitzt. Nun sagt er selbst, es sei nicht gut, wenn dumme Bauersleute in Büchern lesen; er hatte zu viel in dem einen Buche gelesen . . . Wie kam es in sein Haus, wie fiel es in seine Hand? Der Himmel mag es wissen! Er las in dem Buche, als der mächtige Ruf der Freiheit durch's Land drang, bis in das kleine Töröktó, als sie ihre Söhne rief. Er las gerade in dem Buche und zog hinaus unter ihre Kämpfer . . .

Als Alles aus war, gab man ihm in der Ofner Festung hundert Stockstreiche und schickte ihn nach Hause. Ein anderer hätte das nicht ertragen, Marczi war aber damals ein starker Junge, der mit der Faust den Ochsen niederschlug — und er ertrug's. Zur Arbeit taugte er freilich nicht mehr . . . er war so viel krank . . . Wenn es ihm Monate lang gut gegangen war, wurde er plötzlich schwach und müde und fiel auf Wochen in's Bett. Er konnte dann kein Glied rühren, er konnte nur ächzen, dumpf und schwer, und ihm war, wie damals, als man ihn nach Hause geschickt hatte . . . Es war schlimm bestellt um den armen Marczi. Es nützte nichts die liebe Sorge und die liebe Mühe, die sich sein junges Weib, die kleine Rózsika, mit ihm gab; es nützten nichts ihre süßen Küsse, nicht der milde Druck ihrer kleinen Hand, es nützten nichts ihre Thränen . . . Und sie liebte ihn so sehr! . . . Und als sie sah, daß nichts nützte, legte sie sich hin und starb. Sollte man es denken? Sie starb in Töröktó vor Gram . . .

Es war doch so. Sie schlief nun im Garten, zwischen Fliedersträuchen, und die Vöglein, die sie so gerne hörte, singen ihr die schönsten Lieder in's Grab. Und Blumen gibt es auf dem kleinen Hügel, rothe und blaue, die sie so lieb gehabt . . .

Der „rothe Marczi" war Kukuruzhüter, und das ist ein leichtes Geschäft. Es stiehlt Niemand etwas in Töröktó, und Marczi konnte ruhig den ganzen lieben Tag in seiner Rohrhütte draußen auf dem Maisfelde schlafen.

Und er schlief auch das ganze Jahr. Er lächelte seltsam, wenn man ihn darüber schalt, und meinte, es sei süß, das Leben zu verschlafen. Nur an einem Tage schlief er nicht im Jahre, das war am Todestage seiner kleinen Frau ... Dann kniete er mit seiner Tochter an ihrem Grabe nieder und weinte. Schalt man ihn darob, so meinte er lächelnd, immer lächelnd, man habe wahrlich Grund, mehr über das Leben zu weinen, als er weine. ... Dann warf er sich wieder auf das Stroh und schlief weiter.

Er hatte aber doch noch eine Freude im Leben, der arme Marczi; das war Juliska, sein Töchterchen. Sie war schön und gut wie ihre Mutter, und hatte ihn lieb, wie diese. Sie bestellte den kleinen Garten, sie sorgte für den Vater, war er gesund, und pflegte ihn, war er krank. Sie sang ihm mit ihrer frischen Stimme lustige Lieder vor, die ihre Mutter gesungen, und sie schloß sie mit einem silbernen Lachen ab. ... Ihre Lieder machten die Herzen froh.

Sie war schon fünfzehn Jahre alt und ein herziges Mädchen. Sie flocht sich das reiche, rothblonde Haar in lange Zöpfe, die ihr bis zu den Knien gingen; ihr liebliches Gesichtchen war weiß und roth und rund, wie ein Ketskeméter Apfel; die blauen Aeuglein blickten hell und klar in die Welt. Sie hatte nur ein ärmliches Kleid und ein mühsam geflicktes, abgeschossenes, rothes Leibchen, sie wäre aber noch in ärgeren Lumpen entzückend gewesen — die Rose von Töröktó.

Sie war fast immer allein. Ihre Altersgenossinen neckten sie mit ihrem ewig schlafenden Vater, und das that ihr weh. Sie mied ihre Gesellschaft und blieb zu Hause. Im Sommer ging sie zu ihrem Vater hinaus auf's Feld und brachte ihm das Essen. Im Winter blieb er zu Hause und so fiel auch dieser Gang fort. Sie ging am Sonntag nie nach dem Wirthshaus, in dessen weitem Hofe die Burschen und Dirnen tanzten nach des Verebély Gazsi lustiger Geige. Sie hatte nur ein ärmliches Röckchen und keine Glasperlen, um sie sich um den Hals zu legen, und sie fürchtete, die Burschen würden sich schämen, mit ihr zu tanzen. Und beschämt wollte sie nicht sein — nicht für allen Tanz der Welt!

Ihr junges Herz schlug aber lebensfroh unter dem engen Mieder und sie hörte so gern den tollen Csárdás spielen. Und am Sonntag Abend, wenn es dunkel geworden war, schlich sie zur Schänke hin, blickte über den Zaun in den Hof, sah sich lange, lange die Fröhlichkeit mit an und ergötzte sich an den wirren Zigeunerweisen. Das waren ihre Feste ... Sie machten sie so glücklich. ... Eines Tages aber ging sie nicht mehr nach der Schänke. ...

Das kam so.

Es war ein kalter Novemberabend gewesen, als sie zum letzten Male nach dem Tummelplatz der Fröhlichkeit gepilgert war. Es war der erste Schnee gefallen und er knisterte unter ihren Füßen, während sie so dahinging. Es war ihr kalt und sie war glücklich, sich endlich an den Zaun schwingen zu können. Sie blickte in den Hof, lange, lange. Den Glücklichen dort war es warm vom Tanze; sie trugen auch wärmere Kleider, als sie hatte.

Besonders ein Paar fiel ihr auf. Es war Horváth Peti, der schmuckste Bursche des Dorfes, der Sohn des Wirthes, und die Nachbarin Ráb Kathinka, mit dem schwarzen Haar; ihre Wangen waren hochgeröthet, und sie schien glücklich, daß der stolze Peti immer mit ihr tanzte. Ach! Wer schwarzes Haar haben könnte, über das nicht zu spotten war, und zum Tanze gehen dürfte! Sie wandte den Kopf ab, die Kleine am Zaune, — es lag eine Bitterniß in ihrem Herzen . . . Plötzlich rief Peti: „Wer steht dort am Zaun?“ Und Kathinka sagte schnell darauf: „Es wird eine Bettlerin sein . . .“

Die arme Kleine hörte nichts mehr. Sie lief über die schneebedeckte Straße dahin, wie ein gejagter Hase. Sie kam keuchend vor ihrem Häuschen an. Zwei Tage war sie krank, sie sagte, von der kalten Luft . . . Möglich das . . . Doch ging sie nimmermehr zur Schänke . . .

Sie wurde blaß, die arme Juliska, und ihr Liedermund verstummte. . . Sie sang nicht mehr ihre fröhlichen Liedchen, das Vögelchen schien krank. . . Ihre Wangen wurden blaß . . .

3.

Der Winter verging und es kam wieder der duftige, lebensfrische Frühling und mit ihm Pfingsten, das Fest der Rosen. Da erblühen sie zum ersten Mal im jungen Jahr, die Rosen in voller Pracht, und duften berauschend, als wollten sie ihre Seele in wollüstiger Freude aushauchen.

Die Bewohner des Dorfes zogen, einem alten Gebrauche im ungarischen Tieflande folgend, hinaus zum Grenzhügel, um die Wahl des Pfingstkönigs und der Pfingstkönigin vorzunehmen. Es ist ein schönes, ländliches Fest. Voran schritten der Kleinrichter und der Wirth, die vornehmsten Persönlichkeiten des Dorfes; Sie hatten immer den Vortritt. Hinter ihnen geigten die Zigeuner eine lustige Weise und einer sang sogar das Lied dazu, ein dummes Lied von tollen Liebesgeistern . . . Ein schlechtes Lied und eine schlechte Stimme. Der Wirth sagte es dem Sänger, und die braunen Geiger spielten rasch einen Csárdás, einen echten Csárdás . . . Das braucht es zu solchem Feste.

Ein wichtiger Bestandtheil des Festes schloß sich den Zigeunern an. Das war ein Wagen, der ein riesiges Weinfaß trug, von zwei Dorfheben gehütet, die vielsagende Krüge in der Hand hielten; dann folgte der löbliche Vorstand des Dorfes: der Stuhlrichter, der Notär und der Fiskal, der Schreiber des Kleinrichters und der Hund. Ein wackerer Vorstand! Pêle-mêle zogen ihm die Bewohner des Dorfes nach.

Die Stimmung war animirt. Die Männer discutirten die Frage, ob das Faß Wein denn doch ausreichen dürfte? Es gab zum Glück eine Reserve. Die Mädchen fragten sich, welches von ihnen am Abend dieses schönen Tages eine Pfingstkönigin und glückliche Braut sein werde; eine Braut mit

Feldblumen im Haar, die bunte Perlenschnur um den Hals, die der Pfingstkönig seiner Königin schenken mußte, allein zu Wagen mit dem Liebsten . . . Das war so Sitte. Der Bursche, der beim Rennen den Preis gewann, war Pfingstkönig; die hohe Obrigkeit bezahlte ein volles Jahr für ihn die Zeche im Wirthshaus; ein schönes Beneficium. Dann hatte er noch das Recht, eine Pfingstkönigin zu wählen, und die war seine Braut . . . Ein glücklicher Tag. Viele Herzen pochten lauter als sonst; manche stille Liebe, manches stille Verhältniß spann süße Hoffnungen an diesen Tag, der ein Paar immer glücklich machte.

Der Grenzhügel wurde feierlichst occupirt, ein ganzer Ochse gebraten, ein Faß Wein durch die Kehle gejagt und noch ein Faß Wein.

Das Rennen fand statt. Rasche Pferde konkurrirten und gute Reiter, Der schmuckste Bursche des Dorfes, Horváth Peti, dem so manche Schöne mit Verlangen nachblickte, dessen Liebe sich keine rühmen konnte, gewann den Preis, war Pfingstkönig.

Welche wird er wählen? Welcher er den Brautkuß geben? Keine Lippe sprach es, jedes Auge fragte es.

Und er nahm ein kleines Mädchen bei der Hand, das sich ganz rückwärts hielt und so bleich war im Gesichte, wie seine weiße Schürze, ein kleines Mädchen mit rothblondem Haar, das er einmal am Zaun gesehen wie eine Vision, welches ihn seither liebte, von ihm träumte und für ihn betete — des rothen Marczi schönes Töchterlein.

Er nahm Juliska bei der Hand und sagte: „Diese da ist meine Pfingstkönigin und Braut!“

Sie sprach kein Wort, ihre Lippe bebte und die Zunge versagte ihr den Dienst; nur die Augen sprachen, die seelenvollen, deren Blick er nicht vergessen gekonnt, die Augen sprachen unter Thränen ein Gesicht glücklicher Liebe . . .

Es war nicht so Sitte, es reichte aber dazu noch ihre Kraft, und das war genug; mit einem leisen, unhörbaren Seufzer sank sie ihm an die Brust und drückte einen wahnsinnigen Kuß auf seine Lippen.

Es war ein langer Kuß, ein Kuß für die Ewigkeit. Er schrie auf. Noch ein Zittern durchlief ihren Körper, noch ein Seufzer entrang sich ihren Lippen. Dann sank ihr Haupt zurück — sie war eine Leiche . . .

. . . Es ist eine bunte Geschichte, die sich da draußen abgespielt, im Dorfe, ganz abseits.

. . . Es ist die Geschichte einer Rose, die am Feste ihrer Schwestern ihre Seele aushauchte, in wollüstiger Freude des Glückes, in dessen Wonnen das kleine Herz zersprang.

Sie flochten eine Tragbahre aus Weidenzweigen und trugen sie nach Hause, durch den grünen Wald. Die Sonne sank im Westen in ein blutiges Grab und ihre verirrten Strahlen fielen auf den engen Pfad, der zwischen Strauchwerk und bemoosten Baumstämmen dahinführte. Das grüne Laub

wölbte sich darüber zu einem zitternden Dache, und dort zwitscherten die Vöglein ihr Abendlied. Manchmal fiel eine weiße Blüthe auf den entseelten Körper, wie zum letzten Gruße dem Kinde, das seine jungen Jahre zwischen den alten Baumriesen verträumte. Die Festcortège war zum Trauerzug geworden, lautlos folgte ihr die geputzte Schaar, Männer und Frauen, und nur ein Schluchzen störte ab und zu die Stille des Waldes. Lautlos trugen sie die gebrochene Blume dahin. Als sie den Wald durchschritten hatten, war die Nacht beinahe schon auf Töröktó herabgesunken. Die Sonne verglühte am Horizont und ein letztes Vögelchen zwitscherte noch einen letzten Ton — dann war Alles aus.

Und am nächsten Tage betteten sie sie tief in die Erde, in den kleinen Garten, den sie so sorgsam gepflegt, wo die vielen Rosen standen, die rothen und weißen, ihre Schwestern.

Der arme Marczi schlief nicht an dem Tage, sondern weinte, wie er am Grabe seines Weibes zu weinen gepflegt, das neben dem Kinde ruhte; Mutter und Tochter neben einander; eingesargt und begraben so viel Liebe, so viel Glück, so viel Freude . . .

Er weinte noch einige Tage, dann fand man ihn auch dort todt zwischen den Gräbern. Man sagte im Dorfe, es sei besser so, denn das Leben habe ihm arg mitgespielt. Nun braucht er nicht mehr zu weinen.

Es ist eine bunte Geschichte, die sich da draußen abgespielt, im Dörfchen, ganz abseits, versteckt im Laub.

Renaissance-Sonette.

Nach Lorenzo il Magnifico.

Von

Hans Grasberger.

Allgegenwart.

Schweifenden Geist's waldein, auf rauhen Steigen,
Spähend nach wilder Thiere Aufenthalt,
Enteil' ich, wo tyrrhen'sche Wogen steigen
Bald Land bespülend, überflutend bald.

Vielleicht besänftigt neuer Bilder Reigen
Die Seele, der mit fesselnder Gewalt
Sich immer wieder jene Augen zeigen,
D'raus meiner Brust der Pfeile schärfster galt.

Doch wenn etwelche Grotte klafft zur Linken,
So ist's, daß ich *sie* als Diana glaube
Zu seh'n im trauten Dunkel grüner Laube;

Und wo zur Rechten salz'ge Fluten blinken,
Dort gibt *ihr* Thetis huldigend Geleite:
So hab' ich stets mein süßes Weh zur Seite.

Traumgesicht.

Schöner und minder spröd' als je zuvor
Ließ Amor mich die theure Feindin schauen,
Als sich des Tages Müh' im Abendgrauen,
Gedankenhaft im trägen Schlaf verlor.

Sie tauchte klar vor meinem Aug' empor,
Ganz sie, entkleidet nur des Strengen, Rauhen,
Um unter heißen Blicken aufzuthauen —
Die Wahrheit käme mir nicht wahrer vor.

Erst zaudert' ich, mit Worten nicht geschwind
Und scheu, wie's meine Art ist; doch Verlangen
Bezwingt die Furcht, und ich beginn' und ruf':

„Madonna!" — doch da schwand sie hin wie Wind,
Und Alles ist mit einem Mal zergangen,
Gedanken, Traum und — Schlaf, der Alles schuf.

Aussicht auf Schadloshaltung.

Amor verspricht, ein's Tags mir zu gewähren
Und mich in seinem Reiche gut zu halten,
Da greift zerstörend ein Fortuna's Walten,
Um höhnisch all' mein Hoffen zu verkehren.

Ein Antlitz, welches Reiz und Huld verklären,
Beglückte mich, ich könnte selig alten,
Doch nicht beliebt's Fortunen, so zu schalten,
Gewohnte Seufzer sollen mich verzehren.

Wie wird der Widerstreit der Beiden enden
Und wem bin ich als Beute zugedacht
Nach all der Hoffnung und so viel Beschwerden?

Fortuna kann das Loos auf Erden wenden,
Doch selbst den Himmel zwang schon Amors Macht,
Drum wird mir wohl noch Schadloshaltung werden.

Entweder — oder.

Ich kann nicht, wer mein größ'rer Feind, erklären:
Ob grausamer die Lieb', ob ungetreuer
Das Glück, ob schlimmer nicht der Hoffnung neuer
Eifer, die alte süße Glut zu mehren.

Das Glück weiß jedem holden Plan zu wehren,
Die Liebe schürt allstündlich mehr das Feuer,
Der Hoffnung deucht mein Leben viel zu theuer,
Als daß sie's nicht mit Süße wollte nähren.

Doch keine Herbe kann so bitter munden
Als diese Süße, und kein Tod ist schlimmer
Als solch ein Leben von der Hoffnung Gnaden.

Entweder sei das Glück mit mir verbunden,
Oder die Hoffnung weich', die Lieb' für immer,
Oder der Tod soll mich — sammt ihnen! — laden.

Liebeswanderung.

Süße Gedanken, eilt noch nicht von hinnen!
Wo laßt ihr mich zurück, ihr meine süßen?
Gebt so Geleit ihr meinen müden Füßen
Und soll des Glückes Port ich so gewinnen?

Nicht Zephyr will den Reigen hier beginnen,
Nicht Flora; keine blum'gen Matten grüßen,
In Frost und Schreck und Dunkel muß ich büßen,
Gestrüpp und Felsen hemmen, Wasser rinnen.

Und doch enteilt voraus ihr zu derjenen,
Die euer Heim und meines Herzens Sehnen;
Ich bleib' in Nacht zurück, mir selbst zu viel.

Nur Liebe lehrt so dunkle Pfade wandern
Und leitet treu von einem Stern zum andern,
Mir glänzt kein ander Licht als nur mein — Ziel.

Eifersüchtige Anwandlung.

Amor — wird Eifersucht je von ihm scheiden? —
Amor, der denkt und lenkt, geleitet sachte
Zur Stelle mich, die einst mich glücklich machte,
Doch die von nun an er mir will verleiden.

Ich blickte lässig, bis ich jäh erwachte:
Im Wind ihr Goldhaar, das die Götter neiden?
Und ein Planet, deß Augen dran sich weiden,
So daß er kaum an seinen Lauf mehr dachte!

Wer liebt, der legt das auf die schlimme Schale;
Ich hielt und lauschte, trieb's mich auch zur Eile,
Doch schon hat er gebüßt sein still Gelüste.

Nein, nein, so sieht nicht aus, wer mein Rivale!
Er kam des Wegs, er säumte kurze Weile,
Bewundernd? — neidisch? — lüstern? daß ich's wüßte

Schlingen und Netze.

Nicht anders als ein einfach Vögelein,
Das, wenn's erblickt die unheilvollen Schlingen,
Entflieht, doch bald sich stellt von Neuem ein,
Gelockt von and'rer Vögel süßem Singen:

Entweich' ich vor der lieben Augen Schein,
Die Netze sind, um mich in Leid zu bringen,
Doch können süßer Blicke Schmeichelei'n,
Als gält' es Lust, zurück zum Schmerz mich zwingen.

Die Zeit, die Andern pflegt so viel zu nützen,
Hat ihre Wunderkraft für mich verloren
Und lehrt vielmehr mein Uebel mich verkennen.

Blind will ich mich auf einen Blinden stützen,
Zum Führer hab' ich meinen Feind erkoren,
Was Wunder, wenn wir in die Grube rennen?

An die Venus.

Dein Eiland laß, so sehr dich's mag ergetzen,
Verlaß dein Reich mit allem süßen Prangen,
Cyprische Göttin, komm an diesen Bach gegangen,
Deß Fluten grüne zarte Gräser netzen!

Komm in den Schatten, wo dich Lüftchen letzen,
Die flüsternd sich in Baum und Busch verfangen,
Wo's brünst'ger schallt, als je noch Vöglein sangen:
Dies Thal, es wird die Heimat dir ersetzen.

Und laß auch, nahst du diesen klaren Wellen,
Dein liebes Söhnlein sich dir beigesellen,
Man will hier seinen Werth noch nicht verstehen.

Diana's keusche Nymphen treib zu Paaren,
Die hier sich frei ergeh'n, gefahrlos schaaren
Und spröden Herzens Amors Allmacht schmähen.

Lenz und Liebe.

Wie Erdennaß und Lenzsonn' im Verein
Bewirken, daß die neuen Blätter sprießen
Und Blumen sich auf grüner Flur erschließen,
Wann neuverjüngt der Erde Bild soll sein:

So lassen meiner Sonnen heil'ger Schein
Und Thränen, die aus tiefstem Herzen fließen,
Die alte Lieb' in neue Triebe schießen,
Wenn Tag und Stunde kehrt im Jahresreih'n.

Zwei Sterne glänzen wieder mir entgegen,
Geberd' und Wort erneu'n sich, die mich machten
Feig gegen Amor, gegen mich verwegen.

Verdoppelt fühl' ich alt' und neue Lohen,
Hoffnung und Furcht befällt mich Unbedachten —
O späte Huld! Neun Jahre sind entflohen.

Entbehrung.

Wenn ich dein süßes Glück gar niemals noch
Verkostet hätt', o Lieb', es frommte mehr!
Entbehrung trägt die Seele dann nicht schwer,
Ist längst gewöhnt sie schon an hartes Joch.

Wer einmal Gunst und Glück erkannt jedoch,
Der hält und sucht's mit wachsender Begehr
Und achtet drum den Raub, ist plötzlich leer,
Was ihm die Fülle bot, auch doppelt hoch.

Schon fühlt' ich mich dem Tode nah gebracht,
Als neu mir war, als ich noch nicht verstand,
Wornach ich zagend süße Lust empfand.

Um wie viel Schlimmeres ist zugedacht
Mir jetzt, da ich des Glücks verwaist mich sehe,
Nun ich's geschaut, erkannt, nun ich's verstehe!

Fortuna narrt auch mich.

Fortuna narrt auch mich, nach ihrer Art;
Mag täglich neue Hoffnung mich umranken,
Sie macht wie Rauch vergeh'n, wie Schatten schwanken,
Was Alles man für Menschen schafft und wahrt.

War heut sie gütig, ist sie morgen hart,
Verkürzt mich, statt zu mehren, an Gedanken,
Verstört die Seele, läßt den Muth erkranken
Und ahnt es kaum, wie boshaft sie gebart.

Wir steigen täglich, stündlich auf und nieder
Von Furcht und Hoffnung, Lust und Schmerz die Leiter
Und halten schlimm für gut, verkehrt für richtig,

Und scheu'n, was frommt, ersehnen, was zuwider —
O Menschenleben, reicht dein Blick nicht weiter?
Am End' ist Sinnen all und Sorgen nichtig.

Meister Tod.

Wie nichtig, was uns mag als Hoffnung sprossen,
Wie trügerisch, daß uns ein Plan gelinge,
Wie viele Dummheit sich der Zeit entringe,
Lehrt Meister Tod im Kleinen und im Großen.

Der Eine lebt in Sang und Tanz und Possen,
Der Andre lenkt den Geist auf höfische Dinge,
Ein Dritter achtet sich und Welt geringe,
Ein Vierter hält sein Innerstes verschlossen.

So drängt sich immer auf der irren Welt
Ein Bunterlei von Leben, Plänen, Sorgen
Je nach den bunten Loosen der Natur.

Das, was besteht, entschwindet und zerfällt,
Fortuna sichert uns nicht einen Morgen,
Bestands und Dauerns rühmt der Tod sich nur.

Gedichte.

Von

Friedrich Ritter von Hentl.

1.

Nächtliches Traumbild.

Die Luft ist kosend und duftig
Durchzittert vom Sternenlicht —
Stumm blick' ich hinauf und lausche
Dem funkelnden Gottesgedicht.

Ein Flor umwebt mir die Sinne,
Die Seele umgaukelt ein Traum —
Dem Traume entsteigt eine Göttin,
Wie Venus dem Meeresschaum.

Sie spricht so herrliche Worte,
Wie ich vernommen noch nie —
Tief schauert's mir durch die Seele,
So spricht nur — die Poesie!

Ich flehe sie an, zu verweilen
Zum Heil der entgötterten Zeit —
Scheu blickt sie umher und entfliehet
Der Geister erbittertem Streit.

2.

Das Kindesauge.

Süß Erschrecken dringt durch meine Brust,
Wenn ich, o mein Kind, in's Aug' dir schaue —
Wie ein Stern aus sel'ger Himmelsaue
Strahlt es Wunder unbewußt.

Noch im dunklen Keim verschlossen tief
Ist die Fülle deiner geist'gen Triebe,
Und es spiegelt schon dein Blick die Liebe,
Die das All in's Leben rief.

Oder spricht ein höh'rer Geist aus dir,
Um an Gott das kranke Herz zu mahnen?
Was ich kaum erfaßt mit leisem Ahnen,
Sagt dein klares Auge mir.

Was die Weisen im gelehrten Streit
Auf des Irrlichts Bahnen nie erreichten,
Deiner Augen sanfte Sterne leuchten
Hell mir in die Ewigkeit.

3.

Die Braut am Grabe des Geliebten.

Sagt mir: steht die Sonne noch im All?
Gibt es einen Frühling noch auf Erden?
Singt im Walde noch die Nachtigall?
Kann ein Menschenherz noch selig werden?

Sagt mir: haben wir noch einen Gott?
Ernten Liebe noch, die Liebe sä'ten?
Folgt noch auf die Nacht ein Morgenroth?
Kann noch eine Seele brünstig beten?

Ach, wohin ist jener Stern entwichen,
Der mein Aug' gelabt mit seinem Licht!
Was mein Herz bewegte, ist verblichen,
Was noch lebt und liebt — ich seh' es nicht.

4.

An die Metaphysiker.

Ihr meint, die Welt sei nur für euch erschaffen,
Um zu bespiegeln sich in eurem Geist;
Die Andern mögen sie wohl auch begaffen,
Und Jedem sei erlaubt, daß er sie preist!
Doch wenn zuletzt in eures Geistes Spiegel
Sie mälig wie ein Traumgesicht erlischt,
Bleibt sie, beglaubigt durch der Liebe Siegel,
Im schlichten Sinn der Andern unverwischt.

Die unsichtbare Braut.

Humoreske.

Von

Hieronymus Lorm.

1. Das Landhaus des Herrn Hainberger.

Aus der schönen Stadt Dresden, die so klein ist im Vergleich mit den zwei Kaiserstädten, nach denen sie nord- und südwärts die eisernen Arme ausstreckt, und so unvergleichlich inhaltsvoll durch ihre Kunst- und Naturschätze, sowie durch den Reichthum des Innenlebens, das sie durch ihre Stille träumerischen und begabten Menschen gewährt; — aus der schönen Stadt Dresden führt ein Weg zum sogenannten Plauen'schen Grund. Vor fünfundzwanzig Jahren war der Weg ein von fröhlichen Sommergästen der Stadt viel betretener, denn er schlängelte sich breit genug für stattliche Equipagen, romantisch genug für vergnügte Fußgänger, nach dem vielgepriesenen Tharandt mit den schönen Waldhöhen, die man die „heiligen Hallen" nennt; heute ist der Weg in den Ruhestand getreten wie ein unbrauchbarer Hofrath, denn die Eisenbahn hat ihn überflügelt.

Damals fuhr man zum Plauen'schen „Schlag" hinaus, zuerst nach dem Dörfchen Reisewitz, das — ein komisches Namenspiel des Zufalls — an dem Flüßchen Weiseritz liegt. Zum Dorfe gehörte ein großer Park, der, ähnlich dem Wiener Prater, Schank- und Schaubuden mannigfacher Art den am Sonntag hinausströmenden Massen bot: Caroussel, niederländische Sackläufer, Schaukeln, sogar ein Sommertheater waren hier für wenige Groschen zu sehen und zu genießen. Die Volksbelustigungen waren alle vorhanden — es fehlte nichts dazu als die Lust und das Volk. Beides war nicht zu finden in den Massen, die hier so still und wohlerzogen ihren Gerstensaft consumirten, im ruhigen Dasitzen schon ihr Hauptvergnügen zu finden schienen und den andern sich darbietenden Lustbarkeiten nur eine gezwungene Theilnahme ohne wahre Fröhlichkeit schenkten. Selbst das Sommertheater wagte keine lustigen Possen aufzuführen, die Leute wollten „gebildet" sein und zwangen sich, die Lustspiele „aus dem Französischen" zu verstehen und zu belächeln.

In diesem Charakter des norddeutschen oder mindestens des sächsisch-protestantischen Volkslebens hat sich bis heute nichts geändert, wohl aber in der Beschaffenheit des Weges nach Tharandt; hinsichtlich der Naturreize ist allerdings auch dieser gleich geblieben. Lieblichkeit ist das Wesen dieses Thales; lieblich sind die Wiesen, die rothen Dächer, die aus dem Grün lugen, die Berge, die ihren Waldwuchs dem Erzgebirge, dessen Vorläufer sie sind, wie eine grüne Mütze entgegenschwenken. Selbst die Felsen, die zur rechten Seite des Weges so starr und abenteuerlich emporsteigen, scheinen ihren Ernst nur mit Mühe behaupten zu können. Allein die schöne Landstraße ist nicht mehr wie einst voll Leben und Thätigkeit, als sie noch die Ader eines bedeutenden industriellen Verkehres war. Und ebenso hat die Eisenbahn einen Theil der Restaurationen verschwinden gemacht, in denen schwärmerische Naturfreunde zu einer nicht minder vergänglichen Prosa des Daseins zurückkehrten.

Wer kannte zum Beispiel nicht „Grassi's Villa"? An einem der schönsten Punkte dieses Plauen'schen Grundes hatte sich der Maler Grassi ein Landhaus erbauen lassen, das noch immer seinen Namen führte, nachdem es längst aufgehört hatte, die Seele des Besitzers zu erfrischen und ein öffentlicher Erfrischungsort geworden war. Wer des Morgens von Dresden aufbrach, um nach Tharandt zu fahren, der mußte sich bis zu Grassi's Villa hungrig halten, und nichts half ihm der studentische Scherz, daß er nüchtern nicht frühstücken könne.

In der Nähe dieser Villa sah man auf einer Anhöhe ein kleines Häuschen mit zierlichem Balcon, das in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts das Eigenthum eines melancholisch gewordenen Balletttänzers gewesen war. Er hatte ganz allein gelebt. In seinen Zimmern waren die Bilder von Künstlern und Künstlerinnen seines Faches in den schwierigsten Attitüden zu sehen gewesen. Er selbst hatte gerne auf der Anhöhe vor seinem Hause gestanden, um in dieser herrlichen Natur, ein Bein ebenso künstlich als schwärmerisch erhoben, mit leuchtendem Weltblick — sich die Stiefel zu putzen.

Verschollen und vergessen sind nun alle diese Dinge, sie gehören zu den historischen Ereignissen, die nicht in der Geschichte verzeichnet werden, deshalb aber nicht minder wirklich und für specielle Kreise bedeutungsvoll gewesen sind. Sind aber die meisten der kleinen Begebenheiten zu ihrer Zeit wenigstens mündlich erzählt worden, so hat es auch welche gegeben, die selbst zur Zeit, da sie sich ereigneten, nur Eingeweihten bekannt wurden. Aus der Erinnerung eines solchen stammt die Mittheilung, was sich bei demjenigen Mann zutrug, der nach dem Tode des melancholischen Tänzers sein Haus an sich gebracht hatte.

Er war ein seltsamer Kauz und seine größte Merkwürdigkeit war, daß man das Sonderbarste an ihm, worin er mit seinem ganzen Dichten und Trachten steckte, erst gewahr wurde, wenn man ihn sehr genau kannte. Denn für die Menge seiner Bekannten — Freunde waren ihm ein Luxusartikel, den er sich stets ferne gehalten — war Arnold Hainberger nichts weiter als ein Mann, der mit allen Kräften seines Kopfes und seines Gemüthes nach Geld strebte,

ein Agent für Käufe und Verkäufe, den man im Verdacht hatte, gelegentlich auch Winkel-Advocat zu sein, und dem jedenfalls ein Gewinn nicht leicht zu klein war, daß ihm eine Mühe dafür zu groß gewesen wäre.

Wer aber durch einen Zufall veranlaßt worden wäre, Hainberger in jenen seltenen Stunden kennen zu lernen, die er seinem Vergnügen widmete, das darin bestand, in einem kleinen chemischen Laboratorium zu arbeiten und darauf bezügliche Werke zu studiren, der würde zwar noch immer wie alle Welt den Mann der äußersten Habsucht vor sich gesehen, allein auch erst die eigentliche Seltsamkeit an ihm entdeckt haben. Die Werke, in die er sich grübelnd vertiefte, waren nämlich nicht im reinsten Sinne wissenschaftlich, wie etwa Lehrbücher der Chemie in ihrer neuesten Ausbildung, vielmehr bestanden die Werke aus uralten schweinsledernen Folianten von vorwiegend alchymistischem Inhalt.

Hainberger urtheilte, daß Alchymie sich zur Chemie verhalte wie Astrologie zur Astronomie, daß also jene eitel Blendwerk und Betrug sei, unfähig vor der modernen Wissenschaft zu bestehen. Gerade die Geschichte seines Vaterlandes Sachsen schien ihm den Beweis zu liefern, daß mit dem genialen David Beuther die von diesem sogenannte „philosophische Tinctur" zur Verwandlung der Metalle in Gold wirklich und thatsächlich existirt habe. Seine Forschungen galten daher den Spuren des genannten Alchymisten, der im 16. Jahrhundert keine unbedeutende Rolle in Dresden gespielt hatte.

Die Thorheit, auf eine Wiedererlangung des untergegangenen Geheimnisses zu hoffen, hielt Hainberger sorgfältig vor der Welt verborgen, und nur der Advocat Schwalbenau — der einzige Mensch, mit dem Hainberger zuweilen ein Wort redete, das nicht zum Geschäfte gehörte — hatte eine dunkle Ahnung von der Sachlage. Die Ahnung prägte sich darin aus, daß Schwalbenau zuweilen zu seiner alten Köchin nach der Stirne zeigend geheimnißvoll sagte: „Mit dem Hainberger ist es nicht recht geheuer."

Die Köchin Auguste Drose hätte gerne mehr gewußt, ihr Verlangen wurde aber stets damit zurückgewiesen, daß Schwalbenau sagte: „Keine Vertraulichkeiten, Guste, sie ist noch lange kein gebildetes Fräulein, erst muß sie ihren Proceß gewonnen haben."

Schwalbenau führte schon seit Jahren einen Proceß für die alte Drose, und sie bezahlte seine Mühe damit, daß sie die Wohnstube und Kanzlei des Junggesellen in Ordnung hielt und ihm das Essen bereitete. Zwischen ihm und Hainberger bestand eine Sympathie, die in der gemeinsamen Liebe zum Gelde ihre Wurzel haben mußte, obgleich die daraus hervorgegangenen Lebensrichtungen entgegengesetzter Art waren: Dr. Schwalbenau trachtete nach den Besitz an und für sich, er war vom Geiz besessen; Hainberger war doch einigermaßen dem Genuß zugänglich, der sich für Geld erkaufen läßt.

Um so ferner lagen ihm die Genüsse, die halb und halb gratis zu haben sind, wie die Freude an der schönen Natur, Genüsse, deren Quelle die Erkenntniß und das Gemüth sind. Seltsam genug hatte das Schicksal dem

verknöcherten Junggesellen Hainberger eine Blüthe in das Haus gebracht, deren Entfaltung wohl geeignet gewesen wäre, Liebe zur Schönheit des Daseins, auch wo dieselbe nicht vom Erwerb des Geldes abhängig ist, um sich zu verbreiten. Er war jetzt sechsundvierzig Jahre alt; als er erst dreißig gezählt, hatte seine Mutter in zweiter Ehe ein Töchterchen geboren, dessen Geburt der Tod der Mutter war. Bald darauf starb auch der Vater des Kindes und das kleine Wesen, das mit einer Verkürzung des Namens Ernestine Erna genannt wurde, kam in die Pflege des für eine solche Aufgabe ziemlich unbeholfenen Bruders. Er übernahm die Verwaltung ihres Erbtheils, gab Erna bis zu ihrem siebenten Jahre zu wackeren Bauersleuten auf das Land, um die überaus zarte Spätfrucht einer schon alt gewordenen Mutter körperlich zu stärken. Dies war in wunderbarer Weise gelungen, Erna ein Bild der Frische und Gesundheit geworden. Nun brachte sie der Bruder in eine Mädchen-Erziehungs-Anstalt, wo sie so lange blieb, bis er herausgefunden hatte, daß die Kenntnisse, die ein Mädchen braucht, mit dem Pensionsgeld zu theuer bezahlt werden. Er nahm die etwa vierzehnjährige Schwester in sein Haus auf, wo sie nun seit zwei Jahren waltete und bis auf einen einzigen unerfüllten Wunsch ziemlich zufrieden zu sein schien. Der Wunsch war eine stille, von ihr kaum mit klarer Bestimmtheit auszudrückende Sehnsucht, nicht etwa nach der eben verlassenen Anstalt, sondern nach dem ländlichen Aufenthalt, aus dem sie die lieblichsten Eindrücke ihrer Kindheit in der Seele bewahrt hatte.

„Ja, was thätest Du denn, Erna,“ sagte Hainberger, als er ihr einmal auf den stillgehegten Wunsch kam; „was fingest Du an, wenn ich Dich auch in das Dorf brächte? Die Leute, bei denen Du lebtest, die Seemüllers sind alle nicht mehr da, die Frau ist gestorben, der Mann ist mit einer zweiten Frau und mit den Kindern nach Amerika ausgewandert.“

„Walter ist zurückgeblieben“, erwiderte Erna, „der älteste Sohn; das hat mir seine Schwester erzählt, die gerade so alt ist wie ich und die mich in der Pension besuchte, bevor sie mit ihrem Vater über das Meer ging. Der Walter studirt in Leipzig.“

„Nun“, sagte Hainberger so ist er auch nicht mehr im Dorf, und Du wirst doch nicht allein dort leben wollen, dummes Kind.“

Dagegen ließ sich nichts einwenden und es stellte sich endlich für Erna selbst klar heraus, daß ihre Sehnsucht nach einem Aufenthalte auf dem Lande überhaupt und nicht nach einem bestimmten Orte gerichtet war. Sie wäre gerne wieder und zu jeder Jahreszeit in Feld und Wald umhergegangen; sie hätte die Vergnügungen der Stadt, soweit sie dieselben kannte, was freilich nur in geringem Maße der Fall war, gerne sämmtlich dafür hingegeben, an den ländlichen Beschäftigungen wieder theilnehmen zu können.

Ganz vereinsamt war sie im Hause ihres Bruders, dessen geringe Bedürfnisse sie besorgte, las viel und legte sich die Welt nach den idealen Gesichtspunkten zurecht, die sie aus den Büchern schöpfte. So war sie denn

nicht wenig überrascht und beglückt, als sie ihren Bruder zum erstenmale von dem Plane sprechen hörte, ein Landhaus in der Umgebung Dresdens zu erwerben und fortan dort zu wohnen.

Das Landhaus gehörte zu einer Hinterlassenschaft, die Dr. Schwalbenau zu ordnen hatte. Die beiden Männer, die sich niemals gegenseitig in ihrem Hause besuchten, weil ihre Geschäfte sie fast täglich an einem dritten Orte zusammenführten, verhandelten bald eifrig über den Ankauf der Villa. Schwalbenau hatte sich bald überzeugt, daß Hainberger nicht in seiner Eigenschaft als Agent, um vortheilhaft damit weiter zu speculiren, das Haus an sich bringen wollte, sondern um es selbst zu besitzen und zu bewohnen. Wie kam der engprosaische Hainberger plötzlich zu so buccolischen Träumen und idyllischen Inclinationen? Von der Existenz Erna's wußte der Advocat nichts, und so wenig er gewohnt und geneigt war, sich irgendwie um die psychologischen Motive menschlicher Handlungen zu kümmern — bei Hainberger mußte Alles einen Grund haben, der sich auf das Geld bezog, woran man also, wenn man eingeweiht war, günstigen Falles mitverdienen konnte. Der Doctor ruhte daher auch nicht eher, als bis er sich die Ursache der plötzlichen Hinneigung zur Weltabgeschiedenheit bei seinem alten Bekannten deutlich machen konnte. Die Ursache hatte auch nichts mit Erna zu thun, sondern mit den alchymistischen Einbildungen Hainbergers. Er wollte ein chemisches Laboratorium haben, wo er mit einem einzigen Gehilfen, der noch zu suchen war, in tiefer Stille und Verborgenheit forschen und arbeiten konnte.

Er erwarb das Landhaus. An demselben Tage versicherte Dr. Schwalbenau seiner alten Köchin von neuem, daß es mit Hainberger nicht geheuer sei, um ihr, auf ihre neugierige Erkundigung abermals zu sagen, daß sie, so lange sie ihren Proceß nicht gewonnen, nicht „gebildet“ genug sei, um etwas aus der „großen Welt“ zu verstehen.

2. Eine passende Parthie.

Monate waren vergangen. Hainberger hatte die Geschäfte in der Stadt beinahe völlig aufgegeben und wich immer seltener aus seinem neuen Hause. Erna war ganz glücklich, mit dem Besitzthum die Leitung einer kleinen Landwirthschaft verbinden zu können, und hätte damit auch gerne ihrem Bruder, der sie so zärtlich zu lieben schien und ihr den langgehegten Wunsch erfüllt hatte, frohe Tage bereitet. Er zog jedoch die Stirne immer öfter in düstere Falten und gab zu verstehen, daß er nahe daran sei, zum erstenmale eine von ihm ausgeführte Handlung, und zwar den Ankauf des Landhauses zu bereuen. Mühsam brachte ihn Erna dahin, den eigentlichen Grund seiner Verstimmung zu bekennen. Sie stammte aus der Vergeblichkeit und Unzweckmäßigkeit seiner chemischen Arbeiten und Forschungen. Er brauchte nothwendig einen fachwissenschaftlich gebildeten Gehilfen. Diesem Mangel wäre nicht schon dadurch abgeholfen gewesen, daß sich Hainberger von einer Universität oder aus dem

Laboratorium eines Professors einen Assistenten geholt hätte. Der Mann, den er brauchte, mußte nicht blos sehr geschickt, sondern auch sehr vertrauenswürdig sein, mußte die alchymistischen Ueberzeugungen zu theilen und zugleich zu verschweigen die Fähigkeit haben, andererseits aber mit der größten Offenheit alle seine Beobachtungen und Entdeckungen seinem Dienstgeber mittheilen.

Hainberger hatte diese Sorge seiner Schwester in sehr mürrischen Ausdrücken mitgetheilt. Denn was konnte es nützen, ein unwissendes Kind in derartige Angelegenheiten einzuweihen? Erna schlug aber plötzlich die Hände wie in Verwunderung zusammen. „Die Dinge fügen sich oft wunderbar!“ rief sie, sprang aus dem Zimmer und kehrte mit einem Briefe zurück, der die Größe eines Paquets hatte.

„Ich habe Dir nichts davon mitgetheilt“, sagte sie, „daß mir die Seemüllers aus Amerika geschrieben haben, weil Du nicht gerne von Dingen hörst, die Dir keinen Nutzen bringen. Der Brief kam aber aus Leipzig, wohin sie ihn für mich dem Walter geschickt haben. Er sandte ihn unter unserer alten Adresse nach Dresden und von dort hat man den Brief hiehergebracht. Was die guten Leute aus Amerika schreiben, damit will Dich ich nicht behelligen, lieber Bruder, Walter aber schreibt auch und dies kommt mir jetzt merkwürdig vor. Denn, wie Du hier lesen kannst, ist er Doctor der Philosophie geworden, betreibt hauptsächlich Naturwissenschaft und am meisten Chemie, will in diesem Fach Docent und Professor werden. Nun war Walters Familie meinen seligen Eltern sehr zu Dank verpflichtet, was ja auch Ursache war, daß Du mich gerade bei Seemüllers in Pflege gabst. Glaubst Du nicht, daß der junge Mann sich beeifern würde, Dir seine Dienste zu widmen und Dich in jeder Beziehung zufrieden zu stellen?“

„Die Sache wäre zu überlegen“, erwiderte Hainberger, und er überlegte sie so rasch, daß er schon zwei Tage später die kleine Reise nach Leipzig unternahm und in Begleitung Walter Seemüllers zurückkehrte.

Der schlanke junge Mann, dem die hellste Lebenslust aus den Augen sprühte, hatte die ersten Eröffnungen Hainbergers, namentlich den Anspruch auf seine ausschließliche Thätigkeit etwas bedenklich gefunden, und als er nun gar die mystischen Absichten merkte, auf die es dabei herauskam, einige Lust empfunden, den Bewerber um seine Dienste einem wissenschaftlichen Freunde zu übergeben, der über psychische Krankheiten las. Als Walter jedoch hörte, daß ihm ein vollständig eingerichtetes Laboratorium für seine Experimente und Studien allein überlassen werden sollte, überwog der Berufseifer Bedenken und persönlichen Eindruck und er nahm die Stellung unter der Bedingung an, daß er sich erst in vier Wochen, nach genauer Erprobung aller vorhandenen Hilfsmittel zu entscheiden haben würde, ob er den geheimen alchymistischen Intentionen des Herrn Hainberger seine Thätigkeit würde widmen können und wollen. Bis dahin, dachte er, werde er wenigstens ein Erkleckliches für seine eigenen Zwecke in dem ihm allein überlassenen Laboratorium geleistet haben.

Herzlich begrüßte er die zur schönen Jungfrau herangeblühte Erna, nahm seine Wohnung nahe dem Dorfe Reisewitz, arbeitete aber den ganzen Tag fleißig im Laboratorium Hainberger's. Wenn dieser Abends aus der Stadt zurückkam, den letzten Theil des Weges zu Fuß zurücklegend, ging ihm Erna häufig entgegen und Walter durfte sie begleiten. Sie sprach gerne mit ihm von den Erinnerungen ihrer Kindheit, die im Hause seiner Eltern verflossen war, und Walter führte das Gespräch auch auf andere Gegenstände idealer Färbung, wobei er sich als ein gebildeter und belesener Mann zeigte. Dennoch schienen bei ihm die realen Interessen zu überwiegen, denn er äußerte einst: „Geld! Geld! O daß gerade diejenigen keine Mittel haben, die sie am besten zu verwenden wüßten, während sie bei denjenigen, die sie haben, vielleicht todt liegen! Ich möchte Geld um jeden Preis, zu keinem anderen Zwecke, als um ohne Rücksicht auf den momentanen Nutzen rein der Wissenschaft zu leben, zu studiren, zu experimentiren, ohne mich darum kümmern zu müssen, ob ein Amt, eine Lehrkanzel, ein Stück Brot dabei herausschaut. Glauben Sie mir, was auch die ledernen Moralisten sagen mögen, Geld macht wirklich glücklich!"

„Ich aber denke", erwiderte Erna, „obgleich ich die Menschen nur aus den Erfahrungen Anderer und aus Büchern kenne, diejenigen sind schon die Glücklichsten auf Erden, denen zum Glück weiter nichts fehlt, als das Geld."

Diese Worte des jungen Mädchens gaben dem ausgelernten Doctor der Philosophie einigermaßen zu denken. Er betrachtete seine Begleiterin mit größerer Aufmerksamkeit und sprach für den Augenblick nicht weiter über seine Ansichten von Glück. Eifrig suchte er aber fortan die Gelegenheit, sich mit Erna zu unterhalten, und als die Zeit um war, binnen welcher er sich entscheiden sollte, ob er auf die alchymistischen Intentionen Hainberger's eingehen könne oder nicht, da fühlte sich Walter in seinem Innersten gedrängt, noch einen Ausweg zwischen Ja und Nein zu suchen.

„Es ist durchaus nothwendig", sagte er zu Hainberger, „daß wir die Geschichte des großen Alchymisten des 16. Jahrhunderts, David Beuther, auf das Genaueste studiren. Seine Lebensumstände sowohl als seine wissenschaftliche Thätigkeit müssen erforscht und diejenigen Actenstücke nachgesehen werden, die noch in geheimen Archiven liegen und darüber, daß er die Kunst der Metallverwandlung, den Stein der Weisen, wie die Leute sagen, wirklich entdeckt hätte, glaubwürdiges Zeugniß geben. Ich will in der Hofbibliothek in Dresden Nachforschungen anstellen, so lange, bis ich die Biographie Beuther's vollständig beisammen habe. Ich werde sie aufsetzen, Ihnen vorlesen und wir werden dann berathen, was weiter von uns zu unternehmen sei."

Wenig darum bekümmert, ob Hainberger mit diesem Vorschlag einverstanden oder nicht, wollte der junge Mann die Erklärung nur noch verschieben, daß er seine Thätigkeit nicht allen Ernstes einem Aberglauben widmen könne. Der Erklärung hätte unmittelbar seine Entfernung für alle Zeit folgen müssen, und dieß wäre ihm so schwer geworden, daß er das Unver-

meidliche wenigstens zu verzögern wünschte. Zugleich hoffte er, mit der von ihm in Aussicht gestellten Biographie des Alchymisten auch Erna ein Interesse bieten zu können.

Es war ihm schon bisher nicht unbekannt gewesen, daß der Mann, um den es sich handelte, eine der merkwürdigsten, weil unaufgeklärten Erscheinungen der Weltgeschichte war. Die sächsische National-Encyklopädie, Hasche's Geschichte von Dresden, Kunkel's Colleg. physic. chim. boten ihre Anhaltspunkte zu weiteren Forschungen, die er nun, täglich nach der Stadt kommend, eifrig betrieb. So konnte er endlich den Tag bestimmen, an welchem er seine Arbeit den Geschwistern im Gärtchen des Landhauses vorlesen wollte.

An demselben Tage jedoch, kurze Zeit nach dem, weil an einem Sonntag, etwas verlängerten Mittagbrot, ehe noch Walter seine Vorlesung begonnen hatte, kam ein Besuch, der den Agenten Hainberger in das höchste Erstaunen setzte: ein Besuch vom Advocaten Dr. Schwalbenau. Niemand war weniger als dieser dürre, praktische Rechtsgelehrte gewohnt oder befähigt, einen solchen Act der Geselligkeit aus Freundschaft oder gar aus purer Höflichkeit zu vollziehen. Er kannte nur Geschäftsfreunde und nur jene Höflichkeit, die zum Geschäft durchaus nothwendig war. Auch verhehlte er nicht, sogleich zu erkennen zu geben, daß er nicht zu seinem oder Anderer Vergnügen gekommen war. Denn er stieg nicht die Treppe hinauf, sondern nahm auf einer Bank im Hof Platz und ließ durch einen Knecht hinauf sagen, daß er, Dr. Schwalbenau, in einer wichtigen Angelegenheit gekommen, und Herr Hainberger möge sich in den Hof verfügen.

Dieser verfehlte denn auch nicht, seinem alten Bekannten entgegen zu treten, nachdem er nur dessen Namen vernommen und bevor der Knecht noch zu Ende geredet.

„Es ist hier schattig und leer“, sagte Schwalbenau, „und oben haben Sie gewiß Leute. Die Sache muß aber vorläufig geheim gehalten werden, sie liegt mir sehr am Herzen. Ich rechne auf Sie.“

„Beim Rechnen muß es etwas zu verdienen geben“, erwiderte Hainberger.

„Natürlich, wie wäre ich sonst gekommen! Namen muß ich einstweilen verschweigen. Ich habe einen Schützling, dessen Zukunft mir anvertraut ist und der ein bedeutendes Vermögen hat. Hier ist es auf Groschen und Pfennige ausgerechnet.“

Er überreichte dabei Hainberger ein Verzeichniß solider Werthpapiere, deren Geldpreis mit größter Genauigkeit nach dem eben herrschenden Cours beigesetzt war. Hainberger sah, daß die Summe der Addition eine beträchtliche Höhe ausmachte.

„Dieses Geld“, fuhr Schwalbenau fort, „kann meinem Schützling nur dann im ganzen Betrage ausgeliefert werden, wenn er in einer bestimmten Zeit heirathet. Sie, lieber Hainberger, kommen in weit verschiedeneren Kreisen umher als ich, sind Agent, haben auch solche Geschäfte schon vermittelt, und

die gebräuchlichen Percente sind Ihnen natürlich zugesichert, wenn Sie meinem Schützling, dem ich eine Art Vormund bin, eine passende Parthie finden."

„Eine passende Parthie!" rief Hainberger, der dabei an seine Schwester dachte; „wahrhaftig, das trifft sich merkwürdig gut! Ich habe nämlich auch einen Schützling, den ich verheirathen soll, und ich trage das Verzeichniß seines Vermögens immer bei mir, natürlich nicht gerade nach dem heutigen Cours berechnet. Das machen Sie sich aber leicht selbst zurecht."

Er zog ein Papier aus seiner großen Brieftasche. Schwalbenau setzte seine Brille auf, nahm eine Bleifeder aus der Westentasche und versenkte sich in das Verzeichniß, während ihm Hainberger ein weißes Blatt zum Aufschreiben der Ziffern zuschob.

„Das stimmt ja vortrefflich", rief Schwalbenau nach einer Weile erfreut; „ich glaube, wir können die Sache als abgemacht betrachten. Selten wird man eine so passende Parthie finden. Zwei Menschen, die so ganz zu einander stimmen — das ist die erste Bedingung zu einer guten Ehe. Nun lassen sie die Nebenumstände hören, wer ist Ihr Mann, wie heißt er?"

„Mein Mann?" sagte Hainberger verwundert; ich spreche von einem Mädchen."

„Mädchen?" schrie Schwalbenau und fuhr entsetzt von der Bank auf; „ich spreche ja auch von einem Mädchen! Du lieber Himmel!"

„Jammervoll!"

„Da sieht man", sagte Schwalbenau, indem er sich zur Ruhe zwang, mit einigem Pathos; „da sieht man, was Menschenpläne sind. Wir finden zwei Leute, die so ganz zu einander stimmen, wir haben Alles so genau berechnet, und nun muß die Sache an einer solchen Kleinigkeit scheitern."

„Und wer ist denn Ihr Mädchen?" fragte Hainberger.

„Ich muß gehen", versetzte Schwalbenau, ohne auf diese Frage zu achten; „ausgenommen, wenn wir das Geschäft weiter besprechen könnten, das heißt, wenn Sie in der Lage wären, einen Mann für meine Pflegebefohlene ausfindig zu machen."

„Hm!" sagte Hainberger nachdenkend, „haben Sie nicht erwähnt, daß es sich für Ihre Mündel darum handelt, überhaupt zu heirathen, wenn ihr das ganze Vermögen ausgefolgt werden soll? In diesem Falle dürfen Sie den Vermögenspunkt des anderen Theiles unmöglich so genau in's Auge fassen. Ich habe einen jungen Menschen im Hause, der gar keine Mittel, aber eine große Zukunft hat. Bleiben Sie noch eine Weile, sehen und hören Sie den jungen Mann. Sie würden dabei gut fahren, denn den Preis der Vermittlung hätte e r mir zu bezahlen, nicht mit seinem Haben, aber mit seinem Wissen."

3. Die Geschichte des David Benther.

So kam es, daß der Advocat Schwalbenau sich anschloß, als Hainberger und seine Schwester sich im Garten niederließen, um anzuhören, was Walter Seemüller aus seinem Manuscript vorlas:

In Sachsen ist der Name „Mutter Anna“ noch heute vom Volke nicht vergessen. Sie war die Gemahlin des größten der sächsischen Churfürsten, August, des Bruders des berühmten Moriz von Sachsen, und als geborne dänische Prinzessin brachte sie strenge protestantische Frömmigkeit nach ihrer neuen Heimath. Doch nicht diese Tugend, auch nicht ihr großer Wohlthätigkeitssinn hätten sie so lange im Gedächtniß des Volkes erhalten. Das Volk hält weniger große Eigenschaften als auffallende Begebenheiten fest. In zwei damaligen Ereignissen von populärer Bedeutung spielte die Churfürstin Anna eine Rolle.

August hatte das Ostravorwerk erworben und Anna gründete dort eine Landwirthschaft, deren Erträgnisse zu verwerthen sie eifrig beflissen war. Keinem richtigen Sachsen wird man die Volkstradition aus dem Kopfe bringen, daß die Churfürstin Anna als Höckerin auf dem Markte gesessen hätte, um Eier und Butter vom Ostravorwerk zu verkaufen.

Ein zweites merkwürdiges Geschehniß, das aber vor dem ersten die vollkommen beglaubigte historische Wahrheit für sich hat, wurde durch Anna's Vorliebe für Chemie und Alchymie veranlaßt. Sie baute zu diesem Zwecke in der Stadt Annaberg ein geräumiges Laboratorium, dessen Director keine geringere Celebrität war, als ein Sohn des großen Reformators Martin Luther, der Magister Paul Luther. Eine Folge ihrer Beschäftigung mit Chemie war die Gründung vieler Apotheken und die Ausstattung derselben mit von ihr selbst erfundenen Heilmitteln. Eine Folge ihrer Beschäftigung mit Alchymie war, daß auch ihr Gemahl in diese Leidenschaft mit hineingezogen wurde. Im Dresdener Mineralien-Cabinet zeigt man noch Gold, das der Churfürst mittelst eines geheimnißvollen Pulvers aus unedlen Metallen gefertigt haben soll.

Veranlassung aber zum Wiederaufleben der Leidenschaft für Alchymie hatte das Schicksal David Beuther's gegeben. Dieser war erst Münzguardein in Annaberg und entfernte sich von diesem Posten, als er einer unregelmäßigen Gebahrung verdächtigt worden war. Er tauchte in Dresden auf, zur Zeit als der Churfürst sich bei der Belagerung von Gotha befand, dessen Herzog sich des Raubritters Grumbach, dem Kaiser zum Trotz angenommen hatte. In Dresden befand sich gerade ein Dutzend lustiger Edelleute, die ihre väterlichen Güter so ziemlich ganz durch die Kehle gejagt hatten. Einer unter ihnen, Schwerzer mit Namen, der später selbst unter den Adepten der Goldmacherkunst sich hervorthat, war längst auf Beuther aufmerksam geworden und hatte ihn in Dresden aufgesucht. Beuther war damals ein Mann in reifen Jahren, Gestalt und Gesichtszüge, nicht eben schön, empfingen doch eine gewisse imponirende Weihe durch den Ernst seiner wissenschaftlichen Bestrebungen.

Auf die Erkundigungen Schwerzer's erwiderte Beuther: „Es ist wahr, daß ich in das Geheimniß der Metallverwandlung eingedrungen bin. In Annaberg ist mir eine alte Klosterhandschrift zugänglich geworden, die für

einen in die Wissenschaft Eingeweihten den Schlüssel enthält. Um das Nöthige herzustellen, wäre mir eine beträchtliche Summe nöthig; ich brauchte Instrumente, Metalle, eine chemische Küche, wäre aber dann bei unausgesetzter Arbeit in vier Wochen am Ziele. Ohne Geld aber läßt sich gar nichts anfangen."

Auf Schwerzer machten diese Eröffnungen, die Beuther mit wissenschaftlichen Aufschlüssen begleitete, tiefen Eindruck. Er versammelte seine Genossen in dem Hause eines derselben, eines Edelmannes, Namens Friedberg, der mit seiner verwittweten Schwester Richilde in einem für die damalige Zeit prachtvollen Gebäude auf dem Altmarkt hauste. In demselben Gebäude befand sich ein Weinkeller, der viel zur Verarmung Friedberg's beigetragen haben mochte.

Die zwölf jungen Edelleute hörten den Vorschlag Schwerzer's an, die nöthige Summe gemeinschaftlich aufzutreiben, damit Beuther aus je tausend Reichsgulden Silber 800 Mark Gold mache. Es wurde beschlossen, Beuther für den nächsten Tag herbei zu holen und ihm den Vortrag vorzulegen, daß er stets die Hälfte des reinen Gewinnes den zwölf Edelleuten zu überlassen hätte.

„Wenn Beuther zu uns tritt", rief Einer, „dann sind wir gerade dreizehn, was nicht gut ist; es nimmt einen üblen Ausgang."

„Meine Schwester Richilde", sagte Friedberg, „kann die vierzehnte Person dabei sein, sie muß ohnehin von ihrem Schmuck zu der Summe beitragen."

Die verwittwete Edelfrau Richilde war ein schönes Weib. Niemand hätte geahnt, daß ihre dunklen Augen nicht von der Leidenschaft loderten, die dem Weibe zunächst zukommt, sondern daß die Glut von unbegränzter Habgier entzündet wurde.

Mit düsterer Miene, mit zuckenden Lippen, die sie zum Schweigen zwang, und mit größter Aufmerksamkeit betrachtete sie unablässig Beuther, als dieser in der Versammlung der Edelleute seine Verheißung wiederholte, die Möglichkeit ihrer Erfüllung betheuerte und endlich auf einem Pergamentblatt den verlangten Contract unterzeichnete. Schwerzer las ihn noch einmal vor, rief aber, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt: „Halt! das ist nicht genug. Was nützt es uns am Ende, aus unserem Geld immer wieder einen Bettelgewinn heraus zu schlagen? Beuther muß sich verpflichten, bevor wir ihm auch nur eine Unze Silber vorschießen, mit dem ersten Gold, das er fertig bringt, uns auch das Geheimniß zu überliefern."

„Das ist wahr!" riefen die Anderen. „Daran haben wir nicht gedacht. Beuther muß sich verpflichten."

„Das wird schwer möglich sein", wendete Beuther ein; „das Geheimniß kann zuletzt nur Solchen verständlich gemacht werden, die in die Scheidekunst schon eingeweiht sind, und selbst dann brauchen sie Uebung, lange Arbeit, um die Verwandlung wirklich auszuführen."

„Ausflüchte!“ schrie Schwerzer, „ich sage Euch im Namen meiner Genossen, Ihr bekommt die nöthige Summe nicht ohne diesen Zusatz zum Vertrag.“

„Ich bin in diesem Falle gerne bereit“, sprach Beuther zögernd, mit Wort und Handschlag das Verlangte zuzusichern, obgleich —“

„Schriftlich!“ unterbrach ihn Schwerzer und die Anderen wiederholten stürmisch die gleiche Forderung. Beuther zeigte ein stummes Widerstreben; Friedberg, der am meisten für das Begehren, das Schwerzer gestellt hatte, entflammt zu sein schien, entblößte seinen Degen. Die Anderen thaten hierauf deßgleichen.

Unerschrocken sagte hierauf Beuther: „Wort und Handschlag muß genügen!“

„Schriftlich!“ riefen die Anderen wieder im Chor.

Da erhob sich Richilde, die bisher kein Wort gesprochen hatte. „Gebt Euch vorerst mit seinem Wort zufrieden“, sagte sie, „und laßt mich allein mit ihm; ich werde ihn dazu vermögen, auch die Schrift aufzusetzen.“

Die jungen Edelleute warfen einen Blick auf die im Glanz ihrer Schönheit aufrechtstehende Richilde und zweifelten nicht, daß sie die Macht haben werde, Beuther abzugewinnen, was er den Männern nicht gewähren wollte.

„Ihr seid nicht klug“, sagte sie, als sie mit Beuther allein war, „daß Ihr auch nur das Wort gegeben habt. Ein solches Geheimniß, das die Herrschaft über den Erdball in sich schließt, wenn es bewahrt wird, so elenden Wüstlingen und Verschwendern preisgeben und dadurch werthlos machen zu wollen! Ihr müßtet lieber Euer Leben dafür einsetzen, um es unverbrüchlich zu verhüllen. Das Wort habt Ihr gegeben und das könnt Ihr verläugnen. Die Schrift aber werdet Ihr nicht geben.“

Beuther sah der schönen Frau zum erstenmale genau in das Gesicht, und dem Manne, der bisher in seiner Einsamkeit die Seele nur der Wissenschaft offen gehalten hatte, drang ein Strom nie gekannter Aufregung in das Herz.

Richilde verkannte die Wirkung nicht, die ihr Anblick übte, und um sie auf das Aeußerste zu steigern, sagte sie keck: „Ich liebe Euch, Beuther! Ihr seid der Held meiner Träume. Stets habe ich mir gewünscht, einen Mann zu beglücken, der in seiner Art als ein Einziger in der Welt steht, vor dem sich alle Anderen entweder aus Schrecken oder aus Ehrfurcht beugen. Geht an die Arbeit! Die nöthigen Vorschüsse werdet Ihr erhalten. Wegen der Schrift will ich die Ritter auf die Zukunft vertrösten. Und wenn Ihr am Ziele seid, wenn mit Sicherheit das Gold unter Euren Händen entsteht, dann werdet Ihr das Geheimniß mit Keinem theilen als mit mir, um Euch zu überzeugen, daß man sich mit einem solchen verschwiegenen Gut auch einen verschwiegenen Himmel auf Erden erkauft.“

Dabei sah sie ihm mit lodernden Blicken in die Augen und legte ihre weiche, weiße Hand, die er nicht zu ergreifen gewagt hätte, an seine Lippen, so daß er dann mit seinen beiden Händen diese Hand faßte und sie glühend küßte.

Seitdem lebte Beuther nur in seiner chemischen Küche und im Erkerzimmer Richildens, der er über die Fortschritte seiner Arbeiten täglich Bericht erstattete. Vier Wochen, seit er die Vorschüsse empfangen hatte, waren noch nicht vorüber, als er eines Tages in der Dämmerstunde bei Richilde eintrat, schwer belastet mit Säcken, die er schweigend auf den Tisch stellte, vor innerer Bewegung der Sprache nicht fähig. Mit einem Wink bedeutete er ihr, die Säcke zu öffnen.

„Gold!“ schrie sie und hob die Augen und Hände zum Himmel. Dann lag sie in seinen Armen.

Er preßte sie heftig an sich, und indem er dabei auf die Kissen des Ruhebettes sank, vor dem er gestanden, zog er sie mit sich nieder. Aber sie riß sich gewaltsam los.

„Noch sind wir nicht am Ziele“, sagte sie. „Unten im Weinkeller sind die Ritter versammelt, sie harren Dein. So bringe ihnen das Gold, aber hüte Dich, von Deinem Geheimniß ein Wort zu verrathen. Ich zweifle nicht, daß sie, vom Anblick des rothen Metalls geblendet, alles Uebrige vergessen werden. Versprich ihnen davon, so viel sie wollen, Gold ist ihnen ja doch die Hauptsache. Dein Geheimniß aber vertheidige bis auf's Blut. Erst wenn sie wissen, daß sie davon nichts mehr zu hoffen haben, können wir unser Glück in Ruhe genießen“.

„Und wäre es auch nicht des Glückes wegen, nach dem ich schmachte“, entgegnete Beuther, „die Größe des Werkes selbst verpflichtet mich zum Schweigen. Das Geheimniß trägt seinen Besitzer auf die Höhe der Menschheit. Wer es preisgiebt, der stürzt nicht nur seine eigene Person wieder in die Niedrigkeit hinab, er vernichtet auch die Höhe selbst. Denn was in Jedermanns Macht liegt, ist keine Macht mehr.“

Unten im Keller, bei den versammelten Edelleuten hatte der Anblick des Goldes in der That die vorhergesehene Wirkung. Schwerzer aber ließ es nicht lange bei dem Erreichten bewenden. „Das Geheimniß!“ rief er, und die Anderen wiederholten das Wort.

Die entschiedene Weigerung Beuther's entflammte die Wuth. Alle Degen wurden gezogen und Zwölf gegen Einen hätten leicht und rasch im Blute des Gegners Genugthuung gefunden, wären sie nicht eingedenk gewesen, daß sie mit ihm selbst zugleich das köstlichste Lebensgut zu erhalten bedacht sein mußten. Dennoch bedrängten sie ihn fort. Beuther deckte sich den Rücken durch die Wand und hatte an dem schweren Trinktisch eine Art Wall oder Brustharnisch. Von einem Schlag mit dem Degengriff zur Empörung gebracht, schleuderte er dem Frechen einen Humpen an die Stirne. Das Geschrei wurde darauf so arg, daß das Volk auf dem sonst

schon in der ersten Dämmerstunde menschenleeren Altmarkt zusammenlief, was bald auch die Schaarwache herbeizog. Diese machte kurzen Proceß: sie nahm die Anwesenden sämmtlich gefangen und schleppte sie auf das Rathhaus. Als nun die Ritter über den Vertragsbruch bei der Behörde klagten, kam die ganze Angelegenheit zur Kenntniß des Churfürsten August. Der längst mit den Geheimnissen der höhern Chemie beschäftigte Fürst ließ sich nicht leicht täuschen und hatte erst kurz früher den „Silbermacher“ Valentin Merbitz seiner betrügerischen Behauptungen wegen, zu fünfzehnjähriger enger Haft auf dem Königstein verurtheilt. Dennoch übte das Gold, das Beuther als Ergebniß seiner Kunst den Edelleuten überbracht hatte, eine so überzeugende Anziehungskraft auf den Fürsten aus, daß er den Goldmacher um jeden Preis für den Staat nutzbar machen wollte.

Beuther wurde in ein Gefängniß geführt, das den Namen „Kaiser“ führte und sich unter dem Dresdener Schloßportale befand. Den Rechtsgrund dazu gab die Verurtheilung wegen Untreue und Amtsvernachlässigung in Bezug auf seine Verwaltung als Münzguardein von Annaberg.

Im Gefängniß nun sollte Beuther unter strenger Aufsicht für den Churfürsten arbeiten und nach Erprobung seiner Leistungen den Sachverständigen auch das Geheimniß mittheilen, das sich nicht durch einfache Angaben deutlich machen ließ, sondern durch lange praktische Uebung erlernt werden mußte.

Beuther weigerte sich hartnäckig und war entschlossen, die ihm zuerkannte Gefängnißstrafe in Unthätigkeit zu überstehen. Da wurde ihm angekündigt, daß es bei dieser Strafe nicht sein Bewenden haben konnte. Die Klage der Edelleute hatte ihren Fortgang genommen und ein Urtheil des Leipziger Dicasterii auf Staupenschlag und ewiges Gefängniß gegen ihn erkannt.

Seine Erschütterung war furchtbar, und diesen Moment benützte der Finanzrath des Churfürsten, um dem Gefangenen klar zu machen, daß das Urtheil unter gewissen Bedingungen noch immer angefochten und beseitigt werden könnte. Er sollte im Schlosse eine schöne und geräumige Wohnung erhalten und im Laboratorium einen, dem Staat verpflichteten Gehülfen in die unschätzbare Kunst einweihen, ihn lehren, das Pulver, die sogenannte philosophische Tinctur, herzustellen.

Freiheit, Reichthum und Ehre zu ernten im Augenblicke, da ihm Sterben, Elend und Schande in Aussicht stand, war eine Versuchung, der er nicht zu widerstehen vermochte. Die Einwilligung kam ihm zögernd zwar, aber in Folge eines geheimen Entschlusses endlich entschieden von den Lippen.

Nach den Rechtsverhältnissen jenes Zeitalters war es ein Leichtes, das Leipziger Urtheil durch höhere Einsprache umzustoßen. Die Ritter wurden noch schließlich mit der Klage abgewiesen und mußten sich mit dem Ersatz der geleisteten Vorschüsse begnügen. In den besseren Räumlichkeiten,

die Beuther jetzt im Goldhause bewohnte, war er zwar noch immer ein Gefangener, von der Außenwelt abgeschlossen; in dem Gehülfen aber, den ihm die Behörde zur Seite gegeben hatte und der den Namen Schirmer führte, fand der Unglückliche eine zweifache Stütze.

Schirmer war jung und für die Wissenschaft begeistert. Er entflammte dadurch auch des Meisters eigenen Forschertrieb zu neuer Lust und Thätigkeit. Bald war die Begeisterung Schirmer's auch hingebender Eifer der Freundschaft für den Adepten selbst geworden. Dieser konnte nun den Jünger wie in die Geheimnisse seiner Wissenschaft auch in die seiner Leidenschaft einweihen. Mit Richilden hatte er seit seiner Gefangenschaft keine Verbindung mehr herzustellen vermocht. Die Folter unbefriedigter Sehnsucht, der er nun schon seit langer Zeit ausgesetzt war, hatte das Meiste dazu beigetragen, ihm die Einwilligung zur Preisgebung seines Geheimnisses abzuringen. Jetzt war die Möglichkeit gegeben, ihr durch Schirmer Botschaft zu senden.

Hatte er aber nicht zu befürchten, ihre Gunst zu verlieren, sobald sie erfahren würde, daß er schwach genug gewesen, die Enthüllung seines Geheimnisses zu versprechen, das in ihren Augen seinen ganzen Werth ausmachte? Er bat daher Schirmer, sich zu Richilde zu begeben, ohne ihr mehr zu sagen, als daß ihr Geliebter unsäglich durch die Schmerzen der Liebe und die Qualen der Trennung leide, aber noch immer ein für Beide glückliches Ende der ganzen Angelegenheit hoffe.

Schirmer brachte ihm denn auch Botschaft von Richilden, und Beuther knüpfte fortan sein inneres Leben nur an die Tage, die Stunden, die ihm wieder auf dieselbe Weise Kunde von ihr bringen sollten.

Indessen nahmen die Arbeiten, die Experimente ihren Fortgang, und Schirmer war nahe daran, auf dem Herde das leisten zu können, was Beuther selbst zwischen Tiegeln und Retorten vermochte. Es fehlte nur noch ein letzter Aufschluß. Schirmer hatte einen Regulus gefertigt (wie der technische Ausdruck in der Metallurgie lautet) und fragte Beuther, was weiter mit diesen Ergebnissen vorzunehmen sei.

Der Alchymist sah plötzlich seinem Jünger starr in die Augen. Schirmer war in letzter Zeit immer düsterer und einsilbiger geworden, und die Botschaften, die er dem Meister von Richilden gebracht, hatten einen trockenen und monoton sich wiederholenden Inhalt. Beuther hatte deshalb oft gedacht, daß unter den Geheimnissen der Natur, deren Ergründung er sein Leben gewidmet hatte, das Menschenherz am schwersten zu erforschen sei.

„Es wäre jetzt die Zeit gekommen", sagte er und hielt noch immer die Blicke fest auf Schirmer gerichtet, „die Zeit, das Letzte zu enthüllen, womit das Geheimniß offenbar wäre, — es fehlt nichts mehr — als die Wahrheit."

Schirmer verrieth eine Bewegung und senkte die Augen. „Ich meine nicht wie viele Andere", fuhr Beuther fort, „daß nur eine vollkommen reine

Menschenseele in den Besitz des unendlich kostbaren Gutes gelangen könne. Denn welche Seele ist vollkommen rein? Im heiligen Moment der Enthüllung aber müssen die Gewissen der Adepten rein sein, darf ihnen keine Lüge ihre Seelen gegenseitig verhüllen."

Der Meister sprach seine Besorgnisse, seine Verdachtsgründe aus, und ein gekränktes Herz gab ihm eine Gewalt der Rede, daß Schirmer ihm zu Füßen sank und gestand, daß er, von Richildens Reizen bezwungen, ihr gesagt, wie es sich mit dem Schicksal des Meisters eigentlich verhalte, sowie daß sie ihre volle Gunst dem Jünger zugeschworen habe für den Augenblick, da er sich im Besitz des Geheimnisses befinden werde.

Beuther nahm die Eröffnung ruhiger auf, als zu vermuthen gewesen wäre. „Es bleibt jetzt nur noch Eines zu thun, um daß Du das Letzte erfährst, was Du von mir lernen kannst, und mit ihr glücklich wirst; Du mußt Dich zu ihr begeben und ihr Dein Geheimniß mittheilen. Sobald Du zu mir zurückkehrst, wird Dir das Letzte offenbar werden."

Beuther blieb allein. Der geheime Entschluß, der ihn bewogen hatte, auf die Bedingungen des Finanzrathes scheinbar einzugehen, und in dem Vorsatz bestand, zuletzt dennoch nichts zu verrathen, mochte jetzt mächtig wieder in ihm auftauchen. Trug der Meister nicht auch ein Bewußtsein von Schuld in sich, weil er gleich Anfangs die irdischen Zwecke der Habsucht und des Liebesglückes an die Stelle der reinen Zwecke der Wissenschaft gesetzt hatte?

Er warf etwas in's Feuer, steckte etwas in den Mund und lag, als Schirmer zurückkehrte, in den letzten Zügen.

Mit historischer Treue berichtet die sächsische Encyklopädie: „Als Selbstmörder erhielt er ein unehrliches Begräbniß. Die Kunst, weißes Arsenikpulver, oder philosophische Tinctur zu bereiten, ging mit ihm zu Grabe. Der Churfürst aber machte fünf erfolgreiche Versuche mit diesem Pulver, und der Alchymist Konrad Heller tingirte damit zu acht verschiedenen Malen unedle Metallmassen."

4. Romeo und Julie.

Als Walter Seemüller die Vorlesung dieser Geschichte beendet hatte, sandte der westliche Himmel bereits die glänzenden Abschiedsstrahlen des Tages in den kleinen Garten. Hainberger hatte sich Einiges aus dem Vortrage notirt, um gelegentlich mit dem jungen Chemiker darüber zu sprechen, und blickte auf seinen Gast Dr. Schwalbenau, dessen Anwesenheit vorläufig Erörterungen über alchymistische Interessen verbot. Der Doctor saß möglichst zurück gelehnt in seinem Rohrsessel, die Hände in den Hosentaschen, die Beine lang ausgestreckt und schlief inwendig. Die Kunst, die darin besteht, während eines erquickenden Schläfchens wach und aufmerksam zu scheinen, hatte sich der Doctor mit Geschick angeeignet, um bei Gerichtsverhandlungen

langathmige Plaidoyers, bei nothwendigen Sitzungen unnöthige Verhandlungen und in der Kirche, die zuweilen am Sonntag zu besuchen die Rücksicht auf einen Clienten erforderte, die Predigt überdauern zu können. Nur in dem letzteren Falle wurde seine inwendige Ruhe zuweilen erschüttert, wenn nämlich die Worte des geistlichen Herrn auf der Kanzel: „Das Verderben lauert überall! Haltet die Augen offen!“ als eine zu starke Mahnung zu ihm drangen.

Als der Vorleser geschwiegen und Erna sich erhoben hatte, um dasjenige zu besorgen, was den drei Herren in diesem Augenblick ohne Zweifel das Ersehnteste war: das Abendbrod und den Abendtrunk, soweit die ihr zu solchem Zweck vom Bruder kärglich zugemessenen Mittel es gestatteten — da fühlte sich Dr. Schwalbenau durch die plötzliche Stille geweckt. Wie immer und unter allen Umständen beendete er seinen heimlichen Schlummer mit den Worten, die nach seiner Erfahrung stets die passenden waren: „Sehr schön!“

Dann betrachtete er prüfend den Himmel, hierauf seine silberne Uhr und sagte: „Spät! Ich muß gehen, ich versäume sonst den letzten Omnibus und habe doch nicht erreicht, was ich eigentlich durch mein Dableiben erreichen wollte.“

Dabei warf er seine Blicke auf Walter Seemüller, der noch erregt von der Vorlesung seines Manuscriptes und von einem scheidenden Sonnenstrahl besonders beleuchtet, den Anblick eines schönen und intelligenten jungen Mannes gewährte.

„Wissen Sie“, sagte Hainberger zum Doctor, „Sie könnten jetzt Herrn Seemüller in Ihr Geschäft einweihen, und wenn Sie darüber den Omnibus versäumten, so blieben Sie die Nacht hier.“

Schwalbenau schien nachzudenken. Hainberger, der seine Gedanken genau kannte, kam ihm mit den Worten zu Hilfe: „Es ist Sonntag, was Sie heute noch in der Stadt verrichten könnten, würde Ihnen unmöglich mehr eintragen, als das Ersparniß des Abendbrotes ausmacht, das Sie bei mir gratis haben.“

Der Doctor schien sich diesem Argument, ohne direct darauf zu antworten, dennoch gefangen zu geben, denn er drehte jetzt seinen Stuhl zu Walter Seemüller herum und begann damit, ihm die Vortheile auseinander zu setzen, die es für einen vorwärts strebenden Mann hätte, wenn er eine reiche Heirath machte. „Und ich kann Ihnen die Versicherung geben“, schloß er, „wenn sonst kein Hinderniß ist, und Sie nur gefallen, so heirathen sie durch mich eine runde, volle—“

„Dame?“ fragte Walter, als der Advocat innegehalten.

„Summe“, ergänzte dieser, der einen Moment nachgedacht hatte, ob er den Betrag nennen sollte; „eine runde, volle Summe, die aber in Ihren Verhältnissen eine ganze Million ist.“

„Und ist die Braut schön?“ fragte Walter, der sich durch seinen Vortrag heute wie ein Dichter vorgekommen war und vor dem Gegensatz in

dieser prosaischen Art der Werbung komisch genug angeregt wurde, um das Gespräch fortzuführen.

„Die Braut", sagte Schwalbenau feierlich, als ob er damit an die Verschwiegenheit seines Zuhörers appellirte; „die Braut ist ein Frauenzimmer."

„Sie werden aber zugeben, Herr Doctor," erwiderte Walter, „daß es auch Frauenzimmer giebt, die nicht schön sind."

„Darüber habe ich kein Urtheil", entgegnete Schwalbenau; „gewiß ist sie sehr schön, ich suche aber für sie den Mann, der sich um solche Alfanzereien nicht kümmert und nur nach der Sicherheit des Betrages fragt, mit dem er den Bund für das Leben schließen soll. Denn nur in diesem Falle ist er der Mann meiner Wahl."

Erna kehrte zurück und beschied die Herren in die Stube zum Abendessen. Hatte Walter schon das Gespräch mit seiner poetischen Stimmung im Gegensatz gefunden, so kam ihm dieser in Gestalt der Spärlichkeit der gebotenen materiellen Genüsse noch schroffer vor. Er erhob sich vom Tische sobald es nur schicklich war, und trat auf den kleinen Balcon hinaus. Es war eine schöne, windstille Sommernacht. Der Mond ging gerade auf, als Erna zu ihm trat und ihm einige Schmeichelworte über seine vorgetragene Erzählung sagte.

Erna's Erscheinung und Reden in diesem Augenblick, ihre Augen und ihr Lächeln gaben ihm seine poetische Stimmung wieder, und als sich das Mädchen zurückgezogen hatte, erfaßte ihn eine wahre Sehnsucht, in die Nacht hinaus zu stürmen, zu schwärmen, zu singen, durch irgend ein äußeres Treiben der inneren Bewegung zu entsprechen. Er verließ das Haus und schlug den Weg nach Reisewitz ein. In der Nähe des Dorfes hörte er Tanzmusik. Der Volksbelustigungsort war sonntägig überfüllt und glänzte in so viel Licht und Leben, als nur überhaupt dort aufzutreiben war.

Walter dachte, daß ihm eigentlich nichts gefehlt hätte, als ein gutes Glas Wein, daß dies die Ergänzung seiner poetischen Stimmung und der richtige Lohn für seine poetische Leistung gewesen wäre. Er kam sich vor wie der Sänger in Göthe's Romanze, der die goldene Kette verschmäht und um einen Becher Weines bittet. Schwalbenau hatte ihm die goldene Kette angeboten, Hainberger aber beim kärglichen Mahle nicht einen Tropfen des köstlichen Nasses.

Walter setzte sich mitten unter andere fröhliche Zecher, ließ sich eine gute Flasche geben, lachte, schwatzte und spürte seine Kehle noch immer trocken genug für eine zweite Flasche. Als er sich erhob, war die Nacht erst kühl genug geworden, um den Aufenthalt im Freien angenehm zu machen. Er schien plötzlich den Text zu der Musik seiner aufgeregten Pulse gefunden zu haben, und dieser lautete: Erna. Einem unwiderstehlichen Verlangen gab er halb unbewußt nach, als er den Weg zu dem Hause einschlug, in welchem sie ohne Zweifel bereits süß schlummerte. Vielleicht sucht sie noch Kühlung auf dem Balcon, dachte er. Und in der That, regte und bewegte

es sich dort nicht seltsam auf und nieder? Walter kam näher, ein unbeschreibliches Nachtgewand flatterte oben, und in diesem Nachtgewand steckte Dr. Schwalbenau, den Hitze oder Fremdheit des Lagers nicht schlafen ließen, der vielleicht auch dazu die ihm gewohnte Vorlesung, Rede oder Predigt entbehrte.

In Walter hatte der Weinrausch launig zu wirken begonnen. „Aha!“ rief er, „die Million steht wie Julia auf dem Balcon, und seufzt nach dem Romeo, der sie besitzen soll. Die Million ist meine Geliebte, das ist die rechte Geliebte nach dem Herzen der Zeit. Schmachte ich nicht von jeher nach Geld? Nannte ich es nicht immer das wahre Glück? Die Million ist meine Braut, noch unsichtbar, aber der lange Advocat ist werth, sie zu vertreten, denn er weiß, was sie selbst werth ist.“

Die Erinnerung an Shakespeare tauchte ihm aus dem Nebel des Gehirns auf.

„Die süße Million!“ rief er, zu Dr. Schwalbenau emporblickend; „o wie sie auf die Hand die Wange lehnt! Die Hand hält vielleicht schon das ganze Vermögen. Wär' ich der Handschuh doch auf dieser Hand.“

„Was ist da?“ brummte sehr vernehmlich der Doctor.

„Horch! Sie spricht!“ recitirte Walter, „o sprich noch einmal, holder Engel.“

„Sind Sie nicht der Bräutigam, den ich suche?“ schallte es von oben herab; „hören Sie, wissen Sie noch, was ich Ihnen gesagt habe?“

„Ich nehme Dich beim Wort,“ sprach Walter weiter, „nenn' Liebster mich, so bin ich neu getauft.“

„Wie kommen Sie denn daher, und warum? Sie sind doch nicht über die Gartenmauer gestiegen?“

„Der Liebe leichte Schwingen trugen mich! Kein steinern Bollwerk kann der Liebe zur Million wehren. Ich bin kein Steuermann, doch wärst Du fern, wie Ufer, von dem fernsten Meer umspült, ich wagte mich nach solchem Kleinod hin.“

„Da haben Sie vollkommen Recht“, erwiderte Schwalbenau beifällig; „es ist auch der Mühe werth. Sie sprechen doch hoffentlich in vollem Ernst?“

„Ich schwöre, Fräulein, bei dem heil'gen Mond, der silbern dieser Bäume Wipfel säumt.“

„Nein!“ warf Schwalbenau ein, „schwören Sie nicht bei so albernem Zeug. Das sogenannte Silber des Mondes ist reiner Schwindel.“

„Wobei denn soll ich schwören?“

„Es ist freilich jetzt bei Nacht, ohne Zeugen schwer, das Wort gerichtlich fest zu machen.“

„Wenn die Herzensliebe ...“

„Schon gut!“ unterbrach Schwalbenau, der eine Declamation fürchtete; „ich nehme es für geschworen an. Und jetzt will ich erst ruhig schlafen. Gute Nacht!“

„Ach, Du verläſſeſt mich ſo unbefriedigt!“

„Ich weiß eigentlich nicht, warum Sie mich dutzen. Wir haben nicht Brüderſchaft getrunken, Hainberger hat keinen Wein dazu gegeben. Aber welche Befriedigung verlangen Sie denn noch?“

„Gieb Deinen treuen Liebesſchwur für meinen.“

„Ich kann Ihnen jetzt bei Nacht nur wiederholen, das Geſchäft iſt von beiden Seiten abgemacht. Morgen das Nähere. Und wenn Sie wollen, können Sie Ihre Braut noch vor der Hochzeit zu ſehen bekommen. Jetzt aber gute Nacht!“

Schwalbenau trat vom Balcon in's Zimmer zurück, und Walter ſchwankte heimwärts und legte ſich mit ſehr unklaren Empfindungen zu Bette. Er verſuchte, in den wenigen Augenblicken vor dem Einſchlafen vergebens ſich deutlich zu machen, ob er Komödie geſpielt oder ob er den Haupttreffer in der königlich ſächſiſchen Claſſen-Lotterie gewonnen habe.

5. Der Bräutigam malgré lui.

Am folgenden Morgen begab ſich Walter Seemüller, etwas ſpäter als gewöhnlich, aber ohne die geringſte Erinnerung an die Erlebniſſe der Nacht bewahrt zu haben, nach dem Hauſe Hainberger's in das Laboratorium. Er fand dort ſchon den Agenten, der äußerte, den Ankömmling mit Ungeduld erwartet zu haben.

„Sie ſind alſo jetzt verlobt, Herr Seemüller“, ſagte er dann, „und Sie ſind in der That zu beglückwünſchen, Sie machen ein großes Glück! Ein ſolches Vermögen! Indeſſen, bevor die Sache ganz perfect wird, haben Sie doch noch die Pflicht einer Gegenleiſtung. Ich war der Vermittler, als Honorar habe ich mir bei Schwalbenau bedungen, daß Sie ſich zuerſt verbindlich machen müſſen, auf meine Vorſchläge einzugehen.“

Und Hainberger ſetzte nun ausführlich aus einander, durch welche Mittel und auf welchen Wegen nach der philoſophiſchen Tinctur des David Beuther geſucht werden müſſe, und daß Walter ſich verbindlich zu machen hätte, auch als verheiratheter Mann und reicher Rentier mindeſtens drei Jahre lang unausgeſetzt für Hainberger zu experimentiren, widrigenfalls ſeine Verlobung jetzt nicht als perfect angeſehen werden könnte.

„In drei Teufelsnamen!“ rief Walter, dem es ſchien, als ob ſein Rauſch jetzt erſt beginne; „mit wem bin ich denn verlobt?“

„Hat Ihnen dies Schwalbenau nicht geſagt?“ fragte Hainberger, „mir auch nicht, aber das iſt ganz gleichgiltig.“

Und er fuhr in ſeinen chemiſchen und alchymiſtiſchen Erörterungen fort und ſchloß damit, daß er bis nach dem Eſſen eine beſtimmte Entſcheidung von Walter erwarte, da er ſonſt die Verlobung nicht würde zugeben können.

Hainberger entfernte ſich, und der junge Chemiker begab ſich an ſeine Studien, die er jedoch immer bei Seite ſchob, um zu überlegen, auf welche

Weise er sich am rascheſten von dieſem Hauſe losmachen könne, das ihm nun wie ein Tollhaus erſchien. „Zuerſt wird mir eine unſichtbare Braut aufgeſchwatzt, dann verwickelt mich dieſer Narr in den Unſinn ſeiner fixen Ideen aus der Alchymie. Kein Zweifel, ich muß ausreißen, exkneifen, wie ich als Student ſagte; es fragt ſich nur —“

Er verſank in Träumerei, denn wieder ſchien es ihm eine unüberwindliche Schwierigkeit zu bieten, Erna für immer zu verlaſſen. Noch war er zu keiner feſten Entſcheidung gekommen, als er zum Eſſen gerufen wurde.

Als er in die Wohnſtube trat, erwiderte Erna ſeinen Gruß ſehr froſtig, und bei Tiſche bemerkte er, daß ſie bald verwunderte, bald zürnende Blicke auf ihn warf. Die Schamröthe ſtieg ihm wiederholt in's Geſicht; ſollte auch die edle, zarte Erna glauben, er hätte ſich für Geld einer unbekannten und unſichtbaren Braut verkauft? Dieſen ſchmählichen Verdacht mußte er ſogleich abwälzen, er wartete nur, daß man den Tiſch verließe und Hainberger ſich zu ſeinem Mittagsſchläfchen zurückzöge.

Bevor dies noch geſchehen konnte, erſchien Schwalbenau, der am Morgen nach der Stadt zurückgekehrt war und jetzt wiederkam, um Alles in's Reine zu bringen.

„Ich habe jetzt die Sicherheiten alle bei mir,“ ſagte er zu Walter, die Sie des Nachts zu ſo unbequemer Stunde von mir verlangten. Freilich haben Sie mir auch zu derſelben Stunde Ihren Schwur geleiſtet. So wird ſich nun Alles machen.“

Jetzt begann ein gräuliches Concert zwiſchen den drei Herren. Vorerſt ſchlug Walter wie ein Verzweifelnder um ſich, er wollte gar nichts wiſſen, behauptete, man wolle ihn verrückt machen oder wäre es ſelbſt, und gab endlich nur ſo viel zu, daß er in der verfloſſenen Nacht einen Rauſch gehabt und Unſinn geſchwatzt haben könne. Dann beſtand Schwalbenau darauf, er hätte unwiderrufliche Verſprechungen erhalten, und Hainberger ſchrie, nichts dürfe feſtgemacht werden, bis er mit Seemüller einen alchymiſtiſchen Vertrag geſchloſſen hätte. Walter wurde dadurch noch wüthender gemacht über die Vorausſetzung, er hätte ſeine Perſon zu einem derartigen Verlobungshandel hergegeben, und es war faſt rührend zu hören, mit welcher Leidenſchaft er ſich dagegen vertheidigte.

Erna, die dieſem Auftritt aufmerkſam gefolgt war, ohne einen Blick von Walter zu wenden, trat endlich mit einem Vorſchlag zur Güte in die erhitzte Debatte ein.

„Herr Doctor,“ ſagte ſie zu Schwalbenau, „Sie können unter keinen Umſtänden verlangen, daß ein gebildeter Mann auf Ihr Heirathsproject eingehe, ohne das Mädchen, über deſſen Hand Sie verfügen, mindeſtens erſt geſehen zu haben. Ich begreife nicht, weshalb Herr Seemüller ſeine Verſprechungen, die er, wie er ſagt, im Rauſche gethan, nicht halten ſollte, wenn die ihm zugedachte Braut nicht nur reich, auch ſchön, edel und gebildet wäre.“

Walter wollte Einsprache thun, aber Erna bat ihn, ihr vorläufig den Versuch zu gestatten, die Sache zu schlichten, und verlangte wiederholt von Schwalbenau, daß er endlich den Schleier lüfte und mindestens die Personalien der Unsichtbaren bekannt gebe.

„Nun gut," brach Schwalbenau ungeduldig los, „ich habe das Mädchen mitgebracht. Zwar sollte die Braut erst sichtbar werden, nachdem das Geschäft gänzlich abgeschlossen gewesen wäre, aber — meinetwegen! Sie wartet im Gasthof und braucht sich ihres Aeußern nicht zu schämen. Ich sage Ihnen, Herr Seemüller, Sie haben so etwas noch nicht gesehen. Sie ist im Sonntagsstaat. Außerdem habe ich Ihre Versprechungen, Ihre Schwüre beim heiligen Mond, Sie erinnern sich."

Walter hörte nicht auf ihn und wollte das Zimmer verlassen. Erna bat ihn zu bleiben, sie wollte sich mit Schwalbenau in den Gasthof begeben, und Walter mußte ihr die Zusage leisten, ihre Rückkehr und ihren Bericht abzuwarten.

Er zündete sich eine Cigarre an, und setzte sich mit der Gelassenheit eines Märtyrers, der entschlossen ist, Alles über sich ergehen zu lassen, auf den verhängnißvollen Balcon.

Noch war die Cigarre nicht zu Ende geraucht, als Erna, wieder vor dem Bräutigam wider Willen stand, in Begleitung Schwalbenau's, der mit einem triumphirenden Gesicht anzeigte, daß alles in Ordnung sei und daß er sich jetzt nur noch zu Herrn Hainberger begebe, um dessen Forderung mit ihm zu ordnen. Er verschwand.

„Die Ihnen Bestimmte, Herr Seemüller," sagte Erna, als sie mit Walter allein war, „ist edel, schön, gebildet, eine wahre Prinzessin. Also schlagen Sie ein und stoßen Sie ein Glück nicht von sich, an das Sie ohnehin schon durch Ihre Schwüre gebunden sind."

„Aber bei allen möglichen und unmöglichen Göttern," fuhr Walter auf, „muß ich hören, daß auch Sie, mein Fräulein, in einen so abscheulichen Handel einstimmen? Wenn sie mir nicht glauben, daß ich gestern betrunken war und nicht wußte, was ich redete, so springe ich hier vom Balcon hinab und laufe für immer davon."

„Ich will Ihnen gerne glauben," erwiderte Erna, „und nehmen wir an, Sie hätten bis zu diesem Moment von der ganzen Sache nichts gewußt. Nun aber komme ich und sage Ihnen: Dort wartet eine holde Jungfrau nur darauf, ihre Hand in die Ihre zu legen. Sie ist sehr reich, das ist ihr geringster Vorzug, sie ist aber auch ein vollendetes Ideal aller weiblichen Tugenden und Schönheiten. Warum wollen Sie ein so außerordentliches Glück, das Ihnen vom Himmel fällt, aus falschem Dünkel muthwillig von sich stoßen?"

„Weil —" rief Walter und hielt plötzlich inne; dann fuhr er entschlossen fort: „Ich bin so gepeinigt, auf das Aeußerste getrieben, daß ich keine Rücksichten mehr kenne. Nun denn, ich stoße jedes Glück dieser Art

von mir, weil ich Sie liebe, Erna, Sie allein, Sie heiß und unaussprechlich liebe und kein anderes Weib mehr, und käme es direct aus dem Paradiese Mohameds, Gewalt über meine Seele gewinnen kann."

Jetzt wollte Erna entfliehen, allein er faßte ihre beiden Hände. „Ich lasse Sie nicht so fort; Sie haben sich meinen Peinigern angeschlossen, nun müssen Sie auch die Buße über sich ergehen lassen. Ich liebe Sie und will wissen, was ich zu hoffen habe. Zerreißen wir das ganze Project dieses langen Schwalbenau durch einen kurzen Proceß. Er will mit Gewalt einen Bräutigam aus mir machen, nun gut, seien Sie meine Braut."

Und nun schilderte er ihr die Nothwendigkeit, daß er an der Seite der Geschwister bleibe, wenn der Bruder mit seinen alchymistischen Faseleien nicht ganz in Wahnsinn verfallen solle. Dieses mächtige Argument verhalf dem ohnehin starken Gefühle Erna's zum Ausdruck. Eine innige Umarmung wurde durch Hainberger unterbrochen.

„Ich bin mit Schwalbenau in Ordnung," rief er, „und die Braut ist auch in das Haus gekommen."

„Dann sind zwei Bräute vorhanden," sagte Walter, „und nur Ein Bräutigam; ich bin neugierig, wer der zweite sein wird."

Sie traten bei diesen für Hainberger mystischen Worten in die Wohnstube, wo ihnen eine hochaufgeputzte Frauengestalt entgegen knixte. Schwalbenau nahm sie bei der Hand und präsentirte sie: „Auguste Drose."

Walter blickte fragend auf Erna, die ihn flüsternd bat, ihr die kleine Schelmerei zu verzeihen, wenn er sich von dem Bild einer Prinzessin hätte bestechen lassen, so hätte sie sicher gewußt, daß er sie nicht liebte, und es ihm allein überlassen, sich sein Schicksal zu bereiten.

Schwalbenau erzählte nun, wie er für „Fräulein Auguste" jahrelang einen Proceß geführt, der endlich dahin entschieden worden, daß sie im Falle ihrer Verheirathung bis zu einem gewissen Zeitpunkte auf ein streitig gemachtes Erbtheil Anspruch hätte.

Auguste war eine schlichte Person aus dem Volke und vernünftig genug, um den Plan Schwalbenau's im voraus als Tollheit erkannt zu haben. Sie erklärte, daß es ihr nie eingefallen wäre, bei ihren Jahren und ihrer Bildung einen jungen Doctor heirathen zu wollen, und daß sie auf Alles nur eingegangen sei, um es zuletzt zu vereiteln.

„Sie haben sehr Unrecht, Fräulein Auguste", rief Schwalbenau, „Sie sind jetzt ein gebildetes Fräulein."

Er bewies diese Meinung dadurch, daß er in den sauren Apfel biß und um die Zeit, da Walter und Erna sich vermählten, war bereits aus der Köchin eine Frau Doctorin Auguste Schwalbenau geworden.

Gedichte.

Von

Moriz Kolbenheyer.

1.

Zur Feier des 70. Geburtstages von Anastasius Grün

(11. April 1876). *

Grün ist die Hoffnung. Anastasius,
So nennt sich Einer, welcher auferstanden.
Er singt von Frühlingsgrün und Lenzesgruß,
Von Auferstehung aus des Winters Banden.
Spazierend mit der Leier in der Hand,
Läßt er die Lieder von den Saiten wehen:
„O schönes Oesterreich, o Vaterland,
Willst Du nicht auch vom Todesschlaf erstehen?

Schon sproßt auf allen Fluren Saatengrün,
Der Ernte Hoffnung. Nur des Geistes Garten,
Wo Kunst und Wissen, Recht und Freiheit blühn,
Soll fruchtlos auf des Lenzes Anbruch warten?
Es leuchtet rings der Sonne gold'ner Strahl,
Die Lerche jubiliret hoch in Lüften;
Ach, nur in Dir, geliebtes Donauthal,
Weht es mich an, wie Moderduft aus Grüften."

Man lauscht des Sängers wundersamem Lied
Und alle Herzen werden weit und weiter.
Die Jugend jauchzt; denn, ein Tyrtäus, zieht
Dem Heer der Streiter er voran als Leiter;

* Als Nachklang zur Jubiläumsfeier des nunmehr verewigten, unsterblichen vaterländischen Sängers glauben wir diesen weihevollen Zeilen hier nachträglich Raum gewähren zu sollen. D. R.

Ein friedlicher, nicht mit dem blut'gen Speer
　Führt todesmuth'ge Schaaren er zum Kriege;
O nein, das Lautenspiel ist seine Wehr
　Und fröhlich singend häuft er Sieg auf Siege.

Ist's Traum? — Ist's Leben? — Blickt, o blickt umher,
　Sprießt es nicht hoffnungsgrün auf unsern Auen?
Frohlockt die Welt nicht ob der Wiederkehr
　Des Geistesfrühlings in der Ostmark Gauen?
Des Frühlings, den vor einem Säculum
　Der Besten Einer, die man sah auf Thronen,
Herangeführt, der Reiter dort, der stumm
　Und doch so laut spricht zu den Epigonen?

Ach, seine Pflanzung ward vom Sturm geknickt,
　Der, als der Kaiser schied, begann zu wüthen.
Wohin das Auge, thränenfeucht, geblickt,
　Nichts, als von Eiseshauch verheerte Blüthen.
Ein böser Winter, hundertjährig, lag
　Auf dem Gefild; doch, horch, ist, was wir hören,
Nicht Lerchenton, nicht Nachtigallenschlag,
　Vereint mit and'rer Lenzessänger Chören?

Wo Josephs Haupt der Lorbeerkranz umlaubt,
　Versammeln sie sich rasch im frohen Kreise.
„Es war kein Wahn, woran Du hast geglaubt,
　O Menschenschätzer! „tönt es laut und leise.
„Schon sinkt die Nacht, der Morgen steigt empor,
　Es weicht das Vorurtheil, es fällt die Schranke,
Und siegreich durch der Freiheit off'nes Thor
　Zieht ein, der Thaten Vater, der Gedanke.“ —

So singen Alle, doch am laut'sten Er,
　Der heut die Siebenzahl schließt der Dekaden,
Ein hoher Graf, ein Staatsmann und noch mehr,
　Ein Dichter, ächt und recht von Gottes Gnaden.
Stolz darf er rühmen: „Mein auch ist das Werk,
　Wenn Oesterreich erstand aus Todesbanden.“
Heil Anastasius! Heil Auersperg!
　So widerhallt es drum in allen Landen.

2.

Sterne und Blumen.

In einem Buche geschrieben stand,
Ich habe darüber gelacht:
Die Sterne sind mit den Blumen verwandt
Und kosen mit ihnen bei Nacht.

Der Wahrheit zu kommen auf die Spur,
Ob nicht erlogen es sei,
Erging ich mich auf der Gartenflur
Zur Mitternacht im Mai.

Schon senkte der Schlaf, der Alles bezwingt,
Auf Menschen und Thiere sich mild;
Die Nachtigall selbst, die zuletzt noch singt,
Verstummte; todt war das Gefild.

Hoch oben aber, im leuchtenden Raum,
Begann es zu flüstern, erst leis,
Dann lauter, ich traute den Ohren kaum;
Hört, was zu sagen ich weiß.

Ein Sternlein zur glühenden Rose sprach:
Du färbe die Wange der Maid;
Nicht thue, wenn dich ihr Finger brach,
Mit spitzigem Dorn ihr ein Leid.

Ein anderes neigte zur Lilie sich:
Du lege, rief es ihr zu,
An holder Jungfrauen Busen dich,
Er bleibe so rein, wie du.

Dem Veilchen winkte der dritte Stern
Und sprach mit munterem Sinn:
Ich habe die blauen Augen so gern,
O blühe du, blühe darin!

Vollstimmig ertönte der ganze Chor
Herab vom schimmernden Zelt:
Wir weihen des Lenzes gesammten Flor
Zum Schmucke der Mädchenwelt.

Wählt, jegliche Blume, das Liebchen, das sie
 Verkläre mit Duft und mit Glanz,
Und sind sie vereinigt, so säumet nie,
 Auch ihr euch zu sammeln im Kranz.

Wenn züchtig die Braut tritt an den Altar,
 Begleitet dahin sie zuhauf,
Umwindet den Leib ihr und kränzet das Haar
 Mit Myrten als Krone darauf.

Doch wenn ein herrliches Jungfrau'nbild
 Im Sarge liegt vor der Zeit,
Sei wieder das ganze Blüthengefild
 Die Todte zu schmücken bereit! —

So sprachen die Sterne. Die Antwort war:
 Es geschehe nach eurem Gebot;
Wir Blumen dienen der Mädchenschaar
 Im Leben und auch im Tod.

Gedichte.

Von

Josephine Freiin von Knorr.

1.

Versailles.

Versailles! Ein Zauber ging durch diese Gärten,
Als Schaaren hier im strahlenden Mittag
Die Ruhmeskrone eines König's ehrten,
Vor dem im Bann das schöne Frankreich lag.

Des Herrscher's Sitz; der Sammelplatz der Gäste,
Die Prunkgemächer mit der Zimmerreihe,
Sie lächeln noch, begehren neue Feste
Für ihrer Spiegel ungebroch'nen Schein.

Das war ein Loos, von dem die Wände reden,
Im „kleinen Trianon“ – dort schien es, ach!
Ein Freudenloos, gewebt aus goldnen Fäden,
Da fiel die Krone und das Haupt fiel nach!

Und später dann — das waren Strafgerichte,
Als hier ein Feind jüngst von des Rheines Wacht,
Ein Siegesfürst der großen Weltgeschichte
Sich angelegt die kaiserliche Macht.

Jedoch bei Genieen und Wasserbecken,
Vor der Façade heiter'm Angesicht,
Entweicht das Grau'n, verlieren sich die Schrecken
Und was da bleibt, ist Freude nur und Licht.

Hier thronen noch die anmuthsvollen Frauen
In ihrer Schönheit unverlor'nem Recht,
Mit ihrem Reiz, den wir im Bildniß schauen,
Versöhnend dieses strengere Geschlecht.

Denn hier der Herrscher, was die Zeiten bringen,
Wird immer nur der eine Ludwig sein,
Im Flüstern fort wird sein Jahrhundert klingen,
Hier blieb ein Strahl von seinem Sonnenschein.

2.

Le Louvre.

Es ward die Königsburg der Kunst gegeben,
Hier hält sie Hof, die Weltbezwingerin;
Die großen Meister alter Zeiten leben
Unsterblich fort in diesen Gallerie'n.

Das Werk des Vaters und der Traum der Söhne
Ergänzen sich in der Gemälde Reih'n;
Das sind die Bilder, die der Medicäer
Zuerst geschaut im frischen Farbenschein.

Das Volk von Stein, das einst in Rom gestanden,
Die Götterbilder, der Altäre Wacht,
Um welche Griechen ihre Kränze wanden,
Sie lächeln hier in heit'rer Marmorpracht.

Vom Gräberschatz der todten Pharaonen,
Aufflackert noch das unverletzte Gold,
Der Ring, das Armband und die Stirnenkronen,
Geheimnißvollen Mumien entrollt.

Da lagern sie, Assyriens Flügelpferde
In Majestät, wie vor des Siegers Ruf,
Wie damals stark, als sie gestampft die Erde,
Und Israel zertraten mit dem Huf.

Gerettet vor zerstörenden Gewalten,
Aus Schutt und Trümmern und aus Särgen dumpf,
Zieht hier die Kunst mit herrlichen Gestalten
An uns vorbei, in leuchtendem Triumph!

3.

Le Père Lachaise.

Im Marmorglanz, im Schimmer seiner Feste,
Stand Rom noch ganz und ungebrochen da,
Ein Wunderbau vergoldeter Paläste,
Wie ihn seitdem die Erde nicht mehr sah.

Da kam ein Perserfürst zur Stadt gezogen
Und fand die Herrliche am Tiberstrom,
Doch, von der Pracht des Schauspiels unbelogen,
Bemerkte er: „Man stirbt doch auch in Rom!"

Und hier, wo Lust und Leben höher schäumen,
Hier in Paris bei Schmelz und Wangenroth,
Hier stirbt man dennoch auch nach gold'nen Träumen,
Für Alle kommt zuletzt auch hier der Tod!

Da seht Ihr sie, die weite Gräberstätte,
So kurz erst im Bestand, besä't so dicht,
Man mißt den Zoll zu einem letzten Bette,
Die Schollen reichen für die Särge nicht.

Da ruhen sie, die Lauten und die Stillen,
Und Alle schweigen; nur allein im Spruch
Erzählt ein Leben, einen letzten Willen,
Dieß große aufgeschlag'ne Todtenbuch!

Hier Abälard und Heloise zusammen
Bezogen endlich doch dasselbe Haus;
Denn alle Wasser löschen nicht die Flammen,
Die echte Liebe löschen sie nicht aus.

Hier schläft befreit von langem Seelenleide,
Nach seiner Sehnsucht ungestilltem Weh,
Umflort vom aufgelösten Haar der Weide,
Wie er es wünschte, Alfred de Musset.

Vereint ist Béranger hier mit Lisetten,
Sie, die das Leben und der Tod nicht schied,
Wohl war ihr Reiz nicht vor der Zeit zu retten
Doch unvergänglich währt er fort im Lied.

Da drüben liegen tapfere Soldaten,
Dort weisen Monumente Bau an Bau,
Den Mann des Wortes und den Mann der Thaten,
Den reichsten Kaufherrn und die schönste Frau!

Wohl stirbt man hier — doch diese Gräber sprechen,
Der Nachruhm hat sie wunderbar geweiht,
Und Strahlen sieht man durch die Grüfte brechen,
Im Vorgefühle der Unsterblichkeit!

Gedichte.

Von

Emil Wickerhauser.

1.

Schneeflocke.

Die zarte Silberblüthe
Im weißen Lichtgewand,
Sie fällt aus Himmelsräumen
In's trübe Erdenland;

Sie wirbelt froh hernieder,
Ein lustig Feenkind
Und sinkt zum harten Boden,
Berührt ihn und — zerrinnt!

Die lichte Silberflocke
Vom leisen Hauch verweht,
Die, nur in Lüften schwebend,
Am Boden bald zergeht,

Es ist das Glück, das dauernd
Sich nur im Traume hält;
Doch auf der harten Erde —
Sobald wir wach — zerfällt!

2.

Winterschlaf.

Der Winter nahet wild und rauh
Mit Frost und mit Beschwerde;
Des Waldes Thier sucht seinen Bau
Und gräbt sich in die Erde.

Dort harret es geduldig aus,
So lang die Stürme dauern,
Der Schlaf nur hilft im öden Haus
Die Zeit ihm zu vertrauern!

Und ebenso des Menschen Herz,
Wenn wilde Stürme drohen,
Wenn Frohsinn wich dem bittern Schmerz,
Und Täuschung ihm entflohen.

Zurückgezogen und verdeckt
Und fern des Lebens Bühne,
Geduldet's, bis der Lenz es weckt
Mit frischem freud'gen Grüne;

So lange aber scheint es todt,
Du siehst's nur still sich regen;
Erkennst sein Athmen nur mit Noth
An seinen matten Schlägen.

Ob hie und da auch Sonnenschein —
Er lockt es nicht nach oben;
Es gräbt sich tief und tiefer ein
Und läßt die Stürme toben!

Studien über Lessings Laokoon.*

Von

F. G. Hann.

II.

Der Schönheitssinn, der in der classischen Kunst der Griechen durchaus waltet, verbot es dem Künstler der Laokoonsgruppe (oder den Künstlern derselben), den Helden schreiend darzustellen, da ja das Schreien die Züge entstellt und der Künstler im Ausdrucke des körperlichen Schmerzes überhaupt Maß zu halten hat. Doch hiezu tritt nach Lessings Anschauung noch ein zweiter anderer Grund, der im specifischen Wesen der bildenden Kunst wurzelt. Der bildende Künstler kann nämlich der immer veränderlichen Natur nur einen einzigen Augenblick abgewinnen und der Maler kann diesen einen Augenblick auch nur nach einer bestimmten Seite hin zeigen; dieser einzige Moment aber verewigt sich für den Betrachter, da ja dieser das Bild wiederholt oder continuirlich erblickt, also wiederholt oder lange denselben Moment gewahrt. Der bildende Künstler verewigt einen Moment und dieser eine günstige Moment verewigt sich für den Betrachter. Dieser eine Moment muß nun, da der Künstler auf ihn allein beschränkt ist, da er nicht wie der Dichter frei über das Geschehen in der Zeit verfügt, ein glücklich vorübergehender, ein höchst fruchtbar gewählter sein, d. h. er muß nach Lessing der Einbildungskraft Nahrung geben zu einer Fülle wechselnder Bilder, obwohl er nur ein einziger Moment ist. „Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzudenken können, und je mehr wir hinzudenken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben.“ Der höchste Affect, über den keiner mehr ist, läßt in der Einbildung keine Steigerung mehr zu, die Phantasie kann nicht über ihn hinaus, muß sich daher mit schwächeren Bildern begnügen. Der höchste Affect ist eben darum nicht zulässig für die bildende Kunst. Wenn Laokoon seufzt, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören, aber im anderen Falle hört sie ihn erst ächzen oder sieht ihn schon todt. Doch noch ein zweiter Grund obwaltet nach Lessing, welcher dem bildenden Künstler den Ausdruck des höchsten Affectes verbietet. Da der einzige Moment durch die bildende Kunst dauernd gemacht wird, so darf er nur ein solcher sein, der natürlicherweise eine Zeit lang dauern kann. Deßhalb sind solche Erscheinungen, die ihrer Natur nach

---

* Siehe „Dioskuren“, Fünfter Jahrgang, Seite 412—425.

plötzlich ausbrechen, plötzlich verschwinden oder überhaupt nur momentan währen können für den bildenden Künstler zur Wahl des vorübergehenden Momentes unbrauchbar. Sie werden durch die Länge der Betrachtung unwahr, sie erscheinen als Caricaturen.

Nun sind aber die höchsten Affecte ihrer Natur nach flüchtig, schnell vorübergehend, daher sind sie nach Lessing für den Künstler auch unbrauchbar. La Mettrie ließ sich als lachender Philosoph (Demokrit) malen; das erste Mal, meint Lessing, scheint er zu lachen, betrachtet man ihn aber öfters, so wird aus dem Lachen ein Grinsen, aus dem Philosophen ein Geck. Timomachus malte eben darum seine Medea nicht in dem Augenblicke, in welchem sie ihre Kinder mordete, und den rasenden Ajax stellte er dar, wie er nach vollführten wahnwitzigen Heldenthaten ermattet dasitzt und den Gedanken aussinnt, sich zu ermorden. So sah man (in diesem Gemälde) den Sturm in den Trümmern und Leichen, die er an das Land geworfen.

Herder tritt im 9. Capitel seines ersten Kritischen Wäldchens den erwähnten Lessingischen Argumenten ganz eigenartig entgegen. Er meint zwar auch, die bildende Kunst müsse den Ausdruck des höchsten Affectes vermeiden, doch ist ihm der Grund hiefür ein ganz anderer. Hingegen darf die bildende Kunst nach Herder auf das transitorische nicht verzichten, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will. Jedes Werk der bildenden Kunst steht nach Herder als etwas *fertiges*, als *gewordenes* vor uns. Es ist, mit einem Worte zu sagen, *Werk*, alles in ihm ist *zumal*, daher ist es für *einen* Anblick berechnet, der auf einmal alles gewähren muß, was das Bild ästhetisch gewähren soll und will. Dieser *eine* Anblick wird, da das Object verharrt, bleibend, er wird permanent, er wird insoferne gleichsam verewigt. In der Musik und Dichtkunst hingegen gibt das ästhetische Object nicht auf einmal alles, sondern successive entfaltet es sich, es ist nicht *Werk*, d. h. *Gewordenes*, sondern *Werdendes*, es ist, wie Herder sagt, Energie . . .

Die Musik und Dichtkunst lösen eben darum den ästhetischen Anblick und Genuß auf in eine ganze Reihe von ästhetischen Einzelanschauungen und Genüssen, die bildende Kunst concentrirt das Schöne in *einen* Anblick und Genuß. Dieser muß ästhetisch daher alles geben und muß es bleibend geben. Es darf darum in der bildenden Kunst, eben weil sie etwas fertiges und abgeschlossenes darstellt, nichts Todtes, Unthätiges dargestellt werden, denn was würde das in sich abgeschlossene Bild, wenn es todt erscheint, vom Tode auferwecken. Ebensowenig aber darf das Object der bildenden Kunst übertriebene Bewegtheit zeigen, denn diese (so scheint wenigstens Herder zu glauben), paßt nicht für das abgeschlossene, perfecte, verrät vielmehr Energie, ist darum nicht passend für die bildende Kunst. Herder sagt ebendeßhalb, daß die Ruhe des griechischen Ausdruckes das vollendete in der bildenden Kunst sei und für alle Zeit nachahmungswürdig. Auf das Transitorische darf die bildende Kunst nach Herder nicht verzichten, denn sie bildet doch *Naturgegenstände* ab und deren Wesen ist es doch, daß sie, weil in der Zeit

inbegriffen, sich stets verändern, daß sie sich bewegen, und in der Veränderung besteht die Seele, das Leben der Dinge. Allerdings entzieht sich dieser permanente Umbildungsproceß bis zu einem gewissen Grade unserem sinnlichen Auge und wir gewinnen so für die Sinne etwas bleibendes; aber auch dieses bleibende verrät und muß Bewegung, Leben verraten, sonst ist es ein ganz regungsloses, welches, da es sich (sit venia verbo!) nicht rührt und reibt, todt erscheint. Entweder verliert die Kunst alles Leben, oder sie macht Gebrauch von dem transitorischen. Herder meint, es gäbe nach Lessings Argumentation überhaupt schließlich gar kein Werk der bildenden Kunst, das ästhetisch bestehen könnte, und es ließe sich am Ende auch sagen: Warum stöhnt denn Laokoon immer, warum steht er immer, warum setzt er sich denn nicht nieder u. s. w.

Ich versuche nun eine kurze Beurtheilung der entwickelten Ideen Lessings und Herders. Lessing meint, der fruchtbare Moment müsse der Phantasie Spielraum gewähren, müsse wechselnde Gedanken zulassen; je mehr man sehe, desto mehr müsse man sich denken können, und je mehr man sich denken könne, desto mehr müsse man zu sehen glauben. Ich kann hier zum mindesten den Ausdruck nicht ganz billigen, denn wenn die Kunst so arbeiten würde, daß sie auf Grund des dargestellten Bildes allerlei subjective Reproductionen weckt, die der Beschauer unwillkürlich auf das Bild überträgt, in dasselbe sozusagen hineinschaut, so wird die ganze Beurtheilung und Anschauung leicht eine subjective und die Kunst würde dann hinarbeiten auf eine Pflege der sogenannten vagen Gefühle, welche nicht aus dem Objecte fließen, sondern privater Natur sind. In diesem Falle wird das subjectiv angenehme in der Regel an die Stelle des objectiv schönen gesetzt und wir sind auf dem leidigen Standpunkt: De gustibus non est disputandum. Die Kunst darf auch nicht ins verschwommene arbeiten, hingegen muß freilich anderenteils jedes Kunstwerk etwas unergründliches sein, es muß immer ein noch ungenossener, aber genießbarer ästhetischer Rest zurückbleiben und in die Tiefen des Kunstwerkes soll wie in die des Schöpfungswerkes keine Anschauung ganz eindringen. Es ist demnach gewiß richtig, wenn nach Lessing das Bild dem Beschauer für die Phantasie stets neue und nicht zu erschöpfende Anregung geben muß.

Das freie Spiel der Einbildungskraft ist bei einem Gemälde und plastischen Werke, vollends bei ersterem überhaupt nicht an die Herabsetzung des höchsten Grades des für das Auge äußersten gebunden. Dieses freie Spiel wird vielmehr stets bewirkt durch das eigentümliche Leben, die eigenartige Bewegtheit, die über das Werk der bildenden Kunst ergossen sein soll. Dieser Schein von Leben und Beseelung wird erzielt durch Benutzung eines Momentes, der das vorausgehende und das nachfolgende zugleich sehen läßt und bewirkt, daß das Bild vor den Augen des Zuschauers Bewegung verrät, daß derselbe mehrere Handlungen und Zustände auf einmal gewahrt. Dieß ist der glückliche vorübergehende Moment, aber nicht

der, bei dem man viel zu sehen glaubt. Man höre doch Göthe gerade über die Laokoonsgruppe sprechen. „Man stelle sich, sagt er, in gehöriger Entfernung und mit geschlossenen Augen vor die Gruppe; man öffne sie, schließe sie gleich wieder, und man wird den ganzen Marmor in Bewegung sehen, man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffnet, die ganze Gruppe verändert zu finden. Ich möchte sagen, spricht Göthe, wie sie jetzt so dasteht, ist sie ein fixirter Blitz, eine Welle, versteinert in dem Augenblicke, da sie gegen das Ufer strömt.“ Dieß ist wahres Spiel für die Phantasie und liegt in der eigenartigen Bewegtheit, die jedes Meisterwerk der bildenden Kunst stets an sich trägt. Ich führe noch einige Beispiele an, um zu zeigen, worin diese eigenartige Bewegtheit in der bildenden Kunst erreicht wird. Die Plastik vermag es, diese Bewegtheit mit der statuarischen Ruhe edler Gestalten und abgeschlossener Charaktere, welche sie ja vor allem darzustellen liebt, zu verbinden. Dieß zeigt unter anderem die Laokoonsgruppe, welche die größte dramatische Bewegtheit mit der größten Ruhe verbindet, welche sich in Laokoons Antlitze spiegelt, ebenso wird niemand den lebensvollen Sibyllen und Propheten Michelangelos classische Würde und Ruhe absprechen. Der glückliche Moment der Darstellung muß beides erzielen. Und in der Malerei ist selbst bei der größten scheinbaren Ruhe durch das flüchtige Element der Farbe und des Lichtes „ein Zittern, Strahlen und Wallen von innen heraus“, die ganze Natur „ist ein wogender, bebender Schleier“. Die Portraits der Rubens, Van Dyk, Rembrandt haben bei vollkommen ruhiger Haltung doch etwas bewegtes, es ist, als hätten sie sich zum Beschauer hergewendet oder als wollten sie sich eben jetzt herwenden, es schwebt ihnen ein Wort auf den Lippen. Ebenso sieht die ächte Landschaft aus, als wollte sie dem Herzen wechselnd bald über dieß, bald über jenes in unsagbarer Weise etwas mitteilen oder, wie Vischer geistreich sagt, es ist, als gäbe sie ein Rätsel auf und halte seine Lösung doch zurück. Man betrachte nur einen Wald von Ruysdael oder ein Bild der Küste von Sicilien von Claude. Wie lebt und webt doch alles in diesen Bildern, jeder Baum gewinnt Bewegung, in allen Zweigen rührt und regt es sich geheimnißvoll, der ganze Zauber der Natur durchdringt den Beschauer, und ungeahnte wechselnde Gefühle durchbeben das Gemüt.* Jede, auch die feinste Beleuchtungsmodification im am Gemälde angebrachten Helldunkel, jeder, selbst der geringste Wechsel des natürlichen, auffallenden Lichtes ruft Veränderungen in der angegebenen Weise hervor, und wie unendlich mannigfach ist doch das wechselnde Spiel des Lichtes und der Lichttöne. Der erste von Lessing angeführte Grund für die Vermeidung des höchsten Affectes dürfte also entfallen.

Es ist jedoch auch ganz im allgemeinen nicht thatsächlich zutreffend, wenn Lessing behauptet, die bildende Kunst dürfe ästhetischermaßen nicht

* Man vergleiche darüber Carus: Briefe über Landschaftsmalerei V Brief, S. 97 u. f.

vom höchsten Affecte Gebrauch machen. Hegel war derselben Ansicht wie Lessing, denn er sagt in seiner Aesthetik (Band II, Seite 359 u. 403): „Die Sculptur muß nicht darstellen, wie wenn Menschen durch Hüons Horn mitten in Bewegung und Handlung versteinert oder eingefroren wären. Im Gegenteile muß die Gebärde nur ein Aufhören oder Zurückkehren aus der Handlung zur Ruhe bezeichnen.“ Dieser Anschauung stehen aber empirisch die vielen Darstellungen von Kämpfen im entscheidendsten Momente, der zugleich den entschiedensten Ausdruck in Stellung und Haltung erfordert, entgegen. Ich erinnere nur an den Borghesischen Fechter, den man in äußerster Lebensgefahr sieht, wie er in der äußersten Spannung alle Fechtgewandtheit aufbietet. Jeder Muskel, jede Miene ist aufs höchste getrieben, aufs intensivste gespannt. In der Malerei ist gleichfalls ziemlich häufig die Energie aufs höchste ausgedrückt. So hat z. B. in einem Gemälde von einem französischen Meister, welches den Kindermord zu Bethlehem darstellt, der Maler den höchsten Affect zum Ausdruck gebracht, indem er eine einzige Mutter darstellt, die in namenloser Bangigkeit, in einer Ecke gekauert, ihr Kind krampfhaft hält, während im Hintergrunde schon der wilde Mörder naht. Ebenso hat Delaroche die größte Todesangst der Kinder Eduards IV. im Tower vorgeführt, und Michaelangelo malt im jüngsten Gerichte das gräßlichste Entsetzen auf den Gesichtern der Verdammten, die eben Jehovas Richterwort vernommen haben, das noch die Lüfte zu durchbeben scheint. Allerdings gibt es Fälle, namentlich in der Plastik, in denen der höchste Affect nicht zum Ausdrucke gebracht werden darf, aber das hat nicht im transitorischen des Momentes seinen Grund, sondern wie Lessing anderwärts richtig sagt, darin, daß manche Affecte in ihrem höchsten Ausdrucke unästhetisch die Züge verzerren machen.

Das Häßliche aber ist in der Kunst nur dann gestattet, wenn es wie die Dissonanz überwunden werden kann durch einen harmonischen Ausgleich, diesen kann aber der Maler leicht, der Bildhauer nur sehr schwer gewinnen. Die Plastik ist auf den Muskelausdruck angewiesen, der ästhetisch correct sein muß, die Malerei hat durch das Colorit ein Mittel, dem häßlichen abzuhelfen. Die Malerei ist nämlich nicht wie die Plastik auf den Muskelausdruck angewiesen, also kann auch das häßliche der Muskelverzerrung entfallen und das Colorit weniger entschiedenen, aber doch charakteristischen Ausdruck geben. So zieht das äußerste Leiden der Seele und des Leibes unbeschreibliche Schauer von grauen Tönen um Auge und Schläfe zusammen und die Gemeinheit hat ein fahles Erdcolorit, sowie der Seelenadel eine klare Durchsichtigkeit, frohe Sinneslust hingegen zeigt eine Blutwärme, die hinwieder in zahllose Nüancen sich teilen kann. Die Malerei ist überhaupt im Stande, den Affect aufzulösen in eine Menge von Details im Ausdrucke, gegeben durch ein ganzes Concert von Farbentönen. In diesem Concerte können nun ähnlich wie in der Musik einzelne Töne für sich disharmonisch sein, oder soweit das zeichnende Element in Betracht kommt,

verzerrt oder verrenkt, ohne daß darum das Ganze den Ausdruck von ästhetischer Incorrectheit zu haben braucht, weil ja die einzelnen Dissonanzen sich harmonisch auflösen lassen. Ebenso vermag die Malerei die verwickeltste Paarung scheinbar sich ausschließender Leidenschaften zu geben, und sie hat für den schärfsten Ausdruck der Affecte bei aller Andeutung desselben doch zugleich Linderungsmittel; sie kann z. B. Zorn durch beigesellte Bescheidenheit, Verzweiflung durch einen Schimmer von Hoffnung mildern. Auch den Ausdruck des höchsten Schmerzes hat die Malerei, ja selbst die bildende Kunst überhaupt nicht zu scheuen. Lessing hat darum doch nicht ganz recht, wenn er meint, aus diesem ästhetischen Grunde habe der Künstler Timantes den Vater der Iphigenie in dem Bilde, welches die Opferung derselben darstellt, verhüllt gemalt. Ist doch auch Laokoon eine Gruppe, dargestellt im höchsten Schmerze und deßungeachtet ohne einen jeden häßlichen Zug, ja die Paarung so entgegengesetzter Affecte, wie höchster Schmerz, Resignation und die erhabene Würde einer gesetzten Seele ist auch vom bildenden Künstler mit größter Meisterschaft plastisch vollzogen. Es kommt überhaupt nur darauf an, wie man den höchsten Schmerz ausdrückt, denn derselbe kann ebenso gut häßlich als auch wahrhaft ergreifend schön gegeben werden. So ist ein Christus mit der Dornenkrone, wie man ihn gewöhnlich auf Calvarienbergen sieht, mit Blut bedeckt, das Gesicht krampfhaft verzerrt, schreiend im höchsten Schmerze, ist freilich ein höchst unästhetischer Anblick, wenn er auch manches harmlose gläubige Wesen aus dem Volke deßungeachtet andächtig stimmt. Aber man betrachte einen Christus mit der Dornenkrone von Tizian, eine Mater dolorosa von Carlo Dolce oder die berühmte leidende Gottesmutter von Delaroche, wo ist hier trotz des höchsten Schmerzausdruckes etwas unästhetisches. Wenn aber der leidende Christus, die leidende Gottesmutter schön sein können im höchsten Schmerze, so hätte es auch Agamemnon bei der Opferung der Iphigenie sein können und es wäre daher aus Schönheitsgründen die Verhüllung keineswegs nothwendig gewesen. Auch daß die bildende Kunst nichts transitorisches darstellen dürfe, ist nicht so allgemein richtig, wie Lessing meint, und Herder, meine ich, hat in diesem Punkte sehr gut gegen die Ansicht Lessings argumentirt. Mit Recht sagt er vor allem: dann könne man auch von einer Rose von Huysum sagen, wenn man sie recht lange ansieht, warum blühest du denn noch immer gleich schön. Auch macht die bildende Kunst das Transitorische, wenn sie dasselbe gebraucht, gar nicht unnatürlich bleibend, denn sie bannt es ja nicht, sie läßt es ja vermöge der ihr eigenthümlichen Bewegtheit, des dem Bilde eigenthümlichen Lebens nicht erstarren. Auch kann uns der Künstler merken lassen, wie der Affect zum so plötzlichen Ausdruck gekommen ist, er kann uns andeuten, was er zurücklassen wird, er kann dieß sogar recht gut, wenn er einen Moment wählt, der als Veränderungsact von dem früheren und folgenden nicht zu trennen ist; ist doch alles Werden ein Uebergehen von Einem ins Andere durch einen Act des Geschehens. Auf diese Weise kann

der Maler, ja selbst der Bildhauer bis zu einem gewissen Grade dramatisch werden. Ich erinnere nur an Kaulbach, an Raphael, vor allem aber an den feurigen Rubens mit seinen Bildern voll kühner dramatischer Bewegtheit. Auch die Laokoonsgruppe, darstellend den leidenden Vater mit seinen Söhnen, ist wie Niobe mit den Niobiden eine Tragödie in Stein. Ueberhaupt könnte auch der oftmalige Anblick nichts anderes ästhetisch bewirken, als der erste, eben weil die bildende Kunst, wie Herder treffend gezeigt hat, für den Anblick, der in *einem* alles gibt, d. h. alles zumal gibt, auf den ersten Anblick also arbeitet. Der spätere Anblick ist demnach nichts als der sich continuirlich wiederholende erste Anblick. Dem widerspricht es nicht, daß bei längerem Anblicke erst neue Schönheiten *bemerkt* werden, denn alles, was früher oder später am Bilde ästhetisch bemerkt wird, gehört einem simultanen Vorstellungsbilde an, nicht aber einem successiven, wie in der Dichtkunst und Musik. Also ist das positive Ergebniß unserer Kritik folgendes: Die bildende Kunst kann, ja muß sogar das transitorische verwerten und sie kann und darf den höchsten Affect ausdrücken. Nur dann darf sie ihm nicht gebrauchen, wenn sie ihn nicht schön auszudrücken vermag oder den häßlichen Ausdruck nicht harmonisch ausgleichen kann. So ist z. B. der geöffnete Teufelsrachen auf Luca Giordanos Bild vom Falle der Engel ein häßlicher Fleck, ebenso wäre der schreiende Laokoon aus einem ganz besonderen Grunde unästhetisch. Auch darf die Kunst, namentlich die plastische, nicht nach höchsten Steigerungen unmotivirt haschen, sei es, daß sich dieselben im Ausdruck höchster Affecte oder in sehr kühnen Bewegungen kundgeben, ebenso wie sie sich vor blos subjectiver Aufgeregtheit, vor falscher Energie, vor gewissen naturalistischen Formen zu hüten hat. So trägt z. B. die spätere italienische Plastik des 16. Jahrhundertes einen solch verfehlten ästhetischen Charakter und erreicht in Bernini ihren Gipfelpunkt. Denn dieser, sagt Winckelmann, sucht Formen, aus der niedrigsten Natur genommen, gleichsam durch das Uebertreiben zu veredeln und seine Figuren sind wie der plötzlich zum Glück gekommene Pöbel. Einem Bernini gegenüber haben darum allerdings Lessings Worte unbedingt recht.

III.

Ueber die personificirten Abstracta in der bildenden Kunst auf Grund der Ansichten Lessings im Capitel VIII des Laokoon und des Herders im 11. Capitel der Kritischen Wälder.

Einen Hauptunterschied zwischen den bildenden Künsten und der Poesie findet Lessing in der Darstellung der Götter und geistigen Wesen bei Dichtern und Künstlern. Dieselben sind nach Lessing bei dem Dichter wirkliche, individuelle, handelnde Wesen, bei dem Künstler hingegen sind sie personificirte Abstracta, d. h. Wesen, die durchaus und in allen Zügen eine bestimmte geistige Eigenschaft darstellen. So ist z. B. Venus in der Bildsäule nichts als die verkörperte Liebe; der Künstler muß ihr also in allen

sichtbaren Theilen alle jene sichtbaren Reize geben, die uns an dem geliebten Gegenstande entzücken. Schönheit hingegen mit mehr Majestät als Scham ist keine Venus mehr, sondern Juno; Juno ist also die majestätische Schönheit ebenso wie Minerva die Repräsensantin der gebieterischen, nicht der holdseligen Reize. All dieß muß der Bildhauer wohl beachten, alle Züge müssen den einen Typus ausdrücken, oder man erkennt die Gestalt gar nicht mehr. Eine zürnende Venus von Rache getrieben, wer würde in ihr noch die Liebesgöttin erblicken! Gewiß niemand, denn der bildende Künstler kann verschiedene Erscheinungen nicht in eine bringen, er kann nicht, wie der Dichter, der eine Reihe fortschreitender Handlungen darstellt, die Gestalt in ihrem charakteristischen Wesen bei allem abweichenden kenntlich machen. Auch in einer Gruppe dürfen nach Lessing, obwohl in ihr eine Handlung dargestellt werden kann, die Züge der Handlung dem Charakter der Gottheit nicht widersprechen, wenn sie schon nicht wesentlich aus demselben sich ergeben. So ist z. B. eine Venus, die dem Aeneas, ihrem Sohne die göttlichen Waffen, welche Vulcan verfertigt hat, übergibt, zulässig, denn diese Uebergabe der Waffen an das geliebte Kind benimmt der Gottheit ihre holdseligen Reize nicht. Hingegen denke man sich die Venus, welche sich an ihren Verächtern, den Männern zu Lemnos, rächen will, welche sich von ihren Frauen trennten und thracische Sklavinnen nahmen, gemalt. Welch ein Anblick! In vergrößerter, wilder Gestalt mit fleckigen Wangen, wie sie ein schwarzes Gewand um sich wirft, die Pechfackel ergreift und auf finsteren Wolken stürmisch herabfährt. Der Dichter kann auch diese Venus darstellen, wie dieß auch Valerius Flaccus in der Argonautica und Statius in der Thebaïs thatsächlich gethan haben, der bildende Künstler aber darf sie nicht darstellen.

Herder tritt den Anschauungen Lessings entgegen. So lange der Künstler, sagt er, die Einzelfigur nur zum typischen Bilde des himmlischen Wesens machen will, sind allerdings die charakterisirenden Kennzeichen unentbehrlich. Aber an die Stelle der emblematischen Mythologie tritt bald die historische, und die Gestalt ist dann nicht mehr kenntlich durch das, was sie ist, sondern nur durch das, was sie thut. Der Künstler kann seinem Werke Handlung geben, er kann z. B. mehrere Personen gruppiren, die gemeinschaftlich eine Situation kenntlich machen. Ich für mein Teil möchte noch weiter gehen als Herder, und meine, der Maler kann durch Gruppirung (Kaulbachs Zerstörung von Jerusalem) Situationen, Ereignisse, selbst solche, die zeitlich auseinanderliegen, auf einem Bilde darstellen, wenn sie nur durch die Einheit der Idee verbunden sind. Herder gibt ein sehr schönes Beispiel dafür, wie sehr der Maler die von Lessing verpönten negativen Züge nutzen kann. Er kann, sagt er, den getödteten Adonis und die trauernde Venus in malerische Verbindung bringen. Wenn Adonis daliegt, ausgestreckt auf dem Gebirge, von dem mörderischen Zahne verletzt in der zarten Hüfte, im letzten Seufzer; schwarzes Blut rinnt über den blendenden Leib, das Augenlicht

erlischt, die Lippen erblassen, Adonis stirbt; — wenn Adonis so daliegt, stirbt in diesem Falle vielleicht die Idee ehelicher Liebe, Glückseligkeit oder Schönheit auf dem Gemälde? Oder trauert Venus, um die Idee der Liebe in Maske zu zeigen. Nein, vielmehr ist der Vorwurf historisch und ebendarum sind es auch die Personen. Jupiter, der den Ganymed entführt, Diana, die den Endymion sucht, und Venus, die wegen ihrer geritzten Haut weint, kann gleichfalls von der Kunst dargestellt werden und ähnliche Scenen ebenso. Mit Recht sagt auch Herder, daß gerade die Venus, welche die Männer von Lemnos bestraft, für einen Maler ein herrlicher Vorwurf sein könnte, denn derselbe wäre im Stande, durch das Colorit und die Zeichnung die verletzte, beleidigte Liebesgöttin ebenso individuell zu charakterisiren, als er durch den seelischen Ausdruck, der über dem Antlitze liegt, die aufs höchste verletzte reizende Göttin kenntlich machen könnte. Er könnte zugleich in den Zügen das reizende Weib und die Furie erkennen lassen; oder kann nicht eine reizende Schönheit unter Umständen auch eine Furie werden. Die Dichter, sagt Herder weiter, haben die Mythologie erfunden, und diese haben doch gewiß keine Gallerie abstracter Ideen gewollt, die sie in Figuren auszudrücken gedachten. Vielmehr sind die Gestalten Homers himmlische Individuen, unendlich verschieden von einander, jede ganz eigenartig. Also schöpft der bildende Künstler, der die mythologischen Wesen darstellt, aus einem reichen Fond von Individualitäten.

Herder argumentirt, glaube ich, in jedem Punkte richtig gegenüber Lessing und hat thatsächlich und kunsthistorisch recht. Thatsächlich hat er Recht, weil die bildende Kunst, namentlich die Malerei, die Mittel der Individualisirung haben, kunsthistorisch, weil eine durch die ganze bildende Kunst und Malerei ziehende Stylrichtung thatsächlich immer auf Individualität hingearbeitet hat, weil ferner namentlich die Geschichte der Malerei zeigt, daß das emblematische des mythologischen Bildes unwillkürlich zum historischen und von da zum Stimmungsbilde wird, d. h. sich nothwendig mehr und mehr individualisirt.

Wir wissen eigentlich schon, daß die Malerei durch das flüchtige Material der Farbe und des Lichtes und Schattens über die individuellsten und mannigfachsten Mittel verfügt, um Affecte und Stimmungen aller Art sehen zu lassen. Ich glaube sogar, es ließe sich durch ein langes und eingehendes Studium an Gemälden in den verschiedensten Gallerien und von verschiedenen Meistern genau angeben, durch welches eigenthümliche Colorit in Farbentönen, Farbenduft und Nüancen die verschiedenen Affecte ausgedrückt sind. Außerdem verfügt die Malerei über den glücklichen vorübergehenden Moment und kann durch günstige Ausnutzung desselben sogar dramatisch bewegt werden. Man denke ferner an die Gesetze der Composition, wie sie Unger in seinem „Wesen der Malerei“ gibt, welche wie die Gesetze über die Harmonie und Disharmonie der Farben bei Unger „einige Linien nur ziehen in ein unergründliches Gebiet“. Ebendarum liebt es die Malerei

die Gegenstände in einer für die Meßkunst unmeßbaren Weise darzustellen, darum läßt sie die Gestalten, abgesehen von einer gewissen Regelmäßigkeit und Einheit, stets umspielen von einer ganz freien unberechenbaren Individualität. Die Plastik entbehrt ihrem Materiale nach freilich jene innere Agilität für das Individuelle, auch an Göttergestalten, doch kann sie in Gruppen und Reliefs auf ersteren dramatisiren, auf zweiterm erzählen, und wo eine reiche Mythologie zu Gebote steht, wird sie und kann sie dieselbe überhaupt in ihren Einzelheiten nützen und dadurch bis zu einem gewissen Grad individualisiren.

Die Bildsäulen einer und derselben Gottheit werden sich darum nach und nach nicht mehr so ähnlich sehen, es wird auch hier eine Individualisirung eintreten, wie sie die spätere classisch-griechische Kunstepoche, welcher Praxiteles und Lysippos angehören, thatsächlich zeigt. Der malerische Styl in der Plastik ist in dieser dritten Periode der griechischen Plastik vorherrschend und die Figuren im Bacchussaal der Glyptothek zu München sind wohl mehr als blos typisch. Lyrische Gefühle reichster Art ziehen in die bildende Kunst ein, man denke nur an die Niobiden und an die sterbende Jokaste, die jedes fühlende Herz bis ins innerste erschüttern. Die Bacchanten, Faunen, Satyrn dieser Epoche sind gewiß mythologische Wesen und doch individuell vom Künstler gebildet. Und wie verschieden sind nicht auch die Venus von Knidos und von Melos in ihrem Ausdrucke. Auch später tritt uns bei den Nürnberger Meistern, namentlich bei Peter Vischer, aber auch schon bei Veit Stoß eine Mischung, oder besser gesagt, ein Kampf des typischen und individuellen entgegen; das Individualisiren haben die Deutschen als solche, im Typischen aber verrät sich der Einfluß der italienischen Renaissance nach classischen Vorbildern. An den Apostelgestalten des Sebaldusgrabes tritt uns z. B. dieser vermischte Styl entgegen, jener Styl, den Vischer den „gereinigten charakteristischen Styl" nennt, gereinigt nämlich von dem Uebermaße der naturalistischen Individualisirung. Vischer findet eben diesen Styl auch in Italien, so z. B. an der Reiterstatue des Colleoni in Venedig von Andrea del Verochio. Also auch in der bildenden Kunst zeigt sich eine Individualisirung von Göttergestalten und Wesen höherer Art als möglich. Ich will, um Lessing zu kritisiren, noch einen kleinen Gang durch die Geschichte der Malerei unternehmen.

Die altniederländische Malerschule, eigentlich begründet durch die Brüder van Eyk, bildet den rein malerischen Styl aus, der ins individuelle arbeitet, wie dieß schon der Charakter des niederländischen realistischen Kaufmannsvolkes mit sich brachte. Die Ausbildung dieses Styles erklärt die schnelle Entwicklung der Modellirung, der Linear- und Luftperspective, der Reflexe und der wunderbaren Geheimnisse des vollen Incarnates. Diese Schule trachtet in allen Werken (und sie nimmt ihre Stoffe gerne aus der Religion) nach einer bis in die feinsten Details naturgetreuen, individuellen Genauigkeit. Wer z. B. Waagens schönes Werk über die niederländischen

und deutschen Malerschulen nachliest, wird dieß durchaus bestätigt finden, außerdem hat mir die eigene Anschauung in einigen bedeutenden Gallerien dasselbe gelehrt. Die heiligen Gestalten auf den Flügelaltären der van Eyks, Rogier van Weyden u. s. w. sind das vollkommene Gegenteil alles typischen, im Gegenteile, sie sind oft mit einer derben realistischen Individualität dargestellt, wie dieß namentlich bei Jan van Eyk und Quintyn Messys der Fall ist. Wir begegnen Gestalten, die einem auf der Straße hätten begegnen können, und doch verrät sich in den gewöhnlichen Zügen die höhere Wesenheit; ein ergreifender Contrast! Ich erinnere hier auch an den Flügelaltar in der Belvedere-Gallerie zu Wien, der fälschlich dem Schöngauer zugeschrieben wird, während er nach Waagen von Rogier van der Weyden herrührt. Auch er ist ein Beispiel für den Ausdruck des tiefsten seelischen Gefühles bei sehr individueller Bildung.

Blicken wir nur noch nach Italien, da wir die sehr realistische moderne Kunst, die ohnehin weniger religiöse Stoffe behandelt, bei Seite liegen lassen. Es gibt allerdings nicht leicht etwas typischeres, etwas mehr in abstracter Personificirung erstarrtes, als die Darstellungen der byzantinischen Malerei. Sie wiederholen alle den gleichen starren asketischen Zug, und die spitz gebrochenen Gefälte harmoniren damit. Deßungeachtet ist die italienische Malerei der werdenden Renaissance nichts anderes als die Erwärmung und Beseelung dieser eingepuppten Formenwelt und die Durchdringung derselben mit classischen Formen. Wir sprechen hier nur in einigen Worten von der Individualisirung der christlich-mythischen und sagenhaften Gestalten. Bekanntlich sind die ersten Malerschulen, mit denen eine neue christliche Kunst beginnt, die Sienesische und die Toscanesische in Florenz. Der erste Meister von Siena ist Duccio di Buoninsegna, der der Florentiner Cimabue. Die Schule des Cimabue ist für unsere Zwecke besonders lehrreich. Denn obwohl sie den plastischen Styl cultivirt, der mehr zum typischen neigt, wie sich dieß auch in den ehrwürdigen statuarisch aufgestellten Männergestalten Cimabues äußert, so entfaltet doch selbst schon Cimabue bei Darstellung religiöser Stoffe reiche Individualität, wie dies z. B. die Fresken der oberen Franciscuskirche zu Assisi zeigen, welche eine individuelle und lebendige Auffassung der einzelnen Affecte verraten. Giotto und seine Schule, welche in Toscana die zeichnende Richtung fort erwickelt, erfassen die religiösen Stoffe als Thatsachen und setzen sie in Handlung. Am längsten dauert der typische Grundzug wohl in der umbrischen Malerschule, denn er grenzt fast an die höchste malerische Vollendung nach Inhalt und Form. Raphael Sanzio, der Urbiner, ist nämlich ein Schüler Pietro Peruginos. Die Gestalten Peruginos haben aber bei aller Andacht und ergreifenden Gemütsinnigkeit alle etwas typisches, denn Perugino malt in seinen einfachen Gruppen Madonna mit dem Kinde und einigen Heiligen stets nur das mystische Trachten der Gott liebenden Seele nach der wahren Heimat. Perugino malt Madonnen, malt sie typisch und sein Schüler Raphael malt auch die gleichen Wesen höherer

Art, doch er malt sie von der classischen Form ganz abgesehen bereits individuell. Ich glaube nicht, daß die Raphaelischen Madonnen einander typisch ähnlich sehen, ich glaube vielmehr, daß sie eine herrliche Gallerie idealer Frauenköpfe voll Hoheit in den einen Bildern, voll Liebreiz und Anmut in den anderen geben. Gewiß ist keine der Raphaelischen Madonnen blos eine Personificirung der göttlichen Mutterliebe, welche typisch wiederkehrte. Wir können noch mehr sagen. In Italien hat die christliche Malerei mit ihren Bibelstoffen das Historien- und das Stimmungsbild geboren. Schon in der Schule Giottos ist der Mythos oft nur mehr Motiv, um rein menschliches individuell auszudrücken. Noahs Erfindung des Weinbaues z. B. wird zum Bilde einer gemütlichen Weinlese, die Geburt Marias zum Bilde einer gemüthlichen Wochenstube. In Raphaels großen Gemälden erscheinen die Apostel und Heiligen als große Männer, begeistert von einer idealen Aufgabe, die Madonnen sind Mütter, Christus ein Kind. Die venetianische Malerschule endlich hat namentlich bei Paolo Veronese das eigenthümliche, fast mit Intention Christus als reinen Menschen in den individuellsten Situationen zu malen. Christus erscheint hier sogar als Venetianer, das göttliche wird national.

Ich glaube nach all' dem, daß die Malerei wohl im Stande ist, Wesen höherer Art anders als blos typisch darzustellen.

Toskanische Volks-Ritornelle.

Nach dem Italienischen.

Von

Theodor Elze.

1.

Herausforderung zum Ritornell. *

Ich weiß viel tausend hübscher Ritornelle;
Zu kaufen kommt, ihr schönen Mädchen alle;
Ich gebe billig sie, wie nach der Elle.

Mit meinem Vorrath stell' ich mich daneben;
Kommt, Mädchen, kauft bei mir, gleich wie die Nadeln
Für einen Kreuzer zehn will ich euch geben.

Mit Ritornellen bin ich wohl versehen,
Sechs Schiffe könnt' ich gut damit befrachten;
Wer dazu Lust hat, wolle näher gehen.

Mit Ritornellen muß es mir gelingen.
Die Lieb' im Herzen lehret mich sie dichten,
Die Violine lehret mich sie singen.

Mit dir versuch' im Ritornell ich's gerne.
Nimm deinen Stuhl und setze dich und sage:
Wie viel im Meere Fisch', am Himmel Sterne.

Von schönen Ritornellen weiß ich eines,
Das sing' ich Abends oft mir still alleine,
Denn ach! sie will von mir ja deren keines.

---

* Die nachfolgenden Ritornelle, deren Urbilder sich meist in Tigri's Canti popolari toscani finden, muß man sich als Wechsel- und Wettgesänge dreier jungen Landleute denken.

2.

Preis der Schönen.

Sie sagen, du seist schön, — und schön, du bist es
Ich habe deines Gleichen nie gesehen,
Es wär' mein Tod, wenn du mich küßtest.

Als du geboren wardst, du schöne Blume,
Da hielt der Mond in seinem Laufe inne,
Die Stern' erglänzten bunt zu deinem Ruhme.

Vor dir muß sich im Meer die Perle schämen,
Vor dir die schönste Blume rings im Lande,
Komm, Herrin meines Herzens, es zu nehmen.

Keine wie diese!
Am Thore von Livorno steht geschrieben:
Ihr Bildniß giebt es nur im Paradiese.

Blüthe des Ginster!
Dich will die Mutter darum nicht vermählen,
Daß ihr die schönste Blume bleib' im Fenster.

Blüthe der Bohne!
Du hast Korallenlippen, Perlenzähne,
Die Schönheit wählte dich zu ihrem Throne.

Wie Pfeffer schwarz sind deine Augen beide,
Wie Kirschen roth sind deine beiden Lippen, —
So thu dir niemals Jemand was zu Leide.

Den „guten Abend“ sing' ich dir zum Ruhme,
Und grüße freudig dich, du Silberpalme,
Die du von allen Schönen bist die Blume.

Wer wird die schönste Blum' im Felde pflücken?
Wer wird dereinst den goldnen Ring ihr reichen?
Wen wird einst ihre weiße Hand beglücken?

3.

Liebe in Lust und Leid.

Zum Wasser! Auf zur Quelle bei den Linden!
Die nichts von Liebe weiß, wird dort es lernen,
Die keinen Schatz noch hat, wird dort ihn finden.

Ich hab' dich gern, ich hab' dich gar so gerne!
Wenn ich dich sehe, ist mein Herz zufrieden,
Es seufzet, wenn du schwindest in die Ferne.

Zum Sternenhimmel blickt' ich auf in Wonne.
Welch Wunder! Plötzlich hatt' ich mich verliebet,
Denn zwischen Sternen sah ich da die Sonne.

Blüthe der Granate!
Wenn alle meine Seufzer Funken wären,
So wär' die Welt schon längst in Brand gerathen.

Blüthe der Iris!
Ein Blumenkranz hängt mitten mir im Herzen,
Drauf sitzen Engelein und musiziren.

Blüthe der Rebe!
Du warest meines Herzens erste Liebe,
Und wirst die letzte sein, so lang ich lebe.

Als ich von deinem Busen mich gerissen,
Schien rein und licht der Mond am klaren Himmel;
Dann kamen Wolken schwarz und wild zerrissen.

O junger Bursch mit deiner Pfeif' im Munde,
Der du ein schönes Schätzchen dir gefunden,
Bist du nicht schnell, so kommt dir böse Kunde.

Liebliche Puppe!
Wie viele Knaben fängst du in deinem Netze?
Zu viele Köche verderben am Ende die Suppe!

4.

Abschied und Trennung.

Des Wermuths Blüthe will ich heut erheben.
Viel besser ist es, ehelos zu bleiben,
Als unzufrieden in der Ehe leben.

Blüthe der Syringe!
Leb wohl! doch fühl' dich nicht dadurch beleidigt,
Daß ich das letzte Ritornell dir singe.

Magst du mich nicht, so magst du Gift mir geben,
Zufrieden sterb' ich dann durch deine Hände,
Auf deinem Busen end' ich gern mein Leben.

Ich werde sterben! Ja, gieb dich zufrieden!
Und wähnst du einst, ich sei an deiner Seite,
Wird deinem Arm ein Schemen sein beschieden.

Blüthe des Flieder!
Mein Herz ist trüb und schwer und leer von Liedern,
Gern leg' ich mich zur Ruh' im Grabe nieder.

Das Todtenglöcklein klang, ich hört' es schlagen.
Am Fenster hast du heiß um ihn geweinet,
Doch helfen nichts die Thränen und die Klagen.

Gedichte.

Von

Karl Viktor Ritter v. Hansgirg.

1.

Das Gericht am Meere.

Ballade.

Es leuchtet herrlich das Morgenlicht
Ueber Indiens Seegestade,
Nur Einer empfindet des Tages Gnade
Auf der Corvette „Pisani“ nicht.
Er verfällt dem rächenden Strafgericht.
Wie auch süßschmeichelnde Winde wehen,
Der Tage letzten — hat er gesehen!

Am Decke steht der Capitain,
Zu strafen die Emeute.
Schon harrend der schrecklichen Beute
Des Gesetzes Vollstrecker stehn,
Da ruft der Herr der Corvette,
Umringt von der Flintenkette:

„Da Keiner von Euch, Matrosen, gesteht,
Wer vollbracht, den Sergeant zu erwürgen,
So mag jeder Zehnte bürgen,
Des Todes ist, Wer nicht gesteht;
Ihr Alle stammelt das Stoßgebet,
Auf jeden Zehnten der Mannen
Laß ich die Büchse spannen.“

Im Kreise horchen still und stumm,
Erbebend die bleichen Gesellen;
Man hört die rauschenden Wellen.
Ein Todesschweigen schon ringsherum,
Erst tönt es wie leises Gesumm,
Doch alsbald erhebt sich ein Tosen
Hervor aus dem Schwarm der Matrosen.

Und schon gezogen haben Zehn
Das schreckliche Los des Todes.
Doch grausam wie Herodes
Blickt ungerührt der Capitain.
Noch Keiner wollte gestehn.
Bald fällt, wer das Los gezogen,
Da braust es wieder wie Wogen.

Aus der empörten Menge tritt
Gar muthig ein junger Geselle,
Flachshaarig, sein Auge blitzt helle.
Er geht mit allgewaltigem Schritt,
Er schwenkt in die Luft mit den Armen,
Doch fleht er nicht um Erbarmen.

„Ich bin der Mörder, der schuldige Mann,
Der für den Frevel bürget,
Ich — hab den Sergeanten erwürget.
Matrosen! Ich hab es allein gethan,
Mich ergriff's im Hirn mit taumelndem Wahn,
Doch hör' ich getrost und geduldig
Des Capitains verdammendes „Schuldig".

„Kameraden! Wer hat ihn nicht gehaßt
Den grimmigen Sergeanten,
Den wir den „Bären" nannten.
Nun aber hab' ich ihn gut gefaßt
Mit eines Tigers gewaltiger Hast.
Wohlan! Ich sterbe am Meere,
Mich rafft das Erz der Gewehre."

„Er hat uns gleich elenden Hunden gehetzt,
Aufs Blut gequält und gepeinigt.
Das Schiff, es ward nun gereinigt.
Der böse Dämon, der uns entsetzt,
Ich hab' mich an seinem Tode geletzt.
Gebt mir die Hand in der Runde,
Schon ertönt des Abschiedes Stunde." —

Es commandirt mit kaltem Blick
Der Capitain die Piqueure,
Wie zielten sie gerne ins Leere;
Wie wichen sie gerne Alle zurück! —
Da „Fertig" ertönt's, noch schweift der Blick
Des Mörders zum blauen Meere
Und dann — nach dem Lauf der Gewehre.

Er hat gestanden heldenhaft,
Er hat bestanden für Alle.
Das Schiff erdröhnet vom Falle.
Der Leichnam wird hinweggeschafft,
Gebrochen ist des Aufruhrs Kraft,
Doch Alle weinen und beten,
Die hin zu dem Leichnam treten.

Es leuchtet herrlich das Morgenlicht
Ueber Indiens Seegestade,
Nur Einer empfindet des Tages Gnade
Auf der Corvette „Pisani" nicht.
Er verfiel dem rächenden Strafgericht.
Wie auch die üppigen Ufer winken,
Im Meere muß sein Leichnam versinken.

2.

Corsica—Elba—Helena.

Drei Inseln ruhn im Meere,
Dort steh'n um Mitternacht
Napoleons Geisterheere
Um Busch und Woge Wacht.

Die Eine ward ihm zur Wiege.
Die Mutter — das große Meer —
Sie sang dem Kinde vom Siege
Schlachthymnen hoch und hehr.

Es glänzt' der Inseln zweite
Als neuer Götterthron,
Den er sich errang im Streite,
Der Gott Napoleon.

In stiller weiter Ferne
Der Inseln dritte lag,
Dort leuchteten die Sterne
Ob seinem Sarkophag.

Dort rang im Mutterharme
Bei Mondlichtglanz das Meer
Die weißen, wilden Arme
Und weint' und seufzte schwer.

Drei Inseln ruh'n im Meere.
Dort steh'n um Mitternacht
Napoleons Geisterheere
Um Busch und Woge Wacht.

3.

Ahnungen.

I.

Du fühlst bei manchem Bilde,
Das vor der Seele steht,
So wehmutvoll, doch milde
Zugleich, dich angeweht.

Dich überkommt ein Schauer —
Wie sanfter Hauch von Einst,
Du weißt nicht, was in Trauer,
Was wonnig du beweinst!

Du hast schon wo empfangen
Dies Bild, so neu, so alt,
Empfandest einst dies Prangen
Derselben Urgestalt! —

Doch — wo? — suchst du vergebens!
Ein dunkler Wiederschein
Vom Urlicht frühren Lebens
— So ahnst du — möcht' es sein!

II.

Dir ist in mancher Stunde
So hehr, so sanft, so licht,
Daß selbst aus jeder Wunde
Ein Strom des Heils dir bricht.

Du fühlst etwas so eigen,
Das selten kommen mag,
In seligstillem Schweigen
Versank der alte Tag.

Du fühlst dich neu gehoben,
Doch weißt du nicht: „warum?",
Es kommt dir wie von Oben,
Du träumst, du lächelst stumm.

Gewahrst du leise Schatten
Vom künft'gen Lichtgebild,
Das einst auf grünen Matten
Dich vollen Strahls umquillt?

Ja! das „Woher?" — vergebens
Suchst du's im Erdenthal,
Du ahnst — des Zukunftlebens
Sei es ein Gottesstral.

Kleine Frauenstudien.

Von

F. Groß.

1.

Das junge Mädchen.

Ich spreche hier von einem Räthsel, das keine Auflösung hat, das sich selbst ein Räthsel ist: vom „jungen Mädchen". Das Weib im Allgemeinen, dieses Gedicht unter den Werken der Schöpfung, ist unergründlich wie die Ewigkeit, unerfaßbar wie die Mysterien der Schöpfung. Wenn wir ein Alpenglühen bewundern, wenn wir entzückten Blickes von bergiger Höhe hinabsehen auf die tausendfarbige Niederung, wenn die segelnde Nußschale uns auf hochgehenden Wogen des Meeres schaukelt, wenn die scheidende Sonne noch einmal purpurnen Schein ringsum ausgießt wie eine blutige Umarmung, wenn eine prangende Rose uns alles Weh vom Herzen hinwegduftet, dann sagen wir uns unwillkürlich: Alles in der Natur ist natürlich, nur nicht die Natur, denn sie selbst ist ein Wunder. Und wenn wir in dem funkelnden Auge eines Weibes unser verlornes Sein wiederfinden, wenn der Ton einer Weiberstimme in uns nachklingt mit hallendem Echo, wenn der Druck einer Frauenhand uns erbeben macht, dann sagen wir uns unwillkürlich: Alles am Weibe ist natürlich, nur nicht das Weib, denn dieses selbst ist ein Wunder. Vergebliche Mühe, es zu schildern! Ihr könnt das Weib nicht erforschen, und am allerwenigsten dessen eigentlichste Species: das junge Mädchen. Dieses letztere ist das dümmste und das geistreichste, das capriciöseste und das unterwürfigste, das einsichtsvollste und das unlogischste, das herrschsüchtigste und das liebevollste, das boshafteste und das gutmüthigste Geschöpf zu gleicher Zeit. Es weiß nicht, was es will und soll in der Welt, es philosophirt über Dinge, die keine Weltweisheit vertragen, es nimmt Dinge leicht, welche den bedeutendsten Denkern wichtig erscheinen, es spöttelt über die Menschen, wo es sie fürchten, es fürchtet und zagt, wo es ruhig zusehen sollte. Das junge Mädchen, ein süßes Geheimniß, das dem eigenen Ich ein Räthsel ist, vereinigt die sonderbarsten Kontraste; es hat die aufopfernde Hingebung einer

Mutter und die (freilich unabsichtliche) Koketterie einer Schauspielerin, es will Niemandem gefallen und ist unglücklich, wenn Jemand es häßlich findet, es schämt sich seiner guten Eigenschaften und ist stolz auf seine schlechten, es kann den Mann während einer einzigen Minute selig und wahnsinnig machen.

Das junge Mädchen ist noch Kind, deshalb mögen die ersten Jahre einer Ehe als die letzten der Erziehung der Frau gelten.

Was ich ein „junges Mädchen" nenne? Die Knospe von sechzehn bis zwanzig Jahren. Bis zu sechzehn hat man es mit einem bébé, von zwanzig an mit der angehenden Gattin zu thun. Nur wenige Jahre ist das Mädchen „jung". Es begegnet Einem oft, daß ein junges Mädchen im Laufe der Konversation etwas ausspricht, was entweder ein überraschender Geistesblitz oder eine grenzenlose Dummheit ist. Das junge Mädchen plaudert mit Klarheit und Schärfe über Fragen, die wenig Männerköpfe so brillant zu lösen verständen, dagegen ist es in einfachsten Angelegenheiten der einfachsten, überzeugendsten Logik unzugänglich. Es spottet über die Liebe und lacht über die Sonette des Petrarca, und geräth eines Tages in Verzückung, wenn Jemand ihm verstohlen ein Sonett in die Hand drückt. Es findet unbegreiflich, wie Männerschönheit irgendwie zu beachten sei, träumt aber mit offenen Augen von dem schönen Jäger-Offizier, der sich von Mama die Erlaubniß erbeten hat, das Haus besuchen zu dürfen. Es beweist Einem mit überwältigender Suada, das Tanzen sei ein Wahnsinn, walzt aber Nächte hindurch mit klopfenden Pulsen und fliegendem Athem. Es weint, weil es einen Armen zu Mittag nur Suppe und Kartoffeln genießen sieht, bleibt aber kalt wie eine Marmorstatue, wenn es den Schmerz eines Nebenmenschen nicht versteht. Es kann für Jeden sein Leben opfern, aber für Niemanden eine Caprice; es ist bezaubernd und unerträglich zugleich, wie es auf Alles verzichtet und Alles besitzen möchte, wie es nichts weiß und Alles erräth, wie es nichts finden will und Alles sucht.

Schämt Euch, Ihr Dramatiker, daß ihr das junge Mädchen so schlecht zu malen wißt! Ihr stellt uns ein Geschöpf hin, das nicht existirt, das nie existirt hat, und in Euerem Jargon nennt Ihr es „die Naive". Welch ein unmögliches Wesen, diese Theater-Naive! Sie fragt als Gurli, was man überhaupt nicht fragen darf; sie stellt Fragen, die ein junges Mädchen nicht ausspricht. Nicht etwa, daß es sie nicht oft und oft auf der Zunge hätte, aber es ist wie eine Moschee, in welche der Gedanke nicht mit unreinen Schuhen eintreten darf; und tritt er so ein, das junge Mädchen heißt ihn wieder fortgehen, es schweigt, ohne zu wissen: warum? Die Theater-Naive, diese Parodie des jungen Mädchens trägt eine Aushängtafel zur Schau mit der Inschrift: „Meine Herren und Damen! ich bin eine Naive." Das junge Mädchen der Wirklichkeit glaubt über die Naivetät hinaus zu sein; es hält sich für grundgescheidt und macht sich über Mädchen lustig, die um ein Jahr jünger sind und vielleicht um einen halben Buchstaben weniger wissen vom

ABC der Welt. Ein gar wunderliches Ding, das junge Mädchen — in sich vereinigend Treue und Unbeständigkeit, Schwärmerei und Lieblosigkeit, Raffinement und Unbewußtheit! Es begreift nicht, daß das andere Geschlecht zauberisch wirken könne auf Herz und Gemüth; trotzdem ist der Mann der Brennpunkt seines inneren Lebens; es sucht einen Sklaven und dabei einen Beherrscher, einen Minnesänger und dabei einen vernünftigen Lenker, und das Alles in Einer Person! Es hält die Männer für treulos und ist doch wie von einem neuen Weltwunder überrascht, wenn es eines Tages die Worte des Dichters sich bewahrheiten sieht:

„Ein Buch ist jedes Mädchenherz
Mit gar geweihten Lettern;
Die meisten Männer lesen's nicht,
Sie wollen nur drin blättern."

Freilich in dem Momente, da ein Weib das einsieht, hört es auf, ein „junges Mädchen" zu sein. Es hat von da an keine Leidenschaft mehr zu vergeben, sondern nur Zuneigung," keine Liebe, sondern nur Sympathie. Es verliert die Naivetät, weil es das Sezirmesser zur Hand nimmt, um sein eigenstes Fühlen zu zerlegen. An dem Tage, an welchem es aufhört, überhaupt Mädchen zu sein, wird es wieder ruhig.

Das junge Mädchen ist so klug in seiner Dummheit, so dumm in seiner Klugheit!!

Sein Anblick erfrischt ein verdorrtes Männerherz, wie der Thautropfen eine dürre Pflanze. Es versteht nicht, schön zu sein, und ist doch so bezaubernd schön. Die reife Frau, hoch in den Zwanzig und im Anfang der Dreißig, hat die Kunst inne: zu gefallen. Das Geheimniß dieser Kunst besteht nicht in Chignons oder poudre de riz, nicht in Pariser Stiefletten oder sibirischen Pelzwerk, es besteht in dem festen Entschlusse: schön sein zu wollen. Die feste Absicht genügt manchmal, um diese Absicht zu erreichen. Das junge Mädchen will das nicht; und es ist doch so schön, so schön, wie eine stille Waldkapelle, die versteckt liegt im monddurchschimmerten Haine, fernab von dem Hasten und Treiben der großen Menge; schön wie die Ahnung einer rosigen Zukunft, wie die Erinnerung an einen goldenen Traum . . .

Ein Traum und ein Räthsel ist das junge Mädchen und immer auch eine Ahnung. Es ahnt das eigene Räthsel, hoffend und fürchtend, daß es einst lieben werde. Die reife Frau täuscht hie und da Andere. Das junge Mädchen betrügt sich selbst. Jene weiß bestimmt, ob sie liebt oder nicht; dieses will darüber nicht klar sein, seine Innenwelt verträgt nicht das grelle Tageslicht.

„Und die Erziehung . . . ?" höre ich fragen, „soll nicht die Erziehung das junge Mädchen formen und modeln können?" Wenn Ihr ihm keine Romane zu lesen gebt, so wird es sich welche erdenken; wenn Ihr ihm allerlei unmögliche Ideen nehmen wollt, so wird es Euch hassen und sich an diese

Ideen festklammern; Ihr sollt es nicht warnen, sonst sucht es, diese Warnung so genau als möglich zu ergründen.

Ich habe bisher nur wenige Mädchen gefunden, für die man keine verbotenen Früchte schuf, und deren Auge man nicht zu verschleiern suchte. Ueber Das und Jenes soll man mit jungen Mädchen nicht sprechen, aber dann darf man sie nicht veranlassen, sich darnach zu erkundigen. Alles Halbverhüllte reizt eher als das Sichtbare, weil man mehr dahinter vermuthet, als dann zu finden ist. Wollt Ihr dem jungen Mädchen ein Geheimniß nicht enthüllen, so bringt es nicht durch Verbote dahin, um dieses Geheimniß zu fragen. Aber Eines könnt Ihr nie und nimmer vermeiden: daß der „Backfisch“ eben ein „junges Mädchen“ werde. So lange es „Backfisch“ ist, überwacht Ihr es mit polizeilich-drakonischer Strenge; das „junge Mädchen“ laßt Ihr gewähren — Ihr gebt ihm keine unsittlichen Bücher, aber Ihr freut Euch vielleicht, wenn es ein philosophisches Buch durchblättert, wenn es irgendwo einen Schopenhauer'schen Satz auffängt. Solch ein Satz ist ein Dolch, ein viel gefährlicherer in der Hand eines Mädchens als ein Roman.

Das junge Mädchen braucht Liebe; es kommt aus dem Wirrwarr seiner Beschaffenheit in ruhigere Bahnen, wenn seine erste volle Neigung einen Mann wählt, der ihm allerlei närrisches Beiwerk wegnimmt, ohne daß es hievon weiß: das ist eine Operation, an der manche Mädchenseele zu Grunde geht, wenn eine rauhe Hand ihr naht; dieses tolle, unberechenbare, schwankende junge Mädchen wird eine Jungfrau, wie sie sein soll, nur muß ein sicherer Begleiter zur Seite sein. Die Aussicht vom Bergesgipfel ist reizend, aber wenn ein ungeschickter Führer Dich hinaufgeleitet, dann fallt Ihr Beide hinab, Du und der Führer . . .

Also, meine sehr verehrten „jungen Mädchen“, bemühen Sie sich, mit Vernunft zu lieben! Sie werden meinen Rathschlag hoffentlich befolgen, aber werden Sie mir nicht böse sein, weil ich so wenig rosige Farben genommen, um Sie zu malen? Lesen Sie die Bücher Bogumil Goltz', des besten, aber auch des unerbittlichsten Frauenkenners, der seit Langem existirt hat, und dann erst werden Sie ungeschminkte Wahrheiten genießen. Goltz schrieb so Manches, was speciell das „junge Mädchen“ charakterisiren könnte; in seiner „Naturgeschichte der Frauen“ z. B. kommt ein Satz vor, der so recht vom „jungen Mädchen“ — der angeblichen Feindin alles äußeren Prunkes — gelten kann: „Falls eine halbe Welt unterginge, und eine richtige Evas-Tochter zusehen dürfte, so vergäße sie nicht, ihren Kamm in dem Augenblicke fester zu stecken, wo der Sturm, welcher die Erdveste bricht, ein klein wenig ihren Kopfputz decangirt hätte.“

2.

Das alte Mädchen.

Das „alte Mädchen“ gilt als komische Figur; die „alte Jungfer“, wie man es im gewöhnlichen Leben nennt, erregt in der Gesellschaft und auf der Bühne Heiterkeit. Das alte Mädchen ist eine verfehlte Existenz, und für eine solche haben wir heutzutage kein Verständniß, nur Spott. Wohin sollen wir ein Geschöpf rangiren, das in der Welt nichts will und nichts soll, das einen andern Weg gegangen ist, als Natur und Herkommen ihm vorgeschrieben? So sehr wir uns sonst gewöhnt haben, hinter jeder Wirkung die Ursache zu suchen, so nehmen wir uns doch selten die Mühe, den Lebensspuren des alten Mädchens nachzugehen; wir finden es mit all seinen Schrullen und Eigenthümlichkeiten, und das genügt uns, um dort ein Object unseres Witzes zu finden, wo wir vielleicht einen Gegenstand stillen Bemitleidens suchen sollten. Daß das alte Mädchen einmal jung gewesen, ist unmöglich. Diese magere Hand, die nur Stricknadel und Kaffeelöffel zu führen weiß, soll einmal unter den glühenden Lippen eines Mannes gebebt haben? Lächerlich! Diese fahlen Lippen, die sich nur öffnen, um Gebete zu murmeln oder Klatschgeschichten zu erzählen, sollen einmal den Nektar der Liebe getrunken haben? — Lächerlich! Es ist, als ob man uns von einer zerfallenen Ruine erzählen würde, daß aus ihr einstens das Lied vom Menschenglücke hinausgeklungen sei in die Welt und daß in ihren Mauern einstens jubelvolles Leben geherrscht. Wo heute einsamer Epheu sich emporrankt, da sollen gluthenrothe Rosen geprangt und geduftet haben? Es ist schwer, daran zu glauben, auch wenn man es noch so bestimmt weiß! . . .

Und offen gestanden, das „alte Mädchen“ hat gewöhnlich viele schlimme Eigenschaften; es ist zänkisch, neidisch, verdrießlich, mißgünstig, und vor Allem kann es den jungen Mädchen nicht verzeihen, daß sie jung sind. Die Witwe sieht Andere glücklich und gedenkt in süßer Wehmuth der Zeit, da auch sie es war; das junge Mädchen freut sich an dem Glücke der Genossinnen, weil es hofft, dieses Glück ebenfalls zu erreichen; das alte Mädchen aber war nicht glücklich und wird es nicht sein — es hat nur finstere Blicke und schlecht verhaltenen Groll für den frohen Lebensgenuß der Nebenmenschen. Es findet, die Liebe sei eine Thorheit — beiläufig die Logik des Fuchses, welcher die Trauben, die zu hoch hingen, sauer fand. Es spöttelt über das, wovon es in vergangenen Jugendjahren geträumt, aber solcher Spott ist eine zweischneidige Waffe, welche am ehesten ihre Trägerin tödtlich verwundet. Das alte Mädchen — eine Kategorie, die bei der Jahreszahl dreißig beginnt — möchte aufschreien vor Schmerz, wenn es eine glückliche Gattin, eine glückliche Mutter sieht. „Das hättest auch du sein können!“ ruft eine innere Stimme ihm höhnisch zu. Aber es unterdrückt diese Stimme und findet Diejenige lächerlich, deren Platz ihm als der herrlichste des Lebens gilt. Und so

sind alle die Alleinstehenden, die alten Mädchen und die alten Junggesellen! O, auch für diese Beiden ist die junge Frau und der junge Gatte der Inbegriff des Glückes. Da seht sie, die kleine Frau, den schweren, klirrenden Schlüsselbund im Gürtel; sie hat nichts zu thun und ist mit Geschäften überhäuft; sie jammert darüber, daß ihre häuslichen Pflichten ihr keinen freien Moment lassen, und dabei freut sie sich närrisch darüber, daß sie jetzt eine wichtige Person, auf deren Schultern so bedeutende Geschäfte ruhen; die Zauberin thut, als ob sie sich für ein machtloses Ding hielte, und doch weiß sie recht wohl, daß sie aus ihren vier Mauern einen Feentempel macht; es passirt ihr eigentlich gar nichts, und wenn der Mann nach Hause kommt, hat sie ihm tausend merkwürdige Abenteuer zu erzählen. Der Gatte gibt seinen Platz neben dem immer schwätzenden, lachenden Weibchen nicht für die vereinigten Throne aller Potentaten .... Aber die Alleinstehenden, deren Gemüther schon herbstlich entblättert sind, verziehen ironisch den Mund. Sie sind so stark, all dieses Firlefanzes nicht zu bedürfen. Eine wonnige, stillselige Häuslichkeit soll etwas gelten? Das alte Mädchen hat dafür gute Freundinnen, einen Beichtvater, einen Kanarienvogel und einen Mops; das Leben an der Seite einer treuen, angebeteten Gefährtin soll alles Weh des Daseins verwischen und in die Männerbrust ewigen Frühling hineinzaubern?

Die alten Junggesellen haben ihre Wirthshausgesellschaft, eine lange Pfeife und ein Packet Tarockkarten. Das macht sie ganz zufrieden und glücklich. O, über diese Philosophen! In ihrem Innersten fühlen sie sich vereinsamt, verlassen und lebensmüde. Das schrecklichste Laster verbirgt sich hinter ihrer erheuchelten Ruhe, wie eine Schlange hinter Rosen: der Neid.

Im Allgemeinen ist jede Frau zur Klatschsucht geneigt; die socialen Einrichtungen verengern gewaltsam ihren Gesichtskreis so sehr, daß sie sich zurückgedrängt sieht auf ein kleinlichstes Gebiet. Aber wenn Liebes-, Ehe- und Mutterglück ihre segnenden Fittige über ein weibliches Wesen ausbreiten, dann verliert es seinen angeborenen Fehler zum großen Theile; es hat einen Beruf gefunden — den einzig richtigen, der für sein Geschlecht existirt — und die Selbstzufriedenheit stimmt es milde gegen die kleinen und großen Fehler der Anderen. Aber das alte Mädchen hat die besänftigende Hand des Glückes nicht gefühlt. Noch mehr: es hat zusehen müssen, wie so Manche, an deren Seite es gewandelt, eine Stätte der Freudigkeit gefunden. Es ist verbittert worden; die natürliche Klatschsucht hat sich in ihm verstärkt; es sieht fortan nur die Schwächen und Mängel der Menschen, die Achillesfersen ihrer Vorzüge, kurzum: Das alte Mädchen geht förmlich auf Entdeckungsreisen aus, um Stoffe für Medisance beim Kaffeetischchen zu finden. Kein Forscher kann froher sein, wenn er ein jahrelang überdachtes Problem gelöst, als das alte Mädchen, wenn es ein neues Opfer des Klatsches gefunden. Hui! Wie da das arme Wild todt gehetzt wird von Mund zu Mund; wie da übertrieben, erfunden und erlogen wird, wie da wahre Geschichten auf's Tapet kommen, die sich niemals zugetragen haben. Es ist ein verdrieß-

liches Schauspiel, und zuletzt kann man die Aktricen, die darin mitwirken, nur bedauern.

Das alte Mädchen möchte sich rächen, und als Waffe ist ihm nur Eines geblieben: die Zunge. Rächen möchte es sich dafür, daß es hinausgestoßen wurde in die Wüste des Alleinseins. Und ist das nicht begreiflich, ja beinahe verzeihlich? Es steckt ein gut Stück Tragik in der Geschichte dieser Verlassenen; man sollte Mitleid mit ihnen haben, und ihnen, welchen die Welt alles Andere versagt hat, wenigstens das Almosen der stillen Duldung nicht vorenthalten. Blättert zurück in der Biographie einer solchen Alleinstehenden: Sie hat das erste Mal geliebt, um zu lieben; sie liebte ein zweites Mal, um zu heiraten; ein drittes Mal wollte sie heiraten, um dann zu lieben. Immer ist sie gescheitert. Muß sie nicht zuletzt alle Weiblichkeit verlieren? . . . Eine Andere trägt selber die Schuld daran, daß sie keinen Gatten gefunden; sie ist von kurzsichtigen Eltern dazu erzogen worden, eine sogenannte glänzende Heirat zu machen; man setzte ihr in den Kopf, sie müsse zum Mindesten einen indischen Nabob oder einen chinesischen Mandarin bekommen; so wies sie alle Bewerber ab, die weder aus Indien noch aus China kamen. Die Bewerber verminderten sich, bis sie eines Tages ausblieben. Das Mädchen fiel aus den Wolken, es hätte sich nun mit einem europäischen Spezereiwaarenhändler begnügt, aber auch ein solcher kam nicht zum Vorscheine. Eine Freundin hatte sich unterdessen glücklich verheiratet, glücklich mit einem Manne in bescheidener Stellung. Die Verlassene mußte das miterleben; sie wurde an sich selbst irre — nach so und so viel Jahren ist sie die „alte Jungfer“ und speit Gift und Galle gegen ihr ganzes Geschlecht. — — — Eine Dritte ist in früher Jugend von einem Manne betrogen worden. Sie verlor die Gabe, zu lieben. Der Zweite der sich ihr näherte, bemerkte, daß in diesem Herzen keine Ernte, nicht einmal eine Nachlese zu halten sei. Das schreckte ihn ab. Ein Dritter und ein Vierter folgten ihm. Das Mädchen bleibt allein mit ihrem Schmerze. Was soll es beginnen? -- Es muß boshaft, neidisch, unausstehlich werden. Zumeist wird es auch fromm. Das alte Mädchen wird eine Betschwester. Nachdem es den Mann verloren, sucht es den Priester. Der Katholicismus bietet die Klöster. Als Nonne soll das alte Mädchen seinen Gram hinter hohen Mauern in der einzelnen Zelle vergraben. Es gehört kein Muth dazu, Nonne zu werden. Und das Kloster bietet nicht immer Ruhe. Das Leid wird nicht geringer, wenn es ein schwarzes Kleid und eine weiße Haube trägt. In der eigenen Brust muß das Kloster einer Unglücklichen liegen, das Kloster der heiligen Resignation. Hie und da, freilich nicht oft, begegnet man einem alten Mädchen, das sich die Herzensgüte bewahrt hat; das ist die eigentliche ehrwürdige Nonne, ein anbetenswürdiges Vorbild; sie hat keinen Fluch auf den Lippen, wenn sie ein ihr versagt gebliebenes Glück bei einer Anderen sieht, sie sei dafür gesegnet! . . . Aber diese Gattung des alten Mädchens ist ein weißer Rabe. Mit den Uebrigen müßt Ihr Geduld und Nachsicht haben. Das alte

Mädchen, das Euch so herzlich und bösartig erscheint, es weint, wenn es allein ist, es zieht aus einer geheimen Schublade Reliquien hervor: sein Bild, eine alte vergilbte Photographie; dann eine trockene Blume, die er ihr vor Jahren geschenkt; den letzten Brief, den er ihr geschrieben. Die Arme hat ihn schon so oft gelesen und sie liest ihn wieder, und vor ihren Blicken erstehen tausend Traumgestalten, sie sieht sich wieder jung und schön und blühend, und er liegt zu ihren Füßen . . . . aber eitler Traum! die goldenen Tage kommen nicht wieder, sie sind dahin.

Das alte Mädchen ist liebenswürdig, wenn es nicht jung scheinen will; es ist eine Blume geblieben, allerdings eine „Blume im Eise". Dem armen Ding könnt Ihr nicht gram sein; es schminkt sich nicht und trägt keine falschen Haare, es leugnet seine fünfzig Jahre nicht und ärgert sich nicht darüber, daß es in der Welt achtzehnjährige Mädchen gibt. Es hat Allem entsagt. Auf sich selbst ist es angewiesen; es klatscht nicht, weil es keine Zeit dazu hat. Es muß arbeiten, weil es sonst nichts zu essen hat; es verdient sein Brod; das arme alte Mädchen hat der schönen Vergangenheit vergessen und nur hie und da dämmert auf seinem Antlitze der wehmüthige Gedanke:

„O Menschenherz was ist dein Glück?
Ein räthselhaft geborner
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick."

Das alte Mädchen, das jahrelang auf den Mann seiner Wahl gewartet hat, bis dieser Mann eines Tages gestorben; das alte Mädchen, das noch immer wartet, bis der Geliebte es heimführen wird; — können solche Gestalten uns mit dem unerträglichen Geschöpfe, als welches das „alte Mädchen" sich meist präsentirt, nicht versöhnen?

Ich kann nie über Dich lachen, bedauernswerthes „altes Mädchen"!

Du bist das Sinnbild der zerstörten Hoffnung. Du hast die Liebe verlernt, aber leider nicht immer den Haß. Du stehst der Gefühlswelt als eine Fremde gegenüber; Du glaubst zuletzt, die Regungen des Herzens lassen sich abmessen wie die Maschen des Strumpfes; Du bemühst Dich, zu beweisen, die Liebe sei ein Wahnsinn — armes Wesen! Du illustrirst so recht das Wort des Rousseau: „Quand l'homme commence à raisonner, il cesse de sentir."

3.

Geistreiche Frauen.

Es gibt Männer, für welche eine geistreiche Frau beiläufig gleichbedeutend ist mit einem Kinde, das Tschibuks raucht, oder einem Kanarienvogel, der französisch spricht; sie finden jedes Geschöpf erträglich, ausgenommen die geistreiche Frau. Dieses leidige Vorurtheil — von den höchsten bis zu den niedersten Ständen sich erstreckend — hat seine Begründung in der ganzen Stellung, welche man den Frauen in der Gesellschaft zugewiesen.

Es ist nicht unrichtig, daß heutzutage die sogenannten oder wirklichen „geistreichen Frauen“ manche üble Eigenschaft an sich haben, aber geht man auf die Quelle dieser Eigenschaften zurück, so gelangt man zu den Mängeln der modernen Frauenerziehung. Entweder man tödtet in jungen Mädchen alles geistige Streben vollends ab, oder man bildet sie zu Wunderkindern heran, so daß sie später einmal vereinsamt dastehen inmitten ihrer Genossinnen; entweder man spottet der gelehrten Frauen, „der Blaustrümpfe“, überhaupt jedes Weibes, das im Leben etwas Anderes will als Suppe kochen, oder man kann sich vor enthusiastischer Bewunderung nicht fassen, wenn Einem eine Frau mit Gedankentiefe und Ideenschwung begegnet.

Das Weib gefällt sich in Extremen; anstatt aber diesen unseligen Hang zu dämpfen, bemühen unsere Erziehungskünstler sich, denselben systematisch zu fördern, indem sie ihren Schützlingen die Wahl lassen, sich aller Gedankenarbeit zu entledigen, oder sich vom Kopf bis zum Fuß mit geistigem Flitterwerke zu behängen — ein Schaukasten für Passanten! So kommt es, daß in der That geistreiche Frauen meist weniger liebenswürdig und anmuthig sind, als geistreiche Männer. John Stuart Mill, dessen dialektische Kunst man bewundern muß, kann den ruhigen Denker nie und nimmer davon überzeugen, daß die Verschiedenheit zwischen Männern und Frauen nur ein künstliches Resultat unserer Kultur und Zivilisation sei. Und da mag Mill das ganze Arsenal seiner sieggewohnten Waffen in's Feld führen, ich bleibe bei der Behauptung: Eine geistreiche Frau ist etwas ganz Anderes als ein geistreicher Mann, und wird immer etwas ganz Anderes bleiben, auch wenn die Emanzipationsfrage im „günstigsten“ Sinne erledigt sein wird.

Das Weib ist eine Vereinigung der heterogensten Eigenheiten; es erbebt vor dem Rauschen des Espenlaubes und erträgt ruhig die gräßlichsten Qualen; es sinkt unter den Strahlen der Augustsonne ermattet nieder und vermag, wenn es einem geliebten Wesen damit hilft, stundenlang die versengendste Glühhitze zu ertragen. Und diese physische Originalität gibt nur ein Seitenstück zu der geistigen. Frauen denken mit der Phantasie, oder um deutlicher zu sprechen, sie können ihren Geist nicht werkthätig sein lassen, ohne daß ihre ewig oscillirende, im Fluge das All durchmessende, Einbildungskraft sich in die Gedankenarbeit mengte. Das ist nicht Erziehungsresultat, sondern es entspricht den eigenthümlichen Anlagen des weiblichen Geschöpfes.

In der Welt eines Frauengemüthes liegen der Nordpol und der Südpol nebeneinander.

Katharina von Medicis hat die Bartholomäusnacht in Szene gesetzt und — eine vorzügliche Sauce erfunden. Ich zweifle, daß Robespierre im Stande gewesen wäre, ihr beide Kunststücke nachzumachen; das eine oder das andere, aber beide gewiß nicht. Wie gesagt, eine große Anzahl von Männern hat vor den geistreichen Frauen Furcht, sie plaudern gerne mit einem geistreichen Mädchen, aber heiraten möchten sie es um keinen Preis, und es gibt Leute, die rühmend von ihren Gattinnen sagen: „Meine Frau

ist nicht sehr schön, aber dafür — nicht geistreich", und das betonen sie gar sonderbar, als bedauerten sie insgeheim jene Unglücklichen, die ihr Leben an der Seite einer geistreichen Ehehälfte verbringen müssen. Sie erinnern immer an die Worte, welche Molière den Chrysale zur Philaminte sprechen läßt:

> Je vis de bonne soupe et non de beau langage,
> Vaugelas m' apprend point à bien faire un potage,
> Et Malherbe et Balzac, si savant en beaux mots,
> En cuisine peut-être avaient été des sots.

„Ich lebe von guter Suppe und nicht von schönen Redensarten, Vaugelas lehrt nicht, wie man Suppe gut zubereitet, und Malherbe und Balzac, in witzigen Bemerkungen so bewandert, wären in der Küche vielleicht Thoren gewesen."

Man muß sich, um diesen Gegenstand diskutiren zu können, vor Allem darüber klar sein, was das Epitheton „geistreich" im gewöhnlichen Sinne zu bedeuten habe. Schiller und Shakespeare waren nicht geistreich, die Sappho war es auch nicht; der Esprit geht nicht in die Tiefe, er soll zuoberst glänzen und funkeln. „Geistreich" nennen wir gemeinhin die Frau, die in Gesellschaft über Alles zu sprechen weiß, die niemals so spricht wie andere Frauen, und lieber einen originellen Unsinn, als eine schablonenhafte Richtigkeit sagt. Frauen, deren Geist im großen Style angelegt ist, verfallen oft in diese Gattung des „Geistreichseins", weil die heutigen Zustände ihnen keine richtige und eigentliche Verwerthung ihrer Fähigkeiten gestatten. Frauen, die vielleicht in die Fußtapfen einer Staël treten könnten, sie müssen sich damit begnügen, über ein neues Drama zu plaudern. Dadurch entsteht in ihnen ein Ueberschuß von unverwendeter Geisteskraft, eine, wenn man so sagen darf, intellektuelle Vollblütigkeit, die zu Exzentrizitäten und Uebertriebenheiten manchmal ganz unausstehlicher Gattung führt.

Der einzige Weg, auf welchem Frauen von wirklichem Geiste sich ihren Mitmenschen verständlich machen können, ist die Schriftstellerei. Aber wie viele scheuen das bittere Wort „Blaustrumpf"!

Mit diesem Worte ist schon viel Mißbrauch getrieben worden. Eine Frau, welche die Berechtigung in sich fühlt, mit der Leserwelt in Verbindung zu treten, begeht nach meiner Ansicht ein Unrecht gegen sich selbst, wenn sie ihr Talent gewaltsam unterdrückt, wenn sie sich vom Schreibtische hinwegbannt in die Küche, und das Alles, um nicht eines Tages das Wort „Blaustrumpf" hören zu müssen. Schreibt eine Frau, die kein Talent hat, so wird Niemand ihre Bücher lesen, und sie ist schon dadurch unschädlich; kein Mann hat aber das Recht, ihr einen Vorwurf zu machen, denn überblickt man die literarischen Leistungen der Männer, so befindet sich Vieles darunter, was gar kein „Blaustrumpf" hätte schlechter machen können, und Arthur Schopenhauer dachte gewiß nicht an weibliche Autoren, als er sagte: „Die meisten Bücher wären besser ungeschrieben geblieben", und ein ander-

mal: „Die Zahl der guten Bücher zu den schlechten verhält sich wie 1 zu 200.000“. Zumeist suchen Diejenigen, welche selbst sehr miserables Zeug produciren, zu beweisen, daß die Frauen nicht im Stande seien, Besseres hervorzubringen. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß geistreiche Frauen — ob nun geistreich im vulgären oder im besseren Verstande — meist von Schrullen und Verschrobenheiten befangen sind, aber das hat die verfehlte Erziehung auf ihrem Gewissen. Die Blüthen weiblichen Geistes sind wilde Rosen, sich selbst überlassen, von keines erfahrenen Gärtners Hand gehegt und gepflegt.

Zeigt ein junges Mädchen Geist, so beeilt die Familie sich nicht, diese herrliche Gabe in verständiger, kräftigender Weise zu pflegen, sondern sie betrachtet das junge Geschöpf, aus dem etwas Rechtes werden könnte, als Wunderkind, das von nun an keiner Aufsicht bedürfe und schon selbst für eine Entwicklung der angeborenen Fähigkeiten sorgen werde. Nur in einzelnen Fällen wird deshalb aus geistreichen jungen Mädchen eine George Sand oder Fanny Lewald — in den meisten eine Romanheldin oder eine soi-disant „geistreiche Frau“, vor welcher heiratslustige Männer später einmal fliehen, wie vor einem verderbenbringenden Medusenhaupte.

Der weibliche Geist wird entweder getödtet oder forcirt. Eines ist so schlimm wie das Andere, das Forciren vielleicht das Schlimmere. Junge Mädchen, unreif aber altklug, ungebildet aber belesen, fangen an in einem Alter „geistreich“ zu werden, in welchem sie trachten sollten, sich für irgend einen Lebensberuf zu bilden. Man entgegnet, Mädchen würden früher reif als Männer. Früher wohl, aber nicht so frühe, wie Mütter und Erzieherinnen glauben machen.

Vorurtheile regieren leider die Welt.

Man handelt nämlich anderseits sehr ungerecht gegen Frauen, die geistig auf einer wirklich sehr hohen Stufe sich befinden. Die Männer fühlen sich beengt, wenn sie ein ihnen überlegenes Weib finden, und sie suchen ihre unangenehme Stimmung durch Malice zu verdecken. Alphons Karr, ein eminenter Kenner des zarten Geschlechtes, läßt sich zu der Phrase verleiten: „Die Frauen irren nur dann, wenn sie nachdenken.“ Wo solch' ein Satz sich wirklich bewahrheitet, da liegt — ich erwähne das hier schon öfters als nothwendig — die Schuld an der gedankenlosen Erziehungsmethode. Die Frauen im Allgemeinen sollen ihren Geist bekämpfen, und so will hie und da eine einzelne Frau sich rächen für die gegen das ganze Geschlecht begangene Unbill. Sie wird dann analytisch und zerfasernd, betrachtet Alles und Jedes vom Advocatenstandpunkte aus und macht hie und da sogar den komischen Versuch, mit Vernunft zu lieben.

Ich habe beobachtet, daß geistesstarke und wahrhaft geistreiche Frauen in Herzenssachen nicht gescheidter sind als die übrigen. Man liebt eben nicht mit dem Kopfe, und eine Leidenschaft läßt sich durch keine mathematische Formel ausdrücken. Und wenn geistreiche Weiber durch die Liebe nicht blind gemacht werden, so kommt das wohl daher, daß das Sprichwort lügt.

Liebe macht *nicht* blind. Im Gegentheile, sie läßt Jeden an dem Objecte seiner Neigung Bedeutendheiten und Vorzüge sehen, die sonst Niemand zu entdecken im Stande ist.

Die Angst so vieler Männer vor geistreichen Frauen ist nicht so lächerlich, als sie zu sein scheint. Der französische Aristophanes meinte, um nicht selbst ein Dummkopf zu werden, solle man eine dumme Frau nehmen; das heißt, in's Deutlichere übertragen: „Eine gescheidte Frau hält Dich zum Besten, nimm also lieber eine nicht gescheidte, um Dich vor jeder Katastrophe zu hüten."

Dieser Rathschlag nützt nicht immer, denn Niemand ist zu dumm, um schlecht zu sein, und vielleicht ist gerade eine geistreiche Frau eher im Stande, sich auf dem Wege des Guten zu erhalten. Der Verkehr mit einer einfältigen Frau ist eine Höllenqual; eine dauernde Neigung für sie gehört zu den Unmöglichkeiten, denn die Langweile ist die Mörderin der Liebe.

Es ist ein Malheur, daß man geistreichen Frauen so oft *sagt*, sie seien geistreich. Dadurch werden sie geziert, unnatürlich, und was ihnen Anfangs natürlich war, das wird später Affektation. Der geistreiche Mann verkehrt mit seinesgleichen, er tauscht Meinungen aus, er gewinnt von Anderen, während Andere von ihm gewinnen, er nimmt und gibt also zu gleicher Zeit. Die geistreiche Frau dagegen verkehrt wenig mit ihren Genossinnen; Letztere verzeihen nämlich Alles, sogar Schönheit und Reichthum, aber nur nicht intellektuelle Ueberlegenheit; sie meiden denn auch Jede von ihnen, die im Rufe steht, Geist zu besitzen; sie isoliren oder zwingen sie, sich auf den Verkehr mit Männern zu beschränken. Aus diesem Verkehre erwächst der Frau wenig Förderung.

Aus Ritterlichkeit beugen sich bedeutendere Männer anbetend vor unbedeutenderen Frauen — was Wunder, daß die „geistreiche Frau" nach und nach süffisant, selbstbewußt und schrullenhaft wird! Wer ihr das verargt, sollte nachdenken, *wie* sie es geworden ist.

4.
Verliebte Leute.

Mit verliebten Leuten sei vernünftiger Weise gar nicht umzugehen, meint ein Schriftsteller, welcher die Schwächen der Sterblichen mit sicherem Auge studirte. Niemand, der im Leben schon mit Verliebten zu thun gehabt, wird ihm Unrecht geben. Jedes Paar, das Herz um Herz getauscht hat, bildet an und für sich eine kleine Narrenwelt, noch närrischer als der große Thurm von Babel, den die Menschen bewohnen. Ein ganz eigenthümliches Völklein, diese Verliebten, eigenthümlich und sonderbar, unberechenbar und schrullenhaft, unerträglich und dabei doch allerliebst, eine Mischung der seltsamsten Verschrobenheiten und doch ein erfreuendes Object für den vorurtheilslosen Betrachter. Von König Salomon bis zu Anakreon, von Anakreon bis zu Shakespeare, von Shakespeare bis zu Robert Hamerling haben

die Dichter sich bemüht, die Liebe zu definiren und da sie Alle miteinander zu keinem Resultate gekommen, darf ich mir es wohl erlassen, die Legion von Erklärungen um eine neue zu vermehren. Schon deshalb, weil ich keine Erklärung weiß. Der Schwärmer nennt die Liebe den göttlichen Funken im Staubgebornen, der krasse Realist nennt sie — eine Nervenkrankheit. Lassen wir es dahingestellt sein, ob der Eine oder der Andere oder keiner von Beiden Recht hat. Eher wird man die Quadratur des Zirkels finden, bevor man den Wirbel wird erklären können, der mächtig Seele an Seele reißt. Und nicht von der Liebe sei hier die Rede, sondern von den Verliebten; nicht von der Ursache, sondern von der sichtbaren Wirkung. Die Verliebten, ob sie nun in den Wolken eines erträumten Himmels schweben, oder sich auf sicherem Boden bewegen, leben jedenfalls in einer eigenen Welt, gar verschieden von der wirklichen, die uns so oft Alles raubt und nichts dafür gibt. Verliebte Leute betrachten die übrige Menschheit als überflüssig, sie ärgern sich darüber, daß außer ihnen noch andere Menschen auf Erden existiren. Waren Adam und Eva in einander verliebt — über welchen Punkt die biblische Chronik beharrlich schweigt — so mögen sie nicht weniger darüber erbost gewesen sein, als Abel und Kain ihre idyllische Einsamkeit störten. Im Anfange — immer vorausgesetzt, daß das Urpaar verliebt war — konnte Niemand sie stören, und zwar aus dem triftigen Grunde, daß noch Niemand da war. Jetzt ist das leider anders, es gibt schrecklich viele Menschen, mehr als tausend Millionen, und so ist kein Liebespaar mehr seiner Alleinigkeit gesichert.

Dieser Umstand hat aber nicht bewirkt, daß die Liebe verschwinde. Würden die Statistiker sich damit befassen, die Verliebten zu registriren, so käme man zur Ueberzeugung, daß das Reich der Liebe eher sich vergrößere als abnehme, und man würde sich hüten, den ungerechten Vorwurf zu erheben, daß es unserer Zeit an Poesie mangle. Das neunzehnte Jahrhundert hat gerade so viel Poesie wie das erste und zehnte, nur drückte diese sich anders aus, und wenn die Ritter heute nicht mehr mit Helm und Panzer hinausziehen, um für die Dame ihres Herzens zu kämpfen, so ist das damit begründet, daß es nicht viel andere Ritter gibt, als geadelte Banquiers, ferner daß die Helme und Panzer aus der Mode gekommen sind, und endlich daß zum Kämpfen jetzt die Soldaten da sind. Aber die Liebe in ihrem Wesen ist sich gleich geblieben, wenn auch ihre Form sich geändert hat. Seht die verliebten Leute von heutzutage an, sie hausen auf keiner rabenumkrächzten Felsenburg, entbehren überhaupt des mittelalterlichen Ausstattungs-Apparates und fühlen doch das ganze süße Weh des Menschenthums, wenn der Mond auf sie herunterblickt wie ein theueres Geheimniß und die Nachtigall aus dunklem, märchendurchrauschtem Grün ihre tausendsüßen Töne schmettert — sie fühlen es so voll und innig, wie einst der Ritter und das Burgfräulein. Zeiten und Aeußerlichkeiten mögen sich umgestalten, die Menschen bleiben im Innersten immer gleich; wenn das Theater ein anderes wird,

so bleibt doch das Stück immer das alte: die Tragikomödie des Seins und Fühlens. Heute wie vor Jahrhunderten erklärt die Verliebte, sie möchte zu den Füßen des Angebeteten sterben — dieser versichert, dasselbe Bedürfniß zu haben, und zuletzt stirbt nicht er und nicht sie. Daß vor dreihundert Jahren über diese angebliche Sterbelust der Verliebten auch nicht sehr respektirlich gedacht worden sei, zeigt ein ironisches Wort des Shakespeare. Der unsterbliche Dichter läßt den Enobarbus zu Antonius, welcher aus den Netzen der Kleopatra entfliehen will, sagen: „Wenn Kleopatra nur das Mindeste davon erfährt, so stirbt sie augenblicklich; ich habe sie zwanzig Male um weit armseligere Gründe sterben sehen.“ Man stirbt nicht daran, oder doch nur selten. Geibel meint freilich:

„Wo still ein Herz in Liebe glüht,
O rühret, rühret nicht daran.
Den Gottesfunken löscht nicht aus,
Fürwahr, es ist nicht wohlgethan;“

aber ich bin unzähligen Mädchen begegnet, denen man den Gottesfunken ausgelöscht und die sehr bald von demselben — wie von einem stark gelesenen Buche — eine zweite Auflage veranstalteten. Das Weib tröstet sich, so unwahrscheinlich dies klingen mag, über das Auslöschen des „Gottesfunkens“ leichter, als der Mann. Die Spanier bestätigen das durch ihr Sprichwort: „Der Schwur der Frau ist in den Sand geschrieben,“ und Esaias Tegnér singt, von gleicher Ueberzeugung durchdrungen:

„Gedreht ist Weibertreu auf Radesflügeln,
Und Wankelmuth wohnt unter Lilienhügeln.“

Ueber die so oft ausgesprochene Absicht verliebter Leute, für einander sterben zu wollen, kann der geängstigte Menschenfreund sich also vollkommen beruhigt halten. — Läßt man die übrigen stereotypen Ausdrücke Revue passiren, so fällt zunächst auf, daß jedes Pärchen sich für den Erfinder und Entdecker der Liebe hält. Wenn Hans die Grete liebt, so sind Beide überzeugt, daß nie zwei Geschöpfe einander so lieb hatten, wie eben Hans und Grete, und daß die Leidenschaft des Dante für Francesca da Rimini, des Petrarca für Laura, des Romeo für Julia eigentlich gar nichts sei im Vergleiche mit der großartigen, ganz neuartig konstruirten Liebe von Hans und Grete.

Verliebte Leute sind überzeugt, daß Niemand ihre Liebe nachahmen könne, daß nur sie die Schönheiten der Welt entdeckt hätten, und Sonne und Mond und Sterne nur als Scenerie für diese Liebe in die Welt gekommen seien. Jedes verliebte Mädchen, welches vom Geliebten angedichtet wird, hat drei Ueberzeugungen: erstens, daß noch nie früher ein Mann auf die originelle Idee gekommen, in Versen seine Liebe zu gestehen; zweitens, daß noch nie früher ein Mann so wundervolle Verse fabricirt; drittens, daß noch nie ein so großer Dichter so groß geliebt. Verliebte Leute sind auch arge Egoisten, sie kümmern sich nur um ihre Herzenssachen, alles Andere, was in der weiten Welt vorgeht, ist ihnen verteufelt gleichgiltig. Was ist ihnen Hekuba? Was gilt ihnen Europa oder überhaupt irgend eine Grenze? Sie

halten sich an den Ausruf, den Abbé Prévôst den Geliebten der „Manon Lescaut" thun läßt: „Ist nicht das ganze Weltall das Vaterland zweier Liebenden?" Throne stürzen, Völker bekriegen einander, die Weltgeschichte schreitet vernehmlich mit ehernem Fuße dahin, die Erde erbebt, Hans und Grete erzählen einander, während der Sturm einer großen Zeit an die Fenster pocht, unbeirrt die alte Geschichte: „Ich hab' Dich lieb", Ja, Egoisten sind sie, die verliebten Leute und nebenbei besitzen sie die Arroganz, alle übrigen Staubgebornen für fürchterlich dumm zu halten. Sie schauen einander stundenlang schweigsam an, und dabei wundern sie sich unsagbar, wenn die Andern „etwas bemerken", trotzdem sie ihre Neigung gar so geschickt verborgen hielten. Daß die Liebe nichts mit dem Verstande zu thun habe, ist leicht zu beweisen; das weibliche Gehirn wiegt weniger, als das männliche, und trotzdem sind die Frauen die eigentlichen „Fachleute" in der Verliebtheit.

Ein Wahn mag es sein, was die verliebten Leute bewegt, aber ein „Wahn, der mich beglückt ist eine Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt"; ein prächtiger Wahn, der immer wieder neu beglückt, wenn er auch immer der alte und der nämliche bleibt. Eine Nachtigall singt ja auch wie die andere, und doch lauschen wir jeder einzelnen gerne. Lassen wir den verliebten Leuten ihr Glück, und ob wir sie nun beneiden oder bedauern, sie haben den Himmel hienieden; wir Andern wissen nicht, ob uns überhaupt ein Himmel erwartet. Freilich geht Mancher in der Hochachtung vor verliebten Leuten zu weit. George Sand bemerkt irgendwo, die Liebe sei die Tugend des Weibes. Nach dieser Logik wäre diejenige, die am meisten geliebt, die tugendhafteste. Logik ist allerdings kein Geschäft, welches die verliebten Leute betreiben, sie halten sich für sehr weise, die andern Menschen für sehr beschränkt und ihr Gedankengang ist oft von bizarrster Eigenthümlichkeit. Da kannte ich einen Don Juan, der seine Liebesaffairen in je drei zu drei gruppirte. Er liebte ein Weib, welches ihm den Glauben an die Menschheit raubte; dann eines, welches ihm diesen Glauben wiedergab; hierauf eines, welches diesen Glauben in ihm befestigte. War diese Reihe abgefertigt, so kam wieder Nummer Eins, die „Räuberin", an die Reihe und so fort in's Unendliche. Momentan hat wieder Eine den Glauben in ihm befestigt. Dieser Mann gehört zu den verliebten Leuten von Profession. — Das ist aber Alles erkünstelt und affectirt. Man tritt nur einmal im Leben in die Reihe der verliebten Leute; einmal nur senken die feurigen Zungen sich herab auf den Sterblichen, der dann — um das biblische Bild beizubehalten — zu reden beginnt in allen Sprachen der Liebe, wie einstens zu reden begannen in allen Sprachen der Liebe die Frauen und Männer, über welche der heilige Geist sich ergossen. Wir feiern die Erinnerung daran als Pfingsten. Die erste Liebe, welche die einzige im Leben ist, glänzt als Pfingsten des menschlichen Herzens. Fragt nur die verliebten Leute, und sie werden es Euch bestätigen!

Aus dem poetischen Nachlaß eines Verschollenen.

Von

V. Friedr. Manheimer.

1.

Messiaszeit.

Nach dem Talmud: Tract. Sota, 9.

O welch' ein hündisch verkommenes Geschlecht,
Dem auch das Schlechteste noch recht —
Das dort im schillernden Gewande
Liebäugelt mit der eig'nen Schande!
Da gelten nicht des Blutes Bande
Die Liebe wird zum schlechtsten Unterpfande;
Da läugnet auch den Vater manch' ein Sohn,
Und rümpft das Näschen wohl die Tochter schon,
Wenn Mütterchen mit einem Rest von Scham
Ein Anflug von Bedauern überkam,
Daß „gute alte Sitte" zum Gespötte wird,
Daß manches Weib von heute — von Sünd' zu Sünde irrt:
Daß unsrer Jugend Gold als taube Schlacke gleist —
Und von dem Traualtar zum Pfuhl des Lasters reist.
Was, Brüder? die der eignen Schwester Schande sehn,
Und lüstern — fromme Keuschheit als Marotte schmähn!
Was Zucht? was Sitte? — Manneswort ein Spiel,
Mit dem man ohn' Bedenken Scherz treibt laut und still;
Gelöset jedes Band der Dankbarkeit, der Treu' —
Im Dienste ehrlich sein? wird unerhört und neu!
Ja schnöder Eigennutz die besten Bürger ziert,
Und seltner Edelmuth zur Narrenkrankheit wird!
Seht, so soll jen's Geschlecht geartet sein,
Das in die Zeit des Messias geht ein!
Soll das die Zeit der Welterlösung werden,
Da aller Menschenwerth erstorben ist auf Erden.

2.

Der Witz — ein König.

1841.

„Thou art ſo witty profligat and thin —
„Thou art Miltons evil, death and ſin!“
Young to Mr. Voltaire.

Daß man den Witz vergöttert,
Der — Lotterbuben gleich,
Ausplündert Arm und Reich;
Daß ihr den Witz gefürſtet —
Der — wiewohl Bettler, frech
Ausbeutet das Geſpräch
Und, baar des eig'nen Gutes,
Sich ſättigt fremden Blutes:
Er iſt gebrandmarkt ſchon,
Der ſchlechten Lüge Sohn!

Mit minderm Rechte ward
Nie Fürſt noch ein Baſtard!
Dem ihr ſo huldigt — ſeht,
Woraus er meiſt beſteht:
Ein Herz — kalt, ohn' Gefühl
Und von Verſtand nicht viel;
Vom Wiſſen nur entwandt,
Habt ihr ihn Witz genannt:
Der euch ſo werth und lieb —
Iſt ein gemeiner Dieb!

3.

Das Weib von heute.

1840.

Ein Vorrecht nach dem andern
Sieht man hinüber wandern
Von Männern zu den Frauen,
Wie täglich iſt zu ſchauen;
Doch — wie der Himmel weiß,
Geſchieht's um hohen Preis.
Nicht waltet mehr der Liebe Hand,
Es hauſt kalt ſpähend der Verſtand;
Die Lieb' iſt nicht mehr Mittlerin —
Streng ſondert jetzt des Weibes Sinn;
Ihr Lied ſingt nicht mehr Sorgen weg —
Die Zung' bricht ſelbſt ſich Weg
und Steg;

Nicht heilt ihr Blick des Herzens Wund',
Gar männlich ficht und ſticht der Mund:
Wo ehdem des Gefühles Sitz,
Da niſtet jetzt der gift'ge Witz;
Des Weibes keuſchen, frommen Sinn —
Ihn mißt die bange Zweiflerin.
Was wird am End' ſolch Zwitterwelt,
Der jeder beſſ're Haltpunkt fehlt?
O Männer, achtet auf die Zeit!
Bedenkt, was ihr der Mitwelt ſeid:
Nicht Fauſt und Schwur, doch —
Männlichkeit
In Sinn und That heiſcht dieſe Zeit!

Gedichte.

Von

Mathilde Freiin von Kapri.

1.

Der Schneeberg.

Es starrt der Bergesriese ernst hernieder, —
Im Wolkenschooße prangt sein stolzes Haupt, —
Ein schnee'ger Mantel deckt die mächt'gen Glieder,
Doch üppig Grün den Fuß umrankt, umlaubt.
Im Sonnengolde stralt die eis'ge Krone,
Doch hält ein grünes Scepter seine Hand.
Halb Greis, halb Jüngling, blickt vom hohen Throne
Der Herrscher nieder in sein blüh'ndes Land.

Den Berg umrauscht ein Wald von dunkeln Fichten,
Wie Wächter steh'n sie vor des Königs Haus.
Noch breitet über nieder'n Felsenschichten
Ein Blütenflor den bunten Teppich aus.
Doch — weiter oben schwindet jede Blume. —
Die Fichte steht verkrüppelt, krank und bleich,
Und aus des Lenzes holdem Königthume
Betritt der Fuß des Winters Todtenreich.

Unsicher irrt in steilen Felsenklüften
Der Wand'rer; schwindelnd starrt sein Blick hinab,
Wo ihm aus tiefgespalt'nen Abgrundsgrüften
Entgegengähnt ein weit geöffnet Grab.
Doch, Mühsal und Gefahr sind rasch vergessen,
Wenn oben ihn der Schneebraut Hauch umweht,
Und vor den Blicken breitet unermessen
Die Landschaft sich, wenn er am Gipfel steht.

Hier ruhet er, am ernsten Sitz der Wahrheit;
Hier zeigt nicht Täuschung, Lüge nicht ihr Schild
Es dehnt vor ihm in wolkenloser Klarheit
Sich aus ein magisch fesselnd Zauberbild.
Entzückt blickt es aus schnee'gen Felsenritzen
Hinaus in eine unbekannte Welt,
Tief unter ihm der Thürme höchste Spitzen
Und über ihm das blaue Wolkenzelt.

In grünen Rahmen prangen dort die Städte,
Es schmückt Natur ihr festlichstes Gewand
Und blaue Flüsse winden um die Wette
Sich spielend durch das blühend schöne Land.
Dort liegt der tiefe See. — In seine Welle
Taucht sich des Waldes Fuß. Wie Feuerglut
Liegt hingestreckt in gold'ger Pracht der helle,
Der heiße Sonnenschein auf dunkler Flut.

Und durstend schwelgt im freien Lebensstrome
Verklärt des Wanderers entzückter Blick, —
Hebt sich empor zum hohen Himmelsdome, —
Doch immer wieder zieht es ihn zurück.
Dies Paradies, — die Wälder dort, die Auen, —
Dies schöne Land, dem kaum ein and'res gleich —
Und Alp' und See, — so weit er auch mag schauen
Ist seine Heimat ja, — sein Oesterreich!

2.

Ich will.

Willst du dein Lebensschiff in sichern Hafen bringen,
Dann heißt es, stark und kühn die Landung erst erzwingen.

Nicht eben fließen dir des Lebens dunkle Wogen;
Kaum wiegen sie das Schiff, kommt schon der Sturm gezogen.

Du mußt mit fester Hand das schwache Ruder führen,
Das leicht gebrechliche, — darfst nie den Muth verlieren.

Der Glauben an dich selbst, er kräftigt deinen Willen, —
Und — was du wollen darfst, das kannst du auch erfüllen.

Nicht auf der Menschen Huld sollst du vermessen hoffen,
Auf Hilfe durch dich selbst, wenn Unheil dich betroffen.

Du darfst nicht rechts, nicht links von deiner Bahn entweichen, —
Den Hafen kannst du nur auf sich'rem Weg erreichen.

Vernunft sei dein Compaß; — durch's Tosen wilder Brandung,
Der Leidenschaften Sturm, führt er dich hin zur Landung.

Doch, — biegst du ab vom Weg, — dann fassen dich die Wellen,
In wilder Strömung wird dein Lebensschiff zerschellen.

Du hast der Kraft genug — versuche nur die Schwingen!
Die Segel breite aus! Du willst . . . es muß gelingen.

„Ich will!" die Rüstung ist's, die härtet und gesundet ; —
„Ich kann nicht" ist der Dolch, der meuchlings dich verwundet.

Der Weg ist dort . . . hindurch! Und — scheint's ein grausig Wagen,
Ist's nur der rechte Weg, — die Flut, sie wird dich tragen.

Hast du durch Klipp' und Sturm nur erst dich durchgerungen —
Dort lacht das Ufer schon . . . die Landung ist gelungen.

Das Leben und die Thaten von Konrad, dem Eichhorn.

Nach dem Englischen.

Von

Euph. von Kudriaffsky.

I. Capitel.

O wie lieb' ich's, im frischgrünen Walde zu sein,
Da summen die Bienen in emsigen Reih'n,
Da lausch' ich dem Hänfling, er locket so weich
Seine Jungen heraus aus dem dichten Gezweig.

Husch! siehst du das Eichhorn im kletternden Lauf?
Was tauchet im Weiher da unter uns auf?
Wie regt sich's allüberall bunt ohne Zahl
Zum lustigen Leben im Sonnenstrahl.

Mary Howitt.

In der Mitte eines großen Waldes stand eine Buche. In der Buche befand sich ein Nest. In dem Neste saßen fünf Junge, und das Jüngste war Konrad.

Vielleicht denkst Du, Konrad war ein Vogel, weil er hoch oben im Baumnest wohnte? Keineswegs. Konrad war ein junges Eichhorn, und zwar ein auffallend schönes. So sagten seine Eltern, und sie konnten das wohl am Besten beurtheilen. Und derselben Meinung war auch das Boden-Eichhorn Goody Brown, welches an der Wurzel der Buche seinen Wohnsitz hatte.

Konrad wurde frühzeitig daran gewöhnt, sich artig und aufmerksam gegen das Boden-Eichhorn zu betragen. Es war nicht Goody's Fehler, aber ihr Unglück, armes Ding! wie Konrads Mutter sagte, kein Baum-Eichhorn geworden zu sein. Sie konnte es auch nie vergessen, wie sauer es dem Boden-Eichhorn wurde, den Baum zu erklettern, um Konrad gleich nach seiner Geburt zu sehen. Goody brachte ihm auch zwei Haselnüsse in ihren Backentaschen, denn obgleich sie nur ein Boden-Eichhorn war, konnte ihr Mann doch sehr reich genannt werden (Boden-Eichhörner pflegen dies öfter zu sein), denn er hatte eine mit Wintervorräthen wohl versehene Kammer, in einem krummen Gang unter den Wurzeln der Buche.

In der Wohnung des Baum-Eichhorns fehlte eine geräumige Speisekammer, denn die Familie war vornehm, und es wäre unter ihrer Würde gewesen, Nüsse aufzuspeichern. Darum nahm auch Konrads Mutter die

Haselnüsse für ihren Sohn gnädigst an, und Goody war dadurch nicht wenig geschmeichelt.

Konrad erkundigte sich, warum sie so klein sei, ein rauhes Fell, einen gestreiften Rücken und zwei Backentaschen hätte? Aber seine Mutter meinte, kleine Eichhörnchen dürfen nicht fragen, und so aß er ruhig seine Haselnüsse, betrachtete Goody's lange Nase und ihren Schwanz, den sie nach sich zog, statt ihn aufrecht zu tragen, wie es seine Mutter zu thun pflegte. Konrad dachte bei sich, es wäre gar nicht unbequem, Backentaschen zu besitzen. Seine Mutter aber legte ihre Pfote sanft auf seinen Kopf und sagte ihm: „er würde das bald besser verstehen". Sein Vater aber warf die Bemerkung ein, er wüßte bei seiner Ehre nicht, ob er nicht zuweilen wünschen sollte, ein Boden-Eichhorn zu sein. Eine hohe Stellung bringe eben manche Sorge mit sich; und wenn er auch auf der Spitze des Baumes wohne, würde ihm eine wohlgefüllte Vorrathskammer wie jene Brown's, keineswegs unangenehm sein. Aber Konrads Mutter schüttelte den Kopf und hob nur noch stolzer und gerader ihren Schwanz in die Höhe. Das brachte das Boden-Eichhorn sicher nicht zu Stande.

Mittag kam und der Tag wurde heiß im Walde. Und doch war es da noch am besten. Wenigstens behaupteten es die Eichhörner, als sie die Bäume erkletterten, wo kleine, schwache Windstöße die trägen Zweige hin und her bogen. „Besser ist es, beim Mittagmahl unter einem schattigen Zelt zu sitzen", dachte die Waldmaus und hockte sich unter einen Fliegenschwamm, der sich, ein brennendrother Dom, über sie wölbte, so daß kein Sonnenstrahl je durchzudringen vermochte.

„Ich habe das beste Theil erwählt", sprach die Wasserratte, und im Sprung erstarben ihre Worte, als sie im Strom untertauchte. Wohl brannte die Sonne heftig auf der Oberfläche, aber gehe nur tiefer, kleine Ratte, und das kühlende Element wird über Deinem schwarzen Köpfchen zusammenschlagen! Plötzlich verstummt auch das Summen der Insecten im goldigen Mittagsschein. Die obere Welt, wo die Libelle über das Wasser huscht, das Rohr und die Binse hin- und herschwanken und die Falter dem flockigen Samen des Wollgrases nachjagen, ist verschwunden, und Du hörst nur das Murmeln des Stromes unterwärts, wie es durch Schilf und Wasserlilien schlüpft.

Dort unten aber zwischen dem Rohr und der schneeigen Pfeilwurz ist die Wasserratte König.

Ganz oben im Wipfel saß Konrad und guckte jedes Ding mit seinen schwarzen Augen an. Wäre er älter und erfahrener gewesen, so hätte er sich, wie seine Eltern und alle vernünftigen Leute, dem Mittagsschlaf hingegeben. Konrad aber hatte keine Erfahrung und blieb wach.

Willst Du wissen, welche Anschauung ein Eichhorn hat, wenn es um zwölf Uhr Mittags auf dem Baumwipfel sitzt? Ich will es Dir sagen. Die Sonne stand gerade über Konrads Kopf und die Schatten waren jetzt am kürzesten. Sie fielen in dunkeln kleinen Flecken von einem Blatt auf das andere. Und sobald sich ein Blatt nur etwas bewegte, flugs stahl sich ein goldiger Glanz hinein und nahm festen Besitz, so daß es schien, als ob auf den Bäumen Licht und Schatten Verstecken spielten.

Jetzt hatte die Sonne die Oberhand. Jeder Sonnenstrahl fand gar reizendes Spielzeug auf seinem Wege bis zum Waldboden. Auf einem der Zweige saß ein Zaunkönig mit goldigem Kamm, gleich einer zarten gekrönten Königin, mit blaugrünem Hintergrunde. Auf einem tieferen Ast putzte sich ein purpurbeschwingter Vogel. Dort umkreisten große braune und gelbe Bienen mit Regenbogenflügeln schweren Flugs die süßen Lindenblüthen. Dort hingen glänzende, jetzt noch grüne Eicheln, welche Farbe die warme Sonne bald in ein zartes Braun verwandeln würde; je schneller desto besser, dachte Konrad, als er sie mit prüfendem Blick betrachtete. Ein glänzend grüner Käfer kroch träge über ein Eichenblatt.

Und als die Sonnenstrahlen schräger einfielen, verloren sie sich in niederes Strauchholz, ein Miniaturwald im Schatten des andern, ein Wald aus Farnkraut und wogenden Grashalmen, den weißadriger Ephen durchzog. Dort lebte und bewegte sich eine geschäftige kleine Welt, Ameisen, langbeinige Heuschrecken, rothe Marienkäferchen, klug aussehende Schnecken und haarige Raupen.

Konrad blickte diese kleine Welt von seiner stolzen Höhe beiläufig so an, wie wir die Eichhörnchen betrachten.

Er sah das Alles und hätte noch mehr gesehen, denn es war kaum die Hälfte dessen, was da unten vorging, allein plötzlich hörte er ein leises Rascheln neben sich, und ein weicher brauner Schwanz streifte über sein Gesicht. Ein Paar glänzende Augen schielten nach ihm um die Ecke, und gleich darauf stahl sich durch die Zweige dicht an ihn heran das niedlichste, zarteste, glänzendste Eichhorn, welches man je gesehen.

„Bist Du auch wach, Hermine?“ flüsterte Konrad. „Hell wach, Bruder!“ und das kleine Ding that einen Freudensprung und hüpfte auf einen tiefern Zweig. „Fange mich, wenn Du kannst“, rief sie munter und drehte Konrad ihr niedliches, trotziges Gesicht zu.

So geschah es, daß diese beiden, stets zu tollen Streichen bereit, ein wildes Versteckenspiel begannen, auf und ab, rund um den Baum, plaudernd, neckend hüpften, die Zweige bogen, die Blätter knickten und gar nicht der Schläfer in der Runde achteten, um deren willen der Baum ruhig bleiben sollte.

Vater und Mutter erwachten sehr unzufrieden. Ambros und Sylvan, die beiden Brüder, fuhren ärgerlich aus dem Schlafe in die Höhe; auch Schwester Judith, die nicht verdrießlich aber unangenehm berührt war.

Am Schlimmsten aber stand es mit der Großmutter, die, sehr alt, des Schlafes bedurfte. Die Enkel erschütterten ihr Schlafgemach so stark, daß sie nicht mehr die Augen schließen konnte.

Konrad und Hermine wurden sofort zu ihrem Nest an den untersten Zweigen hinabgeschickt und sollten um Verzeihung bitten. Es war ein schönes, weites Gemach, reichlich mit Moos austapezirt, der Boden mit einem Teppich von trockenem Laub bedeckt, so dunkel, daß Konrad stolperte und über einen Zweig fast in die Stube fiel.

„Du kommst ja mehr wie ein Maulwurf denn als ein wohlerzogenes Eichhorn herein, mein Lieber!“ sagte die Großmutter im strengen Ton.

Konrads Großmutter war hoch bejahrt. Schon längst hatte sie das Klettern und Hüpfen aufgeben müssen. Es kostete ihr jetzt selbst große

Anstrengung, in ihr Loch zu kriechen, so steif und alt waren ihre Knochen. Dennoch wollte sie nicht unten am Boden wohnen. Als Baum-Eichhorn war sie geboren, als Baum-Eichhorn wollte sie sterben, es koste was es wolle. So saß sie da, noch immer in ziemlich gerader Haltung, den Schwanz fast noch steifer als ihre Schwiegertochter, Konrads Mutter.

„Zu meiner Zeit, mein Lieber", pflegte sie zu sagen, „trugen junge Leute ihre Schwänze hübsch aufrecht, statt sie nach sich zu ziehen, wie es heut zu Tage geschieht. Ihr hättet nie daran gezweifelt, in mir den Abkömmling des Baum-Eichhorn-Geschlechtes zu sehen."

Konrads Vater war für seine Mutter sehr aufmerksam und knackte ihre Nüsse.

„Es gab eine Zeit", sagte Großmütterchen, „wo keine Nuß zu hart für mich war. Manchmal denke ich, sie waren damals größer und härter, als sie jetzt sind. Ach! ich besaß eine Reihe schöner, scharfer Zähne, so wenigstens sagten Alle. Die Wallnüsse, welche die gute Seele dort unten mit so viel Sorgfalt einheimst, hätten mir keine Verlegenheit bereitet, und das sagte ich zu ihr und Brown, als sie mir kürzlich einige anboten. Sie sind ein artiges, fleißiges Paar und schätzenswerth in ihrem Haushalt."

Die Ahne bewegte ihren Schwanz herablassend grüßend gegen Brown und Goody, wenn sie ihnen an der Baumwurzel begegnete und mühsam, keuchend und ächzend nach ihrem Loch hinaufkroch.

Goody fühlte wirklich Mitleid mit ihr, aber Brown, ein rauher Geselle, hatte sich einmal geäußert: Wenn er die alte Dame wäre, dann wollte er wohl den Stolz in seine Backentaschen stecken und sich eine behagliche Wohnung unten am Boden einrichten. Das Vorurtheil der Baum-Eichhörner sei nur Unsinn. Brown hatte eben seltsame und gefährliche Ansichten über manche Dinge.

Trotz alledem lebte die Ahne oben in ihrem Neste und hatte eine Elster zur Magd. Diese war ein etwas kecker Vogel und liebte das Plaudern fast zu sehr, doch verstand sie ihren Dienst.

Vor langer Zeit hegte die Alte allerdings einiges Mißtrauen, ob auch Margarethe — so hieß die Elster — wirklich ehrlich wäre, doch wie gesagt, das war schon vor langer Zeit.

Margarethe gestand zu, daß allerdings mehrere ihrer Verwandten sich nicht so ehrenwerth zeigten, als es sein sollte, und daß es sogar einige berüchtigte Räuber unter ihnen gegeben; doch wäre es hart, sie wegen der Fehler ihrer Angehörigen zu verurtheilen. Ueberdies gab es darüber so manche übelwollende Geschichten. Wenn sie nur die Hälfte von dem erzählen wollte, was ihr zu Ohren kommt! Margarethe schüttelte den Kopf dabei. Die Ahne aber meinte, es sei ganz wahr. Ueberdies sah Mag so anständig und nett mit ihrem schwarz-weißen Gefieder aus, weit besser als die aufgeputzten bunten, grün, blau und roth geschmückten Fasanen, welche alle Buchenkerne und Eicheln auffraßen, die von Rechtswegen den Eichhörnchen gehörten. Mag kannte ihre Stellung und fraß Frösche und Mäuse, wie es sich für einen gut gezogenen Vogel ihrer Art schickt. Sie hatte sich auch viel in der Welt umgesehen und war für Großmutter eine gute

Gefährtin, wenn sich diese verstimmt fühlte. Mag lebte so mit ihr in guter Eintracht, verwöhnte die Kleinen und gehörte eigentlich zur Familie.

Sie beredete die Ahne, Konrad und Herminen zu verzeihen, nachdem sie ihren süßen Mittagsschlaf so leichtsinnig gestört hatten.

„Gut, gut", brummte die Alte, „aber ich muß in dieser Jahreszeit leider den Schlaf so oft entbehren, denn der Baumhacker klopft den ganzen Tag, und die Holztauben girren schon vor Tagesanbruch."

„Es thut uns leid, Großmutter!" sagte die kleine Hermine. „Konrad hat Dir ein Taubenei zum Geschenk gebracht."

„Gut, gut", antwortete die Angeredete in milderem Ton, „wo ist es? Ich glaube wohl Konrads Absichten sind gut, aber —

„Ich bin überzeugt, daß er ein großherziges, junges Eichhorn ist", unterbrach Mag und betrachtete das Ei mit blitzenden Augen, „auch denkt er gut für seine Großmutter."

„Ach!" seufzte diese und hielt das Ei in ihren Vorderpfoten fest, „er kann nicht früh genug lernen, dem Alter den gebührenden Respect zu zollen. Mir wurde das in frühester Jugend von einem ehrwürdigen Freunde, einem Kaninchen gelehrt. Es war weißer, als ich je eines sah, und besaß liebliche rothe Augen", fügte sie traurig hinzu. „Ich hatte eine wahre Achtung vor ihm, es erzog seine Familie so vernünftig. Sein Wort galt als Gesetz, und es machte es sich zur Regel, stets das Beste für sich zu behalten. Es dachte dies seiner Stellung schuldig zu sein. Zu Hause oder im Gerstenacker sorgte es immer für sich zuerst. Ich denke oft daran. Es starb am Schlagfluß, in vorgerücktem Alter, und hinterließ 1300 Enkelkinder, welche seinen unersätzlichen Verlust beweinten."

„Willst Du nicht Dein Ei essen, Großmutter?" unterbrach Konrad; „es ist am besten, Du machst ein Loch an einem Ende. So sehe ich es bei dem Vater. Es ist die sicherste Art."

„Du brauchst Deine Großmutter nicht zu belehren, mein Kind," bemerkte Mag.

Und Konrad sah bald, daß sie Recht hatte.

II. Capitel.

Durch die grüne Laubnacht
Blickt der Sternenschein,
Waldgethier und Blumen
Müde schlummern ein.

Denselben Abend saßen Konrads Eltern auf der Spitze ihres Baumes und sprachen von der Zukunft ihrer Kinder, wie es Eltern gewöhnlich zu thun pflegen.

Es war spät an der Zeit. Konrad war in seinem Nest fest eingeschlafen, ebenso die kleine Hermine, Ambros, Judith und Sylvan.

Konrad und Hermine hatten den ganzen Tag über abwechselnd tolle Streiche gemacht. Da waren einige nützliche Zweige abgebrochen, dort ein Baum verdorben, der wie ein Hirschgeweih aussah. Sie hatten Judith am Schwanz gezogen, als sie im ernsten Gespräch mit einer jungen Freundin saß, und schließlich Sylvans eigenen Vorrath von Nüssen verzehrt. Darüber

hatte sich zwischen den beiden Brüdern ein ernster Streit entsponnen. Sylvan sprach den unfreundlichen Wunsch aus, daß Konrad ein Stachelschwein wäre, weil er dann nicht mehr klettern könnte, und Konrad nahm die Beleidigung so übel, daß er auf seinen Bruder losstürzte und brummte.

Die Mutter versuchte Frieden zu stiften.

„Laßt die Hunde bellen und beißen", wiederholte sie einige Male mit Nachdruck und suchte ihnen in Erinnerung zu bringen, daß sie keine Hunde, sondern Eichhörner und Brüder wären. Wenn sie überdies einen so heftigen Streit in einem Sommernest anfangen, welches nur am Ende eines Astes hängt, so könnte es eines schönen Tags zu Boden fallen, und was hätte dies für böse Folgen?

Diese ernste Warnung blieb nicht ohne Wirkung. Sylvan verzieh Konrad, und dieser, der nie länger als einige Minuten böse bleiben konnte, vergab Sylvan; Beide schliefen sofort ein, fest aneinander gedrückt, die besten Freunde im Walde.

Es war eine helle Mondnacht. Du solltest in einer solchen einmal den Wald gesehen haben! Er war prächtig, gerade als hätten ihn Feenhände mit Silber überzogen. Das klare Licht strömte durch das Thal über Farnkraut, Glockenblumen und hängende Zweige; die großen Baumstämme aber, die ihren Schatten auf das Gras warfen, lagen da wie dunkle Inseln in einem See von Mondstrahlen.

Der Mond schien so ernst und friedlich, er hatte die ganze Welt in Schlaf gelullt, ausgenommen die zwei Eichhörner, welche auf dem silberbeleuchteten Wipfel saßen. Er blickte ruhig auf das Paar herab, als er seinen Weg am klaren Himmel fortsetzte. Sie dachten nicht an ihn, sprachen auch nicht von ihm, wie es sicher geschehen wäre, hätten sie nur einen Funken Poesie besessen. Den besaßen sie aber nicht. Das war bei ihnen ein überwundener Standpunkt und sie ein praktisches, ältliches Paar mit zahlreicher Familie und nichts weiter. Die Tage der Romantik waren für sie vorüber und der träumerische Zauber einer Mondnacht eben nicht mehr als Mondschein.

„Wir können immer auf unsere Kinder stolz sein", sagte die Mutter.

„Es sind aber viele, die satt werden wollen," erwiderte der Vater.

„Rufus! ich hoffe nicht, daß Du ihnen das Futter mißgönnst."

„Nein, aber wir leben von der Hand in den Mund und können nichts für den Winter sparen."

„O das kommt wohl, nach und nach wenn die Kinder erst älter werden. Es ist Zeit im September daran zu denken, wenn die Lambertsnüsse reifen."

„Es geht so manches zwischen Nuß und Zahn vor", meinte ihr Gatte. „Ich traf heute eine Ratte, welche bereits alle Wintervorräthe eingeheimst hat."

„O eine Ratte!" Die Mutter schüttelte den Kopf.

„Es macht Einen doch ängstlich."

„Sprechen wir von den Kindern, mein Lieber! Was sagtest Du eben? Ja, ganz recht! Ambros ist vielversprechend, nicht so?"

„Ich glaube, er wird sich machen. Er scheint fleißig und ausdauernd zu sein."

„Er hat uns seit seiner Geburt nicht eine trübe Stunde bereitet, der gute Junge. Und wie geschickt er ist. Ein wahres Talent für Baukunst. Zuweilen fürchte ich, daß er sich überarbeitet.“

„Unsinn! Heut zu Tage muß Jeder arbeiten. Die Zeiten sind nicht danach, daß ein Eichhorn oder überhaupt ein Geschöpf still sitzt und wartet, bis ihm die Nüsse in den Mund fallen. Alle Scharfsinnigen von unserm Geschlecht sehen große Veränderungen voraus.“

„Du betrachtest stets nur die dunkle Seite des Lebens.“

„Meine Liebe, ich habe Grund dazu. Weißt Du nicht, daß die Wälder in einem großen Theile des Landes ausgehauen werden? Die besten Plätze zur Nußernte sollen verschwinden, die Nahrung wird spärlich und die Arbeit ist geboten.“

„Ich hasse das Politisiren.“

„Ich weiß es, aber wir andere Nestbesitzer müssen der Gefahr ins Auge schauen. Blicke zurück in die Vergangenheit. Die Geschichte erzählt uns von Dachsen, welche sich in den Wäldern ansässig gemacht. Wo sind sie nun? Fort, oder zur Auswanderung bereit.“

„Um so besser — es sind schreckliche, blutdürstige Geschöpfe.“

„Doch liegt darin für uns das Uebel. Sei logisch, meine Liebe! Einerseits mag es uns Eichhörnern zum Besten sein, anderseits ist es ein Zeichen der Zeit. Meilenweit breiten sich jetzt Rübenfelder aus, wo noch Buchenwälder standen, als meine Mutter jung gewesen. Gute Zeiten für Hasen und Kaninchen!“

„Uebrigens enthält dieser Wald Nüsse genug für kommende Generationen. So lange wir leben, bleibt es beim Alten.“

„Wollen wir es hoffen.“

„Ich wünsche, Du würdest gar nicht solche Vermuthungen hegen, mein Lieber. Wir haben ja von den guten Kindern gesprochen, Du hast mich aber so traurig gemacht, daß ich mich kaum mehr aufrecht erhalten kann. Wenn Konrad je eine Eichel entbehren müßte! Es erschreckt mich, nur daran zu denken.“

„Das wird wohl nicht geschehen, wenn er zum Rechten sieht.“

„Er ist so hübsch und hoffnungsvoll, findest Du nicht, Rufus? Ich sah niemals in meinem Leben einen so buschigen Schwanz.“

„Er ist sehr lärmend und unruhig.“

„Ganz gewiß; aber nicht mehr als ein junges Baum-Eichhorn sein soll. Sein Geist strebt aufwärts, immer in die höchsten Zweige. Selbst die Ahne lobt ihn und sie ist doch so strenge gegen die junge Generation.“

„Sie hat gewiß immer Recht.“

„Ja, im Allgemeinen; ich zweifle nicht daran. Konrad besitzt ein so edles Herz. Jedermann liebt ihn, sogar der seltsame, rauhe Brown.“

„Brown ist kein schlechter Freund für einen Jüngling, das kannst Du glauben. Er ist so genau wie ein Wiesel und so reich wie eine Ratte. Es ist in der Gegend kein Fruchtbaum, den Brown nicht kennte. Er mag Konrad anleiten, wie man eine oder die andere Pflaume erhält.“

„Ich wünsche nicht, daß sich Konrad zu viel am Fuß des Baumes aufhält,“ bemerkte seine Mutter. „Er läßt sich zu leicht überreden. Nebstdem

ist er fortwährend mit Herminen zusammen, und sie ist so wild und unbändig, daß ich oft ängstlich werde. Wenn sie doch Judith ähnlicher würde, die mir eine wahre Stütze ist, dann wäre ich dankbar; Du nicht, lieber Rufus?"

„Sie gefällt mir am besten so, wie sie ist." sagte Rufus in schläfrigem Ton.

„Du bist als Vater blind für ihre Fehler. Eine Mutter sieht viel klarer, und obgleich unsere Hermine so allerliebst und hübsch ist — hörst Du noch, Rufus?"

„Kaum, meine Liebe; es wird spät. Betrachte den Mond. Ich verlasse mich ganz auf Dein Urtheil, liebe Frau, ganz und gar. Jetzt aber bin ich sehr schläfrig."

So blieb also diesen Abend keine Zeit mehr, einen Entschluß betreffs der kleinen wilden Hermine zu fassen.

Die Waldlerche war die erste, die am Morgen erwachte, und sie rief die andern aus dem Schlafe.

Sie hatte die Nacht im tiefen Schlummer zugebracht und wußte nichts vom Mond- oder Sternenlicht. Nicht einmal rührte sie sich in ihrem behaglichen Neste, nachdem sie im Zwielicht zur Ruhe gegangen war, bis sie durch eine sanfte Berührung gezwungen, den Kopf unter dem Flügel hervorzog und die schläfrigen Augen öffnete. Es war die kalte graue Morgendämmerung, doch im Osten röthete sich der Himmel, und die Sonne sollte bald aufgehen.

Da sprang die Lerche eilig in die Höhe, denn nie hatte sie noch die Sonne nickend überrascht, und fing zu singen an, sanft, leise, dann lauter und stärker, als der erste rothe Strahl aus den Wolken hervorschoß.

Wer antwortete zuerst? War es die Drossel im Weißdornbusch, oder der kleine Zaunkönig mit reiner Kehle, oder der Schwarzkopf, der immer mit seiner Morgenhymne bereit ist, oder die langgeschwänzte Meise, oder die Mücke, die einen winzigen Trompetenstoß ertönen läßt, um die große Sonne zu begrüßen, die sie verehrt? Niemand vermag es zu sagen. Sie begannen alle zugleich.

So geschah es im Palast der schlafenden Schönen, als die Prinzessin erwachte. Der Lerche Stimme klang süßer, und sie stieg höher. Ihre Base, die Feldlerche, schoß vorbei, himmelwärts, die Holztauben girrten, die Weidenzeisige aus dem nahen Röhricht begannen zu schnattern, der Baumspecht lachte beim Beginn seiner Tagesarbeit. Ein sanfter Wind blies aus Osten.

Zuletzt erwachten die Eichhörnchen; der Morgenwind bewegte leise ihre luftige Wiege.

Es wurde noch heißer als am vergangenen Tage. Kein Blatt rührte sich. Der Wind war nach der einzigen kurzen Morgenbrise verstummt, und die Sonne behielt die alleinige Herrschaft. Die Luft wurde immer schwerer, die Stille nahm zu; die Vögel verstummten nach und nach, und man vermißte ungern das leise Rascheln der Blätter.

„Ich kann kaum meinen Pelz ertragen", sagte Goody Brown; das arme Ding sah ganz matt aus und kühlte die Lippen mit einer wilden Erd-

beere. „Ich kann nicht verstehen, wie Brown seine Arbeit versieht.“ Brown war schon am frühen Morgen in einen entfernten Theil des Waldes gegangen. Dort hatte er eine dringende Arbeit bei einigen saftigen Fichtenbäumen zu besorgen. Die Sonne sank schon tief, als er an den Heimweg dachte, und da er nun so müde und erschöpft dahinging, schien es ihm, als höre er einen Hilferuf aus der Ferne. Er horchte aufmerksam nach allen Seiten. Da ertönten leichte, flüchtige Fußtritte ganz in der Nähe, und ein erschrockener Hase kam im vollen Lauf aus dem Dickicht.

„Es ist Gefahr in der Nähe“, rief der Hase, als er Browns Pfad kreuzte, „hüte Dich in Das Gehölz zu gehen.“

„Gefahr!“ sagte Brown, richtete seinen Schwanz in die Höhe und hielt den Hasen mit ernster Miene fest, „sage mir, was Du meinst!“

„Eine Natter lauert im Walde“, antwortete der Hase mit athemlosem Lispeln, „sie hat ein Eichhorn gebissen; es liegt dort sterbend. Ich sah es selbst.“

„Und Du standest dabei?“ frug Brown.

„Oh nein! ich lief fort“, antwortete der Hase.

„Geh!“ sagte Brown bitter und trat bei Seite, „geh! Du bist ein Feigling.“

Der Hase eilte von dannen.

Brown besann sich nicht lange. Er war tapfer und durchaus kein bösartiges Eichhorn. Er vertiefte sich in das buschige Unterholz, durch das Geschrei geleitet, welches immer matter wurde.

Da kam er an eine unheimliche Stelle des Waldes. Das schwere, hängende Laubwerk ließ kaum einen Sonnenstrahl durch, Schierling wucherte an dem Platze, Tollkirschen mit den dunkeln Glocken standen dazwischen, und der tödtliche Nachtschatten streckte seine bleichen Blüthen in die Höhe. Ueber seinem Kopfe hörte Brown das heisere Gekrächz des Raben, der auf einem halbverwitterten Eibenbaume saß.

Gleich daneben lag ein Eichhorn zwischen den Wurzeln des Baumes. Erst dachte Brown, es sei todt, als er sich aber darüber beugte, öffnete es die matten Augen und blickte ihn an.

„Ist es das Gesicht eines Eichhorns, eines Freundes?“ murmelte es und versuchte die Pfote auszustrecken. Brown nahm sie linkisch in die seine und würde das Kranke aufgerichtet haben, es sagte aber mit schwacher Stimme: „Ich sterbe, sorge nicht für mich, aber nimm meine Kleine mit Dir und behandle sie gut.“

Es bewegte sich ein wenig, und Brown bemerkte ein kleines Eichhorn, das an seiner Seite fest eingeschlafen war.

„Kann ich nichts für Dich thun, nichts helfen?“ frug er.

„Ich bin sterbend“, antwortete die Mutter, und ein Schauer flog durch ihren Körper. „Eine Natter hat mich gebissen, mich grausam gemordet, aber mein Kind — —“ und die trüben Augen wandten sich nochmals flehend auf Brown, „mein Kind! wirst Du mit meiner Cora Mitleid haben?“

Brown legte seine rauhe Pfote auf das kleine Ding und zog es näher an sich heran. In diesem Augenblick erwachten seine bessern Gefühle. Er blickte von der unschuldigen Kleinen auf die veränderten Züge der armen

Mutter, und seine Stimme hatte einen seltsam gebrochenen Ton, als er versprach, bei der kleinen Waise Vaterstelle zu vertreten. — Ein Freudenstrahl durchleuchtete die Augen der sterbenden Mutter, sie versuchte zu sprechen, bewegte matt ihren Schwanz, kämpfte einen Augenblick und verschied.

Welche Lage für Brown! Ganz allein mit einem kleinen Eichhorn! Er wußte nichts von Kindern, und um die Wahrheit zu gestehen, er fürchtete sich fast vor ihnen. Und dennoch stand er da, meilenweit vom Hause entfernt, mit einem schlafenden Eichhorn-Kinde. Brown schauderte. So viel wußte er, daß Eichhornmütter ihre Kleinen in der Schnauze tragen, aber er hatte es nie versucht; er fürchtete, daß seine scharfen Zähne, mit denen er Wurzeln ausgrub und Kirschkerne zerbiß, durch den weichen Pelz und das Fell des kleinen Thieres dringen würden.

Er beugte sich nieder und hob es mit etwas derber Zärtlichkeit zwischen seine mächtigen Kinnbacken. Es war ein kritischer Augenblick. Das kleine Ding erwachte und blickte die seltsame Wärterin verwundert an. „Jetzt ist es aus mit mir", ächzte Brown, „das kleine Thier wird gleich schreien." Aber es schrie nicht. Es starrte ihn einen Augenblick mit seinen schwarzen glänzenden Augen an und streichelte mit der kleinsten Pfote, die er je gesehen, seine große Nase. Browns Herz schlug höher, es regte sich da etwas in ihm, worüber er selbst erstaunt war. Ein Nebel legte sich vor seine Augen. Welche Sorge hatte er sich aufgebürdet! Wenn er das sonderbare kleine Wesen mit den schwarzen Augen und dem unschuldigen braunen Gesichte nach Hause nahm, so würde dies viel Mühe und Plage nach sich ziehen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß die zartesten Buchenkerne und die süßesten Erdbeeren zu seiner Nahrung ausgewählt werden müßten; mit dem Frieden und der Ruhe wäre es allerdings vorbei — und dennoch schien es recht seltsam, daß die Last ihm gar nicht zu schwer wurde, und es freute ihn, den kleinen weichen Schwanz auf seinen Schultern zu fühlen.

„In der That", sagte er fast verwundert zu sich selbst, „je eher wir Beide zu Goody kommen, desto besser ist es."

Es wäre schwer, die Freude zu schildern, mit welcher ihn Goody empfing, als er endlich bei der Buche ankam; sie drückte die kleine Fremde an ihr mütterliches Herz, wunderte sich über sie, bedauerte sie, betete sie an. Ihr sonst etwas rauher Gatte schien ihr wie verklärt, als er die süße Last auf ihre vorgestreckten Pfoten legte, und es rührte sie tief, als sie ihn die kleine Cora so sorgsam und doch linkisch halten sah.

Brown kehrte bald zu seiner früheren Lebensweise und zu seiner mürrischen Art zurück. Er fertigte Goody kurz ab, wenn sie nach der armen todten Mutter fragte, und brummte zwischen den Zähnen, er habe das nur gethan, weil eben kein anderer Ausweg geblieben; sie brauche deßhalb kein solches Aufhebens zu machen. Aber Goody bemerkte wohl, daß er öfters nach der Ecke schielte, wohin sie die kleine Waise gebettet hatte.

„Brown", sagte sie eines Abends mit leiser Stimme, „weißt Du, daß die Kleine ein Baum-Eichhorn ist?" „Haselstöcke" — Jedermann weiß, daß dies Wort dasselbe wie „Pappenstiel" bedeutet — „Haselstöcke, Goody," rief Brown ganz aufgebracht, „sprich mir nicht von solchem Unsinn, wie: Baum-Eichhorn, ich bin es müde davon zu hören."

„Nicht so, Brown," sagte Goody mit sanfter Stimme, „ich dachte nur, Du mußt es wissen wegen Cora's Erziehung."

„Sie wird wie ein einfaches Boden-Eichhorn erzogen, das versteht sich von selbst", sagte Brown. „Nur nichts Vornehmes! Wir sehen davon genug bei Madam und ihren Kindern dort oben, die sich über alle andern erheben."

„Sie stehen allerdings höher als wir, wie Du weißt", sagte Goody und blickte zum Wipfel hinauf.

„Das lasse ich nicht gelten", fiel Brown ein, „es ist viel hübscher, ein Boden-Eichhorn zu sein. Die Wohnung hier unten war immer für mich und meine Familie gut genug, und wenn die kleine Cora mir gehören soll, dann muß sie so leben wie ich. Ich werde sie in allem Nützlichen gründlich unterrichten, gründlich, verstehst Du, Goody?"

„Aber die hohen Zweige", warf Goody ängstlich ein.

„Ich sage Dir ja, ich will nicht, daß sie mit den höhern Zweigen etwas zu thun habe," unterbrach sie Brown. „Glaubst Du nicht, ich könnte den Baum erklimmen, wenn ich nur wollte?"

„O gewiß könntest Du das. Aber mir ist es unbehaglich, wenn ich so hoch hinaufkomme. Ich fühle mich nicht an meinem Platz und werde ängstlich, zwischen den steifen Zweigen einen Fehltritt zu machen, oder den Kopf zu verlieren. Es erfaßt mich ein Schwindel, wenn ich so auf alles Andere herabsehe."

„O", sagte Brown, „das ist mir ganz einerlei, wo ich bin, oben oder unten, das eine ist so viel wie das andere. Alles was ich wünsche, ist, daß dieser meiner kleinen Cora der Kopf nicht verdreht werden darf, sie soll keinen Schwindel bekommen wie die leichtfertigen jungen Dinger von Madam."

So wurde denn Cora zum Boden-Eichhorn erzogen.

Browns Abenteuer war auf den benachbarten Bäumen Tagesgespräch. Jeder machte Goody gleich einen Besuch, und Jeder kam mit der Nachricht nach Hause, daß Brown in der böseſten Laune sei und man das arme kleine Ding aufrichtig beklage, in solche Pfoten gefallen zu sein.

„Ach", sagte die Ahne und schüttelte bedenklich den Kopf, „ich wünschte wohl, daß die Sache ein gutes Ende nehme. Aber ich bin der Meinung, es sei kein vernünftiges Unternehmen. Mein Gutachten wurde nicht eingeholt, und so schweige ich lieber still. Wie ich noch jung war" — und sie brauste fast auf bei der Erinnerung — „pflegten junge Leute die ältern um Rath zu fragen, ehe sie einen wichtigen Schritt unternahmen. Alle diese Dinge sind aber jetzt aus der Mode gekommen."

„Ja wohl", bemerkte Mag, „wenn auch Goody nicht mehr so jung ist. Sie hat hinreichende Erfahrung und ist alt genug, um derlei Dinge zu verstehen. Ich habe manches in meiner Familie mit angenommenen Kindern erlebt. Meine arme Mutter zog einen Kuckuck aus übel angewandter Güte mit ihren Kindern auf. Was sie von der Undankbarkeit und der Härte dieses bösen Vogels zu leiden hatte, würde mir Niemand glauben, wenn ich es erzählte."

„Was wurde aus ihm?" fragte Konrad.

„Er nahm ein schlechtes Ende, dessen bin ich sicher, denn er ging zuletzt nach Afrika. Was er dort gethan, konnte ich nie erfahren, aber das Gerücht verbreitete sich, er sei von wilden Thieren gefressen worden."

„So glaube ich", sagte die Ahne, „es geschah ihm ganz recht. Aber nun sollte sich Brown bemühen, Erkundigungen nach der Familie der kleinen Waise einzuziehen. Wer kann wissen, ob sie nicht einen Vater hat, der sie ihm gleich aus den Pfoten nehmen würde."

„Brown wünscht sich nicht von ihr zu trennen", sagte Konrad mürrisch, „und sie ist auch ein allerliebstes kleines Ding, viel hübscher als Hermine?"

„O viel hübscher", sagte Hermine rasch.

„Meine Lieben! kleine Eichhörnchen muß man sehen und nicht von ihnen hören", sagte Großmütterchen. „Ihr versteht nichts davon. Browns Höhle ist nach meiner Meinung kein passender Ort für ein junges Baum-Eichhorn, das sagte ich gleich Anfangs. Du erinnerst dich wohl noch dessen, mein guter Rufus?"

„Ich sage nur", antwortete Rufus, während er nachlässig seine Nüsse knackte, „daß ich froh bin, Brown hat das Kind zu versorgen, und nicht ich. Die Sache ist für mich nicht mehr als eine taube Nuß."

Indessen fühlte sich Cora, an welcher die ganze Nachbarschaft so warmen Antheil nahm, sehr glücklich bei Brown und Goody. Ihr schroffer alter Papa, wie sie ihn nennen mußte, liebte sie zärtlich und ließ ihr alles, ausgenommen das Klettern auf die Bäume, angehen.

„Es ist da unten viel hübscher, sagt Papa", so erzählte sie Konrad und Herminen, „er findet es so närrisch, da hinauf zu klettern, wenn man sich zwischen den Wurzeln behaglich fühlt, und ich denke wie er."

Konrad und Hermine konnten das aber gar nicht verstehen. Was wäre das Leben ohne das fröhliche Klettern und Springen im obern Gezweig? Kann es einen größeren Genuß geben, als da oben sitzen und sich vom Wind auf dem Ast schaukeln lassen, oder mit einem lustigen Satz auf einen andern Baum hüpfen und zwischen den verschlungenen Zweigen auf und ab huschen?

Hermine wurde von Tag zu Tag wilder und ausgelassener. Wo immer Konrad hineilte, sie mußte ihm folgen. Selbst Cora, die von beiden geliebte Freundin, vermochte sie kaum für wenige Minuten unten zu fesseln. Der Sonnenschein, die tanzenden Blätter, die singenden Vögel, der Sommerwind schienen sie mit tausend Stimmen zu locken und zu rufen.

Das waren die glücklichen Tage des Mittsommers, im goldigen Herzen des Jahres.

Eines Abends beschlossen Konrad und Hermine zwei entfernte Verwandte zu besuchen, Adolph den Siebenschläfer und seine Frau Dorothea. Dieses würdige Paar lebte in einer gar reizenden Höhle, gewöhnlich die Schlafhöhle genannt. Sie war in einem sonnigen Ufergebüsch zwischen den Wurzeln einer gewaltigen Eiche gebaut, welche mit ihren Zweigen den Strom überschattete. Ruhig murmelte das Wasser da unten, das Sonnenlicht fiel darauf durch dichtes Laubwerk gemildert. Es war ebenso angenehm als einladend zum Schlummer. Adolphs Nest hatte eben die richtige Größe,

nicht gar zu sehr ausgedehnt, sechs Zoll lang, drei Zoll breit, so rund wie der Vollmond, warm und sorgfältig ausgefüttert.

Man sagt, der Siebenschläfer sei eine sehr angenehme Gesellschaft, wenn man so glücklich ist, ihn wachend zu treffen.

Aber man konnte oft vergeblich an dem Neste klopfen, ehe man eingelassen wurde, denn der Sinnspruch von Adolphs Familie lautete seit grauen Zeiten: „Die Ruhe ist süßer als die Arbeit."

Zu dieser Zeit des Jahres mußte er sich aber wach erhalten und ein wenig seine Geschäfte besorgen, um die er sich den ganzen Winter nicht bekümmerte.

„Ich bin ein Hellseher und kann mich mit solchen Dingen nicht abgeben", sagte er prahlend. Adolph fühlte sich stolz, nicht den geschäftigen Mäusen anzugehören. Trotzdem behaupteten die Leute, seine Vorrathskammer sei beim Herannahen des Frühjahrs wohl angefüllt.

Konrad und Hermine trafen es diesen Abend gut. Der Siebenschläfer war wach und zum Plaudern aufgelegt. Indem Adolph die aus Pfeilgras geflochtenen Vorhänge am Eingange seines Nestes zurückschob, erschien er in der Thür und bewillkommte sie; seine Frau Dorothea konnte nicht erscheinen; sie war nur als dunkle pelzige Kugel sichtbar, hielt eben ihren Mittagsschlaf, zwischen Ahorn und Haselnußblätter gebettet, und durfte unter keiner Bedingung gestört werden.

„Ich bin ein Hellseher", wiederholte Adolph öfters im Laufe des Gesprächs, „ich bringe mein halbes Leben im Traumlande zu."

„Wo ist das Traumland?" fragte Hermine.

„Ach!" sagte der Siebenschläfer und faltete nachdenklich seine Vorderpfoten über seiner weißen Brust, „wer kann es erklären? Du hast unbewußt eine noch immer offene Frage gestellt. Kannst Du mir sagen, wohin sich die Lerche verliert, wenn sie in die Wolken aufsteigt?"

„Nein", sagte Hermine.

„Kannst Du mir sagen, was aus dem Thau wird, wenn ihn die Sonne in Nebel verwandelt?"

Hermine mußte bekennen, daß sie es nicht wisse.

Das Murmelthier schloß halb die Augen.

„Weißt Du, wo der Wind hinkommt, wenn er durch die Wälder streicht?"

„Weißt Du es?" fragte Konrad.

„Sie alle gehen in's Traumland", sagte Adolph, „dort begegne ich ihnen wieder. Wo es aber ist, das kann ich Euch nicht sagen.

„Was gibt es denn alles im Traumland?" frug Hermine.

„Viele schöne Bilder und Töne, Sonnenschein, Blumen und Sterne; den silbernen Morgennebel, glänzende Thautropfen, die Musik der Sommerwinde, das Rauschen des fließenden Wassers, liebe Erinnerungen, Hoffnungen, die nie zur Wahrheit werden, gütige, hier unten ungesprochene Worte, — alles das finden wir im Traumland."

Das ging über Konrads Verstand. „Wie gelangst Du denn dahin?" war seine Frage.

„Davon weiß ich nichts zu sagen", antwortete das Murmelthier. „Wenn der Frost und der Schnee kommen — es macht mich schläfrig daran

zu denken — dann rolle ich mich in eine Kugel zusammen und gehe in's Traumland. Das ist Alles was ich weiß."

„Und wann kommst Du zurück?"

„O wenn der Frühlingswind die schlafenden Blumen erweckt, dann hat er den Auftrag, auch mich zu wecken, das ist nicht schwer." Und Adolph rieb sich die Augen mit der Vorderpfote.

„Ich möchte wohl gern in's Traumland gehen", sagte Hermine, „wenn mich Konrad begleiten wollte."

Der Siebenschläfer schnarchte — ich wollte sagen: er seufzte.

„Eines Abends", begann Konrad nachdenklich, „schien es mir, als sei der Boden mit Kastanien bedeckt, doch ich konnte mich nicht bewegen, um eine zu erhaschen, und da kam ein Fasan und verzehrte sie alle vor meinen Augen. Kann ich da wohl im Traumland gewesen sein?"

„O Konrad! Die Mutter sagte, es war der Alp. Wir hatten damals unreife Kastanien zum Nachtessen."

„Was denkst Du davon?" frug Konrad und wandte sich gegen den Siebenschläfer.

Seine Augen waren geschlossen. Er näherte sich der Kugelform.

„Ist er im Traumland?" lispelte Hermine.

„Ich weiß es nicht. Sollen wir ihn wecken?"

„Ich fürchte, er wird ärgerlich. Laß uns warten."

Und sie warteten — bis endlich, als der Siebenschläfer nicht erwachte, sie sich mit einer Feldmaus beriethen, und diese war der Meinung, sie sollten Adolph schlafen lassen. „Die Leute lieben es nicht immer, wenn man sie aus dem Traumland zurückführt."

Ich glaube, die Feldmaus hatte Recht.

Die Sonne ging im Walde unter, und zwischen den Bäumen und durch die Blätter drängten sich die letzten purpurfarbenen Strahlen. Der Fluß war glänzend beleuchtet, die Eichen- und Buchenstämme flammten in grellem Schein der Abendsonne. Die Baumspitzen standen schon im sanften Schatten, die Glut verbreitete sich erdwärts. Die schrägen Strahlen vergoldeten das wogende Gras und küßten Blume um Blume, ehe sie ihre Kelche schlossen. Sie berührten noch die Flügel einer verspäteten Libelle, und ermahnten sie sanft, heimwärts zu fliegen. Nun sinkt die Sonne tiefer, langsam und majestätisch. Sie ist dahin.

Konrad betrachtete Alles. Konnte das Traumland schöner als dieser Anblick sein?

Weißt Du denn, glückliches kleines Geschöpf Gottes, daß der gewaltige Schöpfer der Welt und der Sonne, des Waldes und des Flusses Dein kleines Herz so vor Freude erzittern macht? Wir vermögen es nicht zu sagen. Aber wir kennen Ihn. Wir wissen wie verschwenderisch Er Schönheit und Glanz über den Wald verbreitet. Und wir beugen uns vor Ihm, und wir beten Ihn an.

III. Kapitel.

Zum Nußbaumwipfel steigt hinan
Frostkönig und schwingt den Stab,
Rührt leise die grünen Schalen an,
Da fallen die Kerne herab.

Das Eichhorn trägt zu Nest geschwind
Die Winterkost herbei,
Von rothen Aepfeln träumt das Kind
Und Früchten mancherlei.

E. Wetherell.

„Habe Acht auf jene Zweige, ich bitte Dich!“

„Ambros, willst Du wohl so gut sein und einen Augenblick warten. Ich komme, so schnell ich kann.“

„Du brauchst lange dazu, ich muß es gestehen, ich hoffe, die Zweige sollen haltbar werden, wenn sie erst ausgewachsen sind.“

Ambros dämpfte nun seine Stimme und sprach weiter zu seinem Vater, der jetzt neben ihm saß. „Und so kam es, daß ich meine ganze Aufmerksamkeit der Baukunst zuwandte, wie Du weißt; und ich meine wohl, Du wirst über die Verbesserung Deines Winternestes erstaunt sein, wenn Du mir die Sorge dafür überlässest.“

„Was das betrifft“, antwortete der Vater, „so ist es ein ganz bequemes Nest. Es bedarf wohl einiger Ausbesserungen, ehe wir es für den Winter beziehen, aber mehr ist auch nicht nöthig.“

„Es hat eine günstige Lage, das muß ich zugestehen“, bemerkte Ambros, als er einen Schritt zurücktrat und das Nest von seitwärts betrachtete, „es sieht gut aus, ist vor dem Winde geschützt, richtig gestellt, durch den Baumstamm gedeckt und sitzt auf zwei gabelförmigen Aesten, welche fest am Stamme haften. Ich kann gegen die Lage gar nichts einwenden.“

„Das glaube ich wohl“, meinte der Vater, „und es wäre sonderbar, wenn Du es thätest.“

„Ich hätte es vielleicht um einen Ast tiefer gebaut, nur um einen Ast“, sagte Ambros, „um einen bessern Blick durch die Zweige zu gewinnen. Doch wäre ich nicht der Meinung, das alte Nest einzureißen und es an einer andern Stelle aufzubauen, wenn ich alle Umstände in Erwägung ziehe.“

„Du bist wohl nicht klug“, rief Rufus. „Jedes Haar meines Fells steht zu Berge. Das alte Nest einreißen! Seht doch!“

„So meine ich es nicht. Wir müssen unser Augenmerk darauf wenden, die Architectur desselben zu verbessern. Es fällt mir jetzt auf, daß es Licht und Raum bedarf. Ein Flechtwerk von leichten Zweigen und Moos an der Westseite könnte übrigens nicht schaden.“

„Ich will nichts davon hören,“ brummte Rufus. „Leichte Zweige für ein altes solides Familiennest wie dieses. Eine schöne Zusammenstellung! Ja! wenn es ein Sommernest wäre, das nur an einem Aste hängt!“

„O ein Sommernest,“ unterbrach Ambros den Vater und sprach in seiner eigenthümlichen raschen Art, „nichts leichter als das. Alles daran muß luftig und phantastisch aus Gras und Stroh geflochten sein, eine zierliche Bauart mit einem Wort, und das ganze Nest muß im Sommerwind

hin und her schaukeln. Das habe ich Alles in Gedanken vor mir. Wir sprachen aber von dem Winternest. Es fehlt ihm die Regelmäßigkeit in den Umrissen. Das ist nicht zu läugnen."

„Nichts von alledem. Es ist seit mehreren Generationen ein Familiennest. Du wirst doch nicht glauben, es besser zu verstehen als Deine Vorfahren, welche es bauten?"

„Ich glaube eben, sie verstanden es nicht besonders gut; ich habe den Gegenstand reiflich in Betracht gezogen. Ich hielt es nicht unter meiner Würde den Maulwurfshügel, den Kaninchen- und Fuchsbau zu studieren, den letztern natürlich nur dann, wenn sich der Fuchs auswärts befand. Sie sind alle bewunderungswürdige Baumeister, obgleich nicht in unserer Art. — Aber man kann doch viel von ihnen lernen."

„Ich dachte niemals, daß sich einer meiner Söhne mit einem so gemeinen Studium abgeben würde," sagte Rufus. „Maulwurfshaufen und Kaninchenbau! Ich glaube gar, Du würdest den letztern Deiner Mutter gern zur Wohnung anweisen."

„Davon bin ich weit entfernt," antwortete Ambros. „Ich möchte sie so gut wie eine Erntemaus, nur vornehmer bewohnt wissen, entsprechend der hohen Stellung, welche Ihr einnehmt. Bei der findest Du Zierlichkeit und Geschmack; das Nest ist ein vollkommener Cirkel aus nettem zarten Gras und biegsamen Zweigen geflochten; das Ganze hängt an einer Distel."

„An einer Distel? Willst Du mich beleidigen?" rief Rufus im Zorn. „Warte, bis Du im nächsten Frühling mündig wirst, und dann hänge Dein eigenes Nest an eine Distel. Aber nicht eine so gewichtige Familie wie die meine ist! Du bist ein Naseweis." Und Rufus drehte sich wüthend auf seinen Hinterpfoten um und sprang davon.

Es ist Ende October, hohe Zeit, an das Winterquartier zu denken. Viele Wochen sind vorüber und Manches hat sich geändert. Blicke auf die Wälder, sie sind bronzefarb, gelb, braun, orange, scharlachroth und rostbraun gefärbt. Alle diese Tinten hat der glanzgebende Herbst in verschwenderischer Fülle über den Wald gestreut. Seine Herrschaft währt nicht lange; um so festlicher will er sie begehen. Die Blätter müssen sterben, das weiß er, gut! sie sollen im letzten Aufglühen dahinwelken. Niemand darf dem entschwundenen Sommer nachtrauern, wenn er es hindern kann. Seine Schatzkammer enthält reiche Gaben. Er beladet die Bäume mit Nüssen, die Heidelbeerbüsche mit Früchten, er hebt seinen Zauberstab über die Blumen und verwandelt sie in Beeren. An den Heckenrosen sind purpurrothe Hagebutten entsproßen. An dem Weißdorn, der Zaunrübe und dem Geißblatt glänzen die Früchte in lebhaften Farben. Dort steht eine Bergesche wie in Flammen, hier blitzen die weißen Schneebeeren hervor.

Nur die Epheubeeren stehen da wie in Trauer. Die „alte Pflanze" ist kein Hofmann und hält sich nicht an die Mode, wenn alle Blumen welken, dann treibt sie ihre blaßgrünen Blüthen, über denen das Pfauenauge dahinschwebt und wohl gar träumt, daß der Sommer zurückgekehrt sei.

Der Herbst berief nun seinen Hausgeist, den Frostkönig von seiner Sommerferienzeit aus Island, und den Tag nach seiner Ankunft war auch das Gras mit einem silbernen Reif bedeckt.

Die Blumen senkten geduldig die Köpfe, als sie den kalten Schauer in den Adern fühlten, aber die Blätter erglänzten in um so grelleren Farben. Die Ahornbäume wurden roth, die Kastanien dunkelgelb. Die Buche aber, auf der die Eichhörner lebten, verwandelte sich in einen goldigen Palast.

Das ist der geschäftigste Monat im Waldleben, denn es ist die Zeit der Ernte. Den ganzen Tag wird für die Vorrathskammer gearbeitet; Brown ist immerwährend auf den Beinen, Adolph, der Siebenschläfer, hält im Tag nicht mehr als 18 Schlafstunden. Die Eichhörnchen ziehen in ihr Winternest, und Frau Rufus beklagt sich bitter über die Mühe, welche ihr die Ausschmückung des Nestes verursacht, denn jetzt legt sie ein rothes Ahornblatt, dann ein gelbes Haselnußstaudenblatt oder ein Büschel Moos hinein.

Den ganzen Tag geht ein geschäftiges Summen und Plaudern im Walde vor. Der Glanz des Herbstes hat sich in allen Farben entfaltet. Nicht der leiseste Wind durfte nach seinem Befehl durch den Wald wehen, damit ja nicht die schön gefärbten Blätter abgeschüttelt würden. Jetzt kam eine Zeit mit warmen sonnigen Morgen und nebligen Abenden, wo welke und dürre Blätter den Boden bedecken und der Fall einer Eichel deutlich durch die tiefe Stille vernommen wird.

„Es ist ungewöhnlich warm," sagten die Wetterkundigen, „es wird bald eine Veränderung eintreten."

Sie hatten sich alle für den Winter vorbereitet, und nun wurden sie fast unwillig, daß er so lange auf sich warten ließ. Habt nur wenige Tage Geduld!

Eines Abends sammelten sich schwere Wolken um die untergehende Sonne, und der Westen erglühte in Scharlachroth und Dunkelviolett.

Den nächsten Tag schien sie durch einen Nebelschleier.

„Es würde mich nicht wundern, wenn der Regen Browns aufgehäufte Vorräthe durchnäßte," sagte Rufus mit einem unterdrückten Lachen; „er hat sie noch nicht ganz sicher unter die Wurzeln versteckt."

„Ich hoffe der Regen kommt nicht früher, als Du Deine Ernte eingeheimst hast," sagte seine Frau.

„O die ist gut geschützt. Ich habe sie in verschiedene Löcher weit von dem feuchten Boden verborgen. Der Regen kann uns nichts anhaben, wohl aber dem armen Brown."

Rufus lachte wieder in sich hinein, denn da er sich sicherer als alle andern hielt, war er in bester Laune.

„Hochmuth kommt vor dem Fall," murmelte Brown vor sich hin.

Da brach das Unwetter los.

Es kam plötzlich in der Abenddämmerung. Erst jagte der Wind die Blätter im wilden Tanze dahin, dann wurde es still, jetzt flammte der Blitz, und gleich darf ertönte das laute Rollen des Donners, daß die Bäume im Walde erbebten.

Wieder kam eine Pause. Athemlos lauschte jeder, was nun kommen würde. Die Eichhörner hielten sich alle ruhig in den Nestern; keines wagte ein Wort.

Nur Hermine wisperte: „Wie dunkel es ist!"

„Ich hoffe, Cora ist in Sicherheit, glaubst Du?" lispelte Konrad dagegen.

„Still, Kinder, still! Schließt die Augen. Da kommt es wieder.“

Ein blendender, zündender Blitzstrahl! Bäume, Gräser, der Himmel, Alles erschien für einen Augenblick im blauen Lichte; dann tiefe Dunkelheit, und der Donnerschlag schien ganz nahe.

Nun prasselte der Hagel nieder, wie ein verheerender Sturm, die Körner zischten, als sie niederfielen, dann kam der plätschernde Regen.

„Höre, wie es strömt,“ sagten die Kleinen! „O sieh nur den Blitz durch den Regen!“

Ja, und horche auf die vielen Schläge, welche das Echo zurückwirft. Die armen Eichhörner sehen nicht in der Dunkelheit wie die Wetterwolken in einem fortwährenden wilden Kampfe und gerade über ihren Köpfen dahin rollen.

Niemand konnte sagen wie es geschah; Niemand erinnerte sich später daran. Wie ein glühender Pfeil schoß der Blitz hernieder, ein Schlag, dann folgte das Krachen des Holzes, das schwindelnde Gefühl, von der Höhe herab zu fallen, tief hinab in einen unbekannten Abgrund.

Der Blitz hatte in die Buche eingeschlagen.

Als Konrad wieder zu sich kam, da schienen die hellen Sterne durch das zerrissene Gewölk. Der Sturm hatte das Schlimmste vollbracht und zog sich nun langsam nach dem Osten.

Konrad lag auf dem Boden zwischen den Trümmern des Baumes. Ueber sich sah er den zersplitterten Stamm, der sich weiß und gespensterartig in dem matten Lichte abhob. Er starrte ihn an, ohne sich den ganzen Vorgang erklären zu können, oder sich besonders darum zu bekümmern, denn der Fall hatte ihn betäubt. In wenigen Minuten aber hörte er eilige Fußtritte neben sich, die abgebrochenen Zweige wurden bei Seite gebogen, und Hermine warf sich athemlos mit namenlosem Entzücken auf den Boden neben ihn.

„Konrad, Konrad!“ stotterte sie noch ganz erschöpft, wir konnten Dich nicht finden. Nun ist alles gut und nichts ist verloren. Was liegt an dem Baum! O Bruder! ich bin so glücklich!“

„Was ist denn geschehen?“ fragte Konrad, der sich taumelnd erhob und sich auf die Hinterpfoten setzte, „wo ist denn das Nest?“

„Der Blitz hat in den Baum geschlagen. O Konrad! sieht er nicht recht seltsam aus?“

„Ist die Mutter und alle in Sicherheit?“

„Nein, nicht alle“, sagte Hermine mit ernster Miene. „Die arme Ahne! Wir fanden sie unter den Trümmern ihrer Höhle, und — Konrad! es wird Dich recht betrüben — sie war todt.“

„Ganz todt?“ wiederholte Konrad, noch halb im Traum.

„Ja.“

„Der Vater sagt, wir sind Bettler,“ sagte Hermine nach einer Pause; „aber ich sorge mich deßhalb nicht, da ich Dich wohlbehalten gefunden. Ich muß es gleich der Mutter erzählen.“

Sie sprach wahr. Rufus und seine Familie waren Bettler. Die Ahne wurde durch denselben Blitzstrahl getödtet, der das alte Familiennest vernichtet.

Die Trümmer des Sommernestes waren weit und breit zwischen den gebrochenen Zweigen und den versengten Holzspähnen verstreut. Die Morgensonne beleuchtete ein Bild der Zerstörung. Die trockenen, wohl versorgten Wintervorräthe, mit denen Rufus so geprahlt, wo waren sie nur? Alle dahin.

„Ja, in der That, es ist doch eine schöne Sache, ein Baum-Eichhorn zu sein," sagte Brown höhnisch, als er durch die Ruinen in der trostlosen Morgendämmerung streifte.

Der arme, müde, heimatlose und vernichtete Rufus antwortete nicht. Der Sturm, welcher seine ganze Habe zerstörte, hatte Brown keinen Schaden zugefügt, denn der untere Theil des Baumes war unversehrt geblieben. Die furchtsame Goody Brown hatte sich gleich bei Beginn des Unwetters mit Cora in die tiefen Gänge unter den Wurzeln zurückgezogen. Dort lauschte sie zitternd auf die immer wiederkehrenden Donnerschläge, den Regen und endlich auf das Krachen des zersplitterten Baumes; während dem schlief die kleine Cora ruhig an ihrer Seite. Erst am Morgen erfuhr Goody den Tod der Ahne und die Vernichtung aller Vorräthe, die im Besitz ihrer hochmüthigen Nachbarn gewesen.

Schnell stopfte sie ihre Backentaschen voll Haselnüsse und eilte ihnen beizustehen. Browns schadenfrohe Worte hatten sie verletzt. „Still, still," sagte sie, „sie sind jetzt im Unglück. Mein Herz blutet, wenn ich an Madam und ihre Kinder denke, die an jede Bequemlichkeit gewöhnt waren."

Die Baum-Eichhörner befanden sich in der That in großer Bedrängniß. Sie hatten sich auf eine bescheidene kleine nahestehende Birke geflüchtet, ein unsicherer, zarter Baum, jedem Windstoß ausgesetzt und beinahe ganz von Blättern entblößt. Ihre weiße Rinde und ihre dünnen Zweige sahen an dem düstern Morgen recht traurig aus. Goody fröstelte, als sie sich anschickte den schlüpfrigen Stamm zu erklettern, von dem lange weiße Rindenstreifen herabhingen.

Sie fand die Mutter und die Kinder neben einander kauernd, ihr Schwanz war von dem Regen ganz zerzaust, ihr Gesicht durch den Schreck und die schlaflose Nacht ganz verstört. Goody schämte sich fast ihres trockenen Pelzes und guten Aussehens.

Sie hatte sich nie gegen Frau Rufus, als diese noch in ihrem stolzen Neste thronte, so achtungsvoll benommen, als jetzt. Goody kroch beinahe an dem Zweig dahin und entschuldigte sich, daß sie es wage, einige Lambertsnüsse für das Frühstück der guten Kinder zu bringen. „Und welche Nacht war die vergangene."

„Ihr seid ein gutes, freundliches Geschöpf", meinte Frau Rufus und hielt still eine Nuß in den Vorderpfoten, um sie zwischen die Zähne zu schieben, „wir haben wirklich seit gestern Abend nichts über die Lippen gebracht. Es ist ein harter Schlag. Alle unsere großen Pläne für der Kinder Zukunft mit einem Mal vernichtet."

Konrad flog von einem höheren Zweig herab, Hermine folgte ihm wie gewöhnlich. „Hat die liebe alte Goody uns etwas zu essen gebracht? Gutes altes Ding! Mutter, sei fröhlich; es ist so hübsch ein neues Nest zu bauen. Ambros sucht bereits eine passende Stelle."

Seine Mutter schüttelte seufzend den Kopf.

„Wir werden nicht lange in dem häßlichen Loch bleiben", warf Konrad ein. „Sage mir Goody? Hat Cora unser altes Nest gesehen? Komm mit mir, Hermine, wir wollen ihr die Trümmer zeigen." Und fort waren sie.

„Sie sind zu jung, um das zu verstehen," sagte Frau Rufus. „Es ist jetzt zu spät in der Jahreszeit, um neue Vorräthe anzulegen. Ich sehe die bitterste Hungersnoth vor mir."

Der Wind blies scharf und ließ durch den Wald ein melancholisches Aechzen ertönen. Die Blätter fielen in Massen herab, und zuweilen sandten die fliegenden Wolken einen schweren, kurzen Regenschauer zur Erde.

Arme Frau Rufus! Gewöhnt an Ueberfluß und Behaglichkeit! Goody konnte es gar nicht verwinden, sie heimatlos zu sehen. Selbst Brown war strenger in Worten als in Thaten. Er bot guten Rath und augenblickliche Unterkunft in einer seiner leeren Höhlen, und belud die kleine Cora mit Nüssen und Früchten für Konrad und Hermine.

Rufus aber war ein stolzes Eichhorn. Er konnte Browns Schadenfreude nicht verschmerzen oder sich so weit herablassen und eine Gabe aus seinen Pfoten annehmen. Er und seine Söhne hatten bereits einen Zufluchtsort in einem großen absterbenden Eichbaum gefunden, der einst von einem Baumhacker bewohnt wurde. Es war ein zugiges, unbehagliches Loch ohne die geringste Ausschmückung. „Bettler dürfen nicht wählerisch sein," sagte Rufus mit bitterm Ton, „und besser ist es feuchtes, als gar kein Moos zu haben."

Der Baum war alt und zerklüftet, darüber konnte kein Zweifel entstehen. Das Wasser hatte schon längst in der Mitte des Stammes durchgesickert, und zerstörte langsam das Herz der Eiche. Ein großer Holzschwamm breitete sich am Eingang der Höhlung aus. Dennoch trug der alte Baum den Charakter einstiger Größe an sich, welche im Einklang mit dem dahingeschwundenen Glanz von Rufus' Familie stand.

Sie hatten einen schweren Kampf zu bestehen, da nun der Winter nahe rückte. Das rothbraune Fell Rufus' bekam einen leisen Anflug von Grau, eine sehr seltene Erscheinung bei englischen Eichhörnchen, und es bewies nur wie viel der Arme durchgemacht hatte.

Sie wußten sich kaum das tägliche Brod zu verschaffen. Von dem Einsammeln eines neuen Vorrathes konnte natürlich nicht die Rede sein; alle Nüsse waren ja bereits eingeheimst worden. Und um das Maß des Unglückes voll zu machen, wurde eine Heerde Schweine durch den Wald getrieben, welche mit den Resten von Eicheln und Bucheckern bald fertig wurde.

In diesem kritischen Augenblick vollzog sich zwischen Brown und Rufus eine Annäherung. Alle persönlichen Beleidigungen und Anspielungen auf hohe oder niedrige Geburt waren in Gegenwart des gemeinschaftlichen Feindes vergessen. Sie fühlten, daß sie Eichhorn-Kameraden wären, und beklagten zusammen die Verwüstung durch die Fremden.

Doch es gab keine Hilfe. Widerstand wäre eben so tollkühn als unnütz gewesen. Der Feind war der Stärkere, und „Macht geht vor Recht." das erfuhren die Eichhörner sehr zu ihrem Nachtheil. Die Plünderer schleppten alles mit sich und ließen nichts als trostlose Leere zurück.

Es hätte noch schlimmer ausfallen können, so äußerten sich einige, die immer die Lichtseite der Dinge in's Auge fassen, es hätte noch schlimmer ausfallen können, denn die Feinde waren gierig aber nicht blutdürstig. Sie schonten das Leben, Plündern war ihr Hauptzweck. Hatten sie einmal im Walde aufgeräumt, dann zogen sie sich zurück und ließen die Bewohner in Ruhe. In der That, die Sache war nicht so schlimm, als sie aussah.

Solche Reden führten aber hauptsächlich solche Eichhörner, deren Vorräthe außer dem Bereich der grunzenden Rotte lagen. Rufus hätte sich ihnen früher auch in diesem Ausspruch anschließen können, aber er brummte jetzt nur im Stillen.

Browns Aufregung stieg beim Herannahen des Feindes auf den höchsten Grad. Kein Schimpfname war so schlecht, daß er ihn nicht den Schweinen hinschleuderte; entsetzliche Ungeheuer, gierige Schurken, unersättliche Räuber waren sie alle, die ihm seine theuern Schätze zu rauben drohten.

Nun war es aber ein besonderes Glück — Browns Glück, sagten die Nachbarn — daß die Schweine zwar grunzend und schnüffelnd herankamen, auch Alles um die Buche herum abfraßen, aber auch bald von dannen trabten. Brown hörte ihre verhallenden Tritte aus seinem Verstecke in einem benachbarten Busch. Sie gingen vorüber. Das Trampeln und Grunzen wurde immer schwächer. Das schien fast zu günstig, um wahr zu sein. Sie kehrten wahrscheinlich um. So war es in der That. Da kamen sie wieder heran. Nein, es waren bloß wenige Nachzügler, die sich beeilten, die Heerde einzuholen, und sich ängstigten, die letzten beim Feste zu sein. Ein kurzes Grunzen ließ sich hören, dann kam eine Todtenstille. Sie waren fort.

Später sprach Brown von der Furcht, die alle Waldbewohner ergriffen, fast im verächtlichen Tone. Die Schweine, sagte er, wären keineswegs so schlimm als sie aussehen. Sie hätten doch trotz allem, was man sagte, einige gute Eigenschaften; und was ihre Plünderungssucht betrifft, so ist da Manches übertrieben worden. Er wäre wohl in der Lage, ein Urtheil abzugeben.

IV. Kapitel.

„Mit faltiger Stirn und frost'gem Gesicht,
Wo ist Deine Heimatflur?"

„„In Lapplands Wald, den der Schneesturm bricht,
Wo des flüchtigen Rennthiers Spur,
Unter Föhren, die düster ragen empor,
Wo Wachholder so niedrig wie Buchs!
Da schleichen durch einsamer Felsen Thor
Der Wolf und der arktische Fuchs.
Wenn die Sonne versinkt, dann leuchtet wie Blut
Halbjährig des Nordlichts grelle Glut.

Es war an einem der letzten Tage im December, welche Zeit im Walde Mittwinter heißt. Draußen in unserer Welt nennen wir sie Weihnacht.

Es war bitterkalt, doch sonnig und klar. Es glitzerte und leuchtete in der durchsichtigen blauen Luft. Der Schnee war wie mit glänzenden Funken bedeckt. Gefrorene Thautropfen blitzten gleich Diamanten auf den Aesten. Selbst die herabgefallenen Blätter schienen silbern gestreift.

Zur Winterszeit bietet der Wald einen herrlichen Anblick, und zwar doppelt schön, wenn man ihn noch nie in dem Schmucke gesehen, wie es bei Konrad und Herminen der Fall war. Er erschien ihnen herrlich und wunderbar und hatte das Ansehen einer fleckenlosen, vom Himmel herabgefallenen Welt.

Konrad und Hermine wurden nicht müde im Schnee zu spielen. Sie steckten ihre kleinen Pfoten tief hinein und es gefiel ihnen, daß er nachgab und eine angenehme Kühlung zurückließ. Sie warfen ihn muthwillig in die Höhe und ließen sich die glänzenden Flocken auf das Fell zurückfallen. Auch ergötzten sie sich, ihn so lange vom Boden wegzuscharren, bis die alte, braune, festgefrorene Mutter Erde unter ihrer weißen Hülle wieder hervorguckte; und wie lustig war es, wenn Konrad an einem Eiszapfen herabfuhr, auf die tieferen Zweige fiel und eine kleine Schneelawine nach sich zog.

Goody aber fürchtete sich über das Eis zu gehen, wenn es unter ihrem schweren doch vorsichtigen Schritt krachte. O die herrliche Winterszeit!

Die Kälte wurde immer empfindlicher. Die glänzende Sonne gab doch keine Wärme, überdies sank sie ja schon um vier Uhr am Horizont hinab, umgeben von einem Glorienschein purpurner Wolken, da mußte man denn auch ohne sie fertig werden, und das war nicht so leicht.

Das sind die langen Abende, an denen die Landleute große Holzblöcke auf den Herd legen, die Vorhänge fest zuziehen, um die Dunkelheit abzusperren, und die Lampe anstecken; da scharrt sich alles zusammen, die glimmenden Kohlen werden geschürt und flammen heller auf. Von den Kirchthürmen läuten die Glocken zur Christmette, die Kleinen drängen sich beim Kaminfeuer zusammen und lauschen auf die Erzählungen von dem wunderbaren Leben des Christkindes, dessen Geburtstag man feiert. Der Weihnachtsbaum wird im Saale angezündet. Ein Licht nach dem andern erscheint und blitzt durch die dunkelgrünen Zweige. Zwischen dem Gold- und Silberschmuck des Baumes erhebt sich noch ein schöner Stern; beladen mit vielfachen Schätzen, verwandelt in eine prächtige Laube fühlt sich die Fichte ganz stolz und wundert sich selbst über ihre blendende Schönheit.

Die armen Eichhörner draußen im Walde wissen nichts von unserer Weihnachtsfreude, sie drängen sich in den Nestern dicht aneinander und erzählen sich Geschichten auf ihre Weise.

An Christbäumen fehlt es ihnen nicht, aber sie werden nur von den Mondstrahlen beleuchtet. Sie sind mit Eiskrystallen bedeckt, und die kleinen Eiszapfen, die daran hängen, erglänzen in der hellen Morgensonne wie die schönsten Juwelen.

Heute ist ein Fremder bei Rufus; Brown und Goody sind mit der kleinen Cora zum Besuch hinauf gekommen, um ihn zu begrüßen.

Hermine war ihm vor wenig Tagen im Walde begegnet, als sie Konrads Spur, seine leichten Fußtritte auf dem Schnee zu verfolgen suchte.

Da hörte sie plötzlich Schritte in einer gewissen Entfernung und deutliche Sprünge in den Bäumen über ihrem Kopfe. Im nächsten Augenblick war sie durch den herabfallenden Schnee halb begraben. Da war er ja! und sie kletterte rasch den Baum hinan, um ihm zu begegnen.

Es war nicht Konrad. Die Gestalt, welche an sie herankam, schien im Zwielicht fast gigantisch, ein großes gespenstisches Eichhorn, grau und unheimlich.

Hermine stieß einen Angstschrei aus und blickte vor sich hin, jeder Bewegung unfähig, festgebannt durch den Schreck. Der Fremde aber näherte sich ihr und sagte in freundlichen, wohlklingenden Ton: „Fürchte Dich nicht vor mir. Glaube ja nicht, daß ich Dir ein Leid anthun will, Du wunderbares, kleines, rothes Eichhorn!“

„Wer bist Du?“ fragte Hermine noch immer ängstlich, und zog sich einen Schritt zurück.

„Ein Fremder hier zu Land“, antwortete er so traurig, daß Herminens Herz gerührt wurde; „ein eben entkommener Gefangener.“

„Ein Gefangener?“ rief Hermine, „und wer hat Dich eingesperrt?“

„Die grausamen Menschen. Monate sind vergangen, seit sich die Thüren meines engen Käfigs geschlossen; gestern versuchte ich zu entkommen. Ich fürchte verfolgt zu werden; aber sie sollen mich nicht lebend fangen!“

„Sie werden Dich hier nicht finden“, sagte Hermine, „Du bist willkommen.“

Als sie jetzt Konrad erblickte, der eben angesprungen kam, rief sie ihm zu: „Konrad, ein fremdes, großes, sehr altes Eichhorn ist eben gekommen. Wir wollen es in unsere Wohnung führen.“

„Ich bin nicht alt, meine Kleine“, sagte der Fremde, „obwohl ich recht rauh und seltsam erscheinen mag.“

Als sie nun die Zweige wegbogen und in helleres Licht kamen, da sah Hermine wohl, daß er ganz grau aber nicht alt und viel größer als alle andern Eichhörner sei, die sie bisher gesehen. Er hinkte ermattet durch den Schnee und sein Aussehen zeugte von Erschöpfung und großer Anstrengung.

Hermine machte den Wegweiser, Konrad sprang voraus, um den Eltern den fremden Besuch anzukündigen. Rufus empfing daher den Fremden am Eingang seiner Höhle mit einer herablassenden Herzlichkeit, welche von seiner guten Erziehung Zeugniß gab.

„Wir können Euch nur einen schlechten Willkommen bieten“, sagte er im melancholischen Ton, „aber das Wenige, was uns geblieben, steht Euch zu Diensten, wenn Ihr unsere einfache Höhle mit Eurer Gegenwart beehren wollt. Ihr werdet wohl müde sein? Ich bitte Euch einzutreten und ein paar Nüsse zu knacken, bis das Abendessen bereit ist.“

„Mein Lieber, mein Lieber“, lispelte Frau Rufus und zog ihren Mann am Schwanz, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, „wir haben ja keine einzige Wallnuß vorräthig.“

„Das hat nichts zu sagen, gib uns Eicheln“, sagte Rufus leise und blickte über die Schulter.

„Eicheln“ wiederholte Madam, „Eicheln, wenn Besuch da ist. Das ist mir noch nicht vorgekommen. Du bist sehr leichtsinnig Rufus, daß Du Fremde in Dein Nest einladest, wenn Du weißt, daß ich weder einen Kirschkern noch eine süße Kastanie zum Nachtisch vorräthig habe.“

„Das kann ich nun nicht ändern, Du mußt Dir helfen, so gut Du kannst. Gib uns, was Du hast.“

„Das ist recht leicht gesagt, und wenn Du zufrieden bist, so bin ich es auch. Wenn Du Leute herbringst, damit sie hungern, so steht Dir das frei, aber mir darfst Du keinen Vorwurf machen. Es sieht Deinem Vater so ähnlich", sagte Frau Rufus und wandte sich zu ihrer Tochter Judith, welche eben in der moosigen Ecke einen kurzen Schlummer gehalten hatte, „er würde den Pelz ausziehen und einem Fremden geben, aber er denkt nie an seine Frau und seine Kinder. Nun bringt er gar ein großes kräftiges Geschöpf herein, welches uns ganz arm essen wird. Ich habe wirklich keine Geduld mehr mit ihm!" und dabei hob Madam ihren Schwanz noch höher und brummte in böswilliger, echt weiblicher Weise.

Judith guckte ihrer Mutter über die Schulter, um den unwillkommenen Gast zu betrachten, der noch immer mit Rufus auf der Schwelle stand. „Wir haben ja noch viele Beeren", sagte sie tröstend, „einige schöne Hagebutten und Mehlbeeren, und gewiß gibt uns Goody eine oder zwei Nüsse?"

„Wenn Du etwas aufmerksamer wärest, meine Judith, und nicht den ganzen Winter in Deinem Loch verschlafen wolltest, so wüßtest Du, daß die Browns seit einigen Tagen eingeschneit sind und Niemand bei ihnen aus- und eingehen kann. Aber so geht es immer, Niemand hilft mir, und da muß nun gerade Dein Vater einen so großen Bengel herein bringen, der den Kindern die Eicheln vom Munde wegknabbert. Ich werde ihm aber demnächst meine Meinung sagen."

Es blieb indeß nur bei dem löblichen Vorsatz. Ihr mütterliches Herz wurde beim Anblick des treuherzigen gutmüthigen Gesichtes des grauen Eichhorns einigermaßen erweicht. Ihr steif aufgerichteter Schwanz senkte sich allmälig, der brummende Ton verstummte, und es währte nicht lange, so hatte sie die Sorge wegen der spärlichen Bewirthung und des fehlenden Nachtisches vergessen.

Mangel und Noth waren dem Fremden nicht unbekannt. Und als er ihnen mit sanfter Stimme und in einfacher Weise von dem Gefängniß erzählte, aus dem er soeben entkommen, und von allen Leckerbissen, die man um seinen Käfig gestreut hatte, die er aber mit Verachtung von sich wies und sich nach einer schlechten Eichel sehnte, die er im freien duftigen Walde verzehren könnte, da schmolz die Rinde um Madams Herz. Sie war tief gerührt, drückte heimlich und schweigend eine Lambertsnuß in seine Pfote und würde sicher Goody Brown die Augen ausgekratzt haben, wenn es diese gewagt hätte, dem Fremden in einer ihrer Höhlen eine Wohnung anzubieten. Den ganzen Abend plauderten die rothen Eichhörner untereinander, und das graue hörte zu und wunderte sich.

Die Wirthe und der Gast waren beiderseits über ihre gegenseitigen Mittheilungen nicht wenig erstaunt.

„Heute Nacht kommt ein scharfer Frost", sagte Ambros und schüttelte sich, „es ist kälter geworden."

„O nein", erwiderte Sylvan — die beiden Brüder waren immer verschiedener Meinung — „ich glaube im Gegentheil, es kommt Thauwetter. Ich sah einige Maulwurfshügel über den Schnee ragen, und das ist ein sicheres Zeichen."

„Die Maulwürfe können sich ebenso gut als ihre Vorgesetzten irren“, warf Ambros ein, „ich erinnere mich keiner kältern Nacht als diese ist; findet Ihr nicht?“ und er wandte sich zu dem Fremden.

Das graue Eichhorn öffnete die Augen und antwortete ruhig, „daß es vielleicht Unrecht habe, aber es komme ihm ganz warm vor“.

Draußen aber lag ja der Schnee so tief, daß Browns Höhle nicht zugänglich war, und die Eiszapfen hingen von den Bäumen! Das schien doch seltsam.

Da erwähnte eines der Eichhörnchen des morgigen Sonnenaufganges, worauf das graue Eichhörnchen ganz erstaunt die Frage stellte: „Wird denn die Sonne morgen aufgehen?“

Sie sahen sich alle verwundert an. Hatte das Unglück dem armen Grauchen den Kopf verwirrt? Es hatte aber doch nicht seinen Instinct verloren.

„Geht denn die Sonne in dem Lande, aus welchem Ihr kommt, nicht auf?“ fragte Rufus zögernd.

„O nein“, antwortete das Eichhorn.

Es entstand eine Pause.

„So ist es ganz dunkel in Euerem Vaterlande?“

„Die Sterne scheinen hell“, und dabei blickte der Fremde mit einem Seufzer auf den dunkeln Nachthimmel, „und das Nordlicht steht bei uns in hellen Flammen. Es kommt uns gar nicht dunkel vor.“

Das konnten die rothen Eichhörner gar nicht verstehen. Dieser neue Freund erzählte so seltsam von Schneebergen, Rennthieren und vom Nordlicht, daß alle bis spät in die Nacht da saßen und horchten. Besonders konnte Judith kein Auge von ihm verwenden und streckte sich auf ihre Vorderpfoten hin, um besser zu hören.

Am nächsten Abend, als sich Brown und Goody einen Weg aus ihrer Höhle durch den Schnee gebahnt hatten, wurden sie zu Rufus eingeladen, um von den Wundern dieses weit entlegenen Landes zu hören, — das graue Eichhorn aber gebeten, seine Geschichte wieder vom Anfang an zu erzählen.

Hermine und Cora saßen nebeneinander, blickten sehr verständig in die Welt und bewegten ihre kleinen rothen Köpfe, einmal um zu zeigen, daß sie Alles wohl verstanden hatten, und später als ein Zeichen von Schläfrigkeit. Endlich schliefen sie ein und taumelten eines auf das andere in so unbehaglicher Weise, daß man sie aus dem Kreis der Zuhörer ausscheiden und in eine Ecke verweisen mußte, weßhalb sie sehr wenig von des Fremden Geschichte wußten. Aber die Erwachsenen lauschten mit um so größerer Aufmerksamkeit.

Der Fremde erzählte, wie folgt: „Mein Name ist Olaf. Ich bin ein Lappländer und wurde tief in den Wäldern Norwegens geboren. Dort ist Alles ganz anders als hier. Euer Vaterland mag schöner und milder wie das unsere sein, aber mein Herz sehnt sich nach den Schneebergen und hellblauen Fjords, mein Ohr entbehrt das Aechzen des Windes, wenn er durch die Fichtenwälder braust.“

„Die grauen Eichhörner gehören einer starken und tüchtigen Race an, aber sie werden häufig von Feinden bedroht.“

„Unsere Wälder sind groß und wild, und Gefahr lauert nicht selten darin. Da hört man das Bellen des blauen Fuchses, Wölfe heulen in den sternhellen Nächten, die Spuren des Bären sind im Schnee sichtbar, der Adler verläßt den Horst in den Bergen und schwebt über den Baumwipfeln, um seine Beute zu erspähen.“

„Im Winter sind wir noch mehr von Gefahr umgeben. Aber man gewöhnt sich daran. Unsere Wiege ist der Fichtenbaum, der Nordwind singt uns in den Schlaf und wir träumen, während die Wölfe gespenstig heulen.“

„Die Winterszeit ist demnach eine feierliche, ernste. Die Sonne hat uns verlassen und an ihre Stelle ist das Zwielicht getreten. Die Bäume beugen sich unter ihrer schweren Schneelast. Die Sterne blitzen herab auf die dunkeln stillen Fjorde. Die weiten Schneefelder werfen ein mattes Licht darauf und das Nordlicht glüht und flimmert. Ihr glaubt nicht, wie schön das ist.“

„Meine Ahnen hatten schon während mehrerer Generationen unser Nest bewohnt. Es hat sich vom Vater auf den Sohn vererbt, so lange die Erinnerung der Eichhörnchen reicht. Jahr auf Jahr wurden da die Jungen während des kurzen herrlichen norwegischen Frühlings geboren. Jahr auf Jahr sind sie auf demselben geraden Ast, der sich gegen den Fjord erstreckt, hingekrochen und haben sich unten in dem klaren Wasser gespiegelt. Und Jahr auf Jahr haben sie den Kreislauf der Sonne beobachtet, wie sie im kurzen, nachtlosen Sommer die Erde bescheint.“

„Ich bin der letzte meiner Familie. Seit mehr als einem Jahre habe ich meinen Vater verloren. Wir sahen ihn nicht sterben, aber ich werde den Tag nie vergessen, an dem er uns entrissen wurde und vor unseren Augen in den Wolken entschwand.“

„Es war im Frühjahr. Die Sonne hatte sich über die weithingestreckten Schneeebenen erhoben, und sie begannen rasch zu schmelzen. Lustig murmelten und sprudelten die Flüsse, welche von ihren eisigen Fesseln befreit waren. Die Blumen sprießten überall hervor.“

„Mein Vater hatte sich über die Gränze des Waldes hinausgewagt. Er beachtete nicht einen dunkeln wandernden Fleck am blauen Himmel, der immer näher kam. Nichts ist so rasch als des Adlers Flug.“

„Meine Mutter guckte eben aus ihrem Neste. Sie sah, wie der Adler erdwärts schoß. Das Herz des Nordländers ist stark; sie stieß keinen Schrei aus, da er sich langsam wieder erhob, aber das Blut erstarrte ihr in den Adern, als sie sah, welche Beute er in den gewaltigen Fängen aufwärts trug. Wir bemerkten noch, daß mein Vater verzerrten Angesichts auf uns herniederblickte. Wir beobachteten des Adlers Flug in den Wolken. Unsere Eisberge sind immer in solche gehüllt. Dort verloren wir sie aus den Blicken. Ohne ein Wort zu sprechen, ohne einen Laut auszustoßen, fiel meine Mutter von dem Ast todt zur Erde.“

„Das Nest im Fichtenbaume war verwaist, und die jungen Adler saugten das Blut von ihres Vaters Beute.“

„Ach! solche Begebenheiten sind nicht selten bei uns. Wenigen ist es gegönnt, friedlich in ihrem Neste zu sterben.“

„Ich hatte damals eine schöne junge Gefährtin, die ich warm und innig liebte. Ihr Pelz war weich und silbergrau, wie eine Schneewolke. Ihre Augen glänzten wie die Sterne im Winter und waren dunkler als die Farbe der Fjords. Sie hieß Ristin.“

„Wir waren so glücklich zusammen, daß uns der lange Winter wie ein schöner Traum verging. Die Stürme, die um unser Nest tobten, kümmerten uns wenig. Dennoch war der Winter unruhiger als gewöhnlich vergangen. Eine hungrige wüthende Wolfsheerde kam von den Eisbergen zu uns herab. Manches tapfere Eichhorn erlitt stillschweigend den Tod durch ihre Zähne. Tag und Nacht drohte die Gefahr. Endlich wurde beschlossen, daß beim Eintreten des Frühlings unser Stamm nach dem Süden in weniger gefährliche Gegenden auswandern sollte.“

„Als nun die Sonne ihre Strahlen erwärmend zur Erde sandte, machten wir uns mit Frauen und Kindern auf und verließen den alten Fichtenwald. Wir hatten einen gefährlichen Weg vor uns. Habichte, Füchse, Geier und Adler beunruhigten uns von allen Seiten. Unsere Truppe schmolz allmälig zusammen, als wir unaufhaltsam durch die wärmeren Regionen weiter eilten. Aber ich hatte Ristin an der Seite und das Uebrige kümmerte mich nicht.“

„Endlich kamen wir an das Ufer eines breiten und reißenden Stromes. Weit weg dehnten sich reiche Buchenwaldungen in helles Grün gekleidet; sie schienen wie eine Vision für unsere schneemüden Augen. Nur der Fluß breitete sich zwischen ihnen und uns aus. Wir besannen uns nicht lange. Jedes Eichhorn hatte aus dem Walde ein großes Stück Rinde gebracht, welches statt eines Bootes in das Wasser hinabgelassen wurde.“

„Sobald die Vorbereitungen getroffen und die Steuermänner am Platze waren, setzte sich die Flotte guten Muthes in Bewegung, um die gegenüberliegende Küste zu erreichen. Der Wind fing sich in unseren buschigen Schwänzen und trieb uns lustig dahin. Leichten Herzens hatten wir uns zu der unheilbringenden Fahrt eingeschifft.“

„Die Mitte des Stroms war erreicht, wo das Wasser heftiger strömte. Die schwachen Fahrzeuge schwankten hin und her.“

„Ristin war dicht hinter mir. Mein kleiner Kahn durchschiffte anstandslos die Wellen, und der ihre folgte. Für einige Secunden verlor ich sie aus den Augen, ich erfreute mich an dem Auf- und Abwärtssegeln meines Bootes. Es waren nur wenige Secunden, und doch kam ich zu spät.“

„Ich hörte einen schwachen Schrei hinter mir, ein Untertauchen; der Strom stieß mich unerbittlich vorwärts; ich wandte mich, konnte aber nicht anhalten. Ich sah nur mehr das liebe Köpfchen einen Augenblick über dem Wasser, und die kleine Barke leer den Strom hinabschwimmen. Dann war Alles vorbei.“

„Ich kam allerdings an das Ufer, sonst wäre ich nicht hier, um es Euch zu erzählen; aber ich erinnere mich an nichts, seit dem ich den letzten Ton ihrer Stimme hörte. Wind und Wellen trieben meinen Kahn landwärts, wie? das vermag ich nicht zu sagen. Ristin war mein A l l e s, denn ich liebte sie.“

„Ich kann Euch nur Weniges mehr mittheilen. Die Buchenwälder hatten ein schönes Aussehen, aber es war doch viel besser im Fichtenwald. Ich würde in den undurchdringlichen Tiefen des unbetretenen Schnees niemals in Gefangenschaft gerathen sein."

„Meines Vaters Knochen bleichen im Horste des Adlers. Ristin liegt tief begraben in den Gewässern des Fjord. Ihnen wurde das bessere Loos zu Theil. Lieber hätte ich mich von den Zähnen eines Wolfs im Sternenlicht zerreißen lassen, als hinter den Stäben eines Käfigs mein Leben zu vertrauern. Ich versuchte mich durch Hunger zu tödten, aber den Elenden schont der Tod."

„Sie nahmen mich fort aus meinem Vaterlande. Wir fuhren über die wilde, rollende See. Alles war dunkel wie die Nacht. Erst seit einigen Tagen fiel ein Funke von Hoffnung in mein Herz, und ich faßte wieder Muth."

„Still und stätig, Nacht für Nacht nagte ich an den Stäben meines Käfigs. Es war eine harte Arbeit, allein die Krallen, welche die starken norwegischen Fichten hinauf klettern können, sind stark, und der Zahn schärft sich, wenn er an der Befreiung arbeitet."

„Ich kann Euch nicht beschreiben, wie mich die Freiheit glücklich machte. Möget Ihr niemals dieses Bangen, diese Freude erleben."

„Norwegen ist für mich verloren. Ich werde nie die mächtigen Fichtenwälder und die sternbeleuchteten Fjorde wiedersehen. Sie erscheinen mir nur noch in meinen Träumen. Ich bin bloß ein Fremder im fremden Land. Dennoch will ich nicht klagen, denn ich bin f r e i!"

„Was soll ich Euch noch ferner sagen? Ich kam zu Euch, verfolgt, müde, erschöpft, ein Fremder und ein Verbannter, und Ihr habt mich aufgenommen."

Olaf schwieg eine kurze Zeit, dann wandte er sich zu Judith und sagte: „Warum habe ich doch meine Geschichte erzählt, welche Dich traurig macht?"

Judith schreckte aus ihrer aufhorchenden Stellung in die Höhe, blickte zu Boden und murmelte: „sie wäre nicht traurig, es thue ihr nur s o leid — — —" sie endete den Satz nicht und spielte mit ihrem Schwanze.

„Gott bewahre mich, Cora, mein Kind!" sagte Goody, als sie wieder wohlbehalten in ihrem Neste angelangt war; „welch' ein grauenhaftes Land ist dieses Norwegen!"

„O liebe Goody! Konrad meint, es sei so großartig, und so denke ich auch."

„Großartig! Gott steh' uns bei, meine Liebe, was denkst Du? Was würdest Du sagen, wenn Dein armer Papa von einem Adler in die Lüfte geschleppt, oder ich auf einem schwanken Boot wie eine Wasserratte über den Fluß segeln und ertrinken würde oder gar noch eine schlimmere Gefahr zu bestehen hätte?"

„Das würde mir gar nicht gefallen", sagte Cora.

„Nichts Anderes hättest Du zu erwarten, und es käme auch sicher so. Die ganze Zeit, während der arme Wittwer erzählte, dachte ich mit Dankbarkeit daran, wie gut es sei, hier als ein ruhiges Eichhorn zu leben und zu sterben. Die Lehre habe ich mir diesen Abend zu Herzen genommen."

Das war bei Goody kein seltener Fall. In jeder Begebenheit fand sie Ursache zu Dankbarkeit und Zufriedenheit.

Unglücklicher Weise war Konrad darin ihr Widerspiel. Es ist traurig zu sagen, daß dieses junge Eichhorn immer rastloser und unzufriedener wurde. Schon früher hatten Reisepläne und die Sucht nach Abenteuern seinen kleinen Kopf erfüllt, und die Erzählung des grauen Eichhorns fachte den schlummernden Funken zur hellen Flamme an.

„Hier zu Hause", so sprach er zu sich selbst, „gibt es nichts Neues zu sehen, und während des Winters hatte man auch recht wenig zu essen. Ueberdieß gab es so viele Einwohner in dem Walde, und der Energie eines jungen Eichhorns ist kein Wirkungskreis geboten. Jeder Baum ist das Eigenthum einer seit langer Zeit dort angesiedelten Familie; jedes Haselnußgebüsch steht unter polizeilicher Aufsicht desjenigen, der es entdeckt hat. Ich kann nicht einmal eine Kastanie ausgraben, die nicht schon früher von einem anderen Sammler sorgfältig verborgen wurde; und einige der größten Sträucher und Bäume sind so alt, das sie keine des Pflückens werthe Frucht enthalten."

Konrad sagte zu Herminen: „das alte Holz sei nun ausgebeutet und als Wohnplatz nicht mehr zu brauchen", eine vorlaute Bemerkung, die sich gewiß für einen Jungen wie Konrad gar nicht schickte.

Jede Ermahnung fand bei ihm taube Ohren. Nach dem Beispiel einer historisch bekannten Persönlichkeit — eine häßliche kleine Ente berühmten Andenkens — war er fest entschlossen, in die weite, weite Welt zu gehen.

„Du bist eine junge blinde Fledermaus, und weißt nicht, wie gut es Dir geht", sagte Bruder Ambros.

„Besser er als ich", fügte Sylvan hinzu.

Konrad aber dünkte sich klüger als alle zusammen. Wie schön ist es, die Welt zu sehen!

Er wolle ja wieder heimkehren. O ganz gewiß. Darin bestand der Hauptreiz des Fortgehens. Er würde recht bald heim kommen, nachdem er sein Glück gemacht und viel Wunderbares erzählen könnte. Dann müßte man von ihm eine ganz andere Meinung haben und ihn bewundern wie das Eichhorn aus Lappland. Jetzt hatte er keine Geltung. Wie angenehm wäre es, wenn sie alle aufmerksam jedem seiner Worte lauschen würden!

Konrad konnte den Augenblick nicht erwarten, wo er ein Rindenboot vom Stapel lassen würde, um sich auf die Reise zu begeben.

„Es ist etwas Wahres an dem, was er sagt, wenn er nur noch älter wäre", meinte Rufus. „Ich habe längst daran gedacht, daß sich einige von unsern jungen Leute in der Fremde umsehen sollten, der Wald ist überfüllt."

„Deßhalb braucht doch Konrad nicht auszuwandern", sagte seine Mutter, „es gibt genug unbedeutende junge Eichhörner, die man zu Hause gar nicht vermissen würde."

„Sobald ich mein Nest im neuen Walde gegründet habe, komme ich gleich zurück, um Dir alles zu erzählen. Vielleicht wirst Du dann mit mir gehen."

„Nicht in meinem Alter, mein Lieber. Alle Euere Neuerungen sind mir unleidlich."

Hermine sprach wenig. Sie konnte erst kaum glauben, daß er fort und sie verlassen wolle.

„Konrad", fragte sie gedankenvoll, „kannst Du Dich nicht hier zu Hause mit mir glücklich fühlen?"

„Ich werde so schnell zurück sein, daß Dir kaum Zeit bleibt, mich zu vermissen, meine Kleine," antwortete er.

„Wirst Du? Gewiß?" Hermine versuchte so heiter auszusehen, als ob kein schwerer Kummer ihr Herz belaste.

„Du versprichst, recht bald zurück zu sein?"

Konrad gab nochmals sein Wort. Sein Vater aber meinte, es sei unnütz, ihn gegen seinen Willen zurückhalten zu wollen. Die Folgen davon müsse er nun selbst tragen. Bald darauf begleitete die Familie Konrad an den Strom. Olaf machte eine Rindenbarke für ihn, und alle wünschten ihm eine glückliche Fahrt.

So geschah es an einem nebligen Wintermorgen, als die schweren Tropfen langsam von den Aesten fielen, daß Konrad in die weite weite Welt ging, um sein Glück zu suchen.

V. Kapitel.

Ein demüthiger Abgesandter des Rattenvolkes kam
eines Tages, um ein kleines Almosen zu begehren.
La Fontaine

Die kleine Cora war die Augenweide ihres alten Papa.

Sie wuchs heran und bildete sich gut aus; ihr Fell, nicht dunkel und glänzend wie jenes Herminens, zeigte einen goldigen Schimmer; dabei war ihr eine besondere Weise, ihren Schwanz zu tragen, eigen, die sie gewiß nicht von der armen Goody gelernt hatte.

„Niemand würde sie für mein Kind halten", pflegte Goody halb traurig, halb stolz zu sagen; „seht nur ihre niedliche kleine Nase und zierliche Gestalt."

Brown stampfte mit dem Fuße, wenn er solche Reden hörte. Er liebte durchaus nicht daran erinnert zu werden, daß Cora nicht seine Tochter sei. Seit dem Tage, als er sie von ihrer todten Mutter genommen, hatte sie sich immer mehr und mehr in sein Herz genestelt. Und sein Herz konnte eher hart genannt werden, weil bis nun der Egoismus seine herrschende Eigenschaft, die Sucht nach Gewinn sein Hauptfehler gewesen; aber es öffnete sich langsam, wenn er Cora betrachtete, und ein Strahl von Liebe schien es allmälig zu erleuchten.

Trotzdem fröhnte er noch immer der Habgier, dem Geize und dem Neid. Er gab wohl vor, er wolle bloß für die kleine Cora großen Reichthum aufspeichern, doch war dies nur ein guter Vorwand, um nie in die Nothwendigkeit zu kommen, einem Bedürftigen die helfende Pfote reichen zu müssen.

Vielleicht hätte sich sein Eichhorn-Charakter besser ausgebildet, wenn er nicht stets von Eifersucht auf Rufus und seine Familie erfüllt gewesen wäre.

Beide Theile hatten gefehlt. Nicht als ob die Baum-Eichhörner sich unfreundlich zeigten, aber sie besaßen viel Sorglosigkeit und Leichtsinn und ließen Brown nur zu häufig den Rangunterschied fühlen. Das erbitterte ihn, und man mußte dies beklagen, denn sie hätten ihn durch etwas mehr Entgegenkommen zu ihrem treuen Freunde machen können. Ihr Bedauern kam zu spät, denn Brown gehörte unter jene Eichhörner, welche weder vergeben noch vergessen, und obwohl er sich nach dem Unglück, das sie betroffen, etwas zuvorkommender zeigte, ging ihm das doch nicht vom Herzen, denn in seinem Innern freute ihn ihre Demüthigung.

Zuerst war er bemüht, Alles zusammenzuscharren, was er finden konnte, weil es ihm darum zu thun war, gegen die Nachbarn mit seinem Reichthum zu prahlen; endlich war es ihm aber zur zweiten Gewohnheit und er ein vollständiger Harpagon geworden. Dennoch war er nicht glücklich. Die Geizigen sind es niemals.

Er lebte in beständiger Angst vor Dieben, denn das Gerücht seines Reichthums hatte sich weit verbreitet, und er beobachtete zuweilen verdächtige Geschöpfe, die in der Nähe seiner Vorrathskammer lauerten. Der arme Brown träumte jede Nacht vom Einbruch. Er konnte nicht ruhig schlafen, weil ihm seine Phantasie stets das Bild der Eindringlinge vorzauberte, wenn Alles im tiefen Schlummer versunken und die Diebe die wohlaufgehäuften Schätze ausräumen würden. Das Leben wurde ihm zur Last. Obgleich die Baum-Eichhörner manche Nacht hungrig in ihr Nest krochen, thaten sie es doch leichten Herzens und waren glücklicher als Brown. Einer trüben Ahnung sollte nun die unangenehme Wirklichkeit folgen.

Eines Tages kamen einige magere hungernde Ratten zu der alten Buche, denen eine winzige elend aussehende Maus folgte; sie waren aus ihren Löchern durch den Frost vertrieben und dem Hungertode nahe.

Goody, welche gern ihren eigenen Pelz geopfert hätte, um Bedrängten zu helfen, wurde durch ihr Aussehen tief gerührt; besonders jammerte sie die kümmerliche Gestalt der Maus; aber Brown war unbarmherzig und wollte nicht die kleinste Mehlbeere oder Hagebutte solchen Vagabunden — wie er sie nannte — geben. Er machte sich's zum Grundsatz, niemals Landstreicher zu unterstützen, und diese herumziehenden Lümmel sollten sich schämen, für keine Wintervorräthe gesorgt zu haben.

Die Ratten brachten nun gleich eine jammervolle Geschichte vor. Sie hatten bessere Tage gekannt und einer ausgezeichneten Familie angehört; aber ihre Wohnung sei nun in Trümmer gefallen und ihnen nichts übrig geblieben, als sie zu verlassen. Was die Maus betrifft, so gehört sie zu dem Geschlechte der Kirchenmäuse, und Jedermann weiß, wie es mit deren Besitz steht. Sie alle hatten zwei Tage nichts gegessen. Die Ratten verlangten lärmend nach Nahrung, und die Maus vervollständigte den Chor durch ihr Quitschen.

Brown ließ sich nicht erweichen und schaffte sie mit harten Worten fort. Aber die Ratten verlangten stürmisch Unterstützung und fingen endlich gegen Brown zu fluchen und zu schimpfen an. Goody war durch ihr Brummen und ihre lauten Stimmen so erschreckt, daß sie auf die halbe Höhe des Baumes kletterte, und Cora eilte bis auf den höchsten Wipfel, ohne zu denken, wohin?

Als endlich Brown die Bettler los war, hatte Niemand bemerkt, wie die Maus während des Streites verschwand und erst im letzten Augenblicke eiligst aus einer kleinen Oeffnung herausschlüpfte.

Zwei Nächte später erwachte Goody durch den Ton unterdrückten Quitschens und leiser Schritte ganz in ihrer Nähe. Sie weckte Brown der einen Augenblick aufhorchte, dann mit einem unterdrückten Wuthschrei auf seine Hinterpfoten sprang.

Jemand mußte in der Vorrathskammer sein, aber wie war es möglich, den geheimen Eingang zu entdecken? Es schien überflüssig, dies zu erörtern, das Unheil war geschehen.

Brown näherte sich vorsichtig dem Eingange und guckte hinein. Welcher Anblick bot sich ihm dar! Ein Mondstrahl, der sich durch einen Spalt zwischen die Wurzeln stahl, beleuchtete die Scene!

Der Boden war buchstäblich mit leeren Nußschalen, ausgesogenen Beeren, halb benagten und leichtfertig weggeworfenen Früchten, werthlosen ausgehülsten Eicheln und zerbrochenen Tannenzapfen bedeckt. Geiziger! wo waren nun deine Schätze hingekommen?

Die zwei magern Ratten plünderten in allen Ecken. Ihr Hunger war längst gestillt, aber nun zerstörten sie das Uebrige aus unersättlicher Lust nach Rache.

In der Mitte der Höhle saß die Kirchenmaus, eifrig über einen Apfel gebeugt, an dem sie mit Gier knabberte.

Brown taumelte entsetzt und gebrochen gegen die Wand des Ganges. Das übertraf seinen schlimmsten Traum. Kein Augenblick blieb zu verlieren. Brown wußte wohl, daß er einer Ratte nicht Stand halten konnte, geschweige denn zweien.

Verzweifelte Krankheiten verlangen verzweifelte Mittel. Er besann sich nicht lange.

Ein Wiesel wohnte in einem benachbarten Loche, ein böses, grausames Geschöpf, welches die Eichhörner gewöhnlich fürchteten und ihm aus dem Wege gingen. Es war als ihr Feind bekannt, haßte aber die Ratten noch weit mehr. Brown nahm in seiner Wuth und Verzweiflung sogleich Zuflucht zu ihm.

Das Wiesel, Nachts gewöhnlich nicht zu Hause, war glücklicher Weise in seinem Loche wach. Es horchte ruhig auf Browns hastig erstatteten Bericht, fletschte seine scharfen Zähne und betrachtete sorgfältig seine spitzen Klauen. Mit einem schadenfrohen Grinsen befahl es Brown, ihm den Weg zu zeigen. Wenige Minuten danach glitt sein blaßbrauner schlanker Körper lautlos durch den geheimen Gang bei Browns Wohnung. Die Ratten waren zu sehr mit ihrem Zerstörungswerk beschäftigt, um sorgsam Wacht zu halten, und das Wiesel erreichte von der Dunkelheit begünstigt, ungesehen die Vorrathskammer. Ein scharfes Pfeifen der Maus gab dem Feinde das erste Lärmsignal.

Eine secundenlange Pause, ein Sprung durch die Luft, der Ton knirschender Zähne, und schon fühlte die eine Ratte den Griff des mörderischen Feindes am Genick, die Augen traten ihr aus dem Kopfe. In wenigen Minuten war es zu Ende, ihre Pfoten sanken hülflos herab. In diesem

Augenblicke warf sich ihre Gefährtin auf das Wiesel, und Brown, welcher nun von dieser Seite gesichert schien, stürzte mit verzweifeltem Muthe auf die Maus.

Die zweite Ratte war größer und wilder wie die erste. Gereizt durch den Tod ihrer Begleiterin focht sie mit verdoppelter Wuth. Der Ausgang des Kampfes schien anfangs unentschieden. Sie kämpften Zahn an Zahn, Klaue an Klaue; beide bluteten. Die Ratte hatte ihre Krallen in des Feindes Seite gebohrt; das Wiesel suchte nach der Ratte Genick zu schnappen, um ihr den Todesstoß zu versetzen.

Es war eine schauererregende Scene. Die Kirchenmaus lag tödlich verwundet, am Boden. Brown, durch den Erfolg des Kampfes ermuthigt und gehoben hielt sich etwas entfernt, und machte fruchtlose Versuche die Ratte am Schwanze zu ziehen.

Die zwei Kämpfer zogen sich während des Ringens hin und her. Nun befanden sie sich der Oeffnung eines kleinen Ganges gegenüber, den selbst Brown nicht kannte und den die Kirchenmaus an dem Tag entdeckt hatte, als sie und die Ratten um eine Gabe bettelten. Während diese nun Brown in Athem hielten, war sie heimlich hinabgeschlüpft, um das Terrain zu erkunden. Durch diesen Gang hatte sie auch ihre Gefährten in die Vorrathskammer geführt.

Die zweite Ratte wurde immer schwächer. Das Blut strömte aus einer Halswunde. Mit einer letzten Kraftanstrengung befreite sie sich von ihrem Feinde, gab Brown einen Stoß, daß dieser einen sehr unfreiwilligen Luftsprung machte, und erreichte den Anfang des Ganges. Dort hielt sie einen Augenblick still, betrachtete die Leiche ihrer Gefährtin und die sterbende Maus. „Feigling“, rief sie und starrte Brown an, indem sie ihre blutende Pfote erhob, „Feigling, ich werde mich an Dir rächen!“

Sie wandte sich und stolperte durch den dunkeln Gang. Das Wiesel folgte ihr auf dem Fuße, langsamer schlich Brown nach.

Sie verloren sie zwischen den verschlungenen Wurzeln aus den Augen, als sie aber hinaustraten, konnten sie auf dem Schnee die Blutspur deutlich erkennen.

Das Wiesel war hart hinter ihr her, aber gerade da unten floß der Bach so rasch, daß er nicht zufrieren konnte.

Wasser und Land sind für die Ratte ein und dasselbe.

Man hörte einen Fall, ein Aufplätschern, das Wasser warf den Schaum hoch hinauf vom Monde bestrahlt. Man konnte nur den schwarzen Kopf bemerken, der sich rasch stromabwärts bewegte.

Goody beugte sich mitleidig über die sterbende Maus.

„Ich war eine schlechte Maus“, ächzte das arme kleine Ding und blickte Goody mit trübseligen Augen an, „aber Niemand hat mich anders belehrt, und mich hungerte so sehr.“

„Armes Geschöpf, armes Geschöpf!“ sagte Goody, indem sie ihre Vorderpfoten rang.

„Ich mache mir nichts aus dem Sterben“, sprach die Maus weiter, „denn ich war schon halb verhungert, und der Winter ist so kalt. Ich besaß nie ein Loch. Die Ratten behandelten mich grausam, doch hatte ich sonst Niemand, wo ich bleiben konnte. Ich bin froh, daß es vorüber ist.“

Goody hielt ein saftiges Apfelstückchen vor ihren Mund, aber die Maus schüttelte schwach mit dem Kopfe.

„Ich bin nicht mehr hungrig", lispelte sie jetzt, „ich sterbe. Ich wollte, ich wäre eine bessere Maus gewesen, doch wußte ich es nicht anzufangen. Ihr seid sehr gut für mich. Lebt wohl. Ach! ich fühle, als sollt' ich einschlafen."

Und die arme Kirchenmaus, welche im Leben so boshaft gewesen, streckte ihre kleinen verzerrten Glieder so lang sie konnte — und verschied.

Die Anderen sagten: es sei ihr ganz Recht geschehen; es mag aber wohl schwer fallen, gut zu sein, wenn man kein eigenes Loch oder Niemand hat, der Einem hilft, und wenn man immer friert und hungrig ist.

VI. Kapitel.

Das Bessere ist der Feind des Guten.

Während dieser Zeit war Konrad eifrig bemüht, sein Glück zu suchen.

Es gelang ihm nicht so schnell, als er anfangs dachte. Doch hatte er seine geträumte neue Heimat erreicht, welche seinen wachenden Augen ungefähr so erschien:

Es war eine weite, kahle, sandige Haide mit Ginstergebüsch und Haidekraut bedeckt, deren bedeutendste Erhöhungen in Maulwurfshügeln bestanden. Nichts unterbrach die Linie des Horizontes als hie und da eine lückenhafte Wand von Kieferbäumen, theils zerfetzt, theils geborsten, die sich nach dem Westen neigten. Früh oder spät bekommen die Haidekiefern alle dieses Ansehen. Sie werden zu viel und zu heftig vom Ostwind gebeugt, um sich aufrecht halten zu können.

An diesem Abend bläht er wild während des blutig rothen Sonnenunterganges. Jetzt pfeift er durch eine Anpflanzung junger Lerchen und Fichten von gesundem, starkem Wachsthum, den ein Verhau von kurz geschnittenem Pfriemengras umgibt.

Die jungen Bäume wachsen kräftig empor, trotz der Anfälle des Ostwindes, der umsonst versucht, sie niederzubeugen, und dem Gelüste der Kaninchen, welche sie gern benagen möchten.

Die Kaninchen sind hier die ältesten Einwohner, die ursprünglichen Herren des Landes. Sie lebten und gediehen auf der Haide, ehe noch ein einziger Baum angepflanzt war. Darum sehen sie scheel auf die späteren Ankömmlinge, die Fasanen und wanderlustigen Eichhörner, deren Eingriffe in ihre Rechte übel vermerkt werden, und durch deren Familien eine unliebsame Uebervölkerung stattfindet.

Die Fasanen ganz besonders, so urtheilen die Kaninchen, sind von einem unausstehlichen Hochmuth erfüllt, und nehmen von dem Terrain in einer Weise Besitz, als sei es nur ihretwegen bepflanzt worden. Die Kaninchen halten jeden Abend geheime Zusammenkünfte zwischen den abgestorbenen Farnkräutern außerhalb der Anpflanzung und geloben mit verstärktem Eifer einen Anfall auf die neuen Bäume, welche die unwillkommenen Gäste herlockten.

„Die ganze Gegend sieht für ungewohnte Augen sehr kahl und öde aus. Alles ist so neu, ohne Zweifel verheißend, aber — doch sehr kahl.“

Diese Bemerkung wagte ein Fremder, ein Eichhorn das gestern voll hoher Erwartungen und doch schweren Herzens ankam. Das ist das neue Gehölz und Konrad befindet sich am Ziel seiner Wanderschaft. Trotzdem er von Allem, was er Neues sieht, selbstverständlich entzückt ist, kann er doch nicht umhin, die obige Bemerkung zu machen.

„In der That, unsere hohen alten Bäume würden den Stamm dieser jungen kaum als einen Wipfelzweig anerkennen.“

„Es ist junger Anflug“, antwortete sein Gefährte, ein Ansiedler von einiger Bedeutung. „Wir werden bald das alte Gehölz überragen.“

„So?“ sagte Konrad, „es wird wohl geraume Zeit darauf hingehen.“

„Nicht so sehr“, antwortete kurz der Ansiedler, der Roy hieß.

„Wirklich!“

Konrad klapperte mit den Zähnen und sein Schwanz wurde wie die Bäume vom Sturme gegen Westen geblasen, doch versuchte er sich glücklich und stolz in der neuen Heimat zu fühlen. Er konnte sich aber von seiner Rückkehr nach Hause kein rechtes Bild entwerfen, da er sie alle mit der Erzählung seiner Reiseabenteuer erstaunen und überraschen wollte. Es war auch nicht leicht, in den dünnen, schwankenden Fichten ein Nest zu bauen; auch schienen die Bäume zu jung, um Früchte zu liefern.

„O“, sagte Roy, „wenn Ihr alle die reichen Vorräthe des alten Waldes hier zu finden glaubt, dann hättet Ihr besser gethan, zu Hause zu bleiben. Wir sind ein rauhes, durchaus nicht verwöhntes Geschlecht und nehmen, was wir finden.“

Konrad verlangte nicht mehr, er fürchtete nur, daß eben jetzt sehr wenig zu finden wäre.

„Ich glaube, Ihr habt bis heute noch keine Heidelbeeren gekostet“, sagte Roy.

„Nein, niemals“, erwiderte Konrad.

„Dann sprecht mir nicht mehr von dem alten Gehölz.“

Aber die angenehme Aussicht auf Heidelbeeren lag noch in weiter Ferne und konnte ein junges hungerndes Eichhorn im Monat Januar durchaus nicht zufrieden stellen.

Die Zukunft wird wohl manches Gute bringen, dachte Konrad im Stillen. Er war aber nicht ganz sicher, ob die Vergangenheit nicht den Vorzug vor der Zukunft hätte. Er hütete sich jedoch, seine Gedanken auszusprechen, denn Roy war leicht verletzt und nahm die Anspielungen auf das alte Gehölz recht ungnädig auf. In der That, der junge Wald war sehr preiswürdig. Kein altmodischer Ephen, der, wie Roy bemerkte, das Wachsthum der Bäume erstickt; und was die Aussicht betrifft, so ist sie ohne Gränzen, setzte Roy hinzu, eine Wahrheit, welche Konrad, als er die weitgestreckte Haide betrachtete, nicht in Abrede stellen konnte.

Dennoch war er nicht glücklich. Niemand beachtete ihn, niemand fragte um seine Meinung. Da hatte er noch zu Hause mehr Bedeutung, wo wenigstens Hermine und Cora überzeugt waren, daß es nicht seines Gleichen gebe.

Roy und die andern Ansiedler genügten sich selbst. Ueberdies bekam der arme Konrad nicht satt zu essen. Er hatte seine Heimat zu früh verlassen und es wäre besser gewesen, das Frühjahr zu erwarten. Sein Vater sprach die Wahrheit, und Konrad war gezwungen, das endlich einzugestehen.

Doch war er zu stolz, um trotz aller Mühseligkeiten seinen Plan aufzugeben. Er nahm sich vor, so gut als möglich den Kampf zu bestehen. Tag um Tag grub er fleißig im Sande und suchte nach verstreuten Nüssen, die vielleicht eingegraben und vergessen waren. Tag um Tag wanderte er über die Haide, verwundete sich die Pfoten an dem rauhen Stechginster und versuchte die verwitterten Kieferzapfen zu verzehren, die unter den Bäumen lagen.

Er that wirklich das Möglichste, der arme Junge, aber Hunger und Heimweh sind strenge Lehrmeister, und sein Geist wurde zuletzt ganz gebrochen. Es war gar zu einsam an dem traurigen Ort, wo der Wind Tag und Nacht heulte und das dunkle Grün der Bäume nicht minder düster erschien als die braune matte Farbe des abgestorbenen Farn- und Haidekrauts.

Er wollte wieder nach Hause — in die Heimat zu den buschigen Dschungeln, zu den moosigen Forstbäumen, den geschützten Gesträuchen, wo die Schneeglöckchen herausgucken und vielfarbige Flechten glänzende Flecken auf den verwitterten Stämmen bilden, wo die Birken und Weiden ihre Kätzchen bereits in Quasten herabhängen lassen und Licht und Schatten im winterlichen Sonnenscheine spielen.

Er wollte hier nur noch einen Tag bleiben. Aber gerade dieser eine Tag war zu viel.

Schon frühmorgens zeigte sich eine ungewöhnliche Bewegung im Gehölz. Zuerst schien nichts Bedeutendes vorzufallen, nur bemerkte Konrad einen oder den andern Fasan, der erschreckt davon flatterte. Ein Kaninchen, das in der Nähe sein Frühstück verzehrte, blickte um sich, lauschte und zog sich dann rasch in seinen Bau zurück. Konrad fragte Roy, was wohl im Werke sei.

„Könnt Ihr nicht selbst hören?“ sagte Roy.

Konrad horchte.

Puff, puff, puff, schallte es aus der Entfernung. Da kam eine kurze Stille und der fremdartige Ton mehrere Male nach einander.

„O!“ seufzte ein junger fetter Fasan; „ich hoffte, das würde vorüber gehen.“

„So gut wird es uns nicht“, sagte Roy und grub nachlässig eine Bohne aus.

„Glaubst Du, daß sie hieher kommen?“ fragte der Fasan.

„Ganz sicher“, erwiderte Roy.

„Sagt mir doch, was es bedeutet.“

„Seid Ihr noch so grün, das nicht zu wissen?“

„Wirklich, ich weiß es nicht. Ich bitte, sagt es mir.“

„Die Remisen werden bloß ausgeschossen“, sagte Roy.

Puff, puff, puff, ging es wieder los.

Konrad hatte nun genug von den Verhältnissen des neuen Waldes kennen gelernt, um zu wissen, was es heißt: die Remisen werden ausgeschossen.

„Werden wir alle erschossen werden?“ fragte er mit einer gewaltsam festen Stimme.

„Höchst wahrscheinlich“, erwiderte Roy kaltblütig.

Konrad ließ unwillkürlich den Schwanz nach abwärts hängen. Er dachte an die Heimat, an seine Mutter und Hermine.

„Wäre es nicht besser zu entfliehen?“ fragte er.

„Wo wollt Ihr Euch hinflüchten?“ Roy stieg, ohne die Antwort zu erwarten, langsam eine Lärche hinan und verschwand.

Von seinem Freunde verlassen, versuchte Konrad, der Gefahr ruhig ins Auge zu sehen. Es war ganz überflüssig, sich in die Heimat zu wünschen. Auf dem Punct, wo die Dinge jetzt standen, wäre es besser, ein gutes Auskunftsmittel zu finden, als die Zeit in unnützem Bedauern über die nicht befolgten Rathschläge zu verlieren.

Er fand zwei Kaninchen, die offenbar über die Mittel zur Rettung berathschlagten. Schon darin lag ein Trost, daß doch Jemand den Ernst der Lage im wahren Licht erblickte.

„Gibt es keine Hoffnung? Läßt sich nichts in der Sache thun?“ fragte er, indem er sich ihnen näherte.

„Wie?“ sagte das erste Kaninchen, sich umwendend. „Wer seid Ihr, ich bitte, und was wollt Ihr von uns?“

„Ich wollte nur fragen, was Eure Meinung wäre, und wie wir uns retten sollen,“ sagte Konrad sanft.

„Ihr?“ sagte das Kaninchen. „Was geht Euch die Sache an? Wer würde sich wohl die Mühe geben, ein Eichhorn zu schießen.“

Wenn das auch beruhigend klang, so war es doch sehr wenig schmeichelhaft. Es ist schmerzlich, nicht einmal des Schießens werth zu sein. Konrad war vernichtet.

„Eichhörner“, begann das zweite Kaninchen, „sind Gewürm, nicht mehr noch minder. Setzt Euch doch nicht auf dieselbe Stufe mit Boden-Wild, ich bitte.“

„Noch weniger mit Luft-Wild“, sagte ein junger Fasan und sträubte die Federn in die Höhe. „Wir Fasanen sind zum Unglück der einzige Gegenstand der heutigen Jagd.“

„So wie die Hasen“, bemerkte einer von ihnen, der in der Nähe im Grase saß.

Das erste Kaninchen wurde sprachlos vor Entsetzen.

Das zweite brachte in Erinnerung, daß sein Onkel auf dieser Stelle erschossen wurde, lange bevor der erste Fasan die Haide betreten.

„Ich glaube Du träumst“, warf der Hase ein, „ich hörte immer, daß er in der Falle gefangen wurde“.

„Wir wissen aber besser, daß er von Dachshunden zu Tode gehetzt wurde“, riefen beide Kaninchen auf einmal.

Konrad wandte sich weg und überließ ihnen die Entscheidung der Streitfrage, wer das Vorrecht, zuerst erschossen zu werden, beanspruchen könnte. Es schien ihm der Augenblick zu einer derartigen Verhandlung keineswegs günstig.

Obgleich er theilweise beruhigt war, fühlte er sich doch sehr gedemüthigt und gedrückt. Gewiß hatten sich die Kaninchen geirrt. Er sollte zu dem

„Gewürm“ gehören, er, im Besitz eines so prächtigen Schwanzes, welcher die Sonnenstrahlen und die Kälte von seinem Körper abhielt. Und die Kaninchen hatten nicht die Spur von einem solchen. Sind sie wirklich eine so treffliche Jagdbeute?

Eigentlich hätte sich Konrad darüber freuen sollen, daß er sich außer Gefahr befand; trotzdem hegte er das stille Verlangen, auch Boden-Wild zu sein.

Der Tag verging recht traurig. Die Schüsse verhallten während kurzer Zeit, und begannen wieder mehr in der Nähe, wo sie rascher und heftiger nach einander abgefeuert wurden.

Konrad saß gedankenvoll auf dem Ast eines Kieferbaumes. Er wunderte sich, wie es ihn doch so unaufhaltsam vom Hause weggedrängt hatte. Jetzt verstand er seine damalige Sehnsucht gar nicht. Das schien ihm nicht das, was er unter „die Welt sehen“ gemeint hatte, und wenn man seine jetzigen Erfahrungen ein Abenteuer nennen konnte, so kamen ihm diese nicht begehrenswerth vor. Niemand hatte ihn im alten Walde „Gewürm“ genannt. Vielleicht wird er doch heute erschossen, obgleich er kein Bodenwild ist, und Hermine und Cora werden dann nie mehr von ihm hören. Sie werden glauben, daß er sie vergessen, und Niemand wird je erfahren, wie viel er gewagt und gethan.

Der Nachmittag rückte vor, das Tageslicht begann zu erbleichen. Wie lange ließ der gefürchtete Augenblick auf sich warten! Konrad wünschte beinahe, das Schießen möge wieder beginnen, wenn es überhaupt kommen sollte.

Jetzt kam ein Fasan nach dem andern, laufend, flatternd, erschreckt in voller Flucht, um sich in der Remise zu verbergen. Fremde Hasen rannten hinein, und die Kaninchen stürzten sich verzweifelnd in ihre Höhlen.

Konrads Herz schlug stärker. In wenigen Minuten werden die Jäger da sein.

Es war ein düsterer Winter-Nachmittag, ohne Wind, doch sehr kalt. Konrad sah, wie die Jäger das Gehölz umstellten, und dann gingen die Treiber hinein. Eine Zeitlang hörte man nur ihr Rufen und die Stockschläge auf dem Buschwerk.

Da stieg dicht bei Konrad ein Fasan in die Höhe. Es war der schöne junge Hahn, der vor einer Stunde so stolze Reden geführt.

Puff, Konrad sah einen Blitz, hörte einen Knall, den das Echo verdoppelt zurückwarf, und dachte, er sei getroffen. Doch er lebte, und der junge Fasan sank mit convulsivischem Flügelschlag zu Boden.

Das war der erste Schuß; die andern folgten in raschen Absätzen. Die Fasanen flatterten hin und her und fielen getödtet zu Boden. Hie und da hörte man den scharfen Laut eines verwundeten Hasen. Die Gewehre sandten Blitz auf Blitz und große Rauchwolken, die sich im Nebel verloren.

Konrad, der wohl kein Boden-Wild war und keinen Grund zur Furcht hatte, hörte dennoch zwischen den Schüssen und dem Geschrei das Klopfen seines Herzens. Wann würde dieser gewaltige Lärm und die Unruhe ein Ende haben?

Er dachte, es wären schon Stunden seitdem vergangen, und doch waren es nur Minuten.

Das Feuern ließ nach; hie und da erhob sich noch ein versprengter Vogel. Die Treiber verließen das Gehölz am andern Ende. Sicherlich war nun das Schlimmste vorbei.

„Sind sie fort?“, lispelte Roy, der trotz seiner angenommenen Gleichgültigkeit zitternd auf einem Aste tiefer als Konrad saß. „Wollt Ihr nicht einen Zweig höher kriechen und um Euch sehen?“

Konrad gehorchte. Er bewegte leise die Zweige, so daß sein kleiner rother Kopf und buschiger Schwanz von unten gesehen werden konnten. Der nahestehende Jäger bemerkte das Rauschen in den Zweigen und legte die Flinte an.

„Es ist nur ein Eichhorn,“ sagte der Treiber neben ihm, „sie machen aber großen Schaden in unserm jungen Gehölz. Ihr könnt ihm gerade noch den letzten Schuß geben.“

Konrad, der vorsichtig hinabblickte, überhörte diese Worte; aber der fatale Blitz blendete seine Augen, ein Schlag traf seine Schulter. Er stieß einen kurzen Angstschrei aus — während einer Secunde stand die Vision des zerstörten Sommernestes, des frühern Wohnsitzes seiner Eltern, vor seinem Geiste — dann fiel er von dem Kieferbaum zur Erde.

VII. Capitel.

> O ruf zurück den Bruder mir
> Kann spielen nicht allein.
> Mit Bien' und Blumen Lenz ist hier,
> Wo mag der Bruder sein?
>
> Der Schmetterling fliegt schillernd her
> Durch's sonnige Revier,
> Ich jag' den flücht'gen nimmermehr!
> O ruf den Bruder mir!

Es geschah eines Tages, daß Adolph der Siebenschläfer, erwachte.

Es war nach einem vier bis fünf Monate langen erfrischenden Schlafe. Er rührte sich in seinem Loche, öffnete die Augen und fühlte eine große Abneigung aufzustehen.

War es wirklich schon Zeit? Er guckte aus dem Loche. Die Sonne schien warm, und er mußte mit den Augen blinzeln, aber dennoch blies die Luft draußen kalt und scharf.

Adolph fröstelte. Unglücklicherweise hatte ihn die Bewegung hungrig gemacht. Er fühlte die Nothwendigkeit aufzustehen und eine Bohne zu suchen, um den Hunger zu stillen. „Ich muß nachdenken“, sagte er zu sich selbst, „ich meine, daß ich mein letztes Nachtmahl im October verzehrt habe. Dann wäre es wohl besser .....“ er nahm nun zu der Bohne noch eine Erbse.

Während er aß, bemerkte er, daß ein bitter kalter Wind heulte und die Aeste hin und her bog. Eine Amsel schmetterte ihren Gesang in Absätzen durch die Lüfte, wenige Schneeglöckchen läuteten lautlos den Frühling mit ihren zarten zitternden Glöckchen ein; kleine juwelengleiche rothe Knospen, zeigten sich hie und da an den kahlen Aesten, quastenartige Blüthen hingen von den Weidenzweigen, im Uebrigen war die Luft noch rauh, der Boden

hart, der Wald still. Es war also ein Irrthum erwacht zu sein, und Adolph schämte sich dessen. Schnell kroch er in die Höhle und fiel einen Augenblick darnach wieder in tiefen Schlaf.

Einen Monat später wiederholte sich dieselbe Scene. Jetzt aber schüttelte sich der Siebenschläfer ernstlich aus dem Schlafe, rieb sich die Augen, blickte um sich und rief laut: „O jetzt ist es wirklich Frühling!" Man konnte nicht länger daran zweifeln.

Wenn das Jahr beginnt, kommen oft solche Irrungen vor, wie es auch bei Kindern der Fall ist. Es ist nicht Herr über das Wetter und wirft oft die Ordnung der Monate um. Da fällt der Mai manchmal wie der März aus, der April gleicht dem Juni. Zuletzt schämt sich das junge Jahr der Verwirrung und mischt das gebotene Material untereinander. Da ist denn ein Tag hell und wolkig, lächelnd und stirnrunzelnd, sonnig und regnerisch, ganz nach Laune; ein anderer ist mild, warm, weich, ein Sommertag vor der Zeit, wie ein Kind, welches den Erwachsenen spielt.

Einen solchen Tag hatte wohlweislich Adolph zu seinem Wiedererscheinen in der aus dem Schlummer erwachten Welt gewählt.

Jetzt war die richtige, passende Zeit, und kein Irrthum. Er roch die Veilchen durch die klare Luft. Er bemerkte, daß der artige Frühling blaßgelbe Primeln auf die Erde gestreut hatte, um seinem mächtigen Fuß einen dichten Teppich zu bereiten.

„Kuckuck, Kuckuck" tönte es jetzt über seinem Kopfe. Der war auch schon gekommen! Desto besser, das gab eine Garantie für gutes Wetter. Adolph dachte daran, Dorothea zu wecken. Doch vielleicht war sie keine Freundin des Frühaufstehens. Er wollte sich zuerst selbst vom Stand der Dinge überzeugen und genaue Nachfrage halten. Wie war es mit dem Farnkraut? Ganz befriedigend; die jungen gerollten Keimblättchen, sanft und weich wie Sammt, begannen sich zu entwickeln. Und der Holzapfelbaum? Da guckte die weiß und rosa Blüthe schon hervor. War der silberne Punkt, den er dort glänzen sah, nicht eine Anemone, welche der Wind leise bewegte? Ja in der That, das konnte nicht besser kommen; alles war erwacht. Was nun die Glockenblumen angeht, sagte Adolph, so wäre es kaum der Mühe werth, von ihnen zu sprechen; sie machen sich schon gar zu gemein. Der Grund um die Bäume war buchstäblich von ihnen bedeckt, so weit man sehen konnte, da standen sie, wuchsen und blühten, bis Alles ganz blau schien.

Was aber Adolph zur Entscheidung brachte, Dorothea zu wecken, war die wundervolle, heitere durchsichtige Atmosphäre, die Alles einhüllte. Er konnte sie nicht beschreiben. Alles sproßte, grünte und blühte. Der Schimmer des goldig grünen Lichtes da oben, wo die Sonne durch das Laubwerk schien, und der lustige Gesang in den neuen Nestern, der durch den ganzen Wald erklang, das würde Dorotheen gar sehr gefallen.

„Dorothea", sagte er, als er Muth gefaßt und sich ihrem Lager genähert hatte, ich möchte Dir wirklich rathen aufzustehen, wenn Du nicht zu müde bist. Es ist spät. Der Ginster beginnt schon zu blühen und die Krähen bauen Nester."

„O!" rief Dorothea, und ihre Stimme ertönte dumpf aus der pelzigen Hülle, „o, warum hast Du mich geweckt? Ich habe nicht gut geschlafen. Ich

erwachte drei- oder viermal während des Winters. Eben jetzt fühlte ich mich so behaglich."

„Ich dachte, Du würdest Dich freuen, daß es Frühling ist, schon Mitte April."

„So! ich glaube, es ist aber noch gar nicht warm, ich warte lieber bis die Schwalben kommen."

„Sie sind schon hier und brüten."

„Dann warte ich bis die Wasserratte erwacht."

„Sie schwimmt bereits über den Strom. Du wirst alles thätig und in Bewegung finden."

„Von unsern Vettern, den Fledermäusen, glaube ich das nicht. Sie hängen gewiß noch irgendwo auf das Behaglichste an ihren Hinterbeinen".

„Meine Liebe, ich schäme mich gewiß nicht meiner Verwandten, aber ich wünsche nicht, daß Du Dich mit einer Fledermaus vergleichst, einem Geschöpf, welches weder Maus, noch Vogel, noch ein nettes rothes Eichhorn ist."

Dorothea hörte nicht auf ihn. Sie kam wieder auf ihr altes Thema zurück, daß er sie zu früh geweckt habe; sie wolle wieder einschlafen.

Adolph gab sie als unverbesserlich auf und ging ein Frühstück zu suchen, auch noch nebenher einige Beobachtungen anzustellen.

„Seht doch", rief er aus, eine Drossel hat in meinen Busch ein Nest gebaut — das ist sehr unangenehm. Der Vogel wird seiner Ehehälfte den ganzen Tag etwas vorsingen. Das ist die Schattenseite des Waldlebens. Man läuft stets Gefahr musikalische Nachbarn zu bekommen. Es hätte indeß noch schlechter ausfallen können, wenn sich eine Nachtigall hier angesiedelt hätte, welche die Nacht zum Tage macht. Wie die Dinge stehen, ist es mir nicht unangenehm, erwacht zu sein, aber ich möchte nur gar zu gern Jemand treffen, der mir einige Neuigkeiten erzählt. Da gehen ja aber eben die Eichhörner hinunter an den Fluß, um zu trinken; gerade wie gerufen. Die beiden scheinen mir Rufus' jüngste Kinder zu sein, die sehr gewachsen sind. Aber das graue Eichhorn ist von einer sonderbaren Race und plumpen Gestalt! Wer mag das wohl sein? Das möchte ich gerne wissen."

„Ich wünsche Dir ein glückliches Neujahr, meine Liebe", sagte Adolph und ging auf Judith zu. „Ich sehnte mich eben darnach, einem Freunde zu begegnen, der mir die letzten Begebenheiten mittheilen könnte. Ich habe die letzte Zeit so zurückgezogen gelebt, daß ich von der Neuzeit so gut wie gar nichts weiß."

Judith hielt an. Nicht immer war der Siebenschläfer so liebenswürdig und mittheilsam. Sie fühlte sich offenbar geschmeichelt.

„Ich hoffe, Deine Eltern sind gesund," fuhr er fort, „sowie meine alte Freundin, Deine verehrte Großmutter."

„O, so hast Du nicht gehört", antwortete Judith, „daß die arme Ahne vor mehreren Monaten bei einem starken Gewittersturm getödtet wurde?"

„So geht es", sagte Adolph und schüttelte mit dem Kopfe. „So geht es, wenn man im Traumland lebt. Da spricht man gewiß recht ungeschickt. Ich kann mich auch gar nicht besinnen, Deinem dicken Freunde hier schon früher begegnet zu sein."

Der dicke Freund war Olaf, der Lappländer, der sich hier ganz zu Hause und viel heiterer im Gemüthe fühlte. Die Frühlingsblumen waren ihm so neu, daß ihm Judith alle Namen nennen mußte, während sie ihren Spaziergang zwischen den Primeln und Maiglocken fortsetzten. „Die zarte Blume auf dem Grase ist Ehrenpreis und die schönen gelben Sterne Vogelmilch“, sagte sie belehrend, „wachsen sie nicht in Lappland? Das mit dem haarigen Stengel und röthlichen Blumen ist Storchschnabel und, jetzt gebt Acht! Ihr habt den Fuß in die Ranken der Brombeere verflochten.“

Judith wurde nicht müde, ihrem Gefährten jede gewünschte Auskunft zu geben, aber sie that es gern, und es war nur der schuldige Dank für die langen Erzählungen von arktischen Füchsen, Mardern und struppigen Bären, mit denen er ihr den langen Winter nicht selten Furcht erregt hatte. Judith hörte aber immer gerne zu, und vielleicht war ihr ein wenig Grauen gar nicht unangenehm.

Jetzt aber fühlte sie sich verpflichtet, ihn mit seinem Vaterlande und dessen Verhältnissen bekannt zu machen; denn Olaf sprach oft davon, sich hier ein Nest zu bauen, wenn er ein gutes kleines rothes Eichhorn fände, das mit ihm Mitleid fühlen und ihm helfen wollte. Vielleicht kennt Judith ein solches? fragte er naiv.

Olaf machte nun auch die Bekanntschaft des Siebenschläfers, welcher im Erwachen rasch vorwärts schritt. Er wandte sich nun auch zu Herminen und erkundigte sich nach seinem jungen Freunde Konrad.

Hermine sah ihn einen Augenblick mit ihren umflorten Augen an, wandte sich, ohne zu antworten um, und stieg langsam einen Baum hinan.

„Ach,“ sagte Judith, „Du weißt wohl nicht, daß Konrad verreist ist, und die arme kleine Hermine sehnt sich so sehr nach ihm. Er ist nun schon so lange fort, daß wir nicht wissen, was wir davon denken sollen. Es muß ihm, so fürchte ich, etwas zugestoßen sein. O, es gibt ja so viele Gefahren in der Welt“, dabei schüttelte Judith mit dem Kopfe. „Es ist eine lange Geschichte, aber wenn Du willst, erzähle ich sie Dir!“

Judith sprang auf einen nahestehenden Haselstrauch und erzählte Adolph von ihren Wintersorgen, dem Gewittersturm, der Ankunft des nordischen Eichhorns, der Abreise Konrads und schließlich von dem Einbruchsdiebstahl in des Geizigen Höhle.

Adolph hörte aufmerksam zu, ohne einen Augenblick schläfrig zu werden. Er zog die Stirne unwillig in Falten, als Judith den Tod der Kirchenmaus beschrieb. „Brown hat nun, was er verdiente,“ sagte er. „Als Verwandter der Maus fühle ich tief des armen Geschöpfes blutiges Ende. Ich finde, Brown hat sich ärger als eine Katze benommen.“

„Ich glaube, Du würdest ihm doch verzeihen, könntest Du ihn sehen, wie er jetzt ist“, sagte Judith gedankenvoll. „Brown ist ein ganz verändertes Eichhorn. Der Verlust seiner Schätze hat ihn plötzlich zum Greis verwandelt. Während langer Zeit war er so tiefsinnig, jammerte beständig um seine verlorenen Vorräthe und fuhr Goody an, wenn sie versuchte ihn zu trösten. „„Alles dahin““ so hörte sie ihn murmeln. „„Alles dahin, die Frucht eines mühevollen Lebens!““ Er war selbst hart mit der kleinen Cora, die ihm nicht nahe kommen durfte. Aber nach und nach — o Adolph! welch'

gutes, liebes Geschöpf ist doch unsere Goody — nach und nach brachte sie es mit Geduld und Sanftmuth dahin, daß er sie anhörte. Sie achtete nicht auf sein Brummen und Keifen. Sie quälte ihn nie, sie hörte nur nicht auf, geduldig und liebevoll zu sein. Lange Zeit schien dieses Benehmen auf Brown keinen Eindruck zu machen, sie aber ließ nicht ab. Und dabei half ihr Cora, denn Goody hatte ihr gelehrt, daß man nie zu jung sei, um ein Werk der Liebe und des Trostes zu vollziehen. So geschah es, daß in der Zeit von Browns ärgster Betrübniß die eine gute That seines Lebens wie ein heller Stern in der Dunkelheit leuchtete und Cora, das Waisenkind, wie ein Sonnenstrahl ihn umgab, um ihm Trost und Heiterkeit zu geben. Als er sie nun beide so sanftmüthig und duldsam sah, wie sie nie ein scharfes Wort oder einen bösen Blick für ihn hatten, obgleich er sich immer mürrisch und störrisch zeigte, da ging eine Veränderung mit ihm vor. Jetzt ist von dem alten geizigen Brown keine Spur mehr vorhanden. Er ist ganz anders, sehr ruhig und spricht wenig, wie es auch immer früher seine Art war. Aber zuweilen wirft er auf Goody einen gütigen Blick und drückt ihre treue Pfote. Niemand hört von ihm eine Silbe über seine Verluste oder den Wunsch, wieder reich zu sein. Ich glaube, er ist jetzt glücklicher, als er jemals gewesen. Wir denken, er wird nicht mehr lange leben, denn seine Glieder sind recht steif, und er fast ganz erblindet. Er und Cora kriechen oft zusammen hinaus in den warmen Sonnenschein, und Cora plaudert ihm viel vor. Die liebe alte Goody hat einen so zufriedenen Ausdruck in ihren Zügen, als lebte sie mit der ganzen Welt in Frieden, und ich glaube sogar wenn die räuberische Ratte wieder käme, würde sie sie willkommen heißen."

Damit endete Judith mit der Geschichte von den Browns. Aus dem Uebel hatte sich Gutes für sie entwickelt; dagegen lag schwere Sorge auf der armen kleinen wilden Hermine. Wochen vergingen, lange, lange, traurige Wochen, und Konrad kam nicht wieder.

Die arme kleine Schwester war so verändert, daß sie Niemand erkannte. Ihre lustigen Streifzüge und gewagten Sprünge waren vorbei, weil Konrad nicht dabei sein konnte. Sie wußte nicht, wie sie ohne ihn leben sollte, denn er war ihre Welt, seit sie überhaupt von der Welt etwas wußte.

Die andern fingen an sich zu verwundern, was mit ihm geschehen sein mochte? Etwas sicherlich! so sagten sie. Sie aber wollte das nicht glauben; es wäre ja zu schrecklich!

Wie sie auf ihn wartete und noch immer zu hoffen versuchte! Die Zeit schien gar so langsam dahin zu schleichen, die Wintertage waren allmälig dem Frühling gewichen, und er kam noch immer nicht.

„Er muß todt sein!" flüsterten sie und schüttelten die Köpfe.

Hermine aber sagte noch immer: „Er wird kommen", konnte sich aber doch nicht ganz diese Behauptung einreden. Ihre wilde tapfere Natur kämpfte muthig gegen den Schmerz; er war aber zu heftig, sie konnte ihn nicht ertragen, wenn es noch lange so fortging. Sie dachte ihn besser dort oben zwischen den Zweigen zu verwinden, wo sie zusammen immer so lustig gespielt hatten. Sie konnte nicht ruhig bleiben und an Konrad denken, sonst würde ihr das Herz brechen. Sie wollte lieber hüpfen und springen und alles vergessen. Aber es war ihr da oben im Baumwipfel, wo die

Vögel und der Wind sangen, ebenso schwer um's Herz als unten in den Gebüschen.

Arme, kleine, ungezähmte Hermine! Sie konnte ihrem Weh nicht entfliehen. Es erschreckte sie! „O nehmt es von mir,“ so stöhnte sie, ich kann es ja nicht ertragen.“ Und so saß sie zwischen den Zweigen zitternd mit klopfendem Herzen.

Jedermann war heiter und geschäftig im lustigen Frühlingswetter.

Ambros baute an dem berühmten Nest, worüber der ganze Wald in Erstaunen gerathen und die kommenden Generationen der Eichhörnchen sich ein Muster nehmen sollten. Er hatte eine schöne bewundernde Gefährtin gefunden, die ihm dabei behilflich war.

Judith, Olaf, — sie alle hatten eine Zukunft. Nur Hermine mit ihrem treuen kleinen Herzen wachte und wartete.

Selbst Rufus und seine Frau hatten nicht viel Zeit an Konrad zu denken. Es war ein geschäftiges Jahr. Ein neues Sommernest wurde gebaut, und die Familie hatte sich um drei Nachkommen vermehrt, possirliche rothe, kleine struppige Wesen, dachte Hermine, doch in der Mutter Augen waren sie eben so schön, geschickt und vollkommen als Konrad und Hermine und alle Kleinen des vergangenen Jahres.

Hermine fühlte sich sehr verlassen. „Du mußt versuchen es geduldig zu tragen, meine Liebe,“ sagte Goody Brown. „Wir haben alle unsere Sorgen früher oder später, Du thust mir in der Seele leid, aber Du mußt nun Geduld haben.“

„Ich bin ja geduldig, Goody,“ sagte Hermine mit sanftem Ton.

Sie klagte nicht, aber seufzte oft: „O Konrad, Konrad!“ und der Glanz verschwand aus ihren sonst so frischen Augen. Unmöglich hätte sie jetzt die früheren Streiche ausführen können, selbst wenn sie gewollt hätte.

Die Blätter an den Bäumen wurden immer größer. Der unsichere Glanz der Apriltage mußte dem beständigern Lächeln des schönen Maimonats weichen. Herminens Erwartung sollte zum Ende kommen.

Meine Geschichte ist bald zu Ende, denn Konrad befindet sich auf dem Heimwege. Es war nicht sein Fehler, armer Junge, wie Ihr wohl wißt, daß er so lange weg geblieben. Und wenn Ihr von seinen Abenteuern und Mißgeschicken mehr erfahren wollt, dann müßt Ihr an einem Sommerabend zu der alten Buche gehen und ihm selbst zuhören, wie er sie vor einem Kreis kleiner, pelziger, athemloser Zuhörer vorträgt.

Der Schuß, der ihm die Vorderpfote verletzte und das Schulterblatt durchbohrte, hätte allen seinen Sorgen bald ein rasches Ende gemacht. Aber nicht ganz. Konrad hatte Jugend und eine gute Natur für sich. Tagelang lag er, ohne sich zu bewegen, und horchte auf den traurigen Schrei der Brachvögel draußen in der Haide und sehnte sich umsonst nach einem Tropfen Wasser, um seinen Fieberdurst zu stillen.

Aber der längste Weg hat seine Wendung. Obgleich ein Bein unbrauchbar geworden, fand Konrad heraus, daß er ziemlich gut auf dreien hüpfen könnte. Er erhob sich von seinem Lager aus trockenem Laub und Kiefernadeln, als ein klügeres aber keineswegs lustiges Eichhorn.

Die bittere Erfahrung hatte ihm gelehrt, daß die alte Heimat und die alten Gewohnheiten, deren er so überdrüssig war, nicht so leicht aufgegeben werden können. Eine Veränderung ist bald geschehen, aber sie ist nicht immer eine Verbesserung.

Konrad ist nun im Heimatswalde eine ebenso berühmte Persönlichkeit als Olaf. Der letztere ist beinahe eifersüchtig, denn er kann keine Schußwunde wie jene Konrads aufweisen, der die Narbe bis zum Grabe behalten wird. Er hebt seine Pfote in die Höhe, um zu zeigen, daß die Haare des Pelzes an dieser Stelle nie mehr gewachsen sind, und alle drängen sich dazu, um die Merkwürdigkeit zu sehen. Seine Brüder, Judith und Olaf schaaren sich um ihn, Cora sitzt an seiner Seite, ebenso Goody Brown mit ihrem alten blinden Gatten, der immer für Konrad sehr eingenommen war. Und Hermine? Ach! arme kleine Hermine!

Konrad erreichte die Heimat eines Abends bei Sonnenuntergang; es war ein frischer, friedlicher Abend, das Tageslicht noch nicht ganz geschwunden, goldige Streifen glänzten am durchsichtigen grünlich-blauen Himmel, die zarte weiße Mondscheibe stand da und erwartete nur die Dunkelheit, um goldenen Glanz zu verbreiten. Es war ein Abend ähnlich den ersten, deren sich Hermine erinnern konnte, als sie und Konrad im vergangenen Jahr aus dem Neste guckten, um des Mondes Aufgang zwischen den Bäumen zu erspähen.

Auch jetzt blickte Hermine zum Himmel empor, und nun? aber es war bloß Sylvan, der sich ihr näherte. Was machte dennoch ihr kleines Herz höher und rascher schlagen? Wer stand hinter ihm? Das war nicht Konrad, er konnte es nicht sein, dieses Eichhorn war lahm und bewegte sich langsam, und doch! Hermine konnte sich nicht irren, obgleich er so verändert war. „Konrad!"

Die Freude kam zu plötzlich — und — zu spät. Sie athmete schwer, das Uebermaß der Glückseligkeit drohte sie zu ersticken, es schlug über ihr zusammen. Er war in Sicherheit und bei ihr. „Hermine"! rief er freudig, „Hermine!" und bei dem Ton der geliebten Stimme suchte sie ihm entgegenzuspringen. Der Boden schwankte unter ihr, ein Schleier fiel über ihre Augen, sein Ruf schien ganz aus der Ferne zu ertönen.

Aber sie wußte, daß er an ihrer Seite stand. Sie versuchte sich zu erheben und seine Pfote zu lecken. Sie fühlte sich nur zu glücklich. Sie versuchte die Augen zu öffnen und ihre Wonne auszusprechen. Nur ein seltsamer trauriger Aufschrei entrang sich ihrer Brust.

„O Hermine"! rief Konrad und warf sich neben sie hin, „o meine Kleine! ich bin ja hier; sieh mich doch an, nur ein einziges Mal, meine kleine Schwester! O Sylvan, ich glaube, ihr Herz hat aufgehört zu schlagen!"

So war es auch. Das kleine wilde Herz voll unsagbarer Liebe war gebrochen. Seine schmerzlichen Schläge, sein letztes starkes freudiges Pulsiren war vorüber.

Niemals lag Hermine so still wie jetzt. Die trüben Augen waren halb geschlossen, der glänzende kleine Kopf zurückgefallen.

Konrad lebte — aber Hermine war todt.

Während einiger Stunden wurde Konrad von Niemand gesehen. Er war in den Wald gegangen, er mußte allein sein.

Als er endlich zurückkam, ging er erst zu Cora, weil er ihre innige Liebe zu Herminen wohl kannte.

Er blickte hinab, um zu recognosciren, und erspähte den alten Brown, der sich vor seiner Höhle sonnte und zufrieden über die warmen Strahlen lächelte.

Es war noch so früh am Morgen, daß der Thau wie ein Silbernetz das Gras überzog. „Brown darf heute nicht ausgehen, bis der Thau weg ist", hörte Konrad Goody sagen, „sein Rheumatismus könnte schlimmer werden". Sie selbst hatte sich nasse Füsse geholt und ihr Schwanz war so feucht und zerzaust, daß sie ihn für lange in die Sonne legen mußte, um ihn zu trocknen. Cora saß draußen im dicksten Thau, aber jungen Leuten schadet er nicht.

Konrad bemerkte Cora, die in der Nähe halb versteckt zwischen den schönen blauen Glockenblumen lag. Einige Tropfen, die sie im Vorübergehen von den Blumen abgestreift, blitzten auf ihrem goldigen Fell. In weniger als einer Minute war er vom Baum in den glänzenden blauen Busch herabgesprungen.

Als sie ihn erblickte, sagte Cora: „O Konrad!" und Konrad rief: „O Cora!" und beide waren so froh.

Während einer Weile sahen sich die beiden Eichhörner schweigend an. Sie waren so glücklich über ihr Wiedersehen und doch konnten sie nur mit tiefer Trauer an Herminen denken, so daß keines von ihnen wußte, was es sagen sollte.

Konrad sprach zuerst: „Meine liebe Cora", sagte er, „Du weißt, daß meine kleine Hermine todt ist, und ich bin zu Dir gekommen, weil Du sie auch geliebt hast, und ich Dich liebe."

Cora blickte ihm in die Augen. „O Konrad! Du dauerst mich so, ich wollte, ich könnte Dich trösten".

„Du kannst es, Cora," und als er einen Schritt näher trat, überschüttete er sie mit einem Regen sonnenbeleuchteter Thautropfen; „Niemand kann es wie Du, und ich bin sicher, Du kannst es auch, wenn Du es nur versuchen wolltest."

Und Cora versuchte es.

Gedichte.

Von

Friedrich Marx.

1.

Das letzte Sacrament.

Die Mutter stirbt, — der Abend schaut herein,
Und goldne Lichter spielen um den Schrein, —

Als sei der Engel nahe, der den Gram
Aus ihren Zügen still zu löschen kam.

Den Gram? O nein, — sie lächelt stillbeglückt,
Als hätte man zur Feier sie geschmückt.

Der Priester mit dem Sacrament! Um ihn
Des Hauses Kinder alle auf den Knie'n.

Es ist der Sohn, an dem ihr Auge hängt,
Aus dessen Hand die Hostie sie empfängt.

„Er ist so gut, so kindlich fromm und rein, —
Herr, deiner Huld laß ihn befohlen sein!"

Dem Jüngling quillt die Thräne aus dem Aug',
Doch treu und fest übt er der Kirche Brauch.

Und salbt mit heil'gem Oehl der Mutter Mund,
Der ihn geküßt seit seiner ersten Stund';

Die Hände, die ihn liebevoll gepflegt,
Zu weichem Schlummer sorgsam hingelegt;

Die Augen, die zeitlebens ihn bewacht,
Und die er schließen soll zu ew'ger Nacht.

Gebet und Schluchzen rings im Schwesternkreis,
Ein Engel wandelt durch das Zimmer leis.

Mit deines Sohnes Antlitz fromm und mild
Der Bote ist es aus dem Lichtgefild.

Was nur dem Mutterherzen Glück gewährt,
Das hat sich dir zum Heiligsten verklärt.

Es leitet dich durch aller Sel'gen Chor
Die Kindeslieb' zu Gottes Thron empor.

2.

Irene.

I.

Vergebens forscht ihr, welche Erdenschöne
Ein Dichterherz bestrickt im Stundentanze,
Darin gepflegt der Liebe Wunderpflanze,
Daß blühend sie ein ganzes Dasein kröne;

Wer unserm Sang gelieh'n so holde Töne,
Wer ihn erfüllt mit Frühlings Duft und Glanze,
Für welches Haupt zu lichtem Sternenkranze
Verbunden unsre Lieder die Kamöne?

Ein Urbild schlummert tief im Seelengrunde
Von ew'ger Schönheit uns, darüber sacht
Die Fluthen noch des Zeitenstromes gleiten:

Da trifft ein Auge Dich zur rechten Stunde,
Du schaust es außer Dir in Himmelspracht
Und willst die Arme sehnend nach ihm breiten.

II.

Du schrittest emsig schaffend durch's Gefild'
Am Erntetag. Die Schnittermädchen sangen,
Wohin Du kamst, mit hocherglühten Wangen,
Zum Walde floh das aufgescheuchte Wild.

Und wie der Abendhimmel leuchtend mild
Dein Aug'. Die Locke war Dir losgegangen
Und quoll hernieder auf des Busens Prangen, —
Es war ein einzig schönes Friedensbild!

Zwar nicht als Ruth erschienst Du bei den Deinen,
Nur einen Strauß von Mohn und von Cyanen
Erblickte in den Händen ich, den feinen;

Doch glänzten hell die Augen in der Runde,
Doch scholl Dir, mochten sie den Engel ahnen, —
Ein Gruß und Segenswort von jedem Munde.

III.

Das ist das fromme Opferfest der Erde, —
Die Fluren prangend in Demeters Farben,
Der Baum voll Früchte und das Feld voll Garben,
Der Hügel mit der lämmerreichen Herde!

Und wie ein Vater liebender Geberde
Der Kinder Reichthum schaut, den sie erwarben,
So blickt der Himmel, — Keines ließ er darben,
Auf Wald und Flur, auf Tauben, Lämmer, Pferde.

Nun gleicht die Erde einem Weihaltar, —
Der Sterne gold'ne Kerzen sind entzündet,
Was bringt dem Herrn sie als ihr Opfer dar?

O sprich, was mag ihr Schönstes, Liebstes sein?
Zwei Menschen sind's, wie Boas Ruth verbündet,
Und wie Du selber engelsgut und rein!

IV.

Wie Du des Haares Wellenschmuck getragen,
Von welcher Farbe Deine Augensterne,
Die mich entrückt in sel'ge Himmelsferne,
Das sah ich kaum und weiß es nicht zu sagen.

Juwelen, Spitzen, Kleider, Pferd' und Wagen,
Das übersah ich vor dem holden Kerne,
Vergebens ist's, daß ich zu schätzen lerne,
Woran die Welt sich weidet mit Behagen.

Nur eine einz'ge lichte Flamme dringen
Sah ich aus Dir hervor in Himmelsschöne
Und gleich dem Morgenroth empor sich schwingen;

Da war es mir, als ob das All ertöne,
Ein Schleier sänk' vor allen Erdendingen,
Und Welt und Gottheit liebend sich versöhne.

V.

Fast will ein leiser Zweifel mich beschleichen,
Ob Wahrheit all das Lob, das Dir erklungen,
Ob vor dem Bilde, dem Gemüth entsprungen,
Die holde Wirklichkeit nicht müss' verbleichen?

Nein, — fänd ich auch in allen Sternenreichen
Das Schönste, was der Allnatur gelungen,
Was Raphael schuf, Petrarca uns gesungen,
Ich müßte dennoch Dir die Rose reichen.

Dein höh'res Selbst, das einst in Himmelsauen
Verklärt hinwandelt vor dem Aug' des Richters,
Das durfte schon mein sterblich Auge schauen;

Im Kranz der hohen Frauen auserlesen,
Für die geflammt das Herz je eines Dichters,
Dort bist auch Du seit Anbeginn gewesen!

VI.

Wofür auch hätten Dichter je gesungen,
Als unsrer Wünsche heißen Streit zu schlichten,
Worauf im Leben schmerzlich wir verzichten,
Das bleibt im Geist uns wandellos errungen!

Und Du, der meine Lieder einst erklungen,
Gewiß, Du wirst mildlächelnd nur sie richten,
Denn zu dem Höchsten sollte Dich verpflichten
Der Kranz, den ich um Deine Stirn' geschlungen!

Ich fand Dich g u t, — o sei ein Bild der Güte, —
Ich sah Dich r e i n, — sei gleich dem Sonnenlicht, —
Und s c h ö n, — sei aller Schönheit Stern und Blüthe!

In jedem Auge soll Dein Bild erscheinen,
Wie ich es sah, — o dann beklagst Du nicht,
Daß einst mein Pfad gekreuzt sich mit dem Deinen

VII.

Und bin ich zu den Schatten eingegangen,
Dann will ich noch in diesen Liedern leben,
Die liliengleich auf dunklen Fluthen schweben,
In Deiner Schönheit goldnem Tag zu prangen.

Gestillt ist all Dein Sehnen und Verlangen —
Zu treuem Aug' wirst Du den Blick erheben;
Wol muntre Knaben tummeln sich darneben
Und Mädchenarme nehmen Dich gefangen.

Dann wird Dein Bild, holdseligste der Frauen,
Im vollen Blüthenschmuck des jungen Lebens
Aus meinen Liedern Dir entgegen schauen:

Ob keinen Kranz die Nachwelt mir verleihe,
Es liebte, kämpfte, lebte nicht vergebens,
Wer einer Seele Richtung lieh und Weihe!

3.

Was Du nicht wissen sollst!

Erfahre nie, wie hold Du bist,
Wie liebreich und wie gut,
Wenn im Gemüth zu jeder Frist
Dir nur ein Engel ruht,
Der träumend noch von Edens Lust,
Dein junges Herz erfüllt,
Den uns, — Dir selber unbewußt,
Dein Blick und Wort enthüllt.

Die hohe Sonne selbst nicht ahnt,
Daß sie die Welt beglückt,
Die Rose nicht in Deiner Hand,
Daß sie die Flur geschmückt;
Der Demant ist sich selber blind,
Er kennt sein Feuer kaum, —
So bleib' die eigne Schönheit, Kind,
Dir Ahnung nur und Traum!

Genug, daß jener helle Glanz,
Der Dir von Oben stammt,
Dein Mädchenhaupt im goldnen Kranz
Als Glorie umflammt;
Der innern Schönheit Wiederschein
Nur Deine Wange küßt,
Und aus dem Auge, kindlich rein,
Uns stets — der Engel grüßt!

Uebertragungen aus dem Ungarischen.

1.

Armer Tartar!

Von

Karl Berecz.

Aus dem Ungarischen von F. G . . . . . th.

Zu Szathmar einst eine Schenke stand,
Dort haust' eine Wirthin wolbekannt,
Das Haar und Auge wie dunkle Nacht,
So hold die Gestalt und von schlanker Pracht;
Doch blieb ein Schmuck ihrer Schönheit fern:
Die rosigen Lippen zankten gern,
Ihr scheltend Wort erfüllt' das Haus,
Oft blieb auch ein tüchtiger Schlag nicht aus;
Gerade nimmt sie den Mann ins Gericht,
Der sitzt im Winkel und rührt sich nicht,
Da plötzlich tönt von draußen Geschrei:
„Die Tartaren kommen, Gott steh uns bei!"
Das Volk erschrickt und flüchtet und weint,
Doch die Wirthin beherzt am Hügel erscheint,
Sie fürchtet nicht die Männer bewehrt,
Und meint, ihre Zunge sei selbst ein Schwert.
Noch glühn ihre Wangen vom jüngsten Streit,
Der Busen fliegt und ihr Auge dräut.
Da sprengt ein wilder Tartar heran,
Nach Beute lüstern schaut er sie an,
Die schmucke Wirthin gefällt ihm gut,
Schon verschlingt er sie mit der Augen Glut,
Er faßt sie beherzt, und eh sie's gedacht,
Zu sich aufs Roß er hebt sie mit Macht,
Und freudetrunken sprengt er davon,
Die süße Last dünkt ihm reicher Lohn.
Um sein schönes Weib nun trauert der Mann,
Sein Blick verfolgt sie, so weit er kann,

Und als sie entschwunden am Waldessaum,
Da wacht er auf wie aus schwerem Traum;
Bald steht er gefaßt, sein Auge wird klar,
Doch seufzt er still: „O du armer Tartar!“

2.

Mathias Corvinus' Mutter.

Von

Johann Arany.

Aus dem Ungarischen von F. G . . . . th.

Eben hat Mathias' Mutter
Ihren Brief zu End' geschrieben;
Reiche Spuren heißer Thränen
Sind darauf zurückgeblieben.

Ihrem Sohne gilt das Schreiben,
Der in Prag jetzt sitzt gefangen;
Eine freudenvolle Kunde
Soll damit an ihn gelangen:

„Harre aus, mein Kind, geduldig,
Sollst von Prag dich nimmer rühren!
Ich will deine Bande lösen
Und dich froh nach Hause führen.

Was ich hab' an Gold und Silber,
Alle Schätze will ich geben,
Um die Freiheit dir zu bringen;
Deine Rückkehr ist mein Leben.

Du, der einzig mir geblieben,
Laß dich nicht von List berücken,
Bleib' und denk' nicht an's Entfliehen!
So nur kann der Plan uns glücken.“

„Meinem Sohn Mathias werde
Dieses Schreiben übergeben,
Ihm allein und keinem Andern;
Denn es hängt daran sein Leben.

Nun mit schwarzem Wachs verschließt sie's,
Drückt darauf ihr Petschaft leise;
Harrend stehn des Hofes Diener
Und beklommen rings im Kreise.

„Wer von euch am schnellsten reitet
Und mir bringt nach Prag dies Schreiben,
Reich mit Gold will ich ihm lohnen,
Und das Pferd mag sein auch bleiben.“

„Ich wills wagen“, ruft da Einer,
„Bin zurück in sieben Tagen.“
„Sieben Jahre würd's mich dünken,
Ach! mein Herz könnt's nicht ertragen.“

„In drei Tagen“, ruft ein Andrer,
Will ich euch die Antwort bringen.“
„Ach! drei Monde würd's mich dünken,
Schwer läßt sich das Herz bezwingen.

Ach! Warum hat mir der Himmel
Doch verliehen keine Schwingen,
Um der Sehnsucht meines Herzens
Die Erfüllung rasch zu bringen!“

Sieh! da kommt ein schwarzer Rabe
Aus den Lüften hergezogen,
Wie ein solcher auf Mathias'
Schilde sitzt. Im weiten Bogen

Kommt er näher, immer näher,
Und wie sich die Blicke wenden,
Da den Brief mit raschem Griffe
Nimmt er aus der Mutter Händen.

„Schnelle, schnelle, jagt den Vogel!
Nehmt den Brief ihm weg, ihr Leute!“
Alles eilt hinaus, dem Räuber
Abzujagen seine Beute.

Welche Hast! Nicht Einer, hundert
Vögel stürzen blutend nieder,
Doch bei keinem der Getroffnen
Findet sich das Schreiben wieder.

So vergebens bis zum Abend
Läßt im Wald die Herrin jagen,
Da zur mitternächt'gen Stunde
Hört sie an ihr Fenster schlagen.

„Ei, was pocht zu solcher Stunde
Noch an meine Fensterscheiben?
Sieh! ein schwarzer Rabe ist es,
Und er trägt bei sich ein Schreiben.

Roth das Siegel seh' ich blinken,
Es verheißt mir frohe Kunde;
Seine Handschrift seh' ich wieder,
O gesegnet sei die Stunde!“

3.

Am Brunnen.

Von

G. Czuczor.

Aus dem Ungarischen von F. G . . . . . th.

Dort am Brunnen ruht ein Schäfer,
Schwarz die Augen, roth die Wangen;
Singend kommen da drei Mädchen
Hin zum Brunnen auch gegangen.

Singt die erste: Lieber Himmel!
Wär' mein Liebster doch zur Stelle,
Daß er hülf' mir Wasser schöpfen,
Denn der Schwindel faßt mich schnelle.

Singt die zweite: Ach! die Eimer
Sind zu schwer für meine Hände,
Wär' mein Liebster doch gekommen,
Daß bei ihm ich Hülfe fände!

Und die dritte, sanft erröthend,
Flüstert: Ach! warum hiernieden
Hat der Herr des Himmels mir nicht
Einen Liebsten auch beschieden.

Also sangen die drei Mädchen,
Als sie hin zum Brunnen gingen,
Drauf vom Schäfer, der es hörte,
Diese Antwort sie empfingen:

„Deren Kopf am Schwindel leidet,
Schließ' beim Schöpfen ihre Augen;
Und statt einmal gehe zweimal,
Deren Hände wenig taugen.

Und der fehlt der Liebste, ihrer
Mög' der Himmel sich erbarmen;
Sieh! der Schäfer ist bereit und
Nimmt sie auf mit offnen Armen.

4.

Und kannst Du es verwehren der Blume . . .

Von

Alexander Petöfy.

Aus dem Ungarischen von Ladislaus Neugebauer.

Und kannst Du es verwehren der Blume, daß sie blüht,
Wenn über sie der Odem des neuen Frühlings zieht?
Die Blume ist die Liebe, der Frühling ist die Maid,
Es muß die Lieb' erwachen zur holden Frühlingszeit.

Ich sah Dich Kind, und Liebe zog mir in's Herz hinein!
Für Deine reine Seele erglüht mein ganzes Sein;
Für Deine reine Seele, die sich voll Treue malt
Im Spiegel Deines Auges, das zaubermächtig strahlt.

Doch eine bange Frage geheim in mir sich regt:
Ob mir — ob einem Andern Dein Herz entgegenschlägt?
Die zwei Gedanken jagen sich ewig mir zur Pein,
So wie im Herbst die Wolke und heller Sonnenschein.

Die milchumfloss'ne Rose, die Dir im Antlitz glüht, —
Ach wüßt' ich, daß wem Andern zum Kusse sie erblüht:
Ich irrte wie verloren durch's weite Erdenthal
Ich sucht' im Tod Erlösung von meiner Herzensqual.

O Stern Du meines Glückes, strahl' mir in Deiner Pracht,
Sonst wandelt sich mein Leben zur gramerfüllten Nacht,
O könntest Du mich lieben, mein einziges Juwel,
Und — daß sich Gottes Segen Dir senke in die Seel'!

5.

Volkslied.

Von

Alexander Petöfy.

Aus dem Ungarischen von Ladislaus Neugebauer.

Hirtenknabe, armer Hirtenknab'!
Sieh' die Börse voll mit Gold ich hab':
Gern' dafür ich Deine Armuth kauf',
Giebst als Zugab' Du Dein Lieb mir d'rauf.

Wenn die Börse da nur's Handgeld wär',
Und zum Trinkgeld hundertmal noch mehr,
Und man gäb' die Welt als Zugab' noch, —
Gäb' mein Lieb ich keinem Andern doch!

6.

An eine Thräne.

Von

Alexander Petöfy.

Aus dem Ungarischen von Ladislaus Neugebauer.

Für immer, dacht' ich, hab' verwiesen
Aus meinem Aug' Dich Götterrath,
Und meine Wimper füllst Du wieder,
Des Wehes glänzender Legat!

Kaum, daß ich mich am Sonnenstrahle
Des Glückes freute wohlgemuth,
Verhüllt ihn eine Wolke wieder
Und gießt auf mich 'ne Regenfluth.

Doch nein, kein Regen, — nur 'ne Thräne,
Ein Thränentröpfchen ist's nur, ach,
Und macht vielleicht mir größ're Qualen,
Als wäre es ein ganzer Bach.

Ich hab' geweint, ach viel geweinet
Um Dich, Du hehre Liebe schon,
Und habe Dich beweint, Du meine
In Staub getretene Nation.

Doch bitterer als diese Thräne
Mir keine je im Auge stand,
Nicht die, so ich um Liebe weinte,
Nicht die ums arme Vaterland.

Die Thräne brennt wie glühend Eisen
Und wie die Flamm' der Hölle mich . . .
Gestiegen ist mir in die Nase
Der Tabaksrauch — o fürchterlich!

Reise-Erinnerungen aus Spanien.

Von

Lad. v. Hengelmüller.

Von Cartagena nach Gibraltar zu Lande — Cordoba — Fahrt über die Sierra Nevada — Granada — über die Sierra Morena nach Malaga.

Malaga, 14. November 1868.

Am 6. November 1868 waren wir nach einer siebentägigen Seereise in Cartagena an der Ostküste von Spanien gelandet und setzten uns allsogleich an die Ausführung unseres Vorhabens, die Reise nach Gibraltar zu Lande zu machen. Bei der Raschheit, womit dieser Entschluß gefaßt worden war, hatte Niemand Zeit gehabt, einen eigentlichen Reiseplan zu entwerfen. — Unser Ziel war Granada zu sehen, da es wegen der Alhambra das schönste und interessanteste in Spanien, vielleicht in Europa ist. — Unsere ursprüngliche Absicht war die Reise dahin von Cartagena auf dem directen Wege über die Sierra Alpuxarra zu machen; bei der Kürze der Zeit aber, die uns zu Gebote stand, mußten wir diesen Gedanken aufgeben und fuhren daher mit der Eisenbahn durch die Breite von beinahe ganz Spanien nach Cordoba, um von da über Antequera und Loja nach Granada zu gelangen.

Wir fuhren von Cartagena um 12 Uhr Mittags weg und sollten den nächsten Tag um 1 Uhr Nachmittags in Cordoba sein. Wir hatten in der Eile des Aufbruches das Frühstück an Bord versäumt und mußten nun den ganzen Tag Hunger leiden; denn die stolzen Spanier sind bekanntlich sehr mäßig, und auf allen Stationen, die wir passirten, und unter denen sich Städte wie Murcia befanden, bekamen wir nichts als ranzige Golatschen und Granatäpfel. Erst um 10 Uhr Abends, in der Souperstation Chinchilla, servirte man uns in Zucker und Zwiebel gekochte Rebhühner und Enten mit Zwiebeln und Oliven garnirt — ein scheußliches Gericht.

Unsere Fahrt führte uns durch die ehemaligen Königreiche Murcia und Valencia nach Neu-Castilien und Estremadura und über das kahle,

zerklüftete Hochplateau von La Mancha hinunter in die mit Olivenbäumen und Weinreben bepflanzten Ebenen Andalusiens. Wir sahen freilich nichts Anderes als die wechselnden Bilder der Landschaften, die wir passirten, und bedauerten mehr als einmal gezwungen zu sein, durch Spanien mit der Eisenbahn reisen zu müssen, eine Reiseart die so gar nicht zu dem Charakter dieses Landes paßte. Die wahre Art, wie man hier reisen muß, um die Romantik des Landes zu genießen, ist zu Pferd, oder wenn man das nicht kann, mit dem Postwagen. Aber außer dem Südosten Spaniens hat schon beinahe jeder Theil des Landes seine Bahnlinien, und kommen wird der Tag, wo es auch in Spanien keine Diligencen und keine Maulthiertreiber und keine Romanceros mehr geben wird.

Wir waren herzlich froh, als wir nach der sehr ermüdenden Fahrt in Cordoba, der alten Residenz der Ommejaden ankamen. Von der Pracht der Stadt, die in den Tagen ihres Glanzes über eine Million Einwohner gezählt haben soll, ist wenig mehr zu sehen. Heute ist Cordoba eine spanische Provinzstadt mit 50.000 Einwohnern, mit keiner anderen Merkwürdigkeit als ihre Moschee und einigen Ueberresten aus der Römerzeit. Die Straßen sind eng und schlecht gepflastert, die Häuser, wenigstens an ihrer Außenseite, schmucklos und kahl, die Stadt hat kein Theater, nur einen großen Circus zu Stiergefechten, die aber nur selten stattfinden. Schön sind die aus Bronze oder Eisen gearbeiteten Gitterthore der Häuser, durch die man gewöhnlich in einen lieblichen, mit Orangenbäumen, Pinien und Dattelpalmen bepflanzten Hof tritt, in dessen Mitte eine Fontaine Musik und Kühlung spendet. Säulen tragen die luftigen Corridors, unter deren Schatten sich's im Sommer ganz prächtig träumen und lieben lassen muß. Der maurische Charakter des Ganzen ist unverkennbar, und die gleiche Bauart wiederholt sich in allen Städten Südspaniens.

Die Großartigkeit der Moschee macht einen überwältigenden Eindruck. Sie ist ein Gewebe von Säulenhallen und Reihen, von deren enormer Größe man sich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß die Spanier in der Mitte der Moschee die Säulen ausgebrochen, das Dach ausgehoben, hier herein die Kathedrale von der Größe einer unserer Wiener Kirchen gebaut haben, daß wir aber in die Moschee eingetreten, die Kathedrale kaum sahen und immer nach dem Altar suchten; so sehr verschwindet sie in dem riesigen Ganzen. Einen merkwürdigen und interessanten Gegensatz zu dieser Moschee in Cordoba bildet wohl die Sophienkirche in Constantinopel. Dort eine der größten und herrlichsten Kirchen der Christenheit umgewandelt in eine Moschee, hier eine der größten und herrlichsten Moscheen des Islams umgewandelt in eine christliche Kathedrale.

Nachdem wir noch die Brücke über den Quadalquivir und das Eingangsthor der Stadt, beide aus der Römerzeit stammend, besichtigt und in der Stadt und dem Park spazieren gegangen waren, begaben wir uns in unsere Fonda zum Diner. Dasselbe war für Spanien recht gut und wir

blieben nach demselben noch eine gute Weile sitzen und tranken mit echtem Valdepeñas einen Toast um den Andern auf unsere Erinnerungen und Lieben in der Heimat. — Abends gingen wir dann in ein Café chantant, wo komische Gesangsscenen dargestellt wurden. Es waren recht hübsche Mädchen unter den Darstellerinnen, aber die Stücke konnte ich nicht genießen, da ich die Sprache nicht verstand, in der gespielt wurde. Sie müssen aber sehr lustig gewesen sein, denn das sehr zahlreiche Publicum amüsirte sich vortrefflich und lachte unaufhörlich. — Mir fiel hier und auch später in Granada namentlich die Lebhaftigkeit auf, mit der gespielt wurde und mit welcher das Publicum an der Vorstellung theilnahm — und dieselbe mit Rufen und Gebärden begleitete.

Des nächsten Morgens fuhren wir mit der Eisenbahn fort, kamen um 11 Uhr Vormittags in Bobadilla, der Heimat der schönen Beatrice, der Freundin Isabella's der Katholischen und nachmaligen Marquise von Moga, und um Mittag in Antequera an, wo uns schon der telegraphisch bestellte, mit fünf Maulthieren bespannte Wagen mit einem Kutscher und einem Maulthiertreiber erwartete, der uns über die Sierra Nevada nach Loja fahren sollte. — Um 2 Uhr fuhren wir fort, nachdem wir noch zu unserer unangenehmen Ueberraschung erfahren hatten, daß die Fahrt nicht, wie man uns in Cordoba gesagt hatte, fünf, sondern zehn Stunden in Anspruch nahm Wir hatten die volle Höhe der Sierra zu passiren, die Straßen waren steil und schlecht, das Wetter trübe und regnerisch, die Nacht brach früh herein, und es war empfindlich kalt. Da saßen wir sieben in einem engen stoßenden Karren eingepfercht und auf dem Bock hatte unser Kutscher zwei seiner Gevattern als blinde Passagiere mitgenommen. Die Fahrt war recht ungemüthlich; die Einen froren, die Andern ärgerten sich über das schlechte Wetter, wieder Andere über die Passagiere auf dem Bocke oder fürchteten sich vor Räubern, wegen deren Spanien überhaupt und diese Gegend insbesondere verrufen ist.

Um 8 Uhr Abends kamen wir auf halbem Wege in Archidoña, einem circa 4000 Fuß hoch gelegenen Gebirgsstädtchen an, das in den Kriegen mit den Mauren von Granada als befestigter Ort eine wichtige Rolle gespielt hat. Wir wollten ursprünglich hier nur die Thiere füttern lassen, zu Abend essen und dann sogleich weiterfahren, obgleich es in Strömen goß und die Weiterfahrt eine sehr unangenehme Aussicht war. Aber nachdem wir um das offene Kaminfeuer des großen Eingangszimmers sitzend die Behaglichkeit eines Obdaches verkostet hatten und mit der Wärme und einem ausgezeichneten Souper die Gemüthlichkeit in unsere ausgefrorenen und durchgeschüttelten Leiber wiederkehrt war, erschien uns der Contrast zwischen unserer damaligen angenehmen Lage und einer Nacht in unserem Karren so grell, daß wir uns entschlossen, die Nacht in Archidoña zu bleiben und einen Tag zur Dauer unserer Reise zuzugeben. Wir blieben daher beim Souper sitzen, tranken Valdepeñas, sangen Lieder und trieben allerhand feine und grobe Scherze mit der schönen Carmen, der Nichte unserer Wirthin,

worüber sich der junge Herr vom Hause, der seine Cousine auf Schritt und Tritt verfolgte, gar nicht erfreut zeigte. Derselbe ist der Zahnarzt des Ortes; vierschrötig und stark wie ein Bullenkalb, bildet seine Erscheinung den schärfsten Gegensatz zu den graziösen Formen der schwarzäugigen Carmen. Wenn er lachte, so widerhallten die Wände im Hause, und wenn er ins Zimmer hereingehüpft kam, so dröhnte der Fußboden. Als wir seine Mutter fragten, ob er ein geschickter Zahnarzt sei, meinte sie, es ginge schon, aber der liebe Gott müsse halt noch helfen.

Des nächsten Morgens brachen wir wieder auf. Unser Weg führte uns durch eine wunderschöne Gegend, war aber herzlich schlecht, so daß wir alle die Ueberzeugung bekamen, daß wir in der Nacht umgeworfen hätten. Wir kamen an einem Felsen vorüber, von dessen Spitze sich einmal ein Liebespaar herabgestürzt haben soll. Sie war ein edles maurisches Mädchen, er ein spanischer Ritter, den ihre Liebe aus der Gefangenschaft in Granada befreit hatte. Als sie sich von ihren Verfolgern ereilt sahen, gaben sie sich freiwillig und gemeinschäftlich den Tod. Der Fels heißt heute noch peña de los enamorados. An seinem gegen die Straße sich senkenden Abhang liegt ein Wirthshaus, aus welchem uns ein junges hübsches Mädchen mit einer großen Branntweinflasche und Gläsern entgegentrat. Trotz der Romantik unserer Umgebung erinnerte sie mich mehr an Wilhelm Meisters Philine, als an die unglückliche Heldin, von deren Schicksal dieser Berg seinen Namen trug. Sie that sehr liebenswürdig und lockend mit uns, was ihr aber von einigen unserer Herren mit unverholenem Mißtrauen gelohnt wurde. Unser Postillon aber versicherte mir, daß sie ein ganz gutes Mädchen sei, und er schien sie genau zu kennen. Leider aber muß ich hinzufügen, daß auch dieser würdige Mann sich nur eines geringen Grades von Achtung und Vertrauen bei meinen Reisegefährten zu erfreuen hatte. Er hatte bei den päpstlichen Zuaven gegen Garibaldi gedient, aber mit seinem Capitän einige Mißhelligkeiten gehabt, welche mit fünfundzwanzig Stockstreichen eine einseitige Beilegung fanden. Infolge dessen war sein Eifer für die Kirche erkaltet, und als er uns führte, war er ein Republikaner und plaidirte namentlich für die Aufhebung der Mönchsorden.

Mittags gelangten wir in Loja, dem Geburtsorte des Marschalls Narvaez an. Die Gegend ist hier paradiesisch schön, die Stadt freundlich und ein arabisches Castell krönt den Berg, an dessen Fuße sie liegt. Es war gerade Markttag, als wir ankamen, und die Plätze und Straßen von Loja außerordentlich belebt. Die bunten Geschirre der vielen Pferde und Maulthiere, auf und mit denen ihre Besitzer in die Stadt hereingekommen waren, die malerischen Trachten der Spanier, in deren Anzügen „Braun und Roth“ am meisten hervorstachen, der reiche Schmuck in dem Haar und am Busen ihrer Frauen und Töchter, Alles zusammen bot ein farbenreiches, kräftiges Bild. Was mir besonders auffiel, war die große Aehnlichkeit aller Physiognomien. Aber es geht immer so in einem fremden Lande, wo dem

Ankömmling ein neuer, entschieden ausgeprägter Volkstypus entgegentritt. Was er zuerst faßt, ist das Neue, von dem ihm Gewohnten und Bekannten Verschiedene. Dies sind meist einige wenige hervorstechende Züge und Formen, die sich in allen Erscheinungen des neuen Landes gleichförmig wiederfinden und durch die gleichen Trachten und Sitten noch gehoben werden. Bei einem längeren Aufenthalte kommt dann die Beobachtung des Details, und der erste schlagende Eindruck der großen Aehnlichkeit aller Menschen untereinander schwindet beinahe vollkommen. Wenigstens ist es mir immer so gegangen.

Wir dinirten in der fonda de los angelos, wo uns eine kugelrunde, sehr zuvorkommende und freundliche Wirthin mit ihrem besten Weine und dem süßesten Lächeln bediente, und fuhren dann mit der Eisenbahn weiter nach Granada, wo wir um 7 Uhr Abends ankamen und gerade noch Zeit hatten, in das Theater zu gehen, um die Señora Juaña Fernandez einen Cancan mit vollendeter Verve und Ausgelassenheit tanzen zu sehen.

Donnerstag 12. November gehörte der Besichtigung Granadas, d. i. der Alhambra de Cartoja, des Generalife und der Cathedrale. Man verlange nicht, daß ich eine bädekerartige Beschreibung des Gesehenen mache, ich kann Jedermann nur rathen, zusammenzupacken, aufzusitzen und herzufahren. Meine Feder ist zu dieser Schilderung zu schwach. Nichts was ich gesehen, nicht Paris mit all seinen Schätzen und Reichthümern, nicht Venedig mit all seiner Schönheit und Poesie hat auf mich den Eindruck gemacht, wie die Alhambra von Granada. Alle Märchen der Tausend und Einen Nacht werden hier lebendig und alle Sagen von der Pracht orientalischer Fürsten stehen hier greifbar und verkörpert vor dir. Leicht und luftig ist das Ganze, doch von unbeschreiblichem Reichthum und Pracht. Marmor und Gold und phantastisches Schnitzwerk blenden dein Auge, und man träumt sich zurück in die Zeiten, da diese Hallen und Höfe lebendig waren. Hier sind die Gärten, wo die Sultanen gewandelt, hier die Gemächer in Marmor und Gold, in denen sie gewohnt, hier die Orangen- und Myrtenbäume, unter deren Schatten sie gebadet — und aus diesem Bogenfenster zwischen den Säulen des Corridors sah der Herrscher aller dieser Schönheit und Pracht auf sein Eigenthum hinab und weidete sein lüsternes Auge an all dem Glanze, der ihn umgab. Und so weit sein Auge sah von jenem hohen Thurm in die lachende Vega von Granada, die der Xenil durchströmt, an dessen Ufern Orangen, Feigen und Palmen wachsen und die der Mulai Assim überragt, dessen Gipfel vom ewigen Schnee und Eis bedeckt ist, war er der Herr über dieses Land, das schönste in Europa. Und von diesem selben Thurm sah die stolze Sultane Aya la Horra oftmals angsterfüllt hinaus in die Ebene, als vor den Mauern von Granada die spanischen Fähnlein flatterten und der Kreis enger und enger wurde, den die Belagerer um die unglückliche Stadt zogen. Am 2. Jänner 1492 capitulirte das schöne Granada; der edle Graf von Fendilla bestieg diesen Thurm und die Fahne von Castilien schwenkend, rief er hinab in die Ebene: „Granada, Granada für die erhabenen Könige von Castilien Don Fernando

und Doña Isabel!" Da war es dann aus mit dem üppigen Leben in Granada und ein bigottes, dunkles Regiment zog ein und brachte die Stadt glücklich auf den Hund, und heute erzählen nur noch die Ruinen von der Pracht vergangener Tage.

Von Granada fuhren wir den 13. Morgens mit der Bahn nach Loja zurück und von da mit der Diligence nach Malaga. Diese Fahrt dauert zehn Stunden und führt über die höchsten Gipfel der Sierra Morena. Unser Wagen war mit acht Maulthieren bespannt; auf dem sattligen im Vorderpaare saß der Postillon mit seinem Horn. Außerdem hatten wir noch einen Kutscher und einen Maulthiertreiber — das ganze Fuhrwerk ist sehr originell. Von den Maulthieren hatte jedes seinen eigenen Namen, der Kutscher sprach fortwährend bald mit dem einen, bald mit dem andern, der Murharho prügelte die Thiere und der Postillon blies auf seinem Horn oder sang irgend ein Räuberlied. Ebenso originell sind die in braune oder rothe Mäntel gehüllten Gestalten, denen man auf der Straße begegnet und von denen einmal Jemand fand, daß sie sehr unheimlich aussehen, da man nie wissen könne, was unter diesen Mänteln verborgen sei. Der Wagen war eine alte Kalesche mit vier Sitzen drinnen und dreien auf der Außenseite. Die Gegend ist großartig schön, und malerisch sind die stets wechselnden Formen der kahlen, braunen Bergrücken und Gipfel. Auf der Höhe der Sierra gibt es fast keine Vegetation, je weiter man aber in die Ebene von Malaga hinabsteigt, desto lieblicher wird die Gegend, Olivenbäume ragen aus Weingärten hervor und die blaue See im Hintergrunde umgränzt das freundliche Bild.

Der geneigte Leser wird sich vielleicht wundern, daß ich bisher kein Wort über den in diesem Lande eben ausgebrochenen Bürgerkrieg und die politischen Verhältnisse gesagt habe. Aufrichtig gestanden, habe ich mich um dieselben auch nicht im Mindesten gekümmert, und das Einzige, was mich daran erinnerte, waren die in den Schaufenstern der Gewölbe überall ausgestellten obscönen Caricaturen der Königin Isabella, die mehr noch gegen das Weib als gegen die Königin gerichtet waren. Aber in einem Lande wie Spanien, dessen Vergangenheit so groß und dessen Gegenwart so klein ist, wo die Großartigkeit der Natur und die Schönheit der Kunst Geist und Phantasie gleicherweise fesseln, wendet man sich mehr als je von den kleinen und vergänglichen Dingen des Tages, und wäre es selbst die Vertreibung einer Königin, der Betrachtung dessen, was bleibend und herrlich ist, zu, umsomehr wenn man, wie ich durch meine gegenwärtigen Verhältnisse, dem Interesse an den Händeln der europäischen Politik entfremdet wird.

Die Alhambra.

In See, 5. December 1868.

Einen die Stadt überragenden Hügel hinan, durch Parkanlagen, welche der Herzog von Wellington anlegen ließ, führt der Weg zu den

Ruinen der Alhambra. Ein breiter, viereckiger, im maurischen Style erbauter Thurm bildet den Eingang. Er heißt das Thor der Gerechtigkeit. Ober dem Thore, eingegraben in die Mauer des Thurmes, ist eine gigantische Hand und unter derselben ein Schlüssel von gleicher Größe. Der Erbauer der Alhambra war ein mächtiger Magier, und er legte einen Zauber auf seinen Bau. Stehen sollte der Palast und dauern sein Ruhm und Glanz. An dem Tage aber, da diese Hand sich regt, den Schlüssel ergreift, ist der Zauber gebrochen und Thor und Thurm und Palast wird einstürzen.

Noch steht das Thor der Gerechtigkeit und noch liegt ein Zauber selbst über den Ruinen der Alhambra. Weder die Alles erweichende Zeit noch die Zerstörungen der erobernden Spanier haben ihn von ihr nehmen können. —

Ich weiß jetzt nicht genau, in welchem Jahrhunderte die Alhambra gebaut wurde, es muß dies aber beiläufig im 13. Jahrhunderte gewesen sein, da nach dem Berge des Ommejaden-Reiches in Spanien das Chalifat in verschiedene kleine Reiche zerfiel, deren Centren Granada, Sevilla und Malaga waren. — So lange die Abderrahman's und Alhakem's in Cordoba herrschten, vereinigte sich alle Kunst und alle Pracht des Reiches dort an dem Ufer des Quadalquivir, wo die Azzähra stand, der Zauberpalast, den Abderrahman III. seiner Favorit-Sultanin erbauen ließ. — Von der Azzähra steht heute kein Stein mehr, aber ein Vergleich der Moschee von Cordoba mit der Alhambra von Granada lehrt, daß die Kunst und der vollendete Geschmack bei den Mauren die Zeit ihrer politischen Größe überdauerte, ja daß die Blüthezeit der Ersteren in eine Epoche fiel, da die Letztere schon ihrem Verfalle entgegenging.

Der Haupttheil der Alhambra, der sogenannte Winterpalast, steht heute nicht mehr. Er wurde zusammengerissen und Carl V. ließ hier einen neuen Palast bauen, um der Welt zu beweisen, daß die christliche Kunst die maurische ebenso übertreffe, als es die christlichen Waffen gethan hatten. Der Palast Carl's V. wurde nie fertig gebaut und steht heute da ein riesiger Torso, ungedeckt, verfallend, ohne jemals vollendet gewesen zu sein.

Durch eine unscheinbare Thür, welche in eine große Mauer gebrochen war, führte uns unser Führer mit Einemmal in den Myrtenhof der Alhambra. Geblendet blickten unsere Augen bald in das große klare Bassin des Hofes, in welchem sich Orangenbäume und Myrten spiegelten, bald auf die Pracht der Kuppeln, Wände und Säulen um uns her. In bunten Farben schimmerten die Kuppeln und Dächer, herrliche Farben lachten uns von den gewölbten Wänden entgegen, welche von schlanken edlen Säulen getragen wurden, und in Mosaik glänzte der Fußboden der Gänge. Man hat erst in der neuesten Zeit angefangen, die weiße Tünche von dem bunten Farbenschmuck der Wände abzuputzen, mit welcher die Bigotterie oder die Geschmacklosigkeit der Spanier unter Carl V. sie hier wie in der großen Moschee zu Cordoba überkalkt hatte.

Wir wandelten dann Stiegen auf und ab durch Hallen und Höfe, Säulengänge und Zimmer, einer meiner Begleiter entzifferte uns manche arabische Inschrift an den Wänden, und unsere Phantasie versetzte uns zurück in die Zeiten, da noch mächtige Herrscher und schöne Sultanen hier wandelten. Wir kamen durch die prachtvolle Halle, wo die maurischen Könige die fremden Gesandten zu empfangen pflegten, in die lieblichen Zimmer der Sultane Lindaraja, die uns eine Aussicht in das Thal zu unseren Füßen gewährten, und betraten die Halle der Aberrecayen, wo der grimme Boabolil an einem Tage 36 aus den edelsten Geschlechtern der Mauren enthaupten ließ. Damit seine Rache als Gatte und König sicher gehe, ließ er alle erschlagen. Noch zeigt man die Spuren des vergossenen Blutes auf dem marmornen Fußboden; wenigstens zeigte sie uns unser Führer, der uns mit vielem Behagen und Ausführlichkeit die grausame Geschichte erzählte. In Wirklichkeit wird es wohl nicht so schlimm gewesen sein, auch paßt die ganze Sache nicht zu dem historischen Charakter des schwankenden, schwachmüthigen Boabolil. Wir verweilten lange in dem märchenhaft schönen Löwenhofe, dem schönsten der ganzen Alhambra, wo manche liebliche Sultane die mondscheinbeschienenen Nächte verträumt und dem Spiele der Fontainen aus dem Munde marmorner Löwen zugesehen haben mag, besuchten die üppigen Bäder mit den marmornen Wasserbecken für den König und die Königin und bestiegen dann den Thurm von Gomeres, von wo wir die Aussicht über die ganze Vega von Granada bis an die schneebedeckten Gipfel von Sierra Nevada genossen. Jedes Stück Erde in diesem Thale ist der Geschichte, jeder Stein an diesem Palaste der Romantik geweiht. Mit welchen Gefühlen müssen Ferdinand und Isabella hier gestanden haben, als sie den letzten Sieg über Boabolil errungen und die Mauren nach 700jähriger Herrschaft hinausgetrieben hatten aus Spanien zurück nach Afrika, von wo sie gekommen. Sie standen damals beide auf der Mittagshöhe ihres Alters und ihres Ruhmes.

Hier in der Halle der Gerechtigkeit, aus deren offenen Säulenbögen das Auge in den Löwenhof hinausblickt, wurde nach der Eroberung von Granada im Beisein des Königs Ferdinand und der Königin Isabella die Dankmesse gefeiert. Die Geschichte hat uns die Namen und Thaten aller Acteurs und Zuschauer dieses glänzenden Schauspiels aufbewahrt, das mir an jener Stelle lebhaft vor die Seele trat. Der am Altar die Messe feiert, ist Don Pedro Gonzales de Mendoza, Cardinal-Erzbischof von Toledo und Groß-Admiral von Castilien, der vertraute Freund und Rathgeber der Königin, wegen seines unbeschränkten Einflusses auf sie und ihren Gemahl auch der dritte König genannt. Zahlreich und glänzend ist die Geistlichkeit, die ihn am Altar bedient. Der feingeschnittene Kopf da unter ihnen gehört dem Ximenes de Cisneros, dem nachmaligen Richelieu Spaniens. Zunächst dem Altare auf sammtenen Kissen knien der schlane Ferdinand und die fromme Isabella. Erreicht ist das Ziel ihres Lebens und getilgt die Schmach Spaniens. Hinter den Königen, Halle und Hof füllend, ist ein prächtiger Kreis

von Rittern und Damen. Alle die stolzesten Namen Spaniens sind hier. Da ist Gonzales de Cordoba, der Eroberer von Neapel, berühmt in der Geschichte als der große Feldherr, und neben ihm im glänzenden Waffenschmuck sein Bruder Don Alonso de Aquilar. Ihm gegenüber sein Freund und Waffengenosse Don Rodrigo Ponce de Leon Marquis von Cadix, Spaniens beste Lanze. Im freundlichen Gespräch mit ihm steht der frühere Erbfeind seines Hauses Enrique de Guzman Herzog von Medina-Sidonia. Vergessen ist der alte Zwist, der heutige Tag soll nur einträchtigen Jubel schauen unter den spanischen Rittern. Der dort mit dem dunklen Barte und den buschigen Brauen ist Don Pedro de Granada, vormals Cidi Yahr Alnazar Aben Zelim, der Schwager und Neffe des vertriebenen Königs Boabolil. Er hat seinen Frieden gemacht mit den Feinden seines Stammes, hat ihren Glauben angenommen und zählt jetzt zu den Ersten am castilischen Hofe. Da sind die Herzoge von Medina-Celi und Infantado von Escalona und Aloa, der Graf von Cabra und von Fendilla, die berühmten und glänzenden Ritterschaften von S. Jago, Alcantara und Calatrava mit den rothen und grünen Kreuzen und der Pilgermuschel auf ihren weißen Mänteln. Da sind noch viele schöne Frauen und berühmte und unberühmte Namen; aber dort im Hintergrunde, bescheiden durch eine Säule verborgen, steht Einer, dessen Name den Ruhm all dieser stolzen Könige, Feldherren und Krieger weit überstrahlen sollte. Noch ist er ungekannt und sein einfacher Aufzug sticht ab von der Pracht rings um ihn her. Sechs Jahre schon zieht Christofero Colon durch Versprechungen hingehalten im Gefolge der Königin. Der heutige Tag, ein Freudentag für ganz Spanien, sollte auch ihm die Erfüllung seiner Wünsche und die Gewährung der Mittel zur Ausführung seiner Pläne bringen.

Während Freude herrscht unter den Spaniern und sie ihre Dankgebete zum Himmel richten, zieht der enttrohnte König Boabolil el Zogogbi, nur von seiner Gemahlin Zorayde, seiner Mutter und einer Handvoll Getreuer begleitet, fort aus der Heimath seiner Väter den bittern Weg der Verbannung. Langsam reitet er die Berge der Sierra Nevada hinan. Als er zu einer Bergspitze gelangt war, wo der Weg sich biegt und man den letzten Ausblick über Granada genießt, wandte er sich um. Da überwältigten ihn seine Leiden und Seufzer entrangen sich seiner Brust, Thränen entquollen seinen Augen. Auch dieser Trost sollte ihm nicht gewährt sein. „Wohl ziemt es Dir zu weinen um den Verlust Deiner Krone wie ein Weib, die Du nicht zu vertheidigen wußtest wie ein Mann.“ So schmähte ihn mit bitteren Worten die Sultane Aja la Horra, d. i. die Keusche. Die Bergspitze aber heißt heute noch el ultimo sospiro del moro.

Und noch heute heben Seufzer die Brust, füllen Thränen die Augen des Mauren, wenn er von Boabolil und Granada spricht. Was ist aus ihr geworden, dieser Säule des Islams? Verwelkt ist ihre Schönheit und ver-

dorrt ihre Kraft. Todt sind ihre Helden und Könige und elend leben ihre Enkel in den baumlosen Ebenen von Marokko und Algier. Nichts ist ihnen geblieben von der Größe ihrer Väter als die Erinnerung; wohl mag der Maure die Worte des englischen Dichters aussprechen:

„Granada

Where are thy men of might, thy grand in foul
Gone — glimmering through the dream of things that were
First in the race that led to glory's goal
They won and paffed away — is this the whole?
A fchoolboy's tale the wonder of an hour
The warriore's creapon and the fophift's ftole
Are fought in vain and ò er each mouldering tawer
Dem with the mift of years — gray flits the fhade of power."

Gibraltar — Tanger.

Am 15. November sind wir von unserer Landreise in Gibraltar eingetroffen, wo wir unsere beiden Schiffe vor Anker liegend fanden, von denen die „Donau" von Almeria, und die „Friedrich" von Algier angekommen war.

Während unseres Aufenthaltes in Gibraltar regnete es daselbst unaufhörlich, so daß wir nicht viele Partien in die berühmten Umgebungen auf dem gegenüber liegenden Festlande machen konnten. Dabei war es aber warm, wie auch überall auf unserer Reise in Spanien, wo ich auch immer nur einfache Sommertoilette trug. Mir lag an dem regnerischen Wetter, das unsere Partien vereitelte, nicht so viel daran, denn ich war noch sehensmüde von Spanien her, und dann hatte ich auch sehr viel zu thun mit meinen Einkäufen. Es galt sich auszurüsten für eine 7-—9wöchentliche Seereise, und das Leben am Bord S. M. Fregatte um etwas angenehmer und heiterer zu machen. Kaufen war denn auch meine Hauptbeschäftigung in Gibraltar, und Kisten von Sherry und Claret, von Porter und Ale, englischem Theegebäck, Weintrauben, Orangen und allen aufbewahrungsfähigen Lebensmitteln wanderten in meine Cabine und das Gold dafür in die Hände englischer und spanischer Händler.

Ein so kleiner Ort Gibraltar ist, so bekommt man daselbst doch Alles in viel größerer und besserer Auswahl zu kaufen, als in der stolzesten Stadt Spaniens. Es ist unglaublich, wie Spanien in Allem, was den Comfort des täglichen Lebens betrifft, in Reiseeinrichtungen, Hotels, Magazinen rc. zurück ist. Auch ist Gibraltar in Allem, was die städtische Administration betrifft, besser und reinlicher gehalten, als alle die spanischen Städte, die wir sahen; die Straßen sind besser gepflastert, besser beleuchtet, die Landungsmittel sind bequemer und sicherer u. s. w. In dieser Beziehung würde Gibraltar gewiß verlieren, wenn es an Spanien zurückkäme; aber es macht

mir doch einen wehmüthigen Eindruck, diesen berühmten Punkt in fremden Händen zu sehen und die Größe der Schmach zu ermessen, die für die edle und stolze spanische Nation in dem Umstande liegt, daß sie schon seit 160 Jahren in einem Theil ihres Landes die Herrschaft einer fremden Macht dulden mußte. Was ist aus Spanien geworden? wie lange ist es, daß der spanische Name der erste war von Europa? und jetzt?

Es heißt zwar jetzt, daß man in England daran denke, Gibraltar freiwillig an Spanien zurückzugeben, da es bei den veränderten Verhältnissen der Kriegführung zur See seine Bedeutung als Seefestung, welche die Vereinigung der beiden französischen Flotten aus dem Mittelmeere und dem Ocean verhindern konnte, verloren habe. Mir scheint es nicht recht glaublich, obgleich die Erhaltung von Gibraltar England jährlich eine enorme Summe Geldes kostet. Allein man gibt nicht auf, was man leicht behaupten kann, und mit Gewalt dürfte Gibraltar schwerlich jemals entrissen werden. Gibraltar ist ein steiler, in die See hinausragender Felsen, von der Landseite absolut unzugänglich, da der Fels, an dessen Fuße gegen das Meer die Stadt liegt, an der Landseite senkrecht abfällt. Gegen eine Landung wird es durch die Festungswerke, welche in den Felsen eingegraben sind, und wohin sich die ganze Garnison zurückziehen kann, sowie durch den strengen Dienst geschützt. Der Dienst geschieht in Gibraltar als wie in einer Festung im Kriege; täglich um 6 Uhr Abends werden die Thore der Stadt geschlossen, und ohne besondern Passierschein darf Niemand mehr durch.

Das tonangebende Element in der Bevölkerung Gibraltars ist das militärische. Auf den Soireen des Gouverneurs dominirte die rothe Uniform der englischen Officiere. Es liegen mehrere Regimenter in Gibraltar, und die Geselligkeit ist groß, da die meisten Officiere verheiratet sind. Ueberdies vertreiben sie sich die Langeweile des Garnisonslebens durch den Sport und arrangiren häufige Fuchsjagden auf dem gegenüber liegenden Algesiras.

Die Bevölkerung selbst ist ein Gemisch englischen, spanischen und maurischen Blutes, bestehend aus ship chandlers shopkeepers, Lootsen, Bootsleuten u. s. w. Uebrigens sind auch mehrere große englische und spanische Handelshäuser hier, da ein sehr bedeutender Verkehr mit dem gegenüberliegenden Marokko stattfindet.

Freitag 21. Abends war ich noch auf einem Rout in einem englischen Hause und Samstag Morgens, als ich nach einem längeren Schlafe auf Deck kam, lagen wir vor Tanger in Marokko vor Anker. Drei Stunden dauert die Ueberfahrt von Gibraltar nach Tanger, und welch ein Unterschied von Welttheilen und Jahrhunderten ist zwischen beiden.

Tanger, vor Kurzem noch der Sitz der gefürchteten Riffpiraten, ist der Hauptstapelplatz für den ganzen Handel von Marokko und ein schmutziges, stinkendes Nest von 9 — 10.000 Einwohnern. Die Straßen sind eng und schlecht gepflastert und aller Schmutz unseres geruchbekannten Wienflusses

in seiner früheren Gestalt ist nur wie eine schalkhafte Anspielung auf den Unrath, der hier aufgehäuft liegt. Das Einzige, worüber ich mich fortwährend wunderte, ist, daß hier nicht immer die Cholera herrsche oder daß sie, einmal ausgebrochen, irgend Jemanden verschone. Trotzdem wohnen Europäer hier, Consuln und Kaufleute. Sie wohnen auch recht hübsch, denn die Häuser sind dieselben wie in Südspanien, mit schönen Höfen, kühlenden Fontainen und luftigen Corridors. Wäre die Bevölkerung nicht gar so ein Gesindel, so ließe sich aus dem Orte schon etwas machen, da Tanger unter einem ewig heiteren Himmel, am Meere und am Fuße der letzten Ausläufer der Atlaskette liegt und so alle Bedingungen für eine gesunde und angenehme Lage vereinigt. Aber die Bevölkerung ist in Indolenz und Elend versunken, wie längs der ganzen Küste von Nordafrika, die doch einst der Sitz mächtiger und blühender Reiche war.

Einen zahlreichen Theil der Bevölkerung bilden die Juden, die hier gerade so aussehen, wie bei uns. Man könnte wirklich meinen, in der Königsgasse in Pest spazieren zu gehen, wenn man diese schmutzigen Gassen durchwandert und aus den Hausthoren und Kramläden gierig blickende Juden und hochbusige Jüdinnen herausgaffen sieht. Doch tragen die Juden hier nicht das ungarische Costüm, sondern die Männer verschieden gefärbte lange Schlafröcke und Pantoffeln, die Frauen aber eine maurische Kleidung, reich mit Bändern und Spangen behangen. Sie thaten sehr neugierig uns zu sehen, während die Araberinnen bei unserem Nahen den dichten Schleier nur noch fester zusammenzogen, damit kein fremdes Auge das selbst vor dem Stammesgenossen verborgene Antlitz erblicke. Auf den ersten Blick unterscheidet man den Araber an seinem stolzen Gange und seiner würdevollen Haltung von dem Juden, der hier mehr als irgendwo den Stempel jahrhundertelanger Unterdrückung trägt.

Gestern machte ich einen Ausflug zu Pferde in die Umgebungen von Tanger. Wir hatten mit Noth und Mühe vier Pferde aufgetrieben, von denen eines schlechter war als das andere. Eines trug einen ungarischen Sattel und Zaum, das andere einen maurischen Reisesattel, weich und bequem wie ein Canapé und ein drittes hatte als Sattel gar nur ein mit einem rothen Tuche umwickeltes Brett aufgelegt bekommen, und als Zügel diente ein Strick. Wir loosten um die Pferde und ritten dann, von unserem Führer Achmed, einem Mauren, der sieben Jahre als Turco in der französischen Armee gedient hatte, begleitet, fort auf elenden Wegen, über Stock und Stein, durch Fluß und Morast, Berg auf und ab. Wir ritten zuerst auf einen Berg an der Küste und dann landeinwärts durch ein arabisches Dorf, mit welchem verglichen das kleinste österreichische Dorf eine Stadt von Palästen ist, in ein Thal, welches von einem Flusse durchströmt wird; Palmen, Cactus und Eichengestrüppe bilden die Vegetation, im Ganzen sah aber die Gegend so aus, wie auf den Bildern der „Fliegenden Blätter“ zu dem Gedichte: „Den Elephanten sieht man da spazieren gehn in Afrika.“

Wir waren inzwischen sehr hungrig geworden und schickten unseren Führer in die Stadt um Lebensmittel. Es dauerte eine Stunde, bis Achmed wiederkam und harte Eier, Brod, Salz, Käse und Malagawein mitbrachte. Arabische Kinder von fünf bis sechs Jahren aus dem benachbarten Dorfe waren zu uns gekommen und hatten uns Orangen geschenkt, so viel die armen Kleinen nur besaßen; wir beschenkten sie dafür mit spanischem Silber. Wir frühstückten wie Griechengötter und ritten dann weiter auf die große Heerstraße des Reiches hinauf, die nach Fez führt, und wo wir vielen Karawanen auf Kameelen und Mauleseln begegneten.

Der Handel von Marokko ist nicht unbedeutend, den Hauptexportartikel bilden die Orangen, die hier die besten in der Welt sind und in enormen Quantitäten nach England versendet werden. Auch für unsere Erzeugnisse wäre Marokko ein lohnendes Absatzgebiet und Kurzwaaren, Zündhölzer, Manufacturen, namentlich aber rothe Fez wandern jetzt schon in großen Mengen aus Oesterreich nach Marokko.

Aus Petrarca's Sonetten an Laura.

Aus dem Italienischen.

Von

A. Boczek.

1.

Ist's Liebe nicht, was fühl' ich in mir leben?
Ist's Liebe doch, wer kann das Räthsel deuten?
Ist sie ein Glück, wie kann sie Schmerz bereiten,
Ist sie nur Pein, woher dies Wonnebeben?

Ist's freie Wahl, wozu mein Widerstreben,
Des Herzens wildbewegtes Streiten?
O Tod voll Leben, Lust voll Bitterkeiten!
Bin machtlos ich in deine Hand gegeben?

Nicht find' ich Antwort auf die bangen Fragen,
Nicht weiß ich, was ich selber will, zu sagen:
Der Sommer bringt mir Frost, der Winter Gluthen.

Und steuerlos, mit meiner Zweifel Schwere
Treib' ich vom Sturm erfaßt, auf offnem Meere
Im schwachen Kahn, ein Spiel der wilden Fluthen.

2.

Ihr glüh'nden Seufzer, geht zum kalten Herzen,
Sprengt seiner Rinde Eis, daß es erwarme;
Vielleicht — o daß ein Gott sich mein erbarme —
Wird Tod mir oder Linderung der Schmerzen.

Geht hin, Gedanken traut! mit süßen Scherzen
Versucht zu lösen mich von schwerem Harme;
Umsonst! verlöschen sieht zugleich der Arme
Des Zweifels Irrlicht wie der Hoffnung Kerzen.

Ihr könnt so viel, doch nie genug ihr sagen,
Wie ich so traurig bin und tief bekümmert,
Indeß im hellsten Glanz ihr Dasein schimmert;

Geht immerhin; bringt Liebe mir getragen
Und täuschen mich nicht meiner Sonne Zeichen,
Wird Euer Fleh'n den harten Sinn erweichen.

3.

Zu welcher Himmelshöhe muß man steigen,
Wo ist das Urbild, dem entlohnt die Holde
So vielen Reiz in solcher Anmuth Solde?
Wollt' ihre Macht Natur den Menschen zeigen?

Wann lösten je am Quell, in Waldesschweigen
Die Nymphen Haare von so reinem Golde?
Wer eint so reicher Tugend Blüthendolde,
Ist gleich die Schuld an meinem Tod ihr eigen.

Was Engelsschönheit, Niemand hats gefunden,
Der nicht entzückt ihr Auge hat geschaut,
D'rin eines ganzen Himmels Tiefe blaut.

Wie Liebe heilt und schlägt so tiefe Wunden,
Weiß der allein, der ihres Athems Fächeln
Gefühlt, der sich gesonnt in ihrem Lächeln.

4.

Verweile doch, du kleiner Gott der Liebe!
Zu schau'n das Engelsantlitz meiner Süßen,
Daß tausendfältge Reize sich erschließen,
Daß selbst an Dir sie ihren Zauber übe.

Die Holde, Quell und Ziel zugleich der Triebe,
Die leicht dahin schwebt auf den zarten Füßen,
In Prunkgewändern, die sie weich umfließen,
Die schön noch wär', wenn ungeschmückt sie bliebe.

Das frische Gras, der Blumenflor, der reiche,
Dort unter jener altersgrauen Eiche,
Sie schau'n nach ihr nur aus, entzückt, besorgt.

Es spiegelt sich der Himmel wonnetrunken
In ihrem Aug' und streut rings goldne Funken
Des Glanzes, den er stolz von ihr geborgt.

5.

Durch unwegsamen Wald allein zu irren,
Ich wag es kühn, bin oft den Weg gezogen;
Mir drohen Pfeile nur, die von dem Bogen
Der schönen Augen in das Herz mir schwirren.

Ich gehe singend (ist es Liebesgirren?)
Und glaube sie zu sehn, der ich gewogen,
Die schlanke Fichte nur hat mich betrogen!
So kann die Liebe nur den Sinn verwirren.

Ich glaube sie zu sehn im Laub, im düstern,
Zu hören sie, wenn Wellen rauschen, flüstern,
Der Gießbach schäumend tobt durch grüne Wildniß.

Du Waldeseinsamkeit mit deinen Schauern
Ich liebe Dich, doch faßt mich tiefes Trauern,
So lang hältst Du mir fern ihr holdes Bildniß.

Gedichte.

Von

Margarethe Halm.

1.

Oesterreich's Name.

Wie schön Dein Name ist, o Vaterland!
Glüht nicht im Osten auf die Morgenröthe?
Als ob das Licht Dir seinen Namen böte!
Es ziehe Licht durch Deiner Länder Band!

O Land der Morgenröthe, Vaterland,
Das nach dem Kampf mit Geistesnacht erstehen
Und das empor sich ringen muß aus Wehen —
Dich führt zum Licht hinauf die Bruderhand!

Du Reich im Morgenroth, mein herrlich Land,
Nicht Oesterreich sollst Du in Zukunft heißen.
Ein Osterreich soll sich dem Bann entreißen,
Zur Osterfeier zieh' mein Vaterland!

2.

Himmelsschlüssel.

Süßes Knäblein ging in's Freie
Voll der reinen Frühlingsfreude,
Staunend über's ewig neue
Auferstehn'n im Blumenkleide.

Pflückte jubelnd viele Blüten:
„Mütterchen wird sie im Glase
„Zart und liebend pflegen, hüten,
„Blümlein aus dem feuchten Grase."

Brachte viele kleine Sträußchen,
Lichte Kelche so wie Sterne,
Trug sie in sein Heimathäuschen,
Himmelsboten aus der Ferne.

„Himmelsschlüssel sollst Du sehen,
„Mutter, Himmelsschlüssel blühen;
„Engel sie herniederwehen,
„Golden sie im Gras erglühen!"

„„Himmelsschlüssel ist die Liebe"",
Spricht die Mutter, die entzückte:
„„Himmelsboten, heil'ge Triebe
„„Ich in Deinem Sinn erblickte.""

„„Thau des Segens will ich gießen
„„Auf die Blumen Deines Strebens,
„„Und Dein Herz, es wird erschließen
„„Dir die Himmel dieses Lebens.""

3.

Vor dem Altar der Literatur.

Ich steh' an des Tempels Schwelle
In Andacht hingeneigt;
Mir hat eines Lichtstrom's Welle
Den Weg dahin gezeigt.

Doch nicht mit dem Lorbeer, dem starren,
Krönt mir mein Dichterhaupt;
O laßt mich in Liebe verharren,
Weil ich an Liebe geglaubt.

Ihr sollt mich mit Rosen krönen
Im strahlenden Frühlingslicht!
Ich möchte die Menschheit versöhnen —
Mich schrecken die Dornen nicht!

Gedichte.

Von

Dr. Anton Schloßar.

An Josefine.

1.

Durchs Land der Schönheit schreitest du.

Durchs Land der Schönheit schreitest du,
Ein holdes Engelsbildniß,
Und wo du hinblickst, senkt die Ruh'
Sich auf des Lebens Wildniß.
Du streckst die Hand, die milde, aus
Und bannst dann allerwärts
Des Sturmes toll und wild Gebraus
Und Stille wird fürs Herz.

Durchs Land der Schönheit schreitest du,
Und deine Blicke leuchten,
Geblendet schließt mein Aug' sich zu,
Bevor sie's noch erreichten.
Es zieht wie Himmelsruhe mir
Ins Innere tief hinein,
Und meinen Frieden dank' ich dir,
Ja dir, nur dir allein.

2.

Denkst du an jene Stunde?

Denkst du an jene Stunde
Im Abenddämmerschein,
Wir standen Mund an Munde,
Wir blickten ins Land hinein.

Und drüben aus dem Dunkeln
Als letzten Tagesgruß
Sah man's noch golden funkeln
Und blinken im fernen Fluß.

Und wie dort Alles duftig
Und wie's so stille lag,
Und hier auf der Höhe wie luftig,
Der letzte Schimmer vom Tag.

Es senkte sich leise, leise
Ein dunkler Schleier dann
Auf die Natur und die Herzen,
Mein Liebchen, denkst du daran?

3.

Du gabst den Glauben an die Menschheit mir.

Es lag die Welt vor mir, ein öder Garten,
Aus dem die Rosen alle weggepflückt,
Ich durfte keine, keine draus erwarten
Und keinen Stern für mich hab' ich erblickt.

Da nahtest du — mit frischem, warmem Leben,
Den schönsten Strauß erhielt ich dann von dir,
Dann hattest du mich schnell mir selbst gegeben,
Du gabst den Glauben an die Menschheit mir.

Was eitler Thoren Wahn an mir verlachte,
Es waren Ideale, süß und hold,
Ich dachte wohl: o, wie ich Euch verachte!
Doch viele Schlacken trüben auch das Gold,
Nur einmal wagte ich den Blick zu heben,
Und er sah dich, dem Himmel Dank dafür,
Du hattest wieder mich mir selbst gegeben,
Du gabst den Glauben an die Menschheit mir.

Es hat gar oftmal mir ins Herz geschnitten
Und mir entquoll das purpurrothe Blut,
Ich habe viel, unendlich viel gelitten
Und immer wieder war's die Menschenbrut,
O, wie sie oft das allerreinste Streben
Verspottet und mit Hohn verlästert hier,
Du hattest wieder mich mir selbst gegeben,
Du gabst den Glauben an die Menschheit mir.

In meine Seele war's wie Scheu gezogen,
Die Welt erschien mir fremd so ganz und gar,
Ich sah von allen Seiten mich betrogen,
Und wenn ich selbst auch noch so treu und wahr,
So lebte ich denn fort ein Traumesleben,
Daß ich erwacht', ich dank' es dir, nur dir,
Du hast ja wieder mich mir selbst gegeben,
Du gabst den Glauben an die Menschheit mir.

O besten Dank für deine Wundergabe,
Für jedes Lächeln und für jeden Kuß,
So hab' ich nun die allerbeste Habe,
Und neuen Muth facht mir dein süßer Gruß,
Mit dir ertrag' ich Alles nun ergeben,
Für mich sei deine Liebe das Panier,
Du hast ja wieder mich mir selbst gegeben,
Du gabst den Glauben an die Menschheit mir!

Historie von einer Ente.

Ein Beitrag zur Thierseelenkunde, nach einer wahren Begebenheit.

Erzählt von

Ida Freiin von Euloz.

Am See steht eine Hütte
Versteckt in Schilf und Rohr,
Da haust ein kluger Jäger,
Und lugt voll Lust hervor.
Er ist auch Pädagoge,
Nicht Jäger nur zum Schuß;
Lockenten zu erziehen,
Das ist ihm Hochgenuß.
Er hatte eine Ente,
Piccina ist ihr Nam',
Die alle andern Enten
An Weisheit überkam.
Sie war so schön, so niedlich.
Ihr Locken klang so süß,
Daß mancher blöde Enterich,
Darob sein Leben ließ.
Weil ihrer großen Klugheit
Es immerdar gelingt,
Daß sie in Schussesnähe
Gar schöne Vögel bringt.
Einst hat sie angezogen
Den schönsten Enterich,
Deß herrliches Gefieder
Fast dem des Pfauen glich.
Mit stolz geschwungnem Halse,
Voll Schwanenmajestät,
Mit sanfter Stimm', die schmeichelnd
Piccinas Lieb' erfleht.
In seiner kleinen Hütte
Der Jäger steht bereit;
Wie er der bunten Federn
Des Bratens schon sich freut!

Doch ist zum Erstenmale
Piccina ungeschickt;
In Schußbereich zu locken
Für diesesmal mißglückt.
Sie tändelt wohl und necket,
Doch draußen — weit im See.
Schon Abend wird's und finster,
Sie meidet Jägers Näh'.
Wie er am nächsten Morgen
Der Lieben Häupter zählt,
O weh! die allerliebste
Piccina, ach! sie fehlt!
Und wie er pfeift und locket
Und sucht und sich bemüht,
Es fliehen Tag' und Wochen,
Kein Aug' sie wiedersieht.
Der Jäger vor der Hütte
Düstren Gedanken spann,
Wie Undank selbst den Enten
Das Herz verderben kann.
Auf weisester Erziehung
Method' ist kein Verlaß.
So sinnt er und vertieft sich
In Thier- und Menschenhaß.
Doch seht! was kommt geschwommen?
Geflügel groß und klein
G r a d a u f i h n z u g e s t e u e r t!
Piccina muß es sein!
An ihrer Seite rudert
Der schimmernde Gemal
Und um sie beide plätschern,
Nachkommen ohne Zahl!

Der verrückte Obergespan.

Erzählung aus dem ungarischen Volksleben.

Von

M. E. Pilcz.

Zwanzig Jahre! Ein schöner Brocken von der irdischen Ewigkeit!

Und so lange ist es her, daß ich sie nicht gesehen, die liebe, die traute Vaterstadt!

Das heißt: eine Vater*stadt* darf ich ihn wohl nicht nennen, den freundlichen, von duftigem Grün umkränzten Ort, dort tief unten im segenstrotzenden Tieflande Pannoniens, wo ich dem Sonnenlichte zum erstenmale entgegengeblinzelt.

Die Geografen und die königlichen Gaugrafen leiden es nicht.

Kurczapart — so heißt der historisch denkwürdige Ort — hat wohl viermal so viel Einwohner, als das souveräne Fürstenthum Liechtenstein. Und was für Einwohner! Kerngesunde Recken, die Männer; kreuzbrav beim Humpen wie an der Arbeit, unverdrossen, unerschrocken, gilt es den Herd zu versorgen oder zu schützen. Und die Weiber!

Gott hat sie in seiner besten Laune zu würdigen Gebietern der Männer in Kurczapart erschaffen!

Aber trotzdem hießen sie dieses selbige Kurczapart lange Zeit hindurch ein Dorf blos; seit einem Menschenalter her heißen sie es einen Marktflecken — aber zur Stadt wollen sie, die doctrinären Neidhammel, es noch immer nicht avanciren lassen.

Nämlich weil Kurczapart ganz frei liegt auf Gottes Erdboden; weil keine Steinwälle, keine Palissaden je demselben den Athem eingeschnürt haben.

Als ob der reiche Gottessegen, der dichte, manneshohe Aehrenwald, der den Ort von allen Seiten rings umschließt, nicht der prächtigste Wall wäre auf Erden; als ob die stolze Mannesbrust, an welcher der Türken und Tartaren Fluth dorten ringsherum sich zehnmal brach — nicht die festeste aller Wehren und Palissaden wäre!

Weil die Kurczaparter Männer den Frack nicht kennen, die Kurczaparterinnen vom Cul de Paris keine Ahnung haben;

weil rohe Granitblöcke nicht das frische Grün aus den Straßen Kurczaparts *fort* und die Tuberculose nicht in die Lungen der Bewohner Kurczaparts *hinein* bannen;

weil nicht Kohlenwasserstoff, sondern Fett des selbstgezüchteten Hammels, Oel der selbstgezogenen Pflanzen das Dunkel der Nächte dort erhellt;

weil Gelehrte dort nicht in akademischer Gemeinschaft ihr Unwissen im „Forschen" bergen, sondern höchstens um den entnervten Körper zu stählen, die erschlafften Geister wachzurütteln, dahin eilen;

weil Alt und Jung da in seiner Muttersprache sagt, was das Herz bewegt, was die Seel' begehrt und nicht in schlissiges, aus der Fremde entlehntes Gewand die Gedanken gleißnerisch kleidet;

weil nicht Dutzende prächtiger Paläste dem König aller Könige, dem Herrn aller Welten dort erbaut worden sind, sondern blos zwei schlichte, schlanke, blankgeweißte Thürmchen mit purpurnem Gedache, dem Wanderer meilenweit in die sammtgrünen Ebenen hinaus den Ort künden, wo die unterschiedliche Christenheit in Kurczapart ihren Gott anbetet:

darum wollen sie meinem schönen, meinem herrlichen Kurczapart den Namen Stadt nicht gönnen!

Indessen, wem und wozu klage ich dies?

Die Welt ist ja so schlecht, so egoistisch, der Geschmack ist so verderbt! Sagte mir doch neulich ein sonst gescheidter, hochgebildeter und gar nicht gelehrter Franzose, dem ich die Herrlichkeiten von Kurczapart an Ort und Stelle gezeigt, gerade heraus, er finde Neapel, ja selbst Genua oder Nizza weit schöner und reizender.

Was will man mit derart verschrobenen Ansichten anfangen?

Zur Sache denn!

* * *

Zwanzig Jahre, wie gesagt, war ich nicht daheim. — Meine Schulkameraden alle sind inzwischen recht wackere nützliche Staatsbürger geworden, Väter einer Schaar von Landesvertheidigern, Väter der Gemeinde.

Aber sie sind mir trotzdem brave Kameraden geblieben, sind nicht im Mindesten stolz dem schlichten, in die Fremde verschlagenen Federmenschen gegenüber.

Im Gegentheile. Sie gedenken mein in brüderlicher Zuneigung. Als sie neulich hörten, daß ich, eine heilige Pflicht erfüllend, heimkehre, da fuhren sie mir zu Hauf entgegen die fünf Stunden Wegs, die Kurczapart abseits vom Weltverkehr gelegen.

Zwölf Wagen mit blanken Schilfmatten gedeckt, sehnige, blitzflinke Renner mit Akazienlaub und bunten Bändern im schmucken Geschirr vorgespannt, harrten meiner am Bahnhof, und wie der Wind ging es bald Pußta einwärts.

Ein Anderer würde an meiner Stelle hier sicher sehr schöne, sentimentale Sachen über das Azurblau des Himmelsgezeltes, über die heißen Küsse, mit denen die lachende Maiensonne den aus der Fremde heimkehrenden Sohn des Landes begrüßte, in wohlgesetzten poetischen Worten anbringen. Zum Mindesten würde Einer, der's versteht, an dieser Stelle einige lyrische Empfindungen im Busen des Heimkehrenden anständig wogen lassen. Mir steht so was nicht recht zur Hand. Ich denke, ich überlasse das Azurblau, die Maiensonne und das wogende Meer der Gefühle getrost der Fantasie des in derlei Dingen gewiß hinlänglich erfahrenen Lesers und fahre geradeaus nach Kurczapart.

Wir sind schon da!

Noch eine Biegung dort um die Pappeln und Weidengruppen, und die liebe Heimath breitet ihre Arme mir entgegen.

Das Vierergespann flog wie der Pfeil dahin, die nachfolgenden Freunde und Kameraden verschwanden in den thurmhoch aufwirbelnden Staubmassen; ihr freudiges, weit in die unabsehbare Runde hintönendes Singen und Jauchzen blos kündete ihre Nähe.

Ich saß, umgaukelt von den Bildern der Jugend, so reich an Leid und Freud, schweigsam im rasch dahinrollenden Gefährte. Géza, mein bester Schulgenosse, saß lautlos an meiner Seite, er fühlte, was in meinem Innern vorging, und weidete sich stumm an den wehmüthigen Wonnen, die mein ganzes Inneres erfaßt hatten.

Da, etliche hundert Schritte vor der Einfahrt in den Ort, bäumte sich das feurige Vorderpaar des Gespannes, der Kutscher fluchte die auserlesensten Nationalflüche des Magyaren, und in seine haarsträubenden Gotteslästerungen tönte ein Jammern dazwischen, ein Wehklagen, das durch Mark und Knochen drang!

„Habt Erbarmen! — Gnade! Gnade! Um des gekreuzigten Heilands willen Gnade! — Mein Sohn! mein Herzblut! — Mein einzig Kind! — Weh mir!“ — Diese und ähnliche Rufe klangen mir an's Ohr, so schrecklich wehvoll und zugleich so entsetzlich wild! Ich fühlte das Herz im Leibe erbeben.

„Der arme Obergespan!“ flüsterte Géza mitleidsvollen Tones, erhob sich rasch vom Sitze, gebot dem Kutscher zu halten und schwang sich vom Wagen.

Unwillkürlich folgte ich dem Freunde.

Mitten auf der Heerstraße, hart vor dem Gespann, krümmte sich eine in Lumpen gehüllte Greisengestalt im Staube; die erschütternden Klagen um den einzigen Sohn kamen unter thränenlosem, keuchendem Schluchzen von den schmerzverzerrten Lippen des Greises.

„Kommt, kommt, István-bácsi“ * rief Géza dem Jammernden zu, indem er ihn vom Boden aufzurichten suchte. — „Kommt, kommt! Was sucht Ihr Euern Sohn dahier? Er ist ja längst daheim! Kommt, ich führe Euch zu ihm!“

„Gnade! Gnade! für mein Kind!“ jammerte der Alte von Neuem mit flehentlich erhobenen zitternden Händen, vor meinem Freunde auf den Knieen rutschend. — „Um des Himmels willen! Thut ihm nichts zu Leide! Er ist unschuldig! Habt Erbarmen! — Mein einzig Kind! mein Herz, mein Leben! Weh mir! — Gnade!“

„Er ist ja schon begnadigt!“ redete mein Freund dem Unglücklichen besänftigend zu. — „Er erwartet Euch ja zu Hause bei Euch! Kommt, laßt ihn nicht warten!“

„Begnadigt! Begnadigt!“ — jauchzte der Alte aus keuchender Brust. „Wo? — Wo? — nicht da! — hier — da —.“

Dabei deutete er mit dürrem zitternden Finger und gespenstig stierem Blicke auf einen etwa zehn Schritte seitwärts sich erhebenden mäßigen Erdhügel.

„Ei warum nicht gar! — Seht Ihr denn nicht, daß dies ein Maulwurfshügel ist? Doch sputet Euch, sputet Euch, daß wir heimkommen! Euer Sohn wartet schon lange. Kommt doch, kommt!“ — Inzwischen waren auch die übrigen Kameraden herangekommen und suchten auch ihrerseits den Irren zu beschwichtigen.

Zusehends beruhigt ließ sich der Alte wie ein willenloses Kind zum Wagen führen, behende erkletterte er den Wagentritt und sank erschöpft in's weiche Heu, das als Rücksitz in dem Bauerngefährte diente.

---

* Onkelchen Stefan.

Da saß er nun lautlos, am ganzen Körper zitternd, die hagern Hände vor dem erdfahlen, verwitterten Gesichte. Kaum hörbar flüsterten die convulsivisch zuckenden Lippen fort und fort das eine Wort: „Begnadigt!“

Meinem fragenden Blick begegnete Géza, indem er den Finger an die stummen Lippen führte.

Die Karawane setzte sich wieder in Bewegung; doch war die heitere Lust verflogen. Fast lautlos zog die lange Wagenreihe dahin; die feurigen Renner selbst, die vor wenigen Minuten noch, von der sehnigen Faust des Kutschers nur schwer gezügelt, wiehernd über den Plan dahingesaust waren, sie trotteten nun kopfhängerisch verdrossen von der Stelle. Mein Blick haftete, wie vom Zauber gefesselt, an dem Bild des Jammers vor mir. Ich merkte nicht, daß wir das Weichbild der Ortschaft erreicht hatten.

Vor einem wettergeschwärzten Bau, dessen Gemäuer hinter Windling und Akaziengesträuch düster hervorlugte, machten wir Halt. Unser Kutscher richtete sich auf dem Bocke hoch auf und rief über den Gitterzaun in's Gehöfte hinüber.

„Heda! Ihr Galgenstricke! — Heraus, Euern Herrn und Gebieter zu empfangen!“

Das heisere Gebell einiger zottiger Rüden tönte als Echo zurück; doch im nächsten Augenblicke regte sich's an der Pforte.

Ein baumlanger Haiduck mit eisgrauem, riesigen Schnauzbart kam, gefolgt von zwei stämmigen Weibsbildern, zum Vorschein.

„Warum sagt Ihr Hallunken Euerm Herrn nicht, daß sein Sohn drinnen auf ihn wartet?“ rief Géza dem Dienstvolk barsch entgegen. „Warum laßt Ihr den guten alten Herrn draußen in's Blaue herumforschen?“

Der Alte ließ die Arme in den Schoß sinken; das glanzlose blaue Auge stierte gespenstisch ausdruckslos den Sprecher an, und nie werde ich das leise, entsetzliche Kichern vergessen, das sich im grausen Gegensatz zum Stempel der Verzweiflung, der in den todesstarren Zügen ausgeprägt lag, der Brust des Bejammernswerthen entrang!

„Mein Kind begnadigt! — hi — hi — hi! — tönte es immer fort von den welken Lippen und mechanisch überließ er sich dem schweigsam an den Wagen herantretenden Gesinde, das ihn herabhob und in's Gehöfte führte.

„Nun aber rasch vorwärts, daß unser Gast die Musik nicht höre!“ — herrschte Géza dem Kutscher zu, als der Alte die Pfortenschwelle betrat.

Der Kutscher nickte verständnißvoll; die Peitsche sauste durch die Lüfte, und wie der Teufel zogen die vier Braunen an.

„Die Musik“ bekam ich aber trotzdem zu hören.

So lange ich leben werde, wird mir das markerschütternde Jammergeheul des Irren in die Ohren klingen, das aus dem Innern des Hauses bald heraustönte, als derselbe sein „Herzenskind“ nicht fand.

Doch ich will der Erzählung nicht vorgreifen.

* * *

Die Begrüßungsszenen waren vorüber, die Nachbarschaft, welche zum Willkommen herbeigeeilt war, hatte sich bald verlaufen und saßen die alten Kameraden in kühler Laube beisammen im reizenden Tempel gesegneten Hausfriedens, den da die kundige Hand Géza's sich im weiten, duftigen Garten errichtet.

Beim dampfenden Mokka, als der Tschibuk in der Runde glimmte, begann Géza im Freundeskreise die Geschichte vom „verrückten Obergespan“.

„Du wirst Dich wohl noch der alten Kata-néni * von draußen am Zigeunereck erinnern?“ hub Géza an.

„Wie sollte ich nicht!“ haben wir Alle doch fast alle Tage mit ihrem Teufelsjungen, dem Pista, dort vor ihrer Hütte uns herumgebalgt!“

„Gut denn, dann erinnerst Du Dich ja auch eben dieses Pista, der in unserer Geschichte eine düstere Rolle spielt.

Höre also, ich werde kurz sein. Du kannst, wenn Du magst, die Geschichte aufputzen. Ich bin froh, wenn ich sie so rasch als möglich weghabe.“

„Ich höre mit Aug' und Ohr. Was ist's mit der Kata-néni, was hat sie, was hat Pista mit dem Unglücklichen zu schaffen, den wir draußen auf der Heerstraße aufgelesen?“

„Pista wuchs zu einem wilden unbändigen Burschen heran; Du weißt, die alte Hexe ließ ihn trotz alles Zuredens die Schule nicht besuchen, keinem Herrn dienen, was Beides auch der Natur des Jungen wenig zugesagt haben würde. Als Volontär, doch nirgends bleibend, trieb er sich unter den Csikós ** oder zwischen den Gulyásen ** auf den Pußten, im Schilfdickicht der Theißgestade umher, wenn er nicht gerade daheim, in der Nachbarschaft der Alten, mit dem Zigeunervolk auf Gastrollen sich balgte.

In der großen Epoche, im Jahre des blutigen Freiheitskrieges, verschwand Pista ganz aus dieser Gegend. Es hieß, er sei mit Rózsa-Sándor's wilden Gesellen in den Krieg gegen die Raizen gezogen. Es vergingen Jahre und Pista schien ganz verschollen. Die alte Kata sprach nie eine Silbe von ihrem Herzens-Pista. Die öfteren Ausflüge der Alten hinüber in das St. Tornyaer Dickicht, dann auch die trockene Gleichgiltigkeit, mit welcher sie die Frage: ob ihr Pista im Krieg gefallen sei? jedesmal verneinte, führten indeß bald ganz natürlich zur Vermuthung, daß der Junge da draußen irgendwo das freie Handwerk der „armen Burschen“ betreibe.

Man kümmerte sich nicht weiter um ihn. Die unseligen politischen Verhältnisse nach dem Kriege, welche, wie Du weißt, jenem Handwerk in den Augen der Massen eine Art nationalen Nimbuses verliehen, trugen das Ihrige bei, daß man den „verhaßten schwarzgelben Gendarmen“ es ganz überließ, die Spuren der „armen Burschen“ aufzufinden.

Es kamen bessere Zeiten.

Nicht mehr k. k. Kreisvorsteher, sondern königlich ungarische Ober- und Vizegespane handhabten das Landesgesetz; nicht mehr die braven, aber des Landes unkundigen k. k. Gendarmen, sondern die in allen Schlichen und Wegen des Betyarenthums wohl bewanderten Comitats-Haiducken und Panduren waren hinter den „armen Burschen“ her! Und zuguterletzt kam auch Ráday in unsere Gegend, um Gericht zu halten und die, stellenweise gar zu innigen Beziehungen zwischen Panduren und Betyaren zu sondiren.

Nach und nach geriethen die „armen Bursche“ alle in die Schlinge.

Auch an Pista kam die Reihe.

Seine Bande ward draußen auf der Pußta zersprengt; er selbst mit einem seiner Gefährten entkam den Panduren und hielt sich eine Zeitlang in Kata-néni's Hütte verborgen.

---

* Muhme Kathrein.

** Roß- oder Rinderhirten.

Sein Versteck wurde indeß bald verrathen. Im Dunkel der Nacht ward die Hütte von Panduren umzingelt.

Erst nach verzweifelter Gegenwehr, nachdem der Pandurenführer auf der einen, der Raubgeselle Pista's auf der andern Seite gefallen und mehrere Panduren durch die wohlgezielten Schüsse des Banditen außer Kampf gesetzt worden, konnte derselbe überwältigt werden.

Das Standrecht war im Comitate publicirt. Das Schicksal Pista's war besiegelt. Das Gericht trat zusammen, Pista wurde zum Strange verurtheilt; binnen achtundvierzig Stunden sollte er seine Frevel mit dem Leben sühnen.

Die alte Kata=néni setzte Himmel und Erde in Bewegung, um ihren Liebling zu retten.

Da dem Delinquenten ein anderer Mord oder Todtschlag, den ausgenommen, welchem der Pandurenführer im letzten Kampfe vor der Hütte Kata=néni's zum Opfer gefallen, nicht nachgewiesen werden konnte, so nahm die Alte den Tod des Pandurenführers auf sich. Sie schwur bei allen Heiligen, daß sie mit eigener Hand das tödtliche Blei dem Panduren=Commissär in die Brust gesendet.

Es half ihr nichts. Die Zeugen wiesen nach, daß die Alte in jener Nacht auf dem Kampfplatz gar nicht zugegen gewesen, sondern ins benachbarte Dorf zu Markt gegangen war. Zudem lachte ihr der Angeklagte selbst höhnisch in's Gesicht und behauptete trotzig, daß er sich vom „Herrgott Vater" selbst den Meisterschuß nicht „wegdisputiren lasse", mit welchem er den „verfl . . . . . Menschenschinder" aus dem Sattel gehoben.

Als die Selbstopferung nichts half, verlegte sich die Alte auf's Flehen. Sie umklammerte die Kniee des Obergespans der dem Gerichtshof präsidirte, sie jammerte, klagte und flehte um Gnade. Ihr Wehgeschrei drang aus der Gerichtsstube weit hinaus in die menschengefüllte Straße. Der Obergespan, die Gerichtsbeisitzer alle waren erschüttert. Doch dem Gesetze entgegen ließ sich nichts thun. Die Alte mußte halb wahnsinnig, mit Gewalt aus dem Gerichtssaale entfernt werden. Das Urtheil wurde gesprochen und Tags darauf vollzogen.

* *
*

Hier machte der Erzähler eine Pause, dann sein schmuckes, auf den Stickrahmen niedergebeugt neben ihm sitzendes Weibchen mit dem einen Arm umschlingend, sagte er lächelnd:

„Nun Julcsa, erzähle Du weiter, als Augenzeuge."

Julcsa erglühte purpurn. Es kostete gewaltig viel Mühe, das liebreizende Wesen zu bewegen.

Die Scheu vor dem „Stadtherrn" war schwer zu bannen. Meine feierlichen Eidschwüre, daß auch die „Stadtherren," gerade so wie die unverdorbene Menschheit des Dorfes, Geschichte und Geschichten am liebsten aus rosigen Frauenmunde vernehmen, besiegten endlich die Schüchternheit unserer Wirthin und mit bezaubernd naiver Einfachheit, hohe Gluth im Engelsgesichtchen, begann Julcsa, wie folgt:

„Am andern Tage nach der Hinrichtung des unglücklichen Pista fuhr der Obergespan mit seiner jungen Frau hinein zur Stadt. Die Frau des

Obergespans war mir eine liebe Freundin. Sie hing an mir mit umso innigerer Hingebung, als ich fast das einzige Wesen war, mit dem sie in ihrer Muttersprache — sie war eine Wienerin — hier im Orte verkehren konnte. Géza war beim Schnitt auf dem Felde beschäftigt, und ich ließ mich von der Freundin bereden, den Ausflug in die Stadt mitzumachen.

Es war eine schreckliche Spazierfahrt.

Als wollte die Sonne der Schreckensscene, der wir entgegen gingen, ihr Licht nicht leihen, barg sie ihre goldenen Strahlen, bald nachdem wir auf die Heerstraße gelangt waren, hinter schwere Wetterwolken. Ein glühender Orkan brauste über die Haide hin, gigantische Staubberge übereinander thürmend; fernes dumpfes Rollen kündete den Losbruch eines jener mächtigen Ungewitter, an denen die Sommertage unserer Gegend so reich sind.

Ahnungsvoll rieth meine Freundin, umzukehren oder in einer der umherliegenden Tanya's* das Vorüberziehen des Unwetters abzuwarten.

Der Obergespan lachte die Furchtsame aus.

„Fürchtest Du, daß der Regen die Kutschendecke durchweicht?“ — scherzte er. — „In einer Viertelstunde sind wir dort drüben, über der Theiß. — Bis dahin halten es Deine vier Schimmel noch aus, Täubchen, und wenn Du dann noch Furcht hast, so können wir ja in der Csárda drüben bei der Fährte bequem Rast halten.“

Die vier Schimmel griffen wacker aus. Es währte nicht eine Viertelstunde und die Kutsche rollte von der hohen Uferböschung hinab in die breite, solid gezimmerte Ueberfuhr.

Es war dieselbe bereits von Fuhrleuten, Marktfahrern und allerlei Landvolk zur Hälfte gefüllt. Die Fährleute wollten nicht vom Fleck.

„Die Theiß ist übler Laune“ — sagten sie, auf die schäumenden Wogen des auch sonst nicht sehr gefügigen Stromes hindeutend.

Indessen, der Herr Obergespan befahl, und kopfschüttelnd gingen die Knechte daran, das Gefährte von den Uferpflöcken los zu ketten.

Das Mannsvolk machte sich an das quer über den Strom gespannte Seil, an welchem die Fährte, unter dem Druck von zwanzig kräftigen Mannesarmen, der Brandung trotzend, stetig fortglitt.

Wir schauten aus dem offenen Kutschenfenster den wackeren Leuten zu. Der Sturm heulte, die Wogen zischten und über unseren Häuptern, seitwärts von den am Leitseil arbeitenden Bauern und Knechten, entlud sich der erste Blitz mit betäubendem Donnerschlag.

Eine wilde, dämonische Lache tönte als Echo durch die Lüfte.

Aller Augen wendeten sich um, das Echo zu suchen.

Auf dem Geländе der Fährte, dem Leitseil gegenüber, saß, wie eine Katze zusammengekauert, Kata-néni.

Ich fühlte, wie mir beim Anblick des schrecklichen Weibes das Blut in den Adern stockte. Ich vermag es nicht, das Grauen des Bildes zu beschreiben, das die Alte dort auf dem luftigen Sitze gleichsam in den Lüften schwebend, den Blicken darbot. Das pechschwarze Auge giftig unter den grauen Brauen hervorblitzend, den zahnlosen Mund zu unaussprechlich widerlichem Grinsen in die Breite gezerrt, das zottige Haupthaar mit den

* Weiler.

schwarzen und rothen Lappen, die den Leib der Hexe zur Noth bedeckten, in den sturmgepeitschten Lüften um die Wette flatternd, saß sie da, die dürren Arme über die Brust gekreuzt, den Blick unverwandt in's Innere der Kutsche gerichtet, in welcher wir saßen.

Ich sah den Obergespan erbleichen, seine Frau lehnte sich entsetzt in den Wagenpfuhl zurück und schloß vor dem Schreckensbilde die Augen.

„Die Unglückliche scheint über das Schicksal ihres Jungen den Verstand verloren zu haben“ — flüsterte mir der Obergespan mitleidsvoll zu.

Leider war dem nicht so!

Die Hexe hatte ihre Sinne beisammen und dazu vom Teufel noch sich den Witz geborgt.

„Hei! — Horcht doch, gestrenger Herr,“ rief sie dem Obergespan zu, mit dem Knochenfinger nach oben deutend, „horcht doch die herrliche Musik da oben! — Mein Pista hält Einzug dort; die Engel empfangen den Teufelsjungen mit großem Pomp, mit Pöller und Feuerwerk! Ha, ha, ha!“

Der Haiduck des Obergespans wand sich eilig durch die Wagenburg zur Hexe hin, um ihr Schweigen zu gebieten, doch hieß ihn sein Herr, sie nicht zu behelligen.

„Mutter bleibt Mutter“ — sagte er halblaut vor sich hin, — „wozu ihrer Herzenspein in den Weg treten?“

Der Sturmwind mochte die im Flüstertone gesprochenen Worte der Hexe zugetragen haben. Sie hatte die mitleidsvolle Bemerkung des Obergespans gehört.

„Schön, schön, gestrenger Herr!“ — rief sie herüber. — „Gut gesagt, weise gesagt! — Mutter bleibt Mutter, ob Zigeunerblut, ob Adelssproß. Mutterherz bleibt Mutterherz! Nur Väter haben keine Herzen! Adelsbrief oder Geldkatz tragen sie in der Brust! Ha, ha, ha!“

„Die Unglückselige!“ klagte leise der Obergespan. „Wie weh thut's mir, daß ich es war, der der Bejammernswerthen Herz zerfleischen mußte!“ — Er senkte in düsterer Wehmuth den Blick vor sich hin

„Nicht so traurig, gestrenger Herr! Was kümmert Euch der Mutter Schmerz; habt doch selber kein Kind zu beweinen, habt niemals Vaterfreuden gekannt! niemals! gelt? Ha, ha, ha!“

Der Obergespan erbebte bei diesem, mit auffälligem Nachdruck herübergekreischten „Niemals!“ sichtlich. Scheu blickte sein Auge zur Seite. Tiefe Angst schnürte mir das Herz zusammen!

Das wild über unseren Häuptern wogende schwarze Gewölk hatte inzwischen die Schleußen geöffnet, der Regen goß in Strömen hernieder; es folgte Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag.

Die Fährte war über die Mitte des hochangeschwollenen, reißenden Stromes hinausgelangt.

Die Hexe hatte sich von ihrem Sitze erhoben und stand auf dem Geländе hoch aufgerichtet.

Nichts Menschliches lag mehr in ihrem Wesen; ein Gespenst der Hölle gleich stand sie da, indem sie mit schrillem, durch Mark und Bein dringendem Tone, den Arm wie zur Geisterbeschwörung nach unserer Kutsche hin starr vorgestreckt, herunterrief:

„Doch, doch! Stefan Graf von Tófali — Du hast kein Kind, doch Du hattest Eines! — Nicht die noble Dame dort an Deiner Seite, Dein erstes Ehegespons, Zinka-Panna, die Zigeunerin, hatte einen Sohn Dir gegeben; Du selbst aber, Du, treuer Vater, hast ihn — gehenkt! — Ha, ha, ha!"

Ein in schwarzes Zeug gehülltes Päckchen flog bei diesen Worten aus der Hexe Hand in die Kutsche, dem Obergespan in den Schoß, sie selbst, die Hexe stürzte mit einer höllischen Lache rücklings in die tosende Fluth.

* *
*

Unsere Wirthin wurde hier zu ihrem jüngsten Sprößling abberufen, und nahm Freund Géza den Faden der Erzählung wieder auf.

„Ich denke, Du, als Büchermacher von Profession," hub er lächelnd zu mir gewendet an, wirst wohl die „Lösung des Knotens" wie Ihr Euch ausdrückt, die Endentwicklung des Dramas, schon im Vorhinein errathen haben. Ich habe nur mehr wenig zu erzählen.

Graf Stefan hatte in seiner Jugend, nach der Heimkehr von seiner Studienreise in's Ausland, eine Zeitlang auf dem Schlosse des Majoratsherrn seiner Familie in der Karpathengegend verweilt. Dort sah er das Zigeunermädchen die reizende Zinka-Panna, und gelang es dem von den Wiener und Pariser Salons her in alle Künste der Verführung eingeweihten, bildhübschen Cavalier ohne allzugroße Mühe, das braune Naturkind zu bethören. Er lockte dasselbe mit sich fort in's Ausland. In einer hainbeschatteten Villa bei Wien hielt er das arme Mädchen vor der Welt verborgen, vertröstete es von Tag zu Tag auf die Ankunft seines Schloßgeistlichen, der ihren Bund der Liebe segnen sollte.

Die Frucht dieser Liebe reifte dem Lichte entgegen, als Graf Stefan mit der Comtesse Strahlenfels sich vermählte, die Hochzeitsreise nach dem englischen Hochlande antrat, ohne daß die arme Panna von der grausamen Wendung ihres Schicksals eine Ahnung hatte.

Der Intendant des Grafen überbrachte ihr eines Morgens die Kunde, mit einem Beutel Dukaten zum Troste.

Der Graf hatte das Herz, den Charakteradel des unglücklichen Mädchens grausam verkannt!

Ohne ein Wort der Klage begab sich Panna in's Nebengemach. Dort legte sie ihr Geschmeide, das köstliche Gewand ab, womit die Munifizenz des Geliebten in den ersten herrlichen Tagen der Liebe sie überhäuft, holte das Kleid der Zigeunerin hervor und verließ durch die Hinterthüre Haus und Hof.

Der Intendant harrte der Rückkehr der Favoritin seines Herrn eine lange Weile. Als indessen Viertelstunde auf Viertelstunde verrann und die Favoritin nicht wieder zum Vorschein kam, ahnte er Arges. Er drang in's Nebengemach, das er leer fand.

Die umfassendsten Nachforschungen blieben ohne Erfolg.

Der Intendant meldete auf Grund aller Wahrscheinlichkeit seinen Herrn nach Schottland, Zinka-Panna habe sich aus Verzweiflung ein Leides angethan.

Graf Stefan ließ unverweilt auch in der Heimath Panna's Nachforschungen pflegen. Doch gleichfalls ohne Ergebniß.

Es hieß die alte Zinka, die Mutter Panna's sei plötzlich aus jener Gegend spurlos verschwunden, Panna selbst habe Niemand gesehen, seitdem sie Graf Stefan entführt.

Um jene Zeit kam die alte Kata mit ihrer todtkranken Tochter in unsere Gegend hieher nach Kurczapart.

Du dürftest Dich wohl noch erinnern gehört zu haben, daß die Tochter Kata-néni's im Wochenbette starb.

Pista war nicht der Alten Sohn, sondern ihr Enkel. Er wurde von seiner Großmutter zum Betyar erzogen, von seinem eigenen Vater, dem späteren Obergespan, vor sechs Jahren hier in Kurczapart zum Strang verurtheilt und draußen vor dem Orte auf dem Erdhügel an der Heerstraße, wo wir seinen bejammernswerthen Vater fanden, wurde der Unglückselige — hingerichtet.

Das in schwarzes Zeug gewickelte Päckchen, das die Hexe dem Obergespan auf der Theißüberfuhr zugeworfen, ließ über den schrecklichen Gang des Verhängnisses keinen Zweifel übrig, erhellte den Zusammenhang der Dinge mit entsetzlicher Klarheit.

Das Päckchen enthielt ein Medaillon mit dem Miniatur-Bildniß des Grafen Stefan, eine Haarlocke des Grafen unter dem Bilde, das einzige Angebinde des Geliebten, das die arme Zinka-Panna auf der Flucht aus dem stillen Hain der Liebe auf den Weg des Elends mitgenommen hatte. Neben dem Medaillon lag, der Taufschein Pista's von der hiesigen Pfarre auf den Namen Stefan Átok* ausgestellt.

Was nun folgte, hast Du vor wenigen Stunden draußen am Ende der Stadt mit eigenen Augen gesehen.

Graf Stefan war von der Enthüllung mitten in's Herz getroffen. Ein hitziges Fieber, in das er verfiel, konnte die eiserne Körperconstitution nach Monden wohl noch überwinden. Doch das himmlische Licht der Seele kehrte in den gebrochenen Körper nie wieder zurück.

In unheilbarem Wahnsinn verließ der Graf das Krankenbett. An seinem Jammern und Heulen wirst Du die Schreckensgestalten des Wahnes erkannt haben, der den Unglückseligen ohne Ruh und Rast foltert. Er sieht ohne Unterlaß seinen Sohn zum Richtplatz führen, unter des Henkers Faust verenden.

Dieser Wahn treibt ihn instinktmäßig hinaus zu dem verhängnißvollen Ort, wo sein Sohn auf seinen, des Vaters, Urtheilsspruch hin, dem Henker verfiel.

Fährt ein Wagen des Weges dahin, so . . . . nun Du hast es ja selbst gesehen und gehört.

Die alte Kata hat ihr verrathenes Kind grausam gerächt, die Hölle hätte dämonischere Rache nicht zu ersinnen vermocht!

---

* Fluch

Farys.*

Aus dem Polnischen des Adam Mickiewicz.

Deutsch von

Hans Max.

So wie das Boot die Ufer freudig lassend,
Von neuem auf kristall'nen Fluten schwebt,
Des Meeres Brust mit Rudern traut umfassend,
Den Schwanenhals zur Wellenflucht erhebt:
So der Araber aus den Felsenställen
Auf seinem Rosse sprenget in der Wüste Thal;
Des Rosses Huf getaucht in sand'ge Wellen,
Dumpf zischend wie im Wasser glüh'nder Stahl.

Schon schwimmt mein Roß durch's trock'ne Meer dahin,
Theilt mit der Brust die Sandflut — ein Delphin.
Rasch und rascher flieht es,
Flugsandwolken vor sich stäubend,
Hoch und höher zieht es
Fast auf Säulen Staubes treibend.

Mein schwarzes Roß der Wetterwolke gleichet,
Die Bläss' auf seiner Stirn dem Morgenstern,
Der Mähne Straußgefieder Wind durchstreichet,
Die weißen Füße scheinen Blitz von fern.

Auf, auf, mein Weißfuß, sprenge weiter!
Berg und Wald — aus dem Weg dem Reiter! —

Vergebens winket mir der Palme Grün
Mit saft'ger Frucht und Schattenkühle,

* „Farys" (arabischer Reiter), eines der schönsten Gedichte Mickiewicz' gilt offenbar als Charakteristik der Individualität des polnischen Dichterfürsten.

Doch weiß ich schlau der Lockung zu entflieh'n;
Die Palme dann in ihrem Schamgefühle
Verbirgt sich scheu in der Oase Gründen,
Mit Blätterzungen meinen Stolz zu künden.

Dort an der Grenze, wo die Felsen steh'n,
Als Wüstenwächter starr herniederseh'n
Und wo den letzten Hall von Pferdehufen
Das Echo äfft, — dort hör' ich drohend rufen:
„Der Thor! wohin er wol nur eile?
„Wo nichts ihn gegen Sonnenpfeile
„Vermag zu schirmen, die da glüh'n;
„Wo keine grünen Palmen blüh'n;
„Wo keine Zelte man erschaut,
„Wo Zelt nur Himmel, der da blaut;
„Wo Nachts nur Felsen Wache steh'n,
„Und Sterne ihre Bahnen geh'n —"

Allein, vergebens dieses Droh'n;
Verdopple meine Eile,
Und sehe in der Ferne schon
Die Felsenwand die steile,
Und Grat um Grat seh' ich dann wandern,
Verschwinden einen nach dem andern.

Der Geier, der solch' Drohen blind geglaubt,
Wähnt mich als sichern Raub, und will mich greifen,
Versucht mit seinen Schwingen mich zu streifen,
Und zieht drei schwarze Kreise um mein Haupt.

„Ich witt're Leichen — krächzt und schreit er —
„Du tolles Roß, du toller Reiter!
„Du suchest Wege auf der Haide,
„Nachspürt dein Roß der grünen Weide?
„O eitles Streben, eitles Mühen,
„Wer einmal hier, kann nicht entfliehen!
„Glutwinde sausen durch die Haide,
„Vertilgend ihre eig'ne Spur,
„Und für dein Roß gibt's keine Weide,
„Gibt's Fraß für Molch' und Schlangen nur;

„Siehst Leichen modernd hier nur rasten,
„Und gier'ge Geier nächtlich gasten!"

So krächzend ließ er blanke Krallen schauen,
Sah spottend her, und uns're Blicke brannten
Zu dreimal Aug' in Aug', bis er zum blauen
Gewölb entfloh; — den Bogen, den gespannten,
Nahm ich zur Hand und zielt' mit scharfem Blicke,
Und sah, wie er ein Punkt im Aether hing,
Klein wie ein Sperling, Falter oder Mücke,
Bis er zuletzt im Blauen ganz verging.

Auf, auf, mein Weißfuß, fliege weiter!
Fels und Geier — aus dem Weg dem Reiter! —

Und eine Abendwolke kam geflogen,
Als hätt' sie von der Sonne sich getrennt,
Verfolgend mich, schwebt sie am Himmelsbogen
Mit lichten Flügeln, rasch, behend;
Als wär' ein Reiter sie, gleich mir, verwogen; —
Ich sah sie über meinem Haupte streifen,
Und hörte drohend sie herniederpfeifen:

„Der Tolle! seht, wohin er rennt,
„Indessen Durst im Busen brennt,
„Kein Regen seine Stirne kühlt,
„Um die der Sand der Wüste spielt;
„Kein Bach durch grüne Auen rauscht,
„Und Silberworte mit ihm tauscht,
„Der Thau, eh' er den Sand berührt,
„Von gier'gem Winde schon entführt!"

Vergeblich' Droh'n! mit doppelt raschem Flug'
Ritt ich dahin; die Wolke seh' ich neigen
Mit müdem Haupt sich, — mälig niedersteigen,
Bis endlich sich am Felsen staut ihr Zug;
Und als ich mit Verachtung nach ihr schaute,
Allmälig sie am Felsensitz' ergraute;
Ihr Antlitz wies, was sie im Herzen brüte,
Indessen Zornesröthe darauf glühte,

Bis sie bedeckt von schwarzen Leichenflecken
Sich in den fernen Bergen mußt' verstecken.

Auf, auf, mein Weißfuß, fliege weiter!
Wolk' und Geier — aus dem Weg dem Reiter! —

Von der Erd' zum Himmelsbogen
Ließ ich meine Blicke steigen;
Doch wie hoch sie auch gezogen,
Kein Verfolger mochte mehr sich zeigen,
Seh' Natur im Schlummer liegen
Höre keine Menschentritte,
Alle Elemente schwiegen
In der weiten Wüste Mitte,
So wie ungescheuchtes Wild
Stutzt beim ersten Menschenbild.
Bei Gott! Der Erste bin ich nicht gedrungen
Zu dieser Düne; sehe mich umrungen
Von einem Heer. Sind's Räuber, diese Blassen,
Die, weiß beritten, auf die Beute passen?
Spreng' auf sie zu — sie steh'n; — ich ruf' — sie schweigen;
Ein Heer von Leichen schlingt um mich den Reigen!

Es ist ein alter Karavanenzug,
Den bloßgelegt des Windes Flug.
Gerippe von Kameelen seh' ich ragen,
Die Knochenreiter auf den Höckern tragen,
So mich mit Mund und Augenhöhlen grüßen,
Aus denen Bäche trock'nen Sandes fließen;
Und wimmern hör' ich in der Runde
Die unheilvolle Schreckenskunde:
„Wohin, Araber! wie besessen,
„Hast du den Huragan* vergessen?" —

Doch ich reite furchtlos, heiter:
„Auf, auf, mein Weißfuß, weiter, weiter!
„Leich' und Sturm — aus dem Weg dem Reiter!" —

---

*) Der Wüstensturm.

Huragan, der größte von den afrikan'schen Stürmen,
Irrt selbst umher, den heißen Sand zu thürmen.
Und wie er aus der Ferne mich erschaut,
War er erstaunt, und wirbelnd rauscht er laut:
„Wie wagt es einer aus Arabiens Sippen,
„Schwach von Gestalt mit stolz verzog'nen Lippen,
„Im Land, das ich geerbt, so frech zu schalten?"
So brüllte er und that sich rasch gestalten
Zu einer Piramide. Als er wahrgenommen,
Daß ich, ob sterblich, gleichwol ohne Zagen,
Stampft' er die Erd', im heft'gen Zorn erglommen,
Verheert das Land — Arabiens weite Gauen;
Erfasset mich mit mächt'gen Geierklauen,
Mich durch die weiten Lüfte fortzutragen;
Beginnt mit Flammenodem mich zu sengen,
Mit sand'gen Flügeln dann zur Erd' zu drängen,
Fährt mir mit grauser Wut durch Leib und Glieder,
Und hebt mich bald empor, bald schleudert er mich nieder,
Und wie ich bergend mich zur Erde strecke,
Begräbt er mich mit glüh'nder Flugsanddecke!
Da ring' ich mich empor vom tiefen Falle,
Befreie kühn mich aus dem Flugsandwalle
Und kämpfe weiter mit den weißen Säulen,
Versuch' mit Kraft sie stäubend zu zertheilen,
Und zerre d'ran und reiß' an allen Enden
Mit meinen Zähnen und mit meinen Händen.

Da wollt' der Huragan sich meinen Händen
Entwinden und als Säul' zum Himmel wenden.
Umsonst sein Müh'n! Er droht mit wilden Blicken
Auf's neue mich im Flugsand zu ersticken.
Ich aber stand — stolz blickend nach den Sternen,
Die golden niedersehen aus den Fernen,
Zu grüßen mich, als ich in weiten Räumen
Allein nun stand versenkt in sel'ges Träumen.

Hier frei zu athmen, welch' ein Entzücken!
Ich athme frei aus tiefster Brust,
Durchzieh' gemuth den weiten Plan,

Und schöpf' aus ganz Arabistan
Die frische Luft, die hohe Lust!
O, welch' ein Glück, so frei um sich zu blicken!
Hier scheint die Welt sich auszubreiten,
Mein Blick, der frei erhaben thront,
Er schwingt sich über alle Weiten,
Selbst über seinen Horizont!

O, welch' ein Glück, die Arme so zu regen!
Sie breiten sich der schönen Welt entgegen,
Um sie mit überseligem Verlangen
Vom Morgen bis zum Abend zu umfangen.
Und übermächtig über jede Schranke
Erhebt sich der gewappnete Gedanke,
Und wie die Biene, die den Stachel hat verloren,
Mit ihm zugleich ihr kurzes Erdenleben,
So darf mein Geist sich auch, der gottgeboren,
Geläutert hier zum Schöpfer zu erheben!

Gedichte.

Von

* * *

1.

Sphärenleben.

Sterne werden, Sterne fallen,
Sterne werden aufersteh'n!
Ewig kreisen Riesenballen,
Und der Stoff wird nie vergeh'n! —

Chaos waltet! — —
Nebel schweben
Nachtumgeben
Ungestaltet! — —

Doch es leben
Rings die Sphären!
Stetes Weben —
Stetes Gähren! —
Ewig streben
Die Gewalten,
Form zu geben,
Zu gestalten! —
Und die Kräfte fassen
Glüh'nde Nebelmassen,
Bis sie angezogen,
Durcheinanderwogen,
Hin und wieder schießen,
Ineinanderfließen
Und im Kampfesringen
Um den Schwerpunkt schwingen
Dann zurückgehalten
Sphärisch sich gestalten! . . . . . .

Jahre kommen, Jahre zieh'n
Und Jahrtausende entflieh'n! — —

Wie die losen Nebelschichten
Immer enger sich verdichten,
Treibt die Riesenkraft der Schwere
Sie hinaus ins Ewig Leere,
Weit hinaus auf ferne Bahn,
Wo sie rastlos wandeln, rollen,
Wo gebannt sie kreisen sollen,
Einer Sonne Unterthan! — — — —

Jahre kommen, Jahre zieh'n
Und Jahrtausende entflieh'n! — — —

Kälter und kälter im engen Geleise
Wandert die Masse im frostigen All',
Dichter und dichter in kleinerem Kreise,
Kühlt sich zum Tropfen der neblige Ball'.
Schneller und schneller in hastiger Reise
Dreht sich die Kugel im rollenden Fall,
Mehrend der Massen gewaltige Last,
Tausendfach steigernd die wachsende Hast! — —

Jahre kommen, Jahre zieh'n,
Und Jahrtausende entflieh'n! —

Strebend mit Macht nach entfernterem Ziele,
Mächtigen Kräften verfallen zum Spiele,
Die sie zu fliegender Eile verdammen,
Zieht sich die feurige Sphäre zusammen;
Starr wird die Schale um glühenden Kern;
Fliegend im Raume kreiset der Stern! — —

Jahre kommen, Jahre zieh'n,
Für den Stern gibt's kein Entflieh'n! —

Näher an die Sonnen!
Enger wird die Bahn,
Und der Lebensbronnen
Zieht ihn mächtig an. —
Mit der Wucht der Schwere
Stürzt er sonnenwärts, —
Und ihn drückt die Hehre
An ihr Gluthenherz! — — —

Stern und Leben
Sind vernichtet,
Nebel schweben
Unverdichtet. —
Weltenschäume,
Dünste glühen
Und versprühen
In die Räume,
Wo erkaltet
Chaos waltet! — —

Sterne werden, Sterne fallen
Sterne werden aufersteh'n
Ewig kreisen Riesenballen,
Und der Stoff wird nie vergeh'n! —

2.

Das einsame Grab

des Nordpolfahrers Krisch.

Flieg hin gegen Norden,
Flieg hin, du mein Lied,
Und suche des Eises
Krystall'nes Gebiet! –

Es heulen die Stürme,
Es brauset der Nord,
Es fegen Orkane
Den einsamen Ort.

Dort ruhet ein Wack'rer
Vom irdischen Weh';
Bestattet im Eise,
Gebettet im Schnee.

Ihm leuchtet das Nordlicht
Mit schwankendem Tag,
Ihm dröhnen die Gletscher
Die Todtenklag'!

Kein Wesen! Kein Leben!
Für immer allein!
Es ist eine Zone
Sein Todtenschrein!

3.

Vorwärts.

Ja! ich liebe dieses Leben!
Ja! ich liebe diese Welt
Und ihr emsig Weiterstreben,
Das sie ewig jung erhält!

Vorwärts! lispelt's in den Zweigen,
Vorwärts! tönt's von jeder Flur,
Und in wechselvollem Reigen
Schreitet vorwärts die Natur!

Nur der Mensch sollt' rückwärts lenken
Seine Schritte, er allein?
Nein, ich kann's, ich kann's nicht denken!
Vorwärts muß die Losung sein!

Ja, nur so lieb' ich das Leben,
Ja, nur so lieb' ich die Welt,
Wenn der Mensch im Weiterstreben
Ewig jung sein Herz erhält!

Gedichte.

Von

J. S. Tauber.

1.

Unsere Tage!

Ein Zug von Mönchen, düster – bleich –
Zieht stumm an mir vorüber;
Im Schritt und Blick und Mienen gleich,
Die Meisten trüb und trüber!

Gebeugt die Alten, ernst und mild,
Die Jüngsten schüchtern fröhlich,
Die Wenigsten der Freude Bild —
Kein Einz'ger ganz glückselig!

Auch meine Tage wallen gleich
Im Geist an mir vorüber,
Im Hoffen wie an Schmerzen reich,
Die Meisten trüb und trüber.

Die alten Tage ernst und mild,
Die Jüng'ren scheinbar fröhlich,
Nur Wen'ge echter Freude Bild
Kein Einz'ger ganz glückselig!

2.

Der Freudhof-Winkel.

Zu der halbverfallnen Mauer
Zieht's zurück mich immer wieder,
Dort seh' ich mit Trotz — mit Trauer
Auf den letzten Hügel nieder.

Ruhe eines Ruhelosen!
Längst verfaultes Kreuz im Schutte,
Keine Thränen — keine Rosen —
Kein Gebet und keine Kutte!

Anders leben, anders sterben
Wolltest Du wie all' wir Andern,
Und mit blut'gem Selbstverderben
Gabst ein Ziel Du Deinem Wandern.

Um ihr Lächeln — um ihr Wüthen,
Lebtest, starbst Du unbekümmert,
Was die Narren sorgsam hüthen —
Hast Du lachend keck zertrümmert.

Warfst mit todesmuth'gem Stolze
Ihres Gottes Abbild nieder —
Zu dem Kreuz von morschem Holze
Zieht's mich immer — immer wieder!

3.

Von Gottes Gnaden.

Die Engel wollten zur Hölle geh'n
Der Sünder Qualen zu lindern,
Die Teufel wollten den Himmel seh'n
Mit den schuldlos scherzenden Kindern.
St. Peter jedoch und Luzifer
Sie wollten den eitlen Wunsch nicht gewähren,
St. Petrus gab seine Schlüssel nicht her,
Und Luzifer wollte vom Himmel nichts hören. —
Ein guter Gott doch hatte Erbarmen!
Die Gnadenreichen — die Gnadenarmen,
Mit des Himmels Jubel, der Hölle Flammen,
Sie fanden Alle — sich Alle zusammen — —
In einem Dichterherzen.

4.

Verzage nicht!

Was Menschen-Großmuth heut Dir schenkt,
Kann morgen schon verschwinden;
Was Dir ein Gott ins Herz gesenkt,
Wird immer d'rin sich finden.

5.

Adieu jeunesse — Adieu!

Die Sonne sinkt, ein Tag ist um,
Im Walde wird's so still und stumm,
Kein Lerchenschlag kein hüpfend Reh —
Adieu jeunesse — Adieu!

Schon greift der Frost ins saft'ge Grün,
Verschwunden all' das prächt'ge Blüh'n
Auf ferner Höh der erste Schnee —
Adieu jeunesse — Adieu!

Bald zieh'n die Schwalben südenwärts,
Wortlose Sehnsucht facht mein Herz,
Dahin der Liebe Lust und Weh' —
Adieu jeunesse — Adieu!

Nirwana.

Von

H. Wild. (Adele Wesemal.)

Am wundervollen Tschittrakut, in jenem geheimnißvoll herrlichen Walde, wo einst Rama, der göttliche, gewandelt, wo die liebliche Mandakini,

> Die immer klares Wasser führt,
> Und wo der Wald stets Blüthen hat,

ihre klaren Wellen rollt; dort, nahe dem Ufer, lebte seit Jahren ein Greis in der Hütte, die er sich aus Baumzweigen errichtet. Nichts störte hier seine beschauliche Einsamkeit. Das Geräusch der Welt, war nie in diese Verborgenheit gedrungen und ohne Scheu spielte das Wild bis zu seinen Füßen, wie zu jenen Zeiten, wo Mensch und Thier noch ahnungslos und freundlich neben einander wandelten.

Woher der fromme Büßer gekommen, seit wann er hier wohnte, wer er war, wußte Keiner. Nicht der stolzen Kaste der Wiedergeborenen verdankte er seinen Ursprung und die fünffarbige Schnur zierte ihn nicht, aber dennoch leuchtete milde Weisheit von seinem Antlitze, und ohne die Hilfe harter Kasteiungen trug ihn sein sanfter Geist bis zu jener Höhe des Denkens, wo die Ruhe beginnt, wo der Kampf aufhört und jedes sehnende Ringen sich in stilles Beschauen verliert.

So saß er Tag für Tag vor dem Eingang seiner Hütte, wenn die Sonne auf- und niederging, und wie sein Blick sich in ihrem Glanz verlor, schienen auch aus seinen Augen Strahlen des innersten Lebens zu brechen, die sehnend eilten, sich mit denen des höheren Lichtes zu vermählen, und so vereint umtanzten sie ihn freudig und verbreiteten einen verklärenden Schimmer über sein weißes Haar und seine gebeugte Gestalt.

In den heißen Stunden aber, wenn die Sonne senkrecht ihre Strahlen zur Erde niedersendet und das Laub sich leise knisternd dichter über- und aneinander drängte, als suche es zitternd in der Vereinigung Schutz gegen die lebenspendende und doch zerstörende Gluth, dann saß er einsam in irgend einem grünen Verstecke und von den überblühten Zweigen geborgen, blickte er sinnend in das Treiben der Wellen, und wie sie schimmernd dahin eilten, folgten ihnen seine Gedanken bis in den leuchtenden Gangastrom und wieder

mit diesem weiter bis an das heilige Meer, das, selber flammend, an jedem Abend seinen wogenden Busen öffnet, um die vor der eigenen Gluth erschreckte himmlische Flammenspenderin, mit rettender Kühle zu umfahn.

Und vor dem innern Blicke des regungslos Sinnenden, eröffnete sich das wirre Treiben des Menschengeschlechtes, wie es immer drängend, immer vorwärts schiebend, ruhelos wie diese Wellen, an der Schranke haftend und doch ewig durchleuchtet von dem Lichte geheimnißvoller Durchgeistigung, sich eilig dahin gießt, bis es sich in das Meer des ewig bewegten, ewig in Gestalten wogenden und doch in seinem tiefsten Grunde ewig ruhevollen, ewig wechsellosen Urseins verliert.

So mochte er lange gelebt haben, ohne daß eine Kunde von ihm zu den Menschen, oder von diesen zu ihm gedrungen wäre. Die Früchte des Waldes hatten allein seine Nahrung gebildet, der klare Fluß ihm die Labung geboten, und das einzige lebendige Geräusch, das bis dahin in der mächtigen Einsamkeit zu ihm gedrungen, war in der Nacht der Schrei der Elephanten gewesen oder das Gebrüll eines Tigers, der an des Büßers Hütte vorbei nach Beute strich, und am Tage, wenn die Laute verstummten und das Zischen der Schlangen leiser wurde, der scheue Schritt der Antilope durch das Gesträuch oder der melodische Lockruf des Kokila, der nach seinem Weibchen rief.

Da, durch einen Jäger, der die Fährte verloren, durch einen Reisenden, der den Wald durchzog und Rast und gastliche Stärkung bei ihm gefunden, durch ein verirrtes Kind, dem er freundlich Obdach geboten und es dann sorglich die weiten Pfade zu den bekümmerten Eltern zurückgeführt, verbreitete sich nach und nach der Ruf seiner Frömmigkeit und Leute kamen, wenige zwar, denn wie gesagt, der Weg war weit und rauh, der zu ihm führte; aber doch kamen einige, aus den nächsten Dörfern zumeist, arme gedrückte Sondras oder noch niedrigern Kasten angehörend, und brachten ihre bescheidenen Gaben dar: Reis, Honig und Früchte mancherlei Art und einmal sogar, als er krank darniederlag, eine Kuh, die er früh vor seiner Thüre angebunden gefunden, aber der Geber, der mit ihr vielleicht sein Kostbarstes bescheert, blieb dem frommen Beschenkten für immer unbekannt.

Nur Wenige wagten es ihn anzureden; die Meisten blieben in der Ferne stehen, in ehrfurchtsvollem Schweigen den Heiligen betrachtend, der sich von dem getrübten Dasein der Erde dem Unwandelbaren zugewendet, und sowohl die, welche also nur von ferne den milden Frieden geschaut, der aus seinen Zügen leuchtete, als Jene, die mit ihm gesprochen, bewahrten, noch lange nachdem sie heimgekehrt, einen Schein in der Seele und ein süßes inneres Empfinden, als sei ein Abglanz Brahma's an ihnen vorüber gezogen und ein Hauch der allversöhnenden Gottheit habe sie geistig berührt.

Sogar der Paria entfloh nicht, wenn er durch die Stämme des Waldes der stillen Hütte ansichtig wurde, und mancher von ihnen erinnerte sich dankbar der Labung, welche der weltabgeschiedene heilige Mann ihm gereicht, und der Schale Milch, die er der erschöpften Kleinen heimgebracht.

So hatte der Büßer gelebt seinen frommen Betrachtungen hingegeben, erst in strenger Abgeschiedenheit, dann in immer weiterem Kreise von Liebe und scheuer Ehrerbietung umgeben, welche ihn fast so einsam ließen als zuvor.

Da rauschte es eines Abends in dem dichten Gebüsche, welches die Hütte umgab, und als der Greis von der sinkenden Sonnenscheibe weg das Gesicht nach der Seite wandte, woher er das Geräusch vernommen, theilten sich die Zweige auseinander und ein Mann von hoher Gestalt in reicher Kriegertracht trat daraus hervor.

Er hatte den Einsiedler nicht gesucht, denn er stutzte, als er seiner ansichtig wurde; eine düstre Wolke flog über sein Gesicht und einen Augenblick schien es, als wolle er umkehren. Aber jetzt erhob sich der Greis und mit freundlichen Geberden dem Fremdling entgegen tretend, sprach er den bewillkommenden Gruß und Segen über ihn. Da nickte der Krieger schweigend, er warf seine Waffen hinter sich in das Gebüsch und folgte schweigend seinem Gastfreunde in die Hütte. Doch von den Speisen, welche dieser ihm vorsetzte, genoß er nur wenig und warf sich dann, noch immer stumm, auf das Lager von Laub und Moos, das der fromme Mann ihm indessen von einem Theil des seinigen bereitet.

Am folgenden Tage blieb er und auch am nächstfolgenden, und so verflog ein Tag um den andern. Seine kostbaren Waffen verrosteten im Walde; es kümmerte ihn nicht. Er sagte nicht, wer er sei, welche Absicht ihn hergeführt und sein milder Gastfreund frug ihn auch nicht darum. Stumm war er nach Wochen wie in der ersten Stunde, da er gekommen; doch schien er jeden Gedanken, weiter zu ziehen, wenn er ihn gehabt, aufgegeben zu haben und er richtete sich häuslicher ein mit jedem Tag.

Moos und Laub und dünne Zweige zu einem Lager für sich hatte er sich schweigend zusammengetragen und an der andern Seite der Thüre, jener gegenüber, welche der Greis einst hingestellt, hatte er eine rohe Bank zu seinem eigenen Gebrauche gezimmert. Hier pflegte er denn jeden Abend zu sitzen wie Jener, der ihn aufgenommen. Jeder stumm in dem Anblick der niedergehenden Sonne verloren, bis ihre strahlende Scheibe verschwand, bis Nacht die Erde bedeckte, aber Freude schien das hehre Schauspiel dem Fremdling nicht zu bringen und vom Anblick des aufgehenden Gestirnes wendete er sich finster ab.

Schweigend auch, wie bei Allem, was er that, hatte er jenen Theil der Arbeiten auf sich genommen, der dem ältern Gefährten bereits zu beschwerlich zu werden begann; er war es, der das nöthige Holz herbeischaffte, den Holzstoß für das Opferfeuer richtete, das Wasser aus dem Flusse schöpfte, die einfachen Speisen bereitete und die Hütte ausbesserte, wenn das Wüthen eines Orkanes die zerbrechlichen Pfeiler erschüttert oder ein schwerer Gewitterregen das leichte Dach eingesenkt. Und er war es auch, der früh und Abends, wenn die Kränklichkeit des Alters den greisen Gastfreund lähmte, dessen Schritte sorgsam zu der Bank vor der Thüre geleitete.

Doch schien er nicht zu so bescheidenem, dienendem Amte geschaffen zu sein; ein Schatten vergangener Größe lag in Allem, was er that, mochte es Hohes oder Niedriges sein, und wie er einst, waffenlos, mit starker Hand den Tiger erdrosselte, der sich der Hütte zu nahe gewagt, so bewahrte er fürstliche Würde selbst bei der niedrigsten Verrichtung und Alles schien nur ein freies Spiel seiner Laune und niemals der Zwang der Nothwendigkeit zu sein.

Aber sein Blick blieb finster bei der Erdrosselung des Tigers wie bei der kindlichen Sorge für seinen ehrwürdigen Freund. Sein Geist war abwesend von der Gegenwart, nicht von einem innern Sturme oder von dem mächtigen Hauch der Leidenschaft hinweggeführt, sondern wie der Odem abwesend ist von den Lippen einer Leiche, der sehende Glanz von dem Auge, welches der Tod geschlossen hat.

Und von Jenen, welche früher die Nähe des heiligen Büßers als eine Erhebung aus manchem irdischen Leide gesucht, hielten jetzt Viele sich furchtsam fern und von den Andern wagte Keiner sich mehr so nahe wie zuvor und ein drückender Geist banger Schwüle schien mit dem unbekannten Gaste in die Behausung des frommen Mannes eingezogen zu sein.

Nur der Greis empfand es nicht. Ruhig ertrug er die Eigenthümlichkeiten des Gefährten, welchen der Zufall unter sein Dach geführt, ruhig, mit freundlicher Bescheidenheit nahm er die Dienste entgegen, welche dieser ihm leistete. Sein reiner Sinn war wie der lautere Quell der götterentsprossenen Ganga, an dem Alles sich tränken darf, das Gemeine wie das Hohe, das winzige Insekt wie der königliche Elephant, die giftige Schlange wie das sanfte wehrlose Lamm — und der Alle mit gleicher Liebe tränkt, denn Alle sind Geschöpfe derselben schaffenden Hand, Alle in ihrem Ursprunge gleich sündenlos und in einer räthselhaften Verkettung, wie scheinbar auch so verschieden, doch in ihrem innersten Grunde Alle gleich.

So saßen Beide an einem schönen Sommernachmittage, die Sonne betrachtend, die sich bereits zum Untergange neigte. Da lösten sich des G r e i s e s sanfte Lippen zu einem begeisterten Lobgesang:

„Schön bist Du, o Indra! — begann er, — Du Bestürmer mit dem Bogen, gewaltiger Schlangenvertilger, vor Dir hertreibend die Schaaren der tückischen Dajetas, Befreier der seligen Fluthen, Indra, du strahlender Gott!

Aber schöner noch bist Du, wie Du wandelst in ruhiger Pracht, die tödtenden Pfeile im sichern Köcher geborgen, die lässige Hand am Zügel und schlaff um die göttliche Schulter den zwingenden Bogen geworfen.

So wandelst Du, friedlich lenkend im Gleichmaß den Lauf der Tage, Auge der Schöpfung, sanft gemäßigt des Blickes zehrende Gluth, daß er nur Segen verbreite, bis am Abend, wenn der Zügel entsinkt der ermüdeten Hand, auf wogendem Lager Dich liebliche Nymphen umspielen und umsäuselt vom Flüstern himmlischer Haine, lächelnd die Göttin Dir naht! Dann breiten sich auch über Dich, Herrscher, die Schleier der Nacht und süße Ruhe schließet Dir freundlich die Wimper.

Aber neu erstehst Du am Morgen und wandelst siegenden Schrittes in freudigem Stolz die Bahn, die die Götter Dir zeichnen, und es jauchzt Dir die Erde mit ihren zahllosen Chören, es jauchzen die Himmel Dir zu.

Wer ist, o Indra, wie Du, so kräftig und milde zugleich? so stark im Ergreifen des Hasses, so reich in der Güte des Gebens? Wer unter den Urwelt-Geschaffenen gleichet, o Indra, Dir, Licht, Bild des ewigen Lichtes? Schöner Gott, schöner als alle Dir Gleichen! schreitest Du vor aus dem Kreis Deiner Brüder und alle die Hohen und Höchsten und selbst unnahbar Gewalt'gen, die furchtbare Trias, sie neigen sich Dir, Götterheld, Kämpfer der Schlachten, Freudenverbreiter, Dir, Indra, Du strahlender Gott! —

Der Greis verstummte und wie ein mildes Licht leuchtete noch die Begeisterung aus seinen Zügen und schien in einem sanften Schimmer sein ehrwürdiges Haupt zu umziehen. Da erhob sich der Krieger in kräftiger Mannesschöne, er reckte den Arm aus nach dem purpurnen Glühen, das hoch an dem Saum der Gebirge bereits zu verblassen begann, und dann sprach er mit tiefer markiger Stimme:

„Nicht Dir gilt meine Verehrung, Indra, vergänglicher Gott! Sohn der vergänglichen Schöpfung! Du fliehst, furchtsam entfliehst Du, denn hinter Dir naht schon die Siegerin Nacht, die Deine Geschosse verspottet, die stets wiederkehrt. Die Nacht die ist, die war, die sein wird ohn' Ende, wenn Du, wenn alles Geschaff'ne verschwunden sein wird auf ewig, die Nacht, in der jeder Gedanke, jede Erinnerung stirbt! die Ruhe gewährt, in deren Schooß die Qual des wechselnden Daseins endlich für immer erlischt!

Er senkte das Haupt auf die Brust, dann nach kurzem finsteren Brüten begann er von neuem:

Wer bist Du, o Indra! im Himmel, der ich auf Erden nicht war? Groß und gewaltig, ein Sieger vor Allen! die Spur meiner Schritte, wohin ich sie wandte, raucht blutig gen Himmel und zitternd lagen Völker im Staube vor mir.

Sohn eines Königs, hatten Palmen über meiner Wiege gerauscht und die Gesänge der Dichter meine Geburt gefeiert, und mit vorziehender Liebe ruhte des Vater Auge auf dem Sohn, den seine liebste Gemahlin ihm geschenkt.

Aber ich war nur der zweitgeborne Sohn. Macht, Reichthum und Glanz, wie sie mir auch einst zufallen mochten, Gehorsam war dennoch mein Loos. Anders war mein Bruder als ich; stillen, sinnigen Geistes; in Allem dem Vater ähnlicher. Mit Entzücken folgte sein Auge dem Strom der heiligen Ganga, und in den Lehren der Vedas ruhte sein ganzes Gemüth. Weise Männer umgaben ihn, Greise, dreimal Geborne, zwischen denen er wandelte, kindlich ihren Worten lauschend, einfach und ernst. Doch umblühte Hoheit bereits seine Knabenstirne und die Göttin der Rede hatte seine Lippen geweiht.

So blieb er daheim, jeder wilden, zerstörenden Beschäftigung Feind, die tiefen Räthsel des Daseins mit sehnendem Auge ergründend.

Ich aber strebte hinaus. Die heiße Luft der Jagd und die rauhen Spiele des Krieges füllten meine Träume von klein auf und Kampf und Gefahr übten auf mich ihren lockenden Reiz. Lächelnd sah es der Vater, wenn ich mit glühender Stirne mein Roß tummelte und in allen Waffenübungen der Muthigste und auch der Geschickteste war. Und auch meine Mutter sah es lächelnd und lächelnd flüsterte sie dem Gatten in gefährlichem Scherze ins Ohr: „Siehe, der sollte der Aelteste sein?“

Doch der König schüttelte ernst das Haupt. Der Sohn der minder geliebten Gattin war im werth um seines Rechtes willen, und nimmer hätte er das Gesetz verkehrt.

„Die Götter sind weise“, erwiderte er. „Sie gaben dem Wilden die Macht und legten um die Kraft die Fessel denkender Mäßigung.“

Und auch in mir schlummerte noch der Ehrgeiz. Die Fessel, die ich noch nicht empfand, sie war nicht da für mich, und wenn der Mutter Flüstern in mir haften blieb, so war es als ein Keim, den erst die Zukunft befruchten sollte. Und so wuchs ich denn auf, ein Prinz, geehrt, gefolgt und geschmeichelt, und das Ende meines Könnens schien mir nur das Ende meiner Wünsche zu sein.

Der Greis:

Nicht mit Dir, Indra, Herrlicher! kann ich mich vergleichen. Aus niederm Stamm entsprang der Quell meines Lebens. Mein Vater war ein Soudra, meine Mutter ein bräunliches, zur Dienstbarkeit geborenes, demüthiges Weib. Arbeit und Mühsal war ihr Los gewesen von Kindheit auf, bis die Liebe sie vereinigte; Arbeit und Mühsal blieb ihr Los, nachdem sie vereinigt. Nur wenige Tage hatte ich das Licht der Welt erblickt, da zerriß ein Tiger mir den Vater, als er auf den Reisfeldern des fremden Besitzers um den kärglichen Taglohn frohnte. Die Thränen der Witwe fielen auf den Säugling an ihrer Brust, und kaum vermochte ich, frei von ihrer Hand meine Schritte zu lenken, so verfiel auch ich dem mir angeborenen Lose, und auf denselben Reisfeldern, die den Tod meines Vaters gesehen, strebte ich mit schwachen Kräften für die Mutter und für mich den täglichen Bedarf zu erwerben.

Die Götter waren mir hold. Der reiche Besitzer fühlte Mitleid mit meiner Schwäche und nahm mich in sein Haus, leichtere Dienste daselbst zu verrichten. Und wie die Zeit verging und Körper und Geist sich allmälig reifer entwickelten, gewann seine blonde Gemahlin mich lieb ob meines stillen Wesens und vertraute mir gütig die Aufsicht über ihre jüngeren Kinder. Da hörte ich von einem weisen Braminen, der als Freund im Hause verkehrte, manches Wort, das sonst hoch über meiner niedern Sphäre verklingt, und auch von anderen klugen Männern, Lehrer des ältesten Knaben, Männer jenes Glaubens, den die Fremden bekennen, hörte ich Worte der Weisheit und gleich goldenen Körnern sanken sie in mein Herz und rissen oft meine Gedanken in tiefem Sinnen bis zum Himmel empor. Vieles lernte ich dort;

Vieles, was dem Soudra sonst ein ewiges Geheimniß mit bleibt: die wechselnden Geschicke ferner mächtiger Reiche und die engeren Geschicke einzelner mächtiger Menschen und die Sprache der Bücher wurde vor mir aufgethan.

Aber das Glück ist wandelbar. Der Jüngling, um den so vieles Wissen sich drängte, erkrankte am Fieber und starb und die zarte Gemahlin meines Gebieters siechte gebrochenen Herzens dem verlorenen Liebling nach. Da, der Gattin zu Liebe, raffte der Gatte sich empor aus eigenem Schmerz und zog, Alles verlassend, mit ihr und den übrigen Kindern in seine ferne Heimath. Reich beschenkt, kehrte ich nach Jahren in die Hütte meiner Mutter zurück.

Der Krieger:

Und aus dem Knaben war ich zum Jüngling herangereift, und das Leben breitete sich, eine von den Strahlen der Sonne prachtvoll durchschossene Sturmlandschaft, in unabsehbare Ferne vor mir aus. Ungekannte Stimmen begannen sich in meiner Brust zu regen. Was die Mutter geflüstert, was die Schmeichler jubelnd verkündet, es tönte jetzt in mir nach und bekam eine bestimmte Gestalt. Mit Neid, mit Verachtung und doch auch mit unausrottbarer widerstrebender Liebe blickte ich auf den stillen begünstigten Bruder, der ruhig dahin ging, auf mich niedersehend wie der selbstbewußte mächtige Elephant, der an seiner Seite ein junges Roß sich in ungeduldigen Sprüngen tummeln sieht.

Dieser ruhig große Blick, der die tobenden Stimmen in meinem Innern zu lesen und aus seiner Höhe herab auch seltsam zu bemitleiden schien, bannte meinen Trotz in Scheu und in Haß und zwang gar oft meine Augen zu Boden.

Aber ich kannte meine Macht. Gar Mancher im Heer und im Volk vom Scheine geblendet, hätte mir gern seine Stimme gegeben und was auf Abentheuer lüstern war, was auf Wechsel, Bewegung und Umsturz seine Hoffnungen setzte — die tolle Jugend im Reich am Hofe — die wäre mit Freude meinem Sterne gefolgt. — Nur eines Winkes bedurft' es — und der Abgrund stand offen, aus dem ich mit starker Hand unter Strömen von Blut mir die Königskrone geholt hätte — doch jener Blick, der auf mir ruhte, ohne Zorn und doch so bewußt, ohne Stolz und doch so voll Hoheit, er bannte auch meinen Ehrgeiz und zwang den schwarzen Gedanken in den geheimsten Grund meines Herzens zurück.

Mit Kummer betrachtete uns oft der Vater. Jetzt, wo das Alter die Sinne allmälig gekühlt, neigte auch sein Herz sich mehr zu dem ältern sinnesverwandten Sohn und er bereute die Schwäche, die meinen Leidenschaften so lange ungehindert Raum und Nahrung gewährt.

Doch ein Blick auf meinen Bruder beruhigte ihn, und als der Tag erschien, der diesen zum jungen König krönen sollte, da dankte der Vater den Göttern wie für die Erreichung eines lang ersehnten Freudenziels.

Der Greis:

Stiller und einsamer vergingen nun meine Tage, erfüllt mit der Pflege der alternden Mutter und mit der Erinnerung an die Vergangenheit. Als Reichthum erschien das Wenige, was ich besaß, den Armen die Meinesgleichen waren, und gar mancher Vater hätte mich wohl zu seinem Eidam gewünscht. Doch ein lieblicher Traum webte vor meinen Augen und machte mich blind für die Reize der Mädchen umher.

Ein Töchterchen meines Gebieters, ein liebliches Kindlein, das ich gar oft durch's hohe Gras auf meinen Armen getragen und nach und nach zur holden halberblühten Jungfrau hatt' erwachsen sehn. Wenn ihre blonden Haare im Sonnenschein glänzten, wenn im leichten, flüchtigen Laufe ihr weißes Kleid im Winde flatterte, dann dacht' ich an die heiligen Jungfrauen, die den Wohnsitz Indra's verschönen, und meine Seele schwoll von unendlicher Sehnsucht, wie einst jene des Königs Purrurawas.

Aber ich war nur ein armer Soudra, und stumm blieb die Neigung in mir, ein unsichtbares Band von ihr zu mir sich schlingend, eine Knospe, alle Düfte des Himmels in sich verschließend und sie unentweiht in das Grab hinübertragend, dem sie vom Entstehen an geweiht.

Und nun war sie fortgezogen mit den Ihrigen und nur ihr lichtes Bild gaukelte freundlich vor mir durch die Last des Tages und die verschwiegenen Träume der Nacht.

So lebte ich denn still-befriedigt in dem engen Kreise meiner Pflichten, wie die Frucht in ihrer Hülse gebannt und Alles war Friede — nach Innen in dem süßen Leben meines Herzens, nach Außen in der Pflege der Mutter, die mich segnete, deren Auge heller leuchtete bei meinem Anblick, ob auch ihre Kräfte täglich mehr verfielen, einer milden Auflösung zu. Nur wenn fremde Noth an der Thüre unserer Hütte klopfte, erwachte ich aus dem seligen Traume und fand Worte des Trostes, der Tiefe des Herzens entstammend, aus dem Schatze jener Weisheit, die ich einst sorglich darin verwahrt, und mein geringes Wissen wurde von den Armen, Scheuen, Gedrückten als ein göttliches Wunder angestaunt.

Der Krieger:

Festlich prangte die Stadt. Aus den mit Blumen-Gewinden herrlich erschimmernden Tempeln erklangen die Lobgesänge der Priester und laute Gebete für Vater und Bruder, und wohin das Auge sah, drängten frohe Menschen bekränzt und festlich gekleidet zu den Tempeln hinan und durch die geschmückten Straßen, und der Duft der Blumen und der Rauch der Opfer und die Gesänge der Priester, getragen von dem Klange der Cymbeln und Posaunen, und das Freudejubeln der Menge stiegen vermischt wie eine einzige große Segnung für den Bruder zum Himmel empor.

Sanfte Befriedigung leuchtete von dem Antlitz meines Vaters und gütig, wie lange nicht mehr, zog es mich, als ich am frühen Morgen, seine Füße rührend, ihn begrüßte, empor und an sein Herz und ich, ingrimmig und doch bezwungen, von seinen Armen liebevoll umschlungen, weinte Thränen des Zornes, die er für Thränen der Rührung nahm.

„Sei der Freund Deines Bruders", sprach er, „wie den göttlichen Rama Lakschmana treu einst begleitet, selbst herrlich, dem Herrlichen dennoch sich neigend." —

Ich aber hatte mich schweigend gewendet.

Und unter dem Schalle der Becken und Cymbeln, die dichten Schaaren theilend, kam der Bruder heran auf goldenem Wagen getragen und aller Glanz des Thrones entfaltete sich um ihn her.

Er aber stand in Würde, nicht stolz, doch in der Majestät, welche die Tugend verleiht; nicht prangend in der rauhen Kraft des Kriegers, aber in der Kraft des Weisen, der besonnen die Geschicke wägt und vertheilt. Und das Volk jauchzte ihm zu und sein Blick leuchtete heller; mild, tief und voll gesammelter Ruhe leuchtete sein Blick, als er die gedrängten Schaaren überflog. Und immer lauter jubelte das Volk. Und ich hörte es und sah es und ich erkannte knirschend, daß das Schicksal gerecht sei und daß er der Würdigere war.

Und Keiner dachte an mich. Selbst die mir noch gestern geschmeichelt, sie jubelten lauter noch als die Andern, und ich stand unter ihnen — aber sie sahen mich nicht, sie sahen nur den Gekrönten. — Und in derselben Stunde, den Jubel des Volks noch erhöhend und selbst die Krone des Festes, bis zu den Stufen des Tempels wurde die Braut ihm zugeführt.

Der Greis:

Die Mutter war gestorben. Von dem kleinen Besitz, den ich mein genannt, war nichts mehr geblieben, und Dienen wurde von neuem mein Los.

Ein Kaufmann, reich an Gütern und Sorgen, nahm mich in sein Haus und still ging ich meinen Pflichten in demselben nach, der Vergangenheit gedenkend und ruhig erwartend, was die Götter einem Tage nach dem andern zugedacht. Ein stiller Mann war mein neuer Gebieter, kränklich, wortkarg und streng. Früh war ihm die geliebte Gattin gestorben, zwei Kinder waren geblieben, ein Knabe und ein Mädchen, auf welche die ganze Liebe des Vaters sich sammelte. Für diese arbeitete, sparte er mitten im Reichthum, für diese hoffte er noch, wo für ihn selbst alles Hoffen auf Erden vorüber war. Er sah meine Treue und faßte Vertrauen zu mir und nach und nach gingen die meisten seiner Geschäfte über in meine Hand.

Aber Alles ist flüchtig auf Erden. Der Reichthum, den er so gierig anzuhäufen strebte, er begann zu schwinden, erst kaum merklich, dann immer mehr, immer rascher — es war wie Wasser, das einen heimlichen Spalt

gefunden hat. Und er kränkelte immer mehr. Ich allein arbeitete noch. Tag und Nacht bemühte ich mich zurückzugewinnen, was solchen Werth in seinen Augen besaß. Aber der Schatten läßt sich nicht halten und was der Hauch der Vernichtung angeblasen, das flieht schneller als der Schatten dahin — und eben so schnell schwand auch sein Leben.

Auf dem ärmlichen Lager, wo er dem Tode entgegensah, trübte die Sorge um seine Kinder noch seinen letzten Augenblick. Da gelobte ich, die Schutzlosen nicht zu verlassen und ihnen nach meinen schwachen Kräften Vater und Stütze zu sein. Und sein letzter Seufzer war ein Seufzer der Erleichterung und ich drückte ihm die Augen zu.

Der Krieger:

Schön war sie wie Savitri, als sie, gehorsam dem Gebote des Vaters, auszog, unter den Würdigsten sich den Gemahl zu erwählen. Der Schimmer der Perlen um ihren Hals war nicht reiner, als der reine Glanz ihrer Stirne, und der blaue Lotos, den nur der Mond geküßt, nicht verschleierter, nicht keuscher als ihr Blick. Ein Leuchten des ewigen Frühlings schien die zarte Gestalt zu umfließen und alle Düfte des Himmels aus den sanften Wellen ihrer Haare und dem Hauch ihrer süßen Lippen zu wehen.

Und von dem schimmernden Wagen, der sie trug, irrte ihr schüchterner Blick über die Menge und er fiel in meinen brennenden Blick — und er senkte sich.

Und sie wurde meinem Bruder anverlobt. —

Da wurde es Nacht vor meinen Augen und ich entfloh! Dem Jubel, dem Toben des umdrängenden Volkes entfloh ich und suchte den Wald und verbarg mich in seine Finsterniß und für Stunden wußte ich nicht, was um mich geschah.

Und Tage vergingen und ich war in den Palast zurückgekehrt — aber die Nacht blieb umher. Und überall wo ich ging und stand, sah ich nur meines Bruders Glanz und Glück und mitten darin sie, deren Blick mich scheu vermied und doch wieder suchte, deren leichter Schritt, flüchtig wie die Gazelle, ich in dem Rauschen des Laubes, in dem Wispeln des Windes, in dem Streifen der Teppiche, wo es auch war, im Wachen und im Traum um mich vernahm; deren leiser Athem mir die Luft von den Lippen wegzubrennen schien.

Und ich floh die Menschen. Aus den Versammlungen der Freunde floh ich immer wieder in den finstern Wald zurück. — Und so kam der Tag der Vermählung heran. —

Doch nein — er kam nicht — oder vielmehr, er kam vergebens.

Am Morgen dieses Tages fand man meinen Bruder erschlagen im Garten des Palastes — Niemand hatte die That gesehen, Niemand wußte darum — nur die Hand hatte er gegen die aufgehende Sonne erhoben — sie wußte darum, aber sie schwieg und auch die Bäume, die blühenden Büsche

umher schwiegen — die Erde wußte darum, sie hatte sein Blut getrunken — aber auch sie blieb stumm.

Aus der Tiefe des Waldes wurde ich geholt und ging an der Leiche vorüber durch die hochzeitlich geschmückte Halle und ein junges Weib lag weinend an der Erde neben der Bahre, und als ich hallenden Schrittes vorüberging — schaudernd und doch hoch aufgerichtet — da hob sie den Kopf — und sie war es, und durch die Thränen, die ihren Blick verdunkelten, brach ein Strahl der Freude und er fiel auf mich — und wie geblendet ging ich vorbei.

Und ich ging weiter, bis ich zu meinem Vater kam, und ich sank zu seinen Füßen — und er schauderte, aber der Muth fehlte ihm und er hielt die Strafe zurück und wandte sich nur schaudernd von mir ab.

Und so geschah, was doch nicht zu ändern war.

Bald darauf starb die Mutter. Sie starb mit gebrochenem Herzen und ihr Blick war von mir weggekehrt. Mit weiblichem Frevelmuth hatte sie den Samen gesäet und konnte es nicht ertragen, nun er aufgegangen war. — Und bald folgte ihr auch der Vater nach.

Der Greis:

Wieder vergingen Jahre in ruhiger, gleichmäßiger Thätigkeit und der Götter Segen ruhte auf meinem Bemühen. Ich hielt zusammen, was übrig geblieben und sammelte, was nach und nach hinzukam und so wuchs es mälig wieder auf, wie es einst zerronnen war. Mancher Schuldner, der ungerührt geblieben von des kränklichen Vaters Bitten und schwachem Drohen, schämte sich vor den Waisen und brachte freiwillig das Geschuldete, und Mancher, der aus Unvermögen gefehlt, sah bessere Tage und holte freudig das ungern Versäumte nach. Manchmal schien es mir, als stehe der Geist des Verstorbenen, den sorgende Liebe nicht frei ließ aus der Erde drückendem Bann, fühlbar an meiner Seite und hauche seinen Geist in meine Seele, daß mir Alles so richtig gelang.

Und auch die Kinder wuchsen mir zur Freude heran, das Glück ersetzend, das mir selbst nicht geworden. Der Knabe feurig, kräftig und wild, dabei doch klug und bedächtig, voll Sinn für das Weite, für Fahrniß und kühnes Wagen und für gewinnbringendes Thun. Und als er erwachsen, übergab ich ihm, der nun mein junger Gebieter, sein redlich erworbenes Erbe; nur jenen Theil, der seiner Schwester gebührte, behielt ich nach seinem eigenen Willen zurück. Und er zog in die Ferne, wohin sein Sehnen, und ein freundlicher Stern waltete treulich über all' seinem Thun.

Und auch das Mädchen blühte heran, sanft, sinnig und hold. Wenn ich sie ansah, gedachte ich der stillgeliebten kleinen Freundin meiner Kinderjahre, die nun gestorben, denn das rauhe, ferne Klima hatte sie schnell gebrochen und verschwiegenes Heimweh vollends ihr zartes Leben ausgelöscht. So hatte es einer ihrer Brüder mir erzählt, der bei dem fremden

Heere diente und mit seinem Regimente zu uns zurückgekehrt war. Und ich gedachte ihrer, die nun in einem bessern Daheim weilte, wenn die Sonne auf und wenn sie niederging und ein Abglanz, ein Lächeln von ihr schien mich in den reinen Strahlen zu umschweben, es schien auf der Stirne meiner zarten Schutzbefohlenen, meiner süßen jungen Herrin zu ruhen.

Aber sie sollte nicht wie Jene entwurzelt werden aus dem geliebten heimathlichen Boden; war sie doch ein Kind indischen Stammes und keinen fremden Gesetzen unterthan. Und sie sollte glücklich werden, in einem sichern, herzstillenden Glück an der Seite des geliebten Gatten, nach ihrem eigenen liebeverlangenden, anschmiegenden Sinn. Aber sie floh die öffentlichen Feste und wo Mädchen sich zusammenfinden, ahnungsvoll nach dem künftigen Gatten zu spähen, da blieb sie ängstlich fern. Sie war wie eine Blume, die, im Walde aufgeblüht, nicht ahnt, daß es auch draußen ein Leben, daß außer dem Schatten, in dem sie erwachsen, es noch ein regeres, glänzenderes Treiben giebt. Im Frieden des Hauses nur war ihr Leben, ihr Glück, zu meinen Füßen zu sitzen, andächtig lauschend, wenn ich von den Tagen der Kindheit erzählte und von der nun entschwundenen Frühlingszeit, und das Andenken des liebevollen Vaters lebte ungetrübt fort in ihrer Brust. Vor jedem fremden Auge jedoch zog sie sich verschüchtert in sich selbst zurück.

Allein der Duft der Rose dringt auch durch die dichtesten Hecken, dem Vorübergehenden verrathend, wo sie weilt. Und so drang der Duft ihrer jugendlichen Süßigkeit durch alle Hüllen und er zog der Freier mehr als einen heran. Und ich hieß sie willkommen, wie sie kamen, und wog und verglich und hieß mein eigenes Herz schweigen und dachte nur an ihr Glück. Und endlich, wie ich glaubte, hatte ich den Besten und Würdigsten gewählt.

Doch nur mit Weinen hörte sie den Vorschlag an und das Geheimniß der Liebe, die sie lang in sich gehegt, sprach schüchtern aus ihren Thränen und noch scheuer von ihren Lippen und sie hatte vergessen, daß ich nur der Diener ihres Vaters, daß ich in Wahrheit immer nur auch ihr Diener gewesen war. Sie wollte nicht hören, daß ich nur der Sproß einer untergeordneten Kaste sei; sie liebte mich und wollte nichts sehen, als daß ich der Freund und Beschützer ihrer verlassenen Kindheit gewesen. — Und sie wurde mein Weib und ich wurde glücklich mit ihr, ein tiefes, ungehofftes, alle meine Mühen überschwänglich vergeltendes Glück.

Der Krieger:

Ich hatte den Thron bestiegen und alle meine Wünsche waren erfüllt. Die meines Bruders Gattin werden sollte, sie war jetzt die meinige und sie war es mit Liebe und Glück. Wenn unsere Küsse in einander loderten, dann vergaß ich die Welt und die Menschen, ich vergaß den Himmel und das unsichtbar waltende göttliche Gericht.

Aber er vergaß mich nicht.

Und wie ich früher überall nur die Macht und Herrlichkeit meines Bruders gesehen, so sah ich jetzt, wo ich ging und stand, den Schatten des Erschlagenen. Wenn der Rausch der Sinne verflog, sah ich ihn, und mitten im Rausche oft, in den Armen meines Weibes, griff es mit kalter Hand an mein Herz und flüsterte mir leise in's Ohr: „Erinnerst Du Dich!“

Und ich sah die Stelle im Garten, wo der Erschlagene lag, und ich sah die Sonne darüber aufgehen und seine Hand, die nach ihr deutete — und ihr rosiger Schimmer dünkte mir Blut zu sein.

Aber ich hieß die Stimme schweigen in meinem Innern und durch tiefern Rausch, durch Jagd und Spiel und wüste Gelage jagte ich den bleichen Schatten weg.

Und die meinen Bruder geliebt und von ihm gehofft, die Guten und Weisen, die wichen mir schweigend aus und zogen sich in das Dunkel zurück. Und die muthig ausharrten, eine gute Stunde erwartend, um mich warnend zu hemmen in meinem rasenden Lauf — deren Anblick war mir verhaßt und ich verbannte sie. —

Und man begann zu flüstern — man flüsterte wohl schon längst — von dem, was die Wahrheit war — aber so leise flüsterte man, daß kaum die Luft es vernahm und auch diese flüsternden Stimmen verstummten vor meinem Blick. —

Nur in mir verstummten sie nicht?

Tag und Nacht, wie ich ging und kam, in dem Rauschen des Windes, in dem Hallen der Gänge, streifte es hinter mir her oder rührte leise mein Haar und der letzte Athemzug meines Bruders dünkte mir in Allem zu sein, was ich aß und was ich trank.

Aus den Armen der Liebe trieb es mich empor. Jagd und Spiel waren stumpfe Waffen geworden — Aufregung, Betäubung und Blut, danach lechzte mein Herz — mehr Blut, das Eine zu überdunkeln, das die ganze Schöpfung in Blut für mich getaucht. Da fielen die grausamen Würfel des Krieges — sie fielen nur zum Glück! — Als Sieger kehrte ich heim, umjubelt, gefeiert, die Fürsten hinter mich schleppend, die meine Hand zu Gefangenen gemacht. Aufregung, Betäubung, nach denen ich gelechzt, ich hatte sie gefunden, und die Feste, die folgten, und der erneute Rausch der Liebe löschten für kurze Zeit den Brandfleck in meiner Brust.

Für kurze Zeit nur. Dann trieb es mich von neuem empor. Aber der Durst war gestiegen und ich lechzte nur mehr. Ich frug nicht nach Macht, nur mich selbst vergessen wollte ich, und wohin ich meine Waffen wandte, der Sieg blieb mir treu. Die meines Gleichen gewesen, die Fürsten der Länder, sie zitterten jetzt vor mir und mein Wort war Gebot und der Schall meines Ruhmes erklang, so weit die Erde reichte.

Und dann kam die Zeit, wo ich auch dafür stumpf geworden, wo auch das mich anekelte. Und der Schatten meines Bruders stand wieder neben mir.

Wohin ich auch blickte, Verwüstung und Tod. In meinen eigenen Staaten zertretene Felder, verödete Dörfer und in den hohlen scheuen Augen des Landmannes — der mir begegnete, las ich, daß er verglich und auch ich verglich — aber ihn haßte ich um dieses Vergleiches willen — ich haßte mein Volk, weil es sein Elend empfand.

Und der Schatten meines Bruders wandelte immer größer neben mir.

Aber er entzündete jetzt ein anderes Sehnen und Suchen in mir, dann plötzlich fühlte ich es, Liebe hätte ihn versöhnt, doch wie ich auch um mich suchte, ich fand nur zitternde Sklaven — Liebe fand ich nirgends. —

Liebe sah ich nur in den Augen jenes Weibes, um das ich den Bruder erschlagen, das ich immer noch liebte — aber den Schatten meines Bruders sah ich auch in diesen Augen. Ich sah wieder in ihnen jenen Blick, den sie neben seiner Leiche gehabt, jenen von heuchlerischen Thränen verdunkelten, von verbrecherischer Freude strahlenden Blick.

Und immer mehr wuchs der Schatten meines Bruders und immer öfter sah ich in ihnen diesen Blick, bis ich nur ihn noch in diesen Augen sah, und endlich haßte ich das Weib um dieses Blickes willen.

Aber nach und nach kam eine Wandlung in sie. Jener Blick war verschwunden, aber auch die Liebe war fort und ich sah, daß auch sie vor mir nur noch zitterte.

Und nun empfand ich mit Staunen, daß auch in mir die Liebe erstorben war, daß unter dem Haß, wo sie noch immer glimmte, auch ihr Funke erloschen und daß zugleich mit der Liebe auch der Haß verschwunden war.

Und als sie todt war, diese Liebe, von der ich geglaubt, daß sie nie enden, daß sie Alles überdauern müsse, da starb auch der Wurm, der so lange an meiner Seele genagt, denn ich erkannte, daß ich meinem Bruder Nichts geraubt, daß Alles nur Schemen, daß das ganze Dasein nur die täuschende Lüge des vergänglichen Augenblicks.

Und ich floh die Größe, die mir zur Last geworden, den Glanz, der mir nur noch Asche war, die Gattin, die meinem Herzen nichts mehr gab, um hier zu warten in dem langsamen Erstarren der Einsamkeit, bis die Nacht, die in mir ist, auch von Außen kommt, mich ganz zu umfangen — die Nacht, die einzigste Wirklichkeit, in deren Schoß das Dasein verschwindet, in der einst der wechselnde Traum der Schöpfung spurlos und für ewig verschwinden wird.

Der Greis:

Ein stilles Leben war uns beschieden. Sorgen gingen und kamen, auch Leiden blieben nicht aus; aber wir sahen Eines in des Andern Auge und fühlten uns neu gestärkt.

Auch Freuden kamen, reiche Freuden. Wir sahen die Kinder, die uns die Götter gegeben, aufwachsen in Gesundheit und Kraft. Und wie sie wuchsen,

erkannten wir bald in dem Einen, bald in dem Andern eine Aehnlichkeit, die uns freute und die uns, die Quellen dieses vervielfachten Lebens, in immer tieferer Liebe noch näher an einander zog.

Und so vergingen die Jahre und in keinem derselben verging ein Tag, eine Stunde, wo wir nicht dankbar den Mächten gehuldigt, die uns zusammen geführt.

Manches änderte sich, die Kinder waren erwachsen; sie verließen uns, Jedes seinem eigenen Schicksale folgend, und stiller wurde das Leben um uns. Der Kampf um das Dasein erlosch mit der liebenden Sorge für Andere, nur seine bescheidenen Früchte blieben uns noch zurück.

So waren wir durch das Leben gewandelt, wie durch einen Garten, hier eine Frucht bedauernd, welche zu früh gefallen, dort eine Blume stützend, welche der schwere Regen gebeugt, aber zu jeder Zeit war es uns eine Stätte stillbefriedigter Thätigkeit gewesen, von den liebevollen Pflichten des Hauses traulich umhegt und beschränkt, und nun saßen wir darin, wie im Abendglanze, selber am Abend unseres Wirkens gelangt, und Hand in Hand sahen wir Beide zurück — und wohin wir auch blickten, grüßten uns, selbst unter Thränen, nur sanfte Erinnerungen.

Und dann sahen wir einander an, Beide gealtert, aber in Liebe gealtert, die jung wie die Ewigkeit war. Das Haar meiner Gefährtin war längst ergraut, ihr einst so holdes Gesicht war jetzt mit Runzeln bedeckt, nur ihre Augen hatten den milden Schein bewahrt, noch milder geworden durch die Erfahrungen einer ganzen Lebenszeit. Und wenn ich sie so neben mir sah, ihre Hand in der meinen, verwebten sich Gegenwart und Vergangenheit zu einem lieblichen Märchen und ich gedachte der Kindheit und der Liebe von damals und das ganze Dasein verschmolz zu einem dämmernden liebevollen Traum, von dem milden Licht in den Augen meiner Gattin sanft erhellt.

Und so kam auch die Stunde, die uns schied.

Es war an einem lieblichen Abend. Leuchtend hing Indra's flammender Wagen noch am letzten Saume des Himmels. Ich sah ihre Augen heller leuchten, indem sie an der feurigen Lichtkugel hingen, ihre Hand drückte die meinige fester, als ihr Blick meinen Blick suchend, sich wie ein stummer Trostesgruß, wieder nach dem Quell alles irdischen Lichtes wendete und dann langsam erlosch.

Die Sonne sank plötzlich in den Abgrund des Meeres. Es ward Nacht um mich. Nacht in mir — die tiefe Nacht des Schmerzes! — Und dann kam die Morgenröthe wieder und auch in mir lichtete es sich.

Ich hob den Kopf und sah die Sonne aufgehen in alter Pracht. Und ich gedachte jenes Blickes, des letzten, und der Verheißung, die er zu geben schien, von einer Vereinigung, tiefer, inniger, süßer, als dies schattenhafte zersplitterte, flüchtige Daheim gewährt.

Und so kam die Ergebung und mit der Ergebung kam Ruhe und Kraft in meine Seele zurück.

Ich ordnete Alles, was mein war, nahm Abschied von meinen Freunden und hier, von Allem geschieden, gedenk' ich der Tage, die waren, und an das vergangene Glück. Und geht die Sonne auf und geht sie unter, dann grüßt aus der Fluthen Licht mich wieder jener Blick, und mit Freuden erwart' ich die Stunde, die von der Enge des Daseins mich lösend, mich mit der Geliebten in des Ursein leuchtendem Schooße, Gotttheil mit dem göttlichen Ganzen, auf ewig vereinigen wird.

Er schwieg und neigte das Haupt. Auch sein Gefährte schwieg. Der Wind hauchte leise in den Wipfeln der Bäume, die Sonne war untergegangen, der Mond säumte noch hinter den Gipfeln des Berges. Durch die vermehrte Stille klang lauter als am Tage das nahe Rauschen der Mandakini. Die Nacht wurde dunkler, Glühwürmer leuchteten im Grase, sie hingen wie flüssige Feuertropfen an jedem Laube und Halme, dann und wann unterbrach der Schrei eines Elephanten, der die Tränke suchte, oder das ferne Gebrüll eines Tigers den allgemeinen Frieden und Millionen von feurigen Faltern huschten wie fliegende Sterne geräuschlos durch die Nacht.

Aber die zwei Ruschis waren blind für die Pracht rund umher. Düster blickte der Krieger in den Wald, wo die Nacht immer dunkler wurde; sinnend lächelte der Greis, während auf seinem Antlitz ein Abglanz jener Liebe lag — die sein Leben erhellt, die noch sein Sterben erhellen würde.

So saßen sie lange regungslos in ihren Empfindungen verloren und mit gleichem milden, kühlen Lichte sahen die Sterne auf Beide herab.

Gedichte.

Von

Albrecht Graf Wickenburg.

1.

Die Pferde des Propheten.

(Nach einer orientalischen Sage.)

Mahomet und seine Streiter,
Wüstensöhne, kühne Reiter,
Zieh'n dahin im Sonnenbrand.
Nach drei Tage langem Schlachten
Roß und Reiter schier verschmachten —
Rings kein Wasser, nichts als Sand!

Endlich! — Täuscht die Fee Morgane
Sie zum Hohn mit holdem Wahne?
Nein! die Luft ist voll Arom!
Wiesengründe, Dattelpalmen,
Zwischen hohen Uferhalmen
Wogt einher ein klarer Strom!

Der Prophet nun ohne Säumen
Heischt die Rosse abzuzäumen:
Jene, wie ein Wetterstrahl,
Stürzen nach der Tränke lüstern,
Wiehernd, mit erhob'nen Nüstern,
Viele tausend auf einmal!

Wie sie sich am Ufer drängen,
Sich zu wirrem Knäu'l vermengen,
Jedes will das Erste sein!
Schlürft ein Rudel schon die Wogen,
Schneller, als der Pfeil vom Bogen,
Schießt ein andres hinterdrein!

Lächelnd schaut es der Prophete,
Prüfend greift er zur Drommete,
Sein Allarmsignal erschallt.
Aber taub der ganze Haufe —
Vier der Stuten — noch im Laufe —
Und ein Hengst nur machen Halt;

Machen Kehrt, noch eh' sie tranken,
Und mit schaumbedeckten Flanken
Folgen sie dem Schlachtenruf,
Stellen sich zur Fahne wieder,
Blicken schnaubend auf und nieder,
Ungeduldig scharrt ihr Huf.

Mahomet streicht ihre Mähnen
Und sein Auge glänzt in Thränen,
Da er spricht, der Rührung voll:
„Wie sich unsre Frauen zieren,
Mal' ich nun euch treuen Thieren
Stolze Brauen mit Kohol.

Segnen laßt für alle Zeiten,
Ehe wir von dannen reiten,
Euren Samen, eure Frucht!
Ew'gen Ruhmes Glanz umstrahlen
Soll den Stolz des Orientalen:
Vollblut der Araber=Zucht!“

2.

Ghasel.

Du zitterst, Kind, und bebst und siehst so bange noch
Und eine Thräne glänzt auf deiner Wange noch.
Du sahst dem Tode heut' in's starre Angesicht
Und fühlst dich, wie umstrickt von einer Schlange noch;
Von jähem Ende siehst du schon dich selbst bedroht,
Ob auch dein ganzes Herz am Dasein hange noch;
Am grünen Rosenstrauch wirst du den Wurm gewahr,
Ob er im vollen Schmuck der Blüthen prange noch.
Und dennoch — mach's wie er und blüh' nur immer zu!
Solang die Lebensuhr im vollen Gange noch,
Erquicke Herz und Aug' an jedem Sonnenblick
Und laß dein Ohr erfreu'n von holdem Klange noch.
Denn daß die Pflanze froh in jedem Jahr erblüht,
Das macht, daß sie nicht fragt: O Gott! wie lange noch?

Sonette.

Von

Edmund Benedikt.

1.

Befreiung.

Wie Der, den man verbundnen Angesichtes
Die Kreuz und Quer, daß er zurück nicht finde,
In Dunkelheit geschleppt hat, fällt die Binde,
Sein Auge badet froh im Strom des Lichtes

Und athmet doppelt frei im kühlen Winde
Wie ledig fast des eigenen Gewichtes:
War's mir vergönnt, daß ich durch dunkeldichtes
Gestrüpp mich hin zum Meer der Dichtung winde.

Mich schrecken nicht die ungezählten Schwimmer,
Die diese heilgen Fluten schon verschlangen,
Der starken Arme Muskelkraft verhöhnend.

Ich stürz' hinein. Ich wag's beim Mondesschimmer,
Die Wellen brausen um mich freudetönend,
Ich gleit' dahin, in süßem Traum befangen.

2.

Bescheidung.

Ich möchte gern ein stilles Leben leben
In eines Thales reichen Niederungen,
Von lieber Frau und Kindern hold umschlungen,
Am Abend rücksehn auf ein mäßig Streben.

Die Berge, die zu hoch ihr Haupt erheben,
Sind nur von grauen Wolken stets umrungen,
Der Regen, der aus diesen je gedrungen,
Erweckt am öden Felsen selbst kein Leben.

Der Purpurmantel, den die Sonn' am Abend
Wie höhnend um die kalte Stirne breitet,
Erwärmt nicht, mag er noch so prächtig glühn.

Drum möcht' ich wohnen, wo die Rosen blühn,
Wo Acker sich und Garten fruchtbar weitet,
An kleinen Freuden mir das Herz erlabend.

Gedichte.

Von

Fr. J. Schaffer.

1.

Marie.

Ballade.

Marie! Marie! Und hörst du nicht,
Wie sich die Well' am Ufer bricht?
So siehst du nicht, wie rasch und wild
Die Fluth dir nah und näher schwillt?

„Wie nach dem Felsblock, der dich trägt,
Die Flut schon ihre Ringe schlägt?
Entflieh', bevor's zu spät, Marie,
Um Gott, um Gott, entflieh', entflieh'!"

Umsonst der Ruf, umsonst das Schrei'n;
Marie, gleich einem Bild von Stein,
Vom Felsen in die Ferne späht,
Ob nirgends sich ein Segel bläht.

Ob nirgends noch ein Mast sich zeigt,
Den Wellen noch kein Schiff entsteigt,
Das ihres Hoffens Traum erfüllt,
Das ihres Herzens Sehnen stillt.

So steht sie Tag um Tag; doch leer
Sieht heut, wie gestern sie das Meer;
Nur heut hat sie die Frist versäumt,
Es steigt die Flut, indeß sie träumt.

An's Kreuz gelehnet, merkt sie's kaum,
Daß schon den Fuß bespritzt der Schaum;
Und als sie's merkt, da schreit sie wild
Und steht entsetzt, des Schreckens Bild.

Kein Rückzug mehr! — Wohin sie blickt,
Das Meer schon seine Wellen schickt,
Bespült schon, wo sie steht, den Ort,
Das Kreuz nur blieb ihr einz'ger Hort.

Sie faßt es an mit starkem Arm,
Umklammert es: „Erbarm', erbarm',
O Gottessohn, du meiner dich,
Entreiß dem Wellentode mich!"

Doch höher stets die Fluth sich thürmt,
Und wilder stets einher sie stürmt,
So fester faßt Marie den Stamm,
„Errette mich, du Gotteslamm!"

Gib auf dein Hoffen! Siehst du nicht,
Wie mächtig her die Woge bricht,
Wie gähnend schon ihr Rachen droht?
Nichts rettet dich vom Wellentod.

„Du zogst den Jünger aus der Flut,
O schütz' auch mich vor ihrer Wut,
Und wie du einst gethan, gebeut
Den Wellen und dem Sturm auch heut.

„Errette mich!“ Sie ruft's mit Kraft
Und rüttelt an des Kreuzes Schaft,
Und vor des Waßers Allgewalt
Erbebt das Kreuz in seinem Halt.

Es steigt, vom Flutenschwall erfaßt,
Das Kreuz empor mit seiner Last;
Die Wellen treiben es zum Strand
Und betten dort es in den Sand.

Und Alle rufen, die es seh'n:
„Ein Wunder, Wunder ist gescheh'n!“
Marie umschlingt des Herren Haupt
Und schluchzt: „Du halfst, weil ich geglaubt!“

2.

So bin ich.

Ich habe nicht gelernt, mich vorzudrängen,
Mich auf den Markt zu stellen, wie die Laffen,
Die müßig steh'n, nach jedem Narren gaffen
Und sich erfreu'n an eitlen Schellenklängen.

Ich kann den Mantel nach dem Wind nicht hängen,
Jetzt *hier*, und *dorten* jetzt, mir Gunst zu schaffen,
Nicht listig späh'n, ob *Der*, ob *jene* Waffen
Im zweifelhaften Kampf *mir* Sieg errängen.

Ob mich der Haufe loben mag, ob schelten,
Ich werde nicht mit ihm darüber rechten,
Was werth ich bin, und mehr nicht will ich gelten.

Das Eine aber darf ich von mir melden:
Vertheid'ger war ich niemals noch des Schlechten,
Und kämpft' ich, war's — das Gute zu verfechten.

Die Ukraine und ihre Dichter.

Bohdan Zaleski.

Von

Heinrich Blumenstok.

Der Name Ukraine besteht jetzt nur noch in der Geschichte, im Munde der Polen und in der Dichtung. Diesen Namen führte zur Zeit des selbstständigen polnischen Reiches der ausgedehnte Landstrich an beiden Ufern des mittleren Dnieper. Nachdem ein Theil dieses Grenzlandes bereits in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhundertes durch die Friedensschlüsse von Andruszow und Grzymaltow, der Rest der Ukraine dagegen in Folge der Theilung Polens zu Ende des vorigen Jahrhundertes ebenfalls an Rußland anheimgefallen sind, so hat das Wort „Ukraine" nur historischen Klang; ethnographisch hat es der Bezeichnung „Kleinrußland" den Platz räumen müssen, während auf der Karte die einstige Grenzmark Ukraine in den Gouvernements Kiew, Poltawa, Charkow und Jekaterinoslaw aufgeht. Die Ukraine, welche viele Jahrhunderte hindurch die eigene Individualität zu bewahren verstand, wird somit von jenem Staate, der den mächtigsten slavischen Stamm vertritt, vollständig verschlungen und assimilirt. Wir müssen diese Bemerkungen vorausschicken, um die Bedeutung des geistigen Kampfes um die Ukraine würdigen zu können.

In der Ukraine begegneten und befehdeten einander schon in frühen Zeiten europäische Bildung und asiatische Barbarei. „Die Ukraine" — äußert sich Mickiewicz in seinen Vorlesungen über slavische Literatur — „bildet eine der wichtigsten Verkehrsadern, durch welche sich Asien nach Europa wälzte. Sie ist die Wiege von Traditionen, die sich im Dunkel der Vorgeschichte verlieren. Ihre Steppen waren der Tummelplatz von allerlei Raubzügen der Barbaren." Die einstigen Bewohner der Ukraine* hatten

* Das Wort bedeutet polnisch und russisch Grenzland. Das in dieser Abhandlung verwerthete historische und ethnographische Material über die Ukraine verdanken wir der Lectüre der ukrainischen Dichter und Schriftsteller Zaleski, Malczewski, Goszczyński, Grabowski, Czajkowski u. s. w

das Joch der Wareger und Tartaren zu ertragen. Die Tartaren brannten die Ortschaften nieder, mordeten die Bevölkerung der Ukraine, und so manche Generation mußte im Kriege oder in der Gefangenschaft zu Grunde gehen. Die Bewohner der Ukraine waren — gezwungen durch ihre gefahrvolle Lage — bei Zeiten bedacht auf außerordentliche Mittel der Vertheidigung und Abwehr. Es entstand die Organisation der Kosaken, welche ihrem Ursprunge und ihrem ganzen Wesen nach vielfach an die Ritterorden im Westen Europas erinnert. Die Kosaken waren eine Art polnisch-russischer Militärgrenze.

Die Flußinseln am Dnieper bildeten ein natürliches Hinderniß gegen das Vordringen der Tartaren. Dorthin flüchteten sich die Bewohner der Ukraine, um dem Schwerte der Tartaren zu entgehen, dorthin wendeten sich auch Flüchtlinge aus Polen und Rußland, dorthin begaben sich auch Malcontenten aus verschiedenen Ländern. Nach und nach entstanden ähnliche Ansiedlungen am Don, an der Wolga, am Kaspischen See, am Schwarzen und Asov'schen Meere, im Kaukasus und im Ural. Die Flüchtlinge nahmen in den dortigen Wüsteneien und zwischen den Katarakten der Flüsse bleibenden Aufenthalt. Sie alle nahmen den Namen Kosaken an, welcher Ausdruck nach den Einen „mächtiger Streiter", nach den Andern „Räuber" bedeuten soll. Wenn auch Ursprung und System aller Kosaken die gleichen waren, so lassen sich doch ganz deutlich zwei Kosaken-Lager unterscheiden, das eine am Dnieper, das andere am Don. Unter den donischen Kosaken gab das asiatische Element den Ausschlag, unter den Dnieper-Kosaken das slavische Element. Die donischen Kosaken recrutirten sich aus Russen, Tartaren, Czerkiesen, Kalmuken u. s. w., die vom Dnieper dagegen aus Polowcen, Türken, Moldauern, Polen und Lithauern. Aus den donischen Kosaken entwickelte sich das Kosakenthum des Ostens, aus den Dnieper-Kosaken das kleinrussische Volk. Die Ersteren nennt man kurzweg die donischen, die Letzteren die Ukrainer Kosaken. Die Nachkommen der donischen Kosaken, welche verschiedene Namen führen: Asov'sche, Kuban'sche, uralische u. s. w., beschützen noch heutzutage die asiatische und kaukasische Grenze Rußlands. Sie erfüllen somit dieselbe Aufgabe wie vor Jahrhunderten und sind wegen ihres geringen Grades von Cultur mit Recht oder Unrecht der Schrecken des civilisirten Europas.

Uns sollen hier nur die Dnieper-Kosaken — welche heute nur noch in der Phantasie der Dichter leben — beschäftigen, die Dnieper- oder ukrainischen Kosaken, welche auch unter dem Namen der Zaporoger Kosaken bekannt sind. Diese Kosaken mit ihrer eigenthümlichen geschichtlichen Vergangenheit, mit ihren Sagen, Legenden und Volksliedern, sind zu einem der wichtigsten Bindeglieder zwischen den Polen und Kleinrussen geworden, denn sie bilden eines der wesentlichsten Elemente der für die polnische Literatur so bedeutungsvollen ukrainischen Volkspoesie, von welcher wir noch weiter unten sprechen werden.

Das Land der Zaporoger* Kosaken, das Land jenseits der Wasserschwellen des Dnieper, erstreckte sich bis gegen Oczakow. Der Hauptsitz der Zaporoger Kosaken oder der Zaporogeen, wie man sie kurzweg nannte, befand sich auf der schwer zugänglichen Dnieperinsel Tomakowka, allwo der Dnieper jene wilden Katarakte bildet, welche von den Dichtern so schön geschildert werden. Die Wasserfluthen ergießen sich mit großer Gewalt über Steine und Felsen, sie stürzen in den Abgrund, stoßen wiederum auf felsigen Widerstand, schäumen in die Höhe, und so wiederholt sich dieses imposante Naturschauspiel dreizehnmal, denn dreizehnmal wird der Lauf des Flusses in der geschilderten Weise unterbrochen. Diese Felsenstufen werden in der kleinrussischen Sprache porohy genannt. Niemand konnte in den Kosakenverband aufgenommen werden, der nicht die dreizehn „porohy" in einem kleinen Kahne mit sicherer und kräftiger Hand zu passiren vermochte. Der französische Ingenieur Beauplan, der sich lange in der Ukraine aufhielt, schreibt in einem ganz antiquirten Französisch: „Parmy ces Cosaques nul ne peut êstre receu Cosaque, s'il ne monte tous les Porohys, de sorte qu'a leur mode je puis bien estre Cosaque et c'est là la gloire, que j'ay acquise en ce voyage."

Die Zaporoger Kosaken lebten in der sogenannten Sicz (Kosaken-Verhau), in Behausungen, die den bezeichnenden Namen: „Rauchhütten" führten, weil der Rauch aus der Oberfläche der mit Stroh gedeckten Dächer hervorquoll. Je solche 30 bis 40 Hütten bildeten einen Kosaken-Verhau, den man auch Kosz (der Korb) nannte. Diese Kosaken lebten meistens im Cölibate und die Sicz glich inmitten der weiten Steppe einem großen Kriegskloster der schwersten Regel. Unter frei aus ihrer Mitte gewählten Atamanen (Hetmanen) lebten die Kosaken in eiserner, fast klösterlicher Disciplin. Geeinigt durch das Band der Gleichheit und brüderlichen Liebe, bildeten sie einen mächtigen Wall gegen den Anprall der Tartaren oder Muselmänner. Frauen durften in der Sicz nicht erscheinen und selbst verheirathete Männer, die in den Kosaken-Verband eintraten, mußten ihre Frauen in den außerhalb des Verhaues gelegenen Colonien zurücklassen. Die „Herren Junggesellen" widmeten ihre Zeit dem Kriegshandwerke, der Jagd, dem Fischfange, dem Aushöhlen von Eichenstämmen zu Kähnen u. s. w. Die Zaporoger Kosaken lebten von der den Feinden abgenommenen Beute. Ihre buntscheckige Kleidung und Bewaffnung schildert in drastischer Weise Michael Grabowski, der gründliche Kenner der Ukraine. Ein czerkessischer Sattel, eine krim'sche oder türkische Schabracke ein rothes Wamms, ein czerkessischer Regenmantel, ein russisches Schießgewehr mit einem Pulverhorn, ein persischer Säbel, im Gürtel ein feingeschliffenes Messer mit einem Wallfischzahn-Griffe, ein türkischer Köcher und ein Wurfspieß — in solcher

* Za porohy heißt wörtlich: jenseits der Schwellen, quasi: ultra gradus.

Gestalt präsentirte sich der Kosak. Er trug kurz geschorenes Haar, das in einen kleinen Zopf auslief, und in welchen verschiedenfarbige Bänder, von Mädchen erhaltene Liebespfänder, eingeflochten waren. Der berühmte Dichter des „Schlosses zu Kaniow“, der unlängst verstorbene Severin Goszczyński, schildert eine Abtheilung der Kosaken am Abende vor der blutigen Action. „Sie scheinen zu ruhen“ — sagt er —; „aber sie, des Blutes Kinder, denken an den Kampf; die Messer im Gurte, den Kalpak tief in die Stirne gedrückt, die Hände am Griffe der Messer, obschon das Auge geschlossen; Tag und Nacht sind die Rosse gesattelt und an den befestigten Piken angebunden.“

Die Zaporoger Kosaken hatten in ihren Centralpuncten ein Register aufliegen, in welches Freiwillige aus allen Gegenden ihre Namen eintrugen, sich zum Dienste meldend. Männer, die aus Polen, Lithauen und Rußland flüchten mußten, oder die sich in ihren Hoffnungen getäuscht sahen oder sich vom Rachegefühle leiten ließen, eilten in die Steppe, in die Gegend der „porohy“ zu den „Falken“ oder „Adlern“, wie sich die Kosaken zu bezeichnen beliebten. Sie ergänzten sich jedoch vorzüglich durch die zu Jünglingen herangewachsenen kleinen Kinder, welche auf den Kriegszügen geraubt wurden. Diese Kleinen ohne Namen wurden von den ergrauten Kriegern gepflegt und gewartet und zum künftigen Handwerke abgerichtet. Die Kinderfee Zozula war Gevatterin der armen Kósakenkinder, denen man den Namen dieser Fee beilegte. Sie kannten weder Vater noch Mutter; die Steppe und die „Sicz“ waren ihr häuslicher Heerd. Sie wurden in der Regel die tüchtigsten und verläßlichsten Kosaken. Die Volks- und Heldenlieder, welche im Kosakenlager gesungen wurden, ließen in ihnen den Gedanken an den Mangel des Familienlebens nicht aufkommen und fesselten sie mit unwiderstehlicher Gewalt an das Soldatenleben und an die schöne Ukraine. Die Schützlinge der Fee Zozula kannten in ihrer frühesten Jugend nur ein einziges Spielzeug: die Waffen. Die armen Kleinen wurden jedoch von den an stetes Kämpfen und Jagen gewöhnten Graubärten, von denen Malczewski in seiner „Maria“ sagt: „Und Steppe, Roß, Kosak und Nacht — eine einz'ge wilde Seele“ — mit aller Zärtlichkeit behandelt. Das Bild eines solchen Kosaken war überhaupt ein ganz eigenthümliches. Im Kampfe ein schrecklicher und unerbittlicher Gegner, konnte er im friedlichen Gelage beim Singen der schönen ukrainischen Dumy und Dumki (Lieder) in tiefes schwärmerisches Nachdenken versinken und Thränen der Wehmuth, der Sehnsucht vergießen, oder sich mit Wonne den Qualen des Heimwehs hingeben. Vor dem Tode, oder in der Schlacht verwundet, küßte der Kosak die Handvoll heimatlicher Erde, die er immer mit sich trug. An die einfachste Lebensweise gewöhnt, mußte er sich bessere Lebensmittel, welche für Festtage bestimmt waren, aus weiter Entfernung holen. Auf einfachen pfeilschnellen Kähnen — die man Czajki nannte — machten die Kosaken ihre abenteuerlichen Expeditionen längst des Dnieper und drangen bis zum

schwarzen Meer vor. Diese Kahnfahrten begeisterten so manchen Dichter zu allerlei schönen Schilderungen. „Leicht, behend, rasch wie die Welle" — schreibt Goszczyński — „durcheilt der Kahn den Dnieper; er streift die Wasserfläche, hält gleichen Schritt mit der raschen Fluth, jetzo verschwindet er in der Tiefe, es berstet der Wasserkrystall, der Kahn schießt in die Höhe und schwimmt einem Schwane gleich ruhig weiter."

Da die Kosaken eine tüchtig organisirte Kriegsschule bildeten und alsbald sich eines weitverbreiteten Rufes erfreuten, so wurden sie von den benachbarten Völkern oder Staaten als werthvolle Bundesgenossen gesucht und benützt. Sie waren der Reihe nach in polnischen, russischen und schwedischen Diensten. Am längsten währte der Bund mit Polen. Die bewaffneten Schaaren, welche unter Führung Lissowski's Rußland verwüsteten, machten sich auch unter dem bekannten Namen „Lisowczyki" im dreißigjährigen Kriege bemerkbar. Die Zaporoger Kosaken fühlten sich zumeist zu dem polnischen Elemente hingezogen. Sie selbst waren größtentheils orientalischen Ritus und sprachen den kleinrussischen, d. i. ukrainischen Dialekt, welcher vom russischen wohl zu unterscheiden ist. In der ganzen Ukraine, in welcher jetzt die russische Sprache überwiegend ist, sprach man theils ruthenisch, theils polnisch. Letztere Sprache war die officielle und die Sprache der besseren Gesellschaft. Diese Verhältnisse konnten auf das Kosaken-Element nicht ohne Rückwirkung bleiben. Die Attraction war selbstverständlich. Die Atamane der Kosaken führten z. B. lange Zeit hindurch in ihrem Siegel die Inschrift: „Siegel Sr. königl. Majestät sehr berühmten Kosakenheeres." *

Die verheiratheten Kosaken pflegten ihre Söhne an den Hof des Königs von Polen zur Ausbildung zu schicken. So verbrachte der berühmte Mazepa seine Jugendjahre am Hofe Johann Kasimirs. Von Heimweh und Sehnsucht nach dem Kriege gepeinigt, floh er in das Lager Chmielnicki's und erlangte später die Hetmanswürde. Er war selbst Dichter und gilt als Verfasser mehrerer „Dumy". Mazepa ward der Held sehr vieler Erzählungen und Gedichte. Er hatte mehrere Liebeshändel mit polnischen Damen, deren Männer dem Mazepa drohten, sie werden ihn an die Rosse angebunden in die Steppe zurück schicken. Voltaire und Byron beuteten diese Drohung in ihren Dichtungen phantastisch aus.

Die Anhänglichkeit und Treue der Zaporogen für die Polen schlugen jedoch unter den Königen Sigismund III. und Ladislaus IV. in das Gegentheil, in offene, furchtbar blutige Empörung um, als den Kosaken ihre vielfachen Dienste mit Undank gelohnt wurden, als sie die Gewaltacte und Intoleranz der polnischen Großen nicht länger ertragen mochten, und man sie schließlich entwaffnen wollte. Die Schreckensthaten der Kosaken und Haj-

---

* Die Bewohner der Ukraine hatten die Gepflogenheit, im schriftlichen Verkehre ihre Heimat mit dem Epitheton: „sehr berühmt' zu schmücken.

damaken unter Chmielnicki, Gonta und Zelezniak sind bekannt als Trauer- und Bußetage in der polnischen Geschichte.

Die wichtigste Persönlichkeit im Lager der Kosaken war der aus ihrer Wahl hervorgegangene Ataman (Hauptmann), der unbedingten Gehorsam, grenzenlose Verehrung genoß. In der Schlacht wurde ihm die Atamansfahne vorangetragen. Dieselbe war von dunkel-amarantener Farbe und trug im Felde den gepanzerten heiligen Michael zu Pferde. Der heilige Michael ist der gläubigst gefeierte Landespatron der Ukraine und wird allgemein der „weiße Engel“ genannt, weil ihn das Volk auf den Fahnen und Abbildungen silbergestickt zu sehen gewohnt ist. Das Volk glaubt fest daran, daß der „weiße Engel“ die Steppen unter die einzelnen Heiligen vertheilt und so für die Sicherheit daselbst vorgesorgt hat. Die Steppen führen auch Namen der Heiligen und werden gewissermaßen als ihr Eigenthum betrachtet.

Zwei Züge im Wesen und Charakter des Kosaken bildeten den dankbarsten Stoff für die poetische Behandlung. Der Drang nach Abenteuern in den fernsten Ländern und die Liebe zur Heimat, letztere eine allen slavischen Stämmen angeborene Eigenschaft, waren in der Brust des Kosaken in gleicher Stärke verkörpert. Diese Stimmung rang nach Ausdruck im heitern oder melancholischen Gesange. Das Lied brachte dem Kosaken Lebenslust und Lebenskraft. Die „Theorbe“ und „Pandore“, zwei Kosakenlauten, erfreuten sich im Kosakenlager eines besonderen Zuspruches. Im nächsten Gefolge des Atamans befanden sich „Theorbisten“ und „Pandoristen“. welche die Laute erklingen und die Dumka ertönen ließen oder den Gesang der Kosaken auf der Laute begleiteten. Das alte ukrainische Volkslied erwachte unter den Zaporogen zu neuem Leben; träumerisch und verwaist erscholl der Gesang, der Steppe und dem Steppengeiste verwandt, — so äußert sich ein polnischer Schriftsteller. Die Sänger waren die Lieblinge des Atamans und der Kosaken. Der tüchtigste Lautenschläger führte den Titel: „Der Sänger der Atamane und der Ataman der Sänger“, und bekleidete einen hohen militärischen Rang. Er lebte im regsten Verkehre mit dem Ataman, er war sein Freund und Lobredner, der Wächter seiner Ehre, er sah, hörte und wußte Alles, was im Lager vorgieng. Der Dichter Bohdan Zaleski weist auf die Bedeutung der Odyssee hin und bemerkt, daß die homerischen Rhapsoden geistig nicht höher standen, als die serbischen oder ukrainischen Sänger.

Die ukrainische Kosakenwelt hat nur den Werth einer historischen Reminiscenz, aber sie lebt fort und fort in den ruthenischen und russischen Volksgesängen. Diese Auffassung spiegelt sich auch in dem Bilde, welches der russische Schriftsteller Polewoj von der heutigen Ukraine entwirft. „Unter klarem, heiterem Himmel erstrecken sich die unermeßlichen Steppen der Ukraine. Wer sich an dunkle Wälder, an einen düstern Himmel, an den Sand und die Sümpfe des Nordens gewöhnt hat, der vermag sich keine Vorstellung zu machen von dem Anblicke der von unübersehbaren Getreidewellen bewegten Gefilde, der von Obstbäumen strotzenden Haine, der mit

schneeigem Flaume blühender Kräuter bedeckten Ebenen, der Wiesen, auf denen das dichte hohe Gras das Wasser der Flüsse und Bäche verdeckt. Der Bewohner des Nordens wird sich kein Bild von dem Eindrucke machen können, den z. B. die vom Ufergrün verhüllte Fluth des Flusses Psta hervorruft.

Die Häuschen der russischen Bauern geben nicht einmal einen Begriff von den ukrainischen Holz- und Lehmhütten, in welchen die stark eingestampfte Erde die Stelle des Fußbodens vertritt. . . . Der Ukrainer ist schwerfällig, in sich gekehrt, wenig gesprächig, er macht keine so tiefen Verbeugungen, wie der russische Bauer, er verheißt und verspricht nicht viel; er ist schlau, gescheidt, achtet das ihm gegebene Wort und hält das gegebene ein. Der Großrusse lebt für die Gegenwart, der Kleinrusse lebt ganz in der Vergangenheit. Willst du seine Freundschaft, seine Zuneigung gewinnen? so hüte dich vor allzugroßer Zudringlichkeit. Er ist mißtrauisch; schmeichle nicht ihm, sondern seiner Kosakenwelt. Er ist stolz auf dasjenige, was gewesen ist; erwähne der Vergangenheit, erweise seinen Vorfahren deine Verehrung . . . und sofort wirst du sehen, wie seine Züge sich beleben, wie seine ganze Gestalt bewegt wird, wie sein Herz stärker zu schlagen beginnt; dann kannst du auch mit ihm nach Belieben plaudern, dann wirst du auch in die Geheimnisse seiner Freude und seines Kummers eingeweiht, du wirst seine poetische Duma, sein Steppenlied vernehmen, und du wirst über seinen Frohsinn staunen. . ." Fügen wir zu diesem Bilde noch die Verse Malczewski's über die Steppen hinzu:

„Einsame Steppen, heilig-still, ihr jungfräulicher Reiz
Blüht ganz verborgen, unentweiht von Menschenstolz und Geiz,
Der Himmel nur umfängt sie rings, indem sich weit und breit
Ausdehnt wie ein großes Meer die bunte Fruchtbarkeit."

So sind Land und Leute beschaffen, welche der dichterischen Phantasie einen so reichen Spielraum gewähren. Sagen, wirkliche Begebenheiten, eine merkwürdige Geschichte, interessante Traditionen, überraschende Naturschönheiten, der Sinn für das Abergläubische und Mythische neben stark ausgeprägtem religiösen Gefühle — all' dieß hat der Ukraine einen schwermüthigen, melancholischen Charakter verliehen. „Auf diesem von den Hufen der Rosse durchwühlten, von menschlichen Leichen gedüngten, von bleichen Gebeinen besäeten, von einem warmen Blutregen befruchteten Boden gedeihen die Saaten der Trauer." So spricht von der Ukraine der unbekannte Verfasser der vom unlängst verstorbenen Historiker August Bielowski in's Polnische übertragenen „Expedition des Igor gegen die Poloweeu". Faßt man die Schöpfungen des Aberglaubens, wie sie nur eine wilde Phantasie und eine noch wildere Natur erzeugen können, näher in's Auge — so begreift man einerseits die ewige Spannung und Erregung

der Gemüther unter den niedern Volksklassen, anderseits ermißt man den Werth des Schatzes, den eine kundige Dichterhand hier zu heben vermochte.

Der Ukrainer glaubt unerschütterlich an Naturwunder, an nächtliche Geistergespräche, an Feeen und Nixen. In der Ukraine vollzog sich kein wichtiges Ereigniß welcher Art immer, das — nach der Volksmeinung — nicht früher durch irgend eine außerordentliche Erscheinung angekündigt worden wäre. Je geheimnißvoller die Erscheinung, desto gläubigere und ängstlichere Gemüther findet dieselbe. Die Ukraine — wie sie in den Gesängen ihrer Dichter erscheint — ist das Land der Visionen. Erscheinungen und Zeichen am Himmel verrathen eine bevorstehende Rebellion der Kosaken; ein wahnsinniges, besessenes Weib durchzieht die Dörfer unter Gepolter und in unfaßbaren Reden Unheil prophezeiend; die Dnieper-Nymphen (Rusalki), haben ihren Sitz in einer Höhle am Dnieper, welche man das „Ohr der Klagen" nennt und welche noch Niemand straflos betreten hat: sie sind den Liebespaaren gefährlich; Gaukler und Hexen treiben ihr Unwesen namentlich an Friedhöfen und andern einsamen Orten; Teufel necken den Wanderer in dunklen oder stürmischen Nächten; Winde und Stürme, deren grauses Echo in der weiten Steppe die Menschen erbeben macht, bedeuten sehr Schlimmes: es verschwinden Menschen, wenn Winde toben; das Verirren auf der Reise gilt nicht als das Werk des Zufalles, der Teufel verfolgt die Wanderer, führt sie auf Irrwege; der Nachtwind dient dem Teufel als Werkzeug, um den Menschen vom Wege abzubringen, und fällt der Mensch diesen Teufelskünsten zum Opfer, so erheben die Eulen und Nachtraben (puszczyk), ein gräßliches Gelächter, welches Mark und Bein erschüttert; beflügelte Nachtdruden, Nachtmännlein, Nachtweiblein — die das Alp- oder Druddrücken bereiten — durchschwirren die Luft; den Männern nähert sich der Nachtgeist in Frauengestalt, den Frauen in Männergestalt; herabfallende Sternschnuppen werden als böse Lichtgeister angesehen; Kinder, welche ohne Taufe sterben, erfüllen die Luft mit lauten Klagen und Seufzern; rothe Vampyre, Blutsauger, erstehen den Särgen, dringen in die Wohnungen, würgen die Menschen, trinken das Blut, kriechen auf die Altäre, besudeln sie mit Blut, zerbrechen die Kerzen; eine Abart von Vampyren, die den Müttern gehässig sind, erdrückt und hungert die kleinen Kinder aus; es gibt todte und lebendige Vampyre, Letztere halten mit Ersteren nächtliche Zusammenkünfte; Priester und Laien, welche im Tödten der Vampyre geübt sind und Beschwörungsformeln gegen diese Unthiere besitzen, stehen in hohem Ansehen beim Volke.

Solch' gewaltigen Einfluß vermag das Naturleben auf die Phantasie eines dem Hauche der europäischen Civilisation entrückten Volkes auszuüben. Diese Fülle von Aberglauben bewegte die Gemüths- und Gefühlswelt der Bevölkerung, das Walten der Naturkräfte erzeugte Furcht, Beklemmung, Frömmigkeit, ward aber auch der Gegenstand poetischer Empfindung und

Ausschmückung. Die slavischen Volksstämme nähern sich der Civilisation auf dem Wege der Erkenntniß Gottes und der Natur, obgleich diese Erkenntniß in der Regel nur den Ausfluß des Herzens und Gefühles bildet. Sie fühlen stark, sie denken wenig. Selbsterkenntniß, Weltanschauung, welche nur durch philosophische Studien, durch ruhiges, logisches Denken zu erlangen sind, sucht man — von wenigen Ausnahmen abgesehen — vergebens bei den Slaven. Den Inhalt der slavischen Poesie bilden Gottanschauung, Naturauffassung, subjective Stimmung, Leiden und Freuden des Volkes. Es ist den Slaven die ganze Stufenleiter des Gefühles, der Phantasie gegeben. Wo sie sich an die menschen- und weltbewegenden Probleme heranwagen, wo sie die ausschließliche Domäne der Vernunft betreten, da muß es entweder beim Versuche bleiben, oder unklarer Mysticismus bricht sich Bahn. Der tüchtigste unter den slavischen Stämmen, der polnische, konnte einen Byron hervorbringen, aber keinen Schiller, geschweige denn einen Göthe oder Shakespeare. In der Lyrik sind sie Meister, oft unübertrefflich; Chopin gibt dieser Lyrik Ausdruck in der Musik. Sie erreichen das Epos, welches als der Glanz- und Culminationspunkt ihres Schaffens angesehen werden darf, und verflüchtigen sich im Drama, insbesondere in der Tragödie. Aber Gefühl, Empfindung, Phantasie vermögen die schönste Poesie zu schaffen; das Volk fühlt, empfindet und besitzt reiche Einbildungskraft. Der einfache Gebirgsbewohner, der während oder nach der Arbeit seine Volkslieder singt oder den Bildern seiner Seele nachsinnt, hat oft unbewußt die gleiche oder eine höhere poetische Empfindung, als so manche städtische Anbeter oder Nachbeter der Dichter. Der Landmann versteht nicht *unseren* Dichter, wir nicht den *seinigen*. Die Volkspoesie ist die höchste geistige Sphäre, in welcher sich die Völker und Nationen auf der ersten Culturstufe bewegen. In der Volkspoesie ruht zumeist das Vermächtniß, die Tradition vieler Jahrhunderte. Insbesondere gewinnt die Volkspoesie dort große Bedeutung, wo das nationale Leben Wandlungen erfahren hat, wo es in seiner Existenz gefährdet erscheint. Daher rührt auch die Wichtigkeit der ukrainischen Volkspoesie für die polnische Literatur. Hervorragende polnische Dichter, welche das Element der ukrainischen Volkspoesie in die polnische Literatur verpflanzten, wurden zu Schöpfern einer speciellen sogenannten „*ukrainischen Schule*“ auf dem Gebiete der polnischen Literatur.

War das poetische Material, welches die Ukraine diesen polnischen Dichtern bot, an und für sich ergreifend, so läßt sich kaum leugnen, daß die Dichter der ukrainischen Schule auch politische Ideale verfolgten. In Bezug auf Form und Inhalt waren es die schönen Melodieen der ukrainischen Lieder, die Tapferkeit der Kosaken, der Heldenmuth und edle Sinn der Hetmane, der Wechsel der verschiedenen Völker, die in der Ukraine handelnd auftraten, der Reiz der Steppen, die Katarakte und Stromschnellen des Dnieper, die pfeilschnellen Kosakenkähne, die Dnieper-Inseln, die Priester der *Gusla* (Weissager), die Feeen und Nixen, das Wunderbare und Phantastische, der

Glaube an Geister und ihre Verwerthung für die Poesie, eine besondere Vorliebe und Idealisirung der ukrainischen Gegenden, wodurch die in die Fußtapfen Byron's tretenden ukrainisch-polnischen Dichter sich bemerkbar machten. Aber nicht darum war es dieser Dichterschule vorzüglich zu thun. Der nationale Charakter der Ukraine wird vielfach bestritten und in Frage gestellt. Die Russen vindiciren der Ukraine den russischen, die Polen den polnischen, die Ruthenen den ruthenischen oder kleinrussischen, d. i. specifisch ukrainischen Charakter. In der Wirklichkeit ist das russische, polnische und ukrainische Element in der Ukraine gleich stark vertreten. Besungen ward die Ukraine nur von polnischen und kleinrussischen Dichtern. Erstere betrachteten es als ihre Mission, die Ukraine gleichsam für das Polenthum wieder zu erobern, über das Wesen der Ukraine klares Licht zu verbreiten und sie durch den Hauch künstlerischer und poetischer Begeisterung vor der nationalen Vernichtung zu bewahren. Indem die polnischen Dichter — die selbst der Ukraine entstammten und angehörten — die Vergangenheit der Ukraine, selbst die blutigsten Episoden, mit der poetischen Gloriole umgaben, durften sie mit Zuversicht auf den entsprechenden Eindruck in der Heimat rechnen und vielleicht eine nationale Gegenwart und Zukunft als eine Folge des poetischen Farbenglanzes der Vergangenheit erwarten. Ein geistreicher französischer Kritiker vergleicht ja doch die gesammte polnische Poesie und Kunst mit einer National-Versammlung, in welcher die hervorragendsten Vertreter der verschiedenen Landestheile erscheinen, um — in Ermanglung politischen Lebens — in dieser erhabenen und idealen Weise die Interessen des Vaterlandes zu vertreten.

Die Dichter der Ukraine sind vermöge ihrer persönlichen Bedeutung, sowie der Tendenz, in einer so gefährdeten Provinz das nationale Feuer wach zu erhalten, die Lieblinge der Polen geworden. Gerade zur Zeit, als die Leier Mickiewicz's am Niemen ertönte, ließ sich am Dnieper ein Echo vernehmen, welches von Steppe zu Steppe erscholl, von da nach Volhynien und Podolien drang und an der Weichsel mit Jubel begrüßt wurde. Es herrschte die Freude des Wiedersehens, des Wiederfindens nach den langen Jahren der Trennung. Und es waren wahrlich keine geringen Geister, die die Ukraine als ihre Landboten entsandte! Es tauchten am poetischen Horizonte hellleuchtende Sterne auf, es traten in den Vordergrund die lieblichen Schilderer ukrainischer Zustände: Aleksander Groza, Tomas Padura, Michael Grabowski, die beiden Erstern gleich tüchtig in der polnischen und kleinrussischen Sprache, Letzterer ausgezeichnet als Kenner und Beurtheiler der Ukraine, sowie als Kritiker der ukrainischen Schriftsteller, Michael Czajkowski, der Verfasser des „Wernyhora", des „Kirdschali", der „Kosaken-Erzählungen", der an Gluth und Leidenschaft der Schilderung und Charakteristik kaum übertroffen werden kann, der Gemüth, Verstand und Phantasie des Lesers vollständig zu fesseln vermag, der die blutigen Conflicte zwischen dem südslavischen und mohamedanischen Elemente

mit poetischem Ernste behandelt, — vor allen Andern aber erglänzten die drei Dichter Anton Malczewski, der Sänger der „Maria“, Severin Goszczyński, der Sänger des „Schlosses von Kaniow“ und Bohdan Zaleski, der Sänger der ukrainischen Volkslieder. Wie ein Meteor erschien und verschwand Malczewski. Der etwa siebenundzwanzigjährige napoleonische Officier kam in Venedig mit Byron zusammen, und diesem Contacte der beiden Dichter verdankt die Welt zwei der reizendsten Poeme, den „Mazepa“ und die „Maria“. Malczewski legte den Grund zu Byron's „Mazepa“ und Byron zu Malczewski's „Maria“. Kenner der „Maria“ wissen deren Bedeutung in der polnischen Literatur zu würdigen. Die „Maria“ genügt, um ihrem Dichter die Unsterblichkeit zu sichern, aber sie ist zugleich eine traurige Erinnerung an den Verlust, welchen die polnische Literatur erlitt, als Malczewski in so jungen Jahren in Noth, Kummer und Elend dahinsiechte! Er zeichnete in der „Maria“ das polnische Adelselement in der Ukraine, sowie die traurigen Folgen seines stolzen, übermüthigen Treibens. Die großen Gedanken, die in seiner Dichtung so mächtig hervorragen, beleuchteten wie eine revolutionäre Brandfackel weit und breit den slavischen Himmel. Für Malczewski war die Melancholie der ukrainischen Gegenden und Ereignisse nur der Ausgangspunkt für viel höhere Ziele, die zu erklären uns vielleicht in der nächsten Zeit vergönnt sein wird. Er war jedenfalls unter den ukrainischen Dichtern der schärfste und begabteste Denker, ihn hatte der Strahl der Sonne Byron's in unmittelbarer Nähe berührt. Sein Freund und Genosse Severin Goszczyński, ein Meister im Colorit, hat die blutigen Episoden der kosakischen Rebellionen zum Vorwurfe seiner Dichtungen erkoren und im Gewande der Poesie ein wahrheitsgetreues Bild jener Zeiten entworfen.

Und Bohdan Zaleski! The last, but not the least. In seinen Liedern erstrahlt die Ukraine im ganzen Glanze ihrer Naturschönheiten und geschichtlichen Denkmäler, im phantastischen Gewande der Volkslegenden und Volksmythen. Versenkt in den Anblick der schönen Ufer der ukrainischen Flüsse, der imposanten Kataratte, der malerischen Dnieperinseln, begeistert von den Kosaken-Erzählungen, von dem Lebenslaufe der Hetmane und von ihren kühnen Fahrten und Kriegszügen, ergab er sich ganz den auf ihn einstürmenden Eindrücken. In ihm fand die ukrainische Volkspoesie das getreueste Echo. Hatte die Volkspoesie ihren Quell in den Thaten der ukrainischen Helden, so sollte die Poesie Zaleski's aus Ruinen der Vergangenheit frisch pulsirendes nationales Leben schaffen. Handlungen, durch die die Ukraine sich mit Makel bedeckte, die Zeiten des Bruderzwistes, der häuslichen Kämpfe überließ er der Feder Anderer, — ihm fehlte der weite Blick Malczewski's, ihm fehlte der dämonische Zug Goszczyński's. Was Malczewski nur leise streifte, indem er in der „Maria“ sang:

„. . . Ach, der Erinnerung an die Vergangenheit
Ist nicht ein Ahnenmonument im ganzen Land geweiht!
Wo soll die Bürde trauriger Gefühle hin sich lenken?
O nirgends — will man nicht den Geist tief in die Erde senken:
Dort wird er alte Waffen sehn, die Zeit und Rost zerstörten,
Und Knochen, wo man nicht mehr weiß, wem einst sie angehörten."

was Malczewski nur andeutete, das vollbrachte Zaleski, indem er in nächtlicher Heerschau die alten Grabhügel aufstöberte und die ihm kund gewordenen nationalen Geheimnisse in das Reich der Poesie verpflanzte. Zaleski meint sich selbst, indem er in einem seiner Gedichte auf die Frage:

„Was will der Dichter bei der Gräber Schauer?
Er weilt dort heimlich, tief gehüllt in Trauer."

die Antwort ertheilt:

„S'ist Hamlet, den der Geist des Vaters mächtig zieht,
Der Geist, den Niemand Andrer sonst als Hamlet sieht,
Ein Gast aus einer andern Welt, der, eh' es tagt,
Ihm das erlitt'ne Unrecht seiner Ahnen klagt —
Und Er, ergriffen von des Geistes Sache,
Fühlt sich beschwingt vom Zauber heil'ger Rache,
Will Andres nicht auf Erden mehr gewinnen —,
Des Geist's Gewalt beherrscht nun ganz sein Sinnen:
Er quält sich ab das Herz, es flieht sein Friede
Und kann — ach — Lindrung finden nur im Liede! —

Der Horizont seiner Freuden, Klagen, Wünsche und Sehnsucht ist umgrenzt. Er möchte sein Vaterland ewig schauen, es glücklich und vereint mit Polen wissen; wenn er sich diesem Ziele näher wähnt, solange er wenigstens in Warschau weilt, so athmet er Frohsinn, so ist er der lebenslustige, hoffnungsvolle, begeisterte Sänger der Ukraine. Je mehr sich seine Hoffnungen in Träumereien verwandeln, je mehr er — dem heimatlichen Boden ferne — in der Fremde den Schmerzensruf des Verbannten erschallen läßt, je mehr er es versucht, seinen Gesichts- und Ideenkreis zu erweitern und mit dem Blicke des Propheten das Schicksal und die Zukunft seines Vaterlandes zu durchdringen, desto nebelhafter gestalten sich die Bilder seiner Leier. Es sind Sonnenstrahlen, denen es an Kraft gebricht, das Gewölk zu durchreißen. Als lyrischer Dichter vermochte er sich bis zur Höhe Göthe'scher Stimmungsproducte emporzuschwingen:

„Das Lüftchen*.

Kind der Gesträuche,
Spielt es in Wiesen,
Neckt selbst die Riesen
Ulme und Eiche;
Wiegt dann die schweren
Häupter der Aehren,
Küßt auch die Rosen;
Wellen aufkräuselnd
Hüpft es zum Rohre;
Müde vom Kosen
Tiefer jetzt säuselnd,
Stirbt es im Moore."

* Aus Nietschmann's „Polnischer Parnaß".

In der Schilderung und Charakteristik war Zaleski von meisterhafter Plastik. Er hinterließ jedoch kein größeres, nennenswerthes, einheitliches Werk, weil er keine umfassende künstlerische Kraft besaß, weil sein strenggläubiges katholisches Gemüth sich mit den Tröstungen, Schlüssen und Lösungen der Religion zufrieden stellte. Ganz originell und alle anderen polnischen Dichter überragend war die Form der lyrischen Ergüsse Zaleski's, überragend an melodischem Rhythmus und Harmonie der Verse, welche an dem Ohre des Hörers gleich sanften Cascaden vorübergleiten, überragend an unerschöpflichem Reichthum der Farben, an übermüthiger Handhabung der Sprache, an neckischem Spiele mit den Diminutiven der Hauptwörter, an schöpferischer Gewalt in der Bildung neuer bisher unbekannten Wortformen, entzückend in dem Gebrauche der Alliteration — mit einem Worte: Poesie, Malerei und Musik waren vereint in einer Seele. Viele Gedichte Zaleski's könnten den Maler, andere den Musiker begeistern. Leider bleiben die meisten Gedichte Zaleski's Geheimniß der polnischen Sprache, nur zugänglich dem Kenner derselben; sie lassen sich kaum in eine andere Sprache übertragen. Wie wir den bewältigenden Eindruck gewisser stark ausgeprägter, nur einzelnen Ländern eigenthümlichen Naturschönheiten wohl in uns aufnehmen, aber nicht wiedergeben können, so besitzt eine jede Literatur Dichter von kerniger Individualität, die sich mit der Sprache und den Sitten ihres Volkes so verwachsen fühlen, daß der glückliche Kenner dieser Sprache solche Dichter bewundert, und zugleich bedauert, daß der Genuß ihrer Werke andern Völkern für immer versagt bleiben müsse. Zaleski war solch' ein Dichter. Gleich den Theorbisten, welche den Hetmanen auf ihren Zügen folgten, war Zaleski zum ukrainischen Volksdichter geboren. Singt er ja von sich selbst:

„Mich auch hat ja die Ukraine,
Sie die Mutter ihren Sohn,
An dem Busen groß gezogen
Mit der Milch des Lieds, der Sage."

Er wollte Bojan, dem ältesten mythischen Sänger der Slaven in der Dniepergegend, gleichen, dem als Propheten verehrten Bojan, von welchem der unbekannte Sänger der „Expedition des Igor gegen die Polowcen" so feurig spricht, Bojan — dessen Lieder die Brust Zaleski's schon in der frühesten Jugend begeisterten und der bei unserm Dichter in so hohen Ehren stand, daß er von ihm sagt:

„Unser göttlicher Bojan hat die Gestade des Dnieper in Zauber gehüllt; seine Duma am Wasserspiegel glänzt und tönt; und ich, ach! ein gebrechlicher Zwerg, erhebe mich zum Fluge und jage nach Bojan's Tönen. Meine Lieder sind nur seiner Duma schimmernder Abglanz, verhallendes Echo."

Michael Grabowski erzählt in seinen Schriften über die Ukraine, er habe lange Jahre in diesem Lande geweilt, um den Geist desselben kennen zu lernen, er habe dann zufällig die erste neu herausgegebene Sammlung der echten ukrainischen Volkslieder, welche dem Dichter Zaleski vollständig unbekannt war, gelesen und sei zu seinem größten Erstaunen in diesen Liedern dem Geiste der Lieder Bohdan Zaleski's begegnet. Zaleski kannte nur einen kleinen Theil der Ukraine, und zwar die Stadt Humanj und dessen Umgebung. Er las keine ukrainischen Lieder, weil es keine Sammlung derselben gab. Ihm genügte die Melodie, welche er in seiner ersten Jugend vernahm. Als Grabowski in späteren Jahren die gesammelten Volkslieder las, erinnerte er sich lebhaft an die Tage, da Zaleski vor der 1830er Revolution seinen Freunden in Warschau mit vor Rührung zitternder Stimme seine ukrainischen Rhapsodien vortrug. Der Genius Zaleski's verlieh seinen Dichtungen die Färbung der ukrainischen Volkspoesie.

Bohdan Zaleski ist ein Kind der Steppe im wahren Sinne des Wortes. Geboren im Jahre 1802 in der Gegend von Humanj in der Ukraine, wurde er — in Folge des frühen Todes der Mutter — in der Hütte eines Landmannes erzogen und verbrachte seine Knabenjahre auf der Steppe. Er* selbst äußert sich über diese Epoche seines Lebens: „Ein heiterer Knabe pflegte ich mit wonniger Lust den Berg Iwanhora abzulaufen, dort traf ich oft einen greisen Bandoristen (ukrainischen Barden), wie sie noch heutzutage in jener Gegend anzutreffen sind. Der alte Mann erzählte mir eine Menge Sagen. Die Volkslieder waren mir lieb geworden. Ich fühlte männliche Ruhe, Einfachheit, den Frieden des Landmannes und tausend erfrischende Eigenschaften in jenen gemüthvollen und naturgetreuen Liedern der gottbegnadeten Muse der slavischen Volksstämme."

Die Lieder und Gedichte Zaleski's sind in der polnischen Literatur unter mannigfachen Namen bekannt. Er gilt als der eigentliche Schöpfer dieser ganz neuen Gattungen der polnischen Poesie. Da sind vor Allem die „Dumy" und „Dumki"**, meist schwermüthige oder auch balladenartige Gedichte, treue Echo's der an beiden Ufern des Dnieper von den Zaporoger Kosaken gesungenen Lieder; sie athmen männliche Kraft und Freiheitssinn, sie sind bilderreich und gefühlvoll, sie halten die glorreiche Vergangenheit der Kosaken und den Glauben des Volkes in hohen Ehren. Die „Szumki", eine Abart der „Dumki", zeichnen sich durch tolle Lebenslust aus, in ihnen gelangt der echte Humor des Dichters zum Durchbruche, in ihnen tobt er aus; ihnen verwandt sind die „Wiośnianki" (Primeln), Frühlingslieder, welche von allen slavischen Völkern mit besonderer Vorliebe

* Zaleski studirte in Humanj vom Jahre 1815 bis 1820, begab sich sodann nach Warschau, wo er bis zum Jahre 1835 verblieb und sowohl an den Arbeiten des polnischen Landtages, als auch an den Operationen der polnischen Armee thätigen Antheil nahm. Hierauf emigrirte er nach Paris, wo er bis zum heutigen Tage lebt.

** Etwa „Sinnen" und „Minnen".

gesungen werden. Die serbischen „Frühlingslieder“ von Vuk Karadzicz verrathen eine altgriechische Ruhe und Glückseligkeit; die ukrainischen Lieder dieser Gattung sind wild, lärmend, geräuschvoll, als wollten sie über das Alltagselend hinweggleiten. Alle diese Lieder strahlen Frühlingsluft und Frühlingswärme aus und üben einen nachhaltigen Eindruck auf die Stimmung des Lesers und Hörers. „Die „Szumki“ und „Dumki“ sagt Zaleski, „sind die ukrainischen Allegro's und Penseroso's; die Melodie der Einen klingt wehmüthig, schmerzlich, nachhaltig, die Melodie der Andern fesselnd, lebenslustig, zu Gesang und Tanz einladend.“ Diese Melodieen bieten den Musikern die schönsten heimatlichen Motive. Sagt doch Göthe:

„Im Vaterlande
Schreibe, was dir gefällt:
Da sind Liebesbande,
Da ist deine Welt.“

Nichts ist bezeichnender für die streng ukrainische Richtung Zaleski's als die Thatsache, daß sein leider nur allzufrüh verstorbener Freund Malczewski ihn schlechtweg den „Kosaken“ nannte. So oft Zaleski den Dichter der „Maria“ in seinem düstern Sinnen und Brüten störte, brachte ihn Letzterer mit dem Rufe zur Ruhe: „Fort in die Steppe — Kosak!“ Der unwiderstehlichen Sehnsucht nach der Ukraine und der Steppe hat Zaleski in zwei schönen Gedichten Ausdruck gegeben, welche in Nietschmann's „Polnischer Parnaß“ in ziemlich gelungener Uebersetzung enthalten sind und die wir auszugsweise reproduciren.

„Bei uns wie anders“ ist der Refrain der neun Strophen zählenden „Duma“.

„Wie bangt mein Herz hier fern am Donaufluß!
Ich bin so traurig, daß ich weinen muß;
Beklommen macht mich dieser Menschenschwarm,
Das fremde Weltgewühl so leer und arm!
Hier kann es nichts für den Kosaken geben;
Bei uns, bei uns da ist ein and'res Leben!*

Bei uns wie anders! Die Ukraine beut
Ein unermessnes Feld, vom Lenz bestreut,
Und Gottes Sänger ziehn darin umher,
Das bunte Tongewirr stirbt nimmermehr.
Hier kann es nichts u. s. w.

Bei uns wie anders! Klingt auch trüb und bang
Im Reich der Todtenhügel unser Sang,
Er schwingt empor sich zu der Väter Geist,
Wenn er die Thaten der Verklärten preist.

---

* Mit diesen zwei Versen schließt jede Strophe ab.

Bei uns wie anders! Was mein Mädchen träumt,
Verräth das Lächeln, das die Lippe säumt,
Die muntere Russalka, duftig leicht,
Und Liebchens Blick von Sehnsuchtsthränen feucht.

Bei uns wie anders! Liebe, Sehnsuchtsdrang
Begleiten uns das ganze Leben lang.
Mein Gott, in Thränen flehe ich zu dir:
Gieb einst im Himmel die Ukraine mir!"

Im Originale lautet die letzte Strophe viel kräftiger. Der Dichter sagt: „Liebe und Sehnsucht sind unsere beiden Lebensfäden; Herr, mein Gott, hab' Erbarmen, in Thränen flehe ich zu dir: Wenn ich sterbe, gieb mir die Ukraine im Himmel, für eine Kosakenseele giebt es kein anderes Heil." Und das Steppenlied:

„Hörst du bang die Winde klagen?
Siehst du jene Hügel blau,
Die wie Wogenmassen ragen?
O Ukraine, Steppenau,
Wie dein Sandmeer stolz sich wiegt,
Wenn, den Türkenfeind zu jagen,
Es Kosak und Roß durchfliegt!

Weites Feld der Todtenhügel,
Fruchtbar durch der Ahnen Blut —
Welch' ein Aufruhr! Schnelle Flügel
Leiht dem wilden Roß sein Muth,
Die gehörnten Heerden ziehn
Zahllos hin auf grünem Spiegel,
Schwimmen, springen und entfliehn.

Steppe, die uns gab das Leben,
Ach, von dir, der Mutter, ward
Uns die Phantasie gegeben,
Kinder sind wir gleicher Art:
Bruder ist uns der Gesang,
Dein wie unser Herz durchbeben
Gleiche Saiten, seltsam bang.

Ewig hört man Weisen klingen
Wie der Zither Melodien,
Niemand weiß, woher sie dringen,
Scheinen Gräbern zu entfliehn;
Träumerisch und wild durchzieht,
Wie der fernen Windbraut Singen,
Steppe, dich mein Sehnsuchtslied.

Bojan's, Bojan's Liederwellen —
Einst so üppig und voll Pracht
Wie des Kataraktes Schwellen —
Schwand denn heute eure Macht?
Steppenlied, wann kommt die Zeit,
Wo die Tapfern du auf schnellen
Rossen wieder führst zum Streit?"

Der Ideenkreis, in welchem sich Zaleski bewegt, erscheint am Klarsten in dem Gedichte: „Die Quinte meiner Leier." Die fünf Saiten seiner Leier bilden: Gott, die Welt, das Slaventhum, Polen, die Ukraine; wir fügen gleich hinzu, daß die beiden äußersten Saiten, Gott und die Ukraine, stärker als die drei anderen Saiten ertönen. Jedem dieser fünf Töne widmet der Dichter eine besondere Strophe, aber in jeder Strophe vernimmt man insbesondere den Lieblingston Zaleski's: die Ukraine. Der Dichter feiert Gott als den Schöpfer der Ukraine; er feiert die Welt, in welcher er und die Ukraine als Atome verschwinden; er feiert das Slaventhum als den Regenbogen am bewölkten Himmel, und die Ukraine als den Glanz des Goldes in diesem Regenbogen, während hoch oben Bojan

seine Leier über alle slavischen Völker hält; er feiert Polen als Märtyrerin, die die alten Sünden durch das Lied abbüßen möchte, aber dabei der Mutter Ukraine gedenkend; er feiert endlich die Ukraine, deren Helden und Dichter das Grab verlassen, um ihm frohe Kunde, Hoffnung auf bessere Tage zu bringen, und der Sänger der ukrainischen Lieder schreit auf: „Mich reißt es fort, ewig wird es mich hinziehen, bis mein Geist mit dem Vaterlande sich vereint."

Der erste Ton „der Quinte der Leier" Zaleski's, der fromme Glaube, findet in einem größern Poem: „Die allerheiligste Familie", sowie in einer ganzen Reihe von Dichtungen religiösen Inhaltes, in philosophisch-religiösen Meditationen prägnanten Ausdruck. Das zweite Capitel des Evangeliums des heiligen Lukas über das in Verlust gerathene und wieder aufgefundene Jesuskind, welches im Alter von zwölf Jahren im Tempel zu Jerusalem predigte, gab dem Dichter den Anlaß zu einer reizenden Schilderung im biblischen Style. Die Gestalten der heiligen Jungfrau, des heiligen Josef und des Jesuskindes treten in der dem Dichter eigenen wunderbaren Plastik hervor, daß man unwillkürlich an die von den großen italienischen Malern entworfenen Heiligenköpfe erinnert wird, welche die katholische Kirche zieren.

Zwei andere Töne „der Quinte" erklangen bei Zaleski in nicht gleicher Weise, Polen und das Slaventhum. Ersteres wollte er frei wissen, vereint im glücklichen Bunde mit der Ukraine, den zu stiften, zu festigen, er als sein Lebensziel betrachtete. In seinem größten Poem: „Der Steppengeist", in welchem er die Weltgeschichte vor den Richterstuhl der Phantasie zu bringen versucht und die Entwicklung aller Länder und Nationen beleuchtet, hat Zaleski den Beweis geliefert, daß ihm eine Saite seiner Leier, ein Ton, der das Lied von der großen Welt betrifft, den Dienst versage, so prächtig er auch die andern Saiten zu meistern versteht. Zaleski hat im „Steppengeist" in die schönste poetische Form Gedanken gekleidet, die dem ernsten Leser ein Lächeln abringen müssen. Geradezu unfaßbar, unverständlich klingen seine historosophischen Betrachtungen, und der Leser athmet auf, sobald der Dichter auf Polen und die Ukraine zu sprechen kommt und seine gewohnte Klarheit wieder erlangt.

Und noch eines Tones der „Quinte" wollen wir gedenken, der slavischen Idee. Uns will es scheinen, daß Zaleski der einzige polnische Dichter ist, der für Alles, was dem Slaventhume angehört, so große Sympathien besitzt, daß man fast geneigt wäre zu glauben, er sei nicht ganz frei von einem leisen panslavistischen Anfluge. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß die schönsten Dichtungen Zaleski's aus einer Periode stammen, in welcher das Verhältniß zwischen den Polen und Russen kein so gespanntes war; Russisch-Polen besaß bekanntlich bis zum Jahre 1830 eine an Unabhängigkeit grenzende Autonomie, einen imposanten Reichstag und eine wohlgeschulte Armee. Da mag nun dem schwärmerischen Dichter die pansla-

vistische Idee nicht so abstoßend geschienen haben. Zudem war Zaleski der Dichter der Ukraine und des in ihr verkörperten besten Kosakenelementes, und die ukrainische Volkspoesie ist vielleicht der einzige neutrale Boden, auf welchem sich Russen und Polen gleich heimisch fühlen und manche Berührungspuncte finden können; wurzelt ja doch das Kosakenelement in der Geschichte beider Nationen. Dank dieser Verehrung für alles Slavische hat Zaleski seinen Landsleuten eine Uebersetzung der Serbenlieder eines Vuk Stefanovicz Karadzicz geliefert, welche mit gutem Rechte einen Ehrenplatz in der polnischen Literatur behauptet. Die berühmte Rhapsodie „Czar Lazar oder die Schlacht auf dem Amselfelde", sowie gegen fünfzig serbische Lieder sind auf diese Weise den Polen zugänglich gemacht worden. Eine ausführliche und gründliche Abhandlung über das Wesen der Südslaven, sowie über den Dichter Vuk Stefanovicz Karadzicz ergänzen die Uebersetzung. Unter den Dichtern anderer Nationen, mit denen sich Zaleski vorzüglich beschäftigte, seien hier erwähnt: Horaz, Petrarca, Walter Scott, Schiller und Göthe. Letzterer war sein Lieblingsdichter. Zaleski übersetzte Einiges von Göthe, mitunter recht unglücklich, wie z. B. den „Erlkönig". Dagegen hat er das Gedicht „die Nacht", sowie das Lied der Mignon „Kennst du das Land . . . ." in's polnische so schön übertragen, daß es an Innigkeit dem Originale gleich kommt.

Folgendes Gedicht zeigt von der außerordentlichen Naturliebe Zaleski's, welche jedoch vom religiösen Gefühl getragen wird. Das Gedicht, welches stellenweise den Geist der Psalmen erreicht, lautet:

„Das Lied des Dichters" *

Wenn es tagt auf Bergesspitzen,
Perlen in den Thälern blitzen,
Drängt es mich mit Lerchenschwingen
Aufzusteigen und zu singen.

Theil' im Flug, wie Wolken, Leiden,
Dring zum Aether reiner Freuden:
Schönheit, Liebe, Glaube, Lieder
Sind der ew'gen Kette Glieder.

Wie den grünen Rand die Quelle
Spiegle ich die Welt gar helle,
Alles Schöne rührt, beglückt mich,
Alles Rührende entzückt mich.

Der Gefühle Schätze mehren
Sich in jener Welt der Sphären,
Stoff zu neuen Bildern bieten
Ihre Thäler, ihre Blüten.

Das Gefilde ringsum lächelt,
Von des Lenzes Hauch gefächelt.
Herz, was suchst du doch so bange,
Sehnend wie im Liebesdrange?

Dieser Duft, dies Blütenweben
Weckt der Seele gleiches Streben.
Vöglein singt in Apfelzweigen,
Die verschämt sich rosig neigen.

Feld und Wald durchziehen Klänge,
Ach, die Brust wird mir zu enge:
Strömt hinaus denn, hehre Weisen,
Gott in der Natur zu preisen!

Ueberall ertönen Lieder,
Aus dem Thal, vom Berg hernieder —
Hier gen Himmel, dort zur Erde,
Daß mein Sang begleitet werde!

* Aus Nietschmann's „Polnischer Parnaß".

Die Accorde, die ich wähle,
Stimmend zu dem Ton der Seele,
Nahen mir in reinster Fülle:
Bin ich einsam in der Stille.

Niemals soll mein Lied verglühen,
Mit dem Frühling nicht verblühen,
Stets aus jugendfrischem Sinne
Strömen mit der Gluth der Minne;

In des Waldes stillen Räumen
Wiegt es, rastend, sich in Träumen,
Wie, vom Duft berauscht, um Rosen
Sanft sich wiegend Falter kosen.

Und ich walle eindrucksweicher
Längs dem Bach durch Au'n und Sträucher,
Sammle Honig wie die Bienen,
Anderen, nicht mir, zu dienen.

Ob mich gleich der Dornen Spitzen
Unversehens blutig ritzen:
Rings das Spielzeug anzusehen,
Macht des Kindes Schmerz vergehen.

Klage mag ich nie erheben,
Gern in süßem Irrthum leben.
Schwinden auch des Lenzes Spuren,
Weilt er doch in andern Fluren.

Bleibt mir in dem Erdenthale
Nicht erspart die bittre Schale,
Will ich bis zum Grund sie leeren
Und — den Blick gen Himmel kehren.

Nie erlahmt des Geistes Flügel,
Selbst noch auf dem Grabeshügel
Bleibt, wenn er emporgestiegen,
Einst ein Flaum des Fittichs liegen.

Alle diese und ähnliche Gedichte schrieb Zaleski größtentheils in seiner Heimat oder in dem ersten Jahrzehnte seines Lebens im Exile. Die späteren Werke Zaleski's sind weit entfernt, auch nur einen Vergleich mit den Erstlingen seiner Muse aushalten zu können. Schon vor Jahren fällten strenge polnische Kritiker das herbe Urtheil: „Er hat sich erschöpft", und noch strengere Kritiker behaupten, Mickiewicz habe ihn auf dem Gewissen, er habe ihn durch allzugroßes Lob verwöhnt. Und in der That war das Urtheil Mickiewicz's über Zaleski geeignet, die Eitelkeit des Letzteren in einer gefährlichen Weise wachzurufen. In einem der an Zaleski gerichteten Briefe äußerte sich Mickiewicz unter Anderem, wie folgt: „Herausgefordert durch Slowacki, antwortete ich gestern mit einer Improvisation, und zwar mit einer Begeisterung, wie ich sie seit meiner „Todtenfeier" (Dziady) nicht gefühlt habe. Der Geist der Poesie stand mir zur Seite. Ich möchte wissen, was Du gestern thatest, woran Du dachtest? Denn mir scheint es immer, daß wir zwei nur Einen Geist haben und daß wir nicht zur selben Zeit Dichter auf Erden sein können. Obschon der Geist ewig ist, so begrenzt er sich doch manchmal, wenn er sich in uns verkörpert . . ." Und in seinem Vortrage über slavische Literatur im „Collége français" sagt Mickiewicz: „Zaleski ist der größte unter den slavischen Dichtern. Zum Abschlusse der poetischen Festspiele der Slaven streute er Blumen aus; er wird immer Jene in Verzweiflung bringen, die noch die Kunst der Kunst halber lieben wollten, denn er hat alle Mittel, alle Rhythmen erschöpft, Alles — was es an Glanz im Colorit, an Zartheit in der Schattirung giebt."

Wir können diese kleine Abhandlung nicht schließen, ohne einer andern ukrainischen Poesie zu gedenken. In der Ukraine treffen die Polono- und Ukrainophilen zusammen. Neben den polnisch-ukrainischen Dichtern

giebt es eine kleinrussische oder ruthenisch-ukrainische Dichterschule. Wir erwähnen der Namen Osnowjanenko, Bodiański, Topola, Metlinski, Kulisz, Kostomarow, vor Allem aber des unvergeßlichen Taras Szewczenko, des lieblichsten Sängers kleinrussischer Lieder. Diese Männer waren die geistigen Führer, um welche sich die Ukrainophilen im kleinrussischen Lager schaarten. Sie verfolgten ganz besondere ukrainische, ruthenische Tendenzen und unterschieden sich in markanter Weise sowohl von den Polen als auch von den Russen, und dies in philologischer, historischer und socialpolitischer Richtung. Eine solche Ausnahmsstellung einnehmend, hätten vielleicht die Ukrainophilen einst ein wichtiges Bindeglied zwischen den Polen und Russen, den beiden feindlichen slavischen Stämmen, bilden können. Die russische Regierung hat, um die Einheit der russischen Sprache und Literatur zu wahren und zugleich von politischen Motiven geleitet, den Ukrainophilen den Krieg erklärt und die Drucklegung kleinrussisch geschriebener Zeitungen, Gedichte oder anderer literarischer Producte innerhalb der Grenzen des Kaiserstaates verboten. Da somit den Ukrainophilen der eigentliche Boden ihres Wirkens entzogen wurde, so kann man ihren Bestrebungen keine Zukunft prophezeien. Wenn Südrußland den Ukrainophilen versperrt und die ganze Bewegung nur auf Ostgalizien beschränkt bleibt, so dürfte die kleinrussische Dichterschule einen geringen Nachwuchs erhalten.

Gedichte.

Von

K. G. Ritt. v. Leitner.

1.

Nachts.

Vereinzelt Sterngeflimmer
Durchblickt die Wolken schwach,
Und ich im dunklen Zimmer
Bin einsam hier noch wach.

Ich sitze stumm und brüte
Dahin im finstern Raum,
Mir schwebt vor dem Gemüthe
Vergangnes wie im Traum.

Ich denke, wie gefunden
Wir einst uns, ich und Du,
Und wie dann hingeschwunden
Mein stilles Glück im Nu.

Der Priester sprach: — „bis scheiden
Der Tod wird den Verein."
Ich aber will's nicht leiden,
Will nicht geschieden sein.

Ach, spannt denn keine Brücke
Herüber sich von dort?
Führt denn kein Weg zurücke
Mehr die, die einmal fort?

Mich dünkt, ich müsse lauschen,
Ob nichts sich regen will,
Kein Flüstern und kein Rauschen;
Bleibt aber Alles still.

Ich spähe rings im Kreise,
Mir ist, als müsse mild
Aufdämmern leise, leise
Aus Nacht Dein liebes Bild.

Wol kommt in hehrem Schweigen
Der Mond heraufgewallt;
Doch Du willst nicht Dich zeigen
In Deiner Lichtgestalt.

2.

Recension der Rose.

Herr Lenz versäumt zur Frühlingsmesse nie,
Zu bringen ein Product der Poesie.
So bracht' er jüngst ein Werkchen auch zur Welt:
„Die Rose", das nur hundert Blätter zählt.
Der Autor ist, wie die Erfahrung gibt,
Ob seines blumenreichen Stils beliebt;

Doch diesmal können leider wir nicht sagen,
Daß eine neue Bahn er eingeschlagen.
Er hat uns oft bereits in frühern Zeiten
Beschenkt mit solcher Art von Kleinigkeiten.
Sie sehen sich recht hübsch und artig an;
Doch Neues, Packendes ist nicht daran.
Da zeigt sich stets vom selben Grün das Blatt,
Vom selben Roth die Blüthe, blaß und matt;
Die Form verräth nicht viel Gestaltungskraft,
Ist recht entwickelt nicht, nur knospenhaft;
Und doch erfüllt der übermäß'ge Duft
Betäubend rings die reine Gottesluft.
Wir wollen anderseits zwar nicht verkennen,
Daß manche ihn auch süß und lieblich nennen;
Allein wir haben, — ohne Widerspruch!
Schon längst genug von diesem Wohlgeruch.
Auch können wir nicht ganz verschweigen,
Daß scharfe Dornen lauern an den Zweigen,
Die schmerzlich wund gar stechen uns die Hand,
Und dies ist doch ein arger Uebelstand,
Den unser Autor leicht vermieden hätte,
Verstünd' er besser sich auf Formenglätte.
Jedoch wir wollen trotzdem zarten Seelen
Herrn Lenzes neustes Werk hiemit empfehlen.

3.

Der kleine Tambour.

Ein kleiner Tambour vom Strand der Loire
Marschirt in's Feld im Fünfzehnerjahr,
Marschirt gar munter durch Stadt und Land
Und rührt die Schlägel mit flinker Hand.
  Trumtrum, trumtrum.

Jetzt kommt ein Courier: „Der Blücher droht,
„Der Kaiser hat noch an Mannschaft noth."
Sogleich duplirt die Truppe den Schritt,
Und eilig trippelt der Kleine mit.
  Trumtrum, trumtrum.

Bei Waterloo dann wird ein heißer Tag,
Da wettern Geschütze Schlag auf Schlag;
Das Bürschchen mischt in Lärm und Geschrei
Sein hell: En avant! und wirbelt dabei.
Trumtrum, trumtrum.

Und mitten in Staub und Pulverrauch
Sieht reiten er heute den Kaiser auch
Im grauen Rock mit dem Hut ganz klein;
Da schlägt der Junge die Trommel schier ein.
Trumtrum, trumtrum.

Doch jetzt sinkt vorn' ein goldener Aar,
Das kostet vor Zorn ihm ein Thränenpaar;
Nun gar ihn bespritzt Kameradenblut,
Geräth er darüber vollends in Wuth.
Trumtrum, trumtrum.

Es dröhnt und knattert, es rasselt und klirrt,
Da plötzlich kommt eine Kugel geschwirrt,
Die reißt in das Kalbfell flugs ihm ein Loch;
Doch schrillt zur Attaque es immer noch.
Trumtrum, trumtrum.

Das nächste Blei schlägt höher ein,
Da ruft das brave Tambourlein
Im Sinken noch: Vive l'empereur! und macht
Zum letzten Mal, und nur noch sacht
Trumtrum — — —

Venedig.

Von

Carl Graf Coronini.

Meerentstieg'ne Zauberfeste,
Unvergleichliches Venedig!
Du, an Schönheit Allergrößte,
Deiner Sendung bist du ledig.

Doch die Genien, die die Bahre
Deines Ruhmes bunt bekränzen,
O, sie leben tausend Jahre,
So wie Sterne ewig glänzen.

Du, der Iris bunte Stätte,
Und der Marmorkunstgebilde!
Eine duft'ge Blumenkette
Aus dem himmlischen Gefilde

Windet sich um deine Glieder,
Ob sie auch im Tode liegen;
Was du giebst, wer giebt es wieder?
Wer wird, Hehre, dich besiegen?

Wenn die Sterne ihre Bahnen
An dem Himmelszelte gehen,
Bleiben sie, in heil'gem Ahnen,
Ob St. Marcus staunend stehen.

Und du träumst auf weichem Sande,
Der Jahrhunderte gesehen,
Räthselhafter Canal Grande!
Wer wohl mag den Traum verstehen?

Was sie dir an Opfern brachten
Glühn'den Hasses, glühn'der Liebe,
Ewig ruht's in deinen Schachten,
Daß es stets Geheimniß bliebe.

Und die Gondel gleitet leise
Durch die schlummernden Canäle;
Und das Mondlicht blicket schüchtern
In verlass'ne Marmorsäle.

Und im rhythmischen Geflüster
Hat das Ruder Feuerbogen
In die ruhende Lagune,
Perlentriefend, eingezogen;

Und des Gondelführers Rufen
Schaurig hallt's im grauen Dunkel;
Dort und da, auf Marmorstufen
Einer Angel schwach Gefunkel.

Und geschmückt mit Arabesken,
Steh'n am Wasser die Paläste;
Und sie spiegeln, gleich wie Fresken,
Großer Zeiten heil'ge Reste.

Ein versteinter Friedensbogen,
Winkt Rialto kampfesmüde
Ueber'm Schattenreich der Wogen
Seinen Wassern: Friede, Friede!

Und die Nacht läßt ihre Schleier
Auf des Meeres Kön'gin fallen,
Die durchwirkt von Glanz und Feuer
Weithin auf den Fluthen wallen.

Die Antonikapelle.

Novelle.

Von

Hans Grasberger.

An der Brücke, am Eingang des Hammergrabens wurde der Professor abgesetzt. Eh der Fuhrmann sich wieder auf seinen Sitz schwang, rief er, das Leitseil anhaltend, noch dem Enteilenden nach: Sie werden drinnen gut aufgehoben sein; ein Bischen leutschen ist der Hauptmann, aber sonst ein Ehrenmann. . . . . bitte, rechts ist der Fahrweg, Herr Professor; es geht sich commoder! — Und der feurige Braun' mit dem Steirerwägel entschwand auf der staubigen Straße.

Professor Werner schritt trotz seiner untersetzten Gestalt munter aus, die Wanderkur hat ihm sichtlicher Weise gut angeschlagen. Das Recept hatte aber auch sattsam radical und bindend gelautet: eiligst das Ränzlein zu schnüren, kein Buch mitzunehmen, allen Städten aus dem Weg zu gehen, in keinem Nest länger als nach Gunst und Ungunst des Wetters zwei bis vier Tage zu verweilen und möglichst viel durch grüne Wälder zu schweifen. Für das Beste, den richtigen Wegweiser und den heilsamen Umgang mit kräftigen Menschen, sorgten zahlreiche Empfehlungsbriefe. Der dies verordnete, war ein schneidiger menschenfreundlicher Regimentsarzt; für die Einhaltung der Diät bürgte die pedantisch-gewissenhafte Gelehrtennatur des Patienten. Es galt, Letzteren tiefer Melancholie, geistiger Ueberanstrengung und zunehmender Nervenzerrüttung zu entreißen. Alle diese Uebel waren aus einem traurigen Faschingsabenteuer entsprungen.

Der Professor hat die Vierzig überschritten und sein blondes Haar spielt ins Weiße; er wurzelt mit seiner Bildung und Erinnerung in einer idealeren Zeit und sein Beruf hat ihn in den Idealen dieser Vergangenheit erhalten und befestigt. Solche Naturen bleiben mit ihren Gefühlen lange jung, sei's zum Heil oder Unheil, zum Ersatz für versäumte Lebensfreuden oder aber zum Schutz vor den damit verknüpften Bitternissen. Doch es kommt der Tag, da die entschwindende Jugend zum letzten Mal und nachdrücklicher als je an ihre Rechte mahnt und eine Leidenschaft wachruft, die um so verhängnißvoller wirkt, als sie meist zu spät kommt. Männer mit dem spät entfachten Jugendfeuer im Herzen verfallen nämlich leicht in den Irrthum, daß sie bei der schönen Jugend der nüchternen Gegenwart jene Ideale in urwüchsiger Fülle und Frische voraussetzen, welche sie selbst sorgsam

gehüthet und aus einem anderen Menschenalter herübergerettet haben. Die Enttäuschung kann nicht ausbleiben. Werner warb um ein Mädchen, das die Huldigung des gefeierten Gelehrten als ersten Triumph ihrer Schönheit und Eitelkeit entgegennahm und nährte. Ein weltkluger Mann tritt aus der letzten Reserve nicht heraus, er sei denn des Erfolges sicher. Anders ein anachronistischer Jüngling. Werner erhielt statt des gehofften Jaworts einen Korb, und die frühreife Salondame war zugleich noch Gänschen genug, ihren ersten erlisteten Scalp ihren Gespielinnen herumzuzeigen. Der Professor sah sich um die letzte Lebenshoffnung gebracht und der Lächerlichkeit preisgegeben ... es war die höchste Zeit, daß der Regimentsarzt ihn in seine Hand bekam.

Das enge Waldthal, welches der Professor eben betreten, war ihm ausdrücklich als Fußtour vorgeschrieben worden, und er kam der Weisung wohlgemut nach. Der Morgen wehte noch frisch durch diese Klause. Erst die höchsten Kronen der runden Berggipfel waren sonnenvergoldet, während aus der Tiefe sich leichtes Nebelgespinnst aufwärts wand, das nur an den starrsten moosbebarteten Fichten- und Tannenzweigen hangen blieb und riß. Die größere Hälfte des Thalbodens nimmt ein junger ungeberdiger Fluß ein, der bald in Schluchten widerstrebender Felsen grollt, bald sich mit donnerndem Fall in Tümpel und Kessel stürzt und weiß schäumend aufwallt, bald an ungefügen Steinklötzen emporzischt oder aber lind und leise buschige Au-Inselchen umfängt. Man belauscht gern solch junges Brauseleben, sein Ringen, Schaffen und Zerstören. Geröllbänke überziehen sich, soweit sie vom Hochwasser nicht wieder fortgerafft werden, mit grünem Weidengesträuch; ältere Austriche, die dem Fluß schon seit Jahren entrückt geblieben, werden ausgereutet und in Grasboden verwandelt; mehr und mehr wird die Willkür des Elements eingeengt, und wo immer sich ihm eine grüne Fläche abringen ließ, siedelt sich der Mensch an, genügsam, mit einer Ziege oder Kuh, mit einer Hütte und einem Gärtchen.

Aber der kleine Alpenstrom hat einen bestimmt ausgeprägten industriellen Beruf; schon hier, in seinem schmalen Heimatthal schwingt er den Eisenhammer und flößt Holz. Dem Eisenhammer schritt der Professor entgegen, das Flößen und dessen Fährlichkeiten konnte er flußaufwärts auf seinem ganzen Wege beobachten. Er sah den einzelnen Flößer, ausgerüstet mit seiner langen, vorn mit der Eisenzwinge und dem Widerhaken versehenen Stange, zur hoch gehenden Flut niedersteigen, sah, wie derselbe da erst andächtig seine wollene Mütze abnahm, sich bekreuzte und dann nachdenklich sein Pfeifchen stopfte, eh er sein hartes, nasses Tagwerk begann, sah ihn aus Geklüft und Gestrüpp, aus Buchten und Tümpeln verirrte Scheiter und Holzstämme hervorholen und ins allgemeine Rinnsal leiten, sah ihn über tosende Wellen und treibende Blöcke hinweg von einem Ufer aufs andere, von einem glitscherigen Stein sich auf den andern schwingen. Und nun gar noch der Kesselfang! Auf hängender Leiter ist der mutige, gelenke Bursch die Felswand herabgestiegen; kaum spannbreit biethet sich seinen Nägelschuhen Halt daran und über dem brodelnden schlingenden Wasser. Stromgewaltig stürzt es zu seiner Rechten in die Tiefe und kocht ringsum, immer neu den Kessel füllend, auf. Nasser Staub sprüht empor, Sinn und Auge trübend.

Gleißenden Pfeilen gleich schießen die entrindeten Holzstämme in den gährenden Abgrund, um erst nach vielen Secunden wieder emporzutauchen. Und ihnen allen soll der junge Mann inmitten des betäubenden Aufruhrs mit nüchternem Blick und sicherem Eisen, ohne daß ihm auch nur einen Augenblick Hand und Knie zittern, aus dem Felsen- und Wasserlabyrinth die schmale Ausgangspforte weisen. Wahrlich, wer Stunden und Tage so ordnend und schaffend in dieser schauerlichen Tiefe weilt, ist ein Mann, ein Held, trotz einem, von dem Lied und Geschichte melden. Und wenn Hunderte und Tausende um des nackten Lebens, der kargsten Nothdurft willen sich täglich und stündlich solchen Wagnissen und Gefahren unterwinden, wie will, wie darf noch ein Einzelner auf besonderes Glück Anspruch machen?

Und der Professor hielt theilnahmsvoll vor mehr als einem „Marterl", das in Bild und Schrift Meldung that, wie und wo und wann ein Flößer bei seiner gefährlichen Arbeit jählings ums Leben kam. Es sind Märtyrer der Arbeit, deren Andenken durch so schlichte Gedächtnißtafeln an Wegen und Stegen lebendig erhalten bleiben soll. Diese Zeichen flößen dem sorgenlosen Wanderer Ernst ein, geben ihm zu denken. Sie sollten in ethnographischen und historischen, ja selbst in Kunstsammlungen nicht gänzlich fehlen; denn der Maler solcher „Marterln" erweist sich gemeiniglich als Realist so wahr und grausam wie die Natur, mit welcher im Kampfe seine Märtyrer unterlegen sind.

Unter solchen Eindrücken und Gedanken, angeregt, beschäftigt und doch nicht angestrengt, näherte sich der Professor dem Sensenhammer. Er war zufrieden, seine Nerven hatten den Kesselfang ausgehalten. Hier nun traten die Berge zur Rechten und zur Linken etwas zurück, aber nur um sich dafür schroffer und höher zu thürmen. Das Etablissement lagerte bequem auf der breiteren Uferfläche und schien nichts Fremdes in seiner Nähe zu dulden. Das russige Fabriksgebäude mit massigen rauchenden Schloten und weit ausladendem Dach nahm den hintersten Platz ein; durch das offene Bogenthor sah man roth sprühendes Eisen aus der Esse nach dem Amboß wandern; der große Hammer arbeitete rückwärts und sandte seinen wuchtigen Gruß dem Echo unferner Felsenwände zu. Das Herrenhaus links bildete den blanksten Gegensatz; Auftrittsstufen, Thür- und Fensterstöcke von röthlichem Marmor zeugten von solider Prachtliebe; das Angebäude, eine geräumige Kapelle mit zwei herrlichen Linden vor dem Portal, diente wohl der Hausandacht; im Garten hinter den grünen Stacketen blühte es noch über und über, wenn auch die Rose schon der Aster gewichen war und die rothe Bohnenblüte den hellsten Farbenton abgab. Die Langseite gegenüber bestand aus Magazinen und Wirthschaftsräumlichkeiten. Eine hölzerne Brücke setzte über den Fluß, die Straße strich dem Herrenhaus und der Schmiede entlang, von der Vorderseite des ersteren aus ließ sich jeder Ein- und Ausgang der ziemlich weitläufigen Bauten überwachen.

Als der Professor am ersten behelmten Mauerpfeiler der Gartenumzäunung zum Vorschein kam, schlug ein Hund an. Es war der kluge Waldmann, der allsogleich in die Schmiede lief, seinen Herrn zu holen. Letzterer trat aus der Cyklopenwerkstätte hervor, eine hohe männliche Erscheinung, Militär in Schritt und Haltung, mit Ernst in den Zügen und Freimut im Blick.

Die Begrüßung gestaltete sich ungemein einfach. Männer ohne Falsch brauchen einander ja nur in die Augen zu sehen, um zu fühlen, was Einer dem Andern sein kann.

Sowie der Professor seinen Namen nannte, fiel ihm, kräftig die dargebotene Rechte schüttelnd, mit ungekünstelter Herzlichkeit Hauptmann Zeilinger, der Gewerke, ins Wort: Willkommen! Sie sind uns längst gemeldet und erscheinen nicht unerwartet. Doppelt willkommen, da Sie mir hoffentlich von meinem alten Kriegskameraden erzählen werden. Ich will Sie gleich mit dem bescheidenen Comfort des Hauses bekannt machen.

Schon hatte er mit seinem Gast die Schwelle überschritten und fuhr, ohne sich nach dessen Complimente zu kehren, fort: Dies hier Ihr Zimmer; Sie haben die Morgensonne und werden von Hammer und Schleifstein möglichst wenig belästigt. Legen Sie ab. Größeres Gepäck bringt der Briefbote nach? — ganz gut.

Der Professor hatte nicht Zeit sich umzusehen, denn schon öffnete der Hauptmann das anstoßende Gemach, welches mit Jagdtrophäen geschmückt war, und bemerkte: Ueber der Brücke beginnt mein Revier; ich empfehle Ihnen diesen Doppelstutzen und diese Vogelflinte . . . .

Der Professor ist kein Nimrod und betrachtet an den dargebotenen Gewehren nur die feine Aetzarbeit.

. . . Wenn Sie sich in diesem Arsenal bewaffnen, folgt Ihnen mein Waldmann auch ungeheißen. . . .

Er tätschelte das berufene Thier, das seinen Herrn zu verstehen schien.

. . . Von der oberen Klause den ganzen Graben hinab steht mir die Fischerei zu; hier finden Sie das nöthige Zeug. Zu Schach und Karten werden wir voraussichtlich nicht zu greifen nöthig haben. An Lectüre kann ich Ihnen nur die Zeitung und trockene Fachschriften bieten. Mein braver Leopold, an Commando gewöhnt, steht Ihnen zu Diensten . . . . Leopold! . . .

Das gutmütigste Muster von einem alten Officiersdiener stellte sich auf den Ruf und machte seine stumme Aufwartung.

. . . und hier haben Sie Pfeifen und Tschibuks, Tabak und Cigarren zur Auswahl. Um zwei Uhr ist gedeckt. Auf Wiedersehen!

Damit überließ Zeilinger seinen Gast, nachdem er ihn durch einige Zimmer geführt und ihm Hausrecht eingeräumt hatte, sich selbst. Ruhig, als hätt' er im Haus nur ein wenig nachzusehen gehabt, schritt er über den Platz zurück und verschwand in die dröhnende Werkstatt.

Den Professor berührte diese Einführung seltsam. Zeilinger allein hatte das Wort gehabt und keine Nebenbemerkung, kein allgemeineres Thema, keine städtische Phrase aufkommen lassen. Gleichwohl gab er sich eher wortkarg als geschwätzig und hielt sich mit jeder Silbe streng ans Sachliche. Es war unmöglich, mit weniger Worten Mehr zu weisen und zu überantworten. Größere Ehre und Befugniß konnte dem Gast nicht zu Theil werden, und doch war derselbe nicht einmal zum Sitzen eingeladen worden. Er war zu Fuß gekommen, an zwei Stunden Weges, und zählte bis zur anberaumten Essenszeit noch volle drei Stunden, und doch wurde ihm weder Brot und Salz geboten, noch ein Glas Wasser oder Wein vorgesetzt. So große Theil-

nahme und Fürsorge für den Gast an den Tag gelegt wurde, so schien die gegebene Person des Gastes dem Wirth doch völlig gleichgiltig geblieben zu sein. An der Aufrichtigkeit des Willkomms war nicht zu zweifeln; er hatte etwas Rührendes, Patriarchalisches, aber auch etwas hinterwäldlerisch Herbes. Wie kann man einen Menschen, den man erwartet, herzlich begrüßt und gastfreundlich eingeführt hat, schon nach wenigen Minuten wieder seinen eigenen Gedanken und Wegen zurückgeben? Werner betrachtete das Benehmen seines Wirthes von allen Seiten und rieth auf einen Sonderling, auf einen Feind conventioneller Formen, auf einen selbständigen Charakter, auf eine eiserne Ordnung.

Glücklicher Weise kam der brave Leopold wieder zum Vorschein, sei es, daß ihn der vereinsamte Gast dauerte, oder daß er ihm schon beim ersten Anblick leibliche Bedürfnisse am Gesicht abgelesen hatte, oder daß er nach geheimen Instructionen handelte. Aber was er ihm vorschlug, nahm sich gegenüber dem erschöpften Zustande des Professors fast wie ein Spott aus. Der Diener riet ihm nämlich ein Bad an. Nach den jüngsten Gewittern und Regengüssen, die dem Hochsommer so plötzlich den Garaus machten, in diesem eisigen Gebirgswasser? Hu! Aber so war's nicht gemeint; sondern in der Badecabine des Herrenhauses stand eine Wanne bereit, deren perlendfrisches Wasser durch ein paar glühende Klumpen Stahls auf einen angenehmen Grad erwärmt werden sollte. Ein solches Stahlbad, meinte Leopold, stärke ungemein, und ein kleiner Imbiß schmecke drauf wie kaum nach einer Jagd besser. Letztere Andeutung klang zu verführerisch, als daß der Professor nicht mit Ergebung in die Vorbedingung willigen sollte. Und die doppelte Stärkung blieb nicht aus. Bad und Imbiß wirkten so wohlthätig, daß er bald auch für die übrige Zeit bis zum Wiedersehen Rath wußte. Er umkreiste aufmerksam die Baulichkeiten, wandelte ein paarmal im Garten auf und nieder und bemerkte, daß die wenigen Aepfel und Birnen alle Anlage zu Spätlingen hatten, ja wohl gar auf Ast und Zweig zu überwintern gedachten. Drauf blickte er für weitere diätetische Gänge nach lohnenden Waldpfaden aus. Auf dem jenseitigen Ufer entdeckte er eine düstere Klamm, die er so weit verfolgte, als ihn der polternde Schall des Eisenhammers noch erreichen konnte. Hier hatte er Schatten, gleichwohl trat ihm der Schweiß auf die Stirn. Als er wieder in den vollen Mittagsglanz heraustrat, traf ihn der Sonnenstrahl stechend. Das deutete auf ein nahes Gewitter, obgleich an der blauen Kuppel der Thalschlucht noch keine dräuenden Wolken aufstiegen. Wiederholt war die Hausglocke erklungen, partienweise hatten sich die Arbeiter beim Mittagstisch eingefunden, endlich sollten auch Wirth und Gast wieder zusammentreffen.

Und sie zwei, an einem kleinen runden Tisch einander gegenüber, bildeten auch die ganze Tafelrunde. Kein drittes Couvert; folglich war auch kein Nachzügler zu hoffen. Der Professor konnte einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken. Ohnehin war ihm schon bei seinem ersten Eintritt aufgefallen, daß er die für eine mild waltende Hausfrau zurecht gelegten Artigkeiten nicht anbringen konnte.

— Keine Gnädige? lautete seine Frage. Es vibrirte auch Etwas von einem Stoßseufzer darin und zugleich war's das erste Wort, welches ein

Gespräch in Fluß bringen sollte. Denn stumm hatte man sich gesetzt, stumm servirte Leopold, stumm prüfte das Auge des Hausherrn, ob Alles ordnungsgemäß.

— Ich hab' kein Weib, antwortete Zeilinger kurz und dumpf. Aber seine Miene blieb ruhig; sie schien überhaupt etwas Ehernes, Unverrückbares zu haben.

Werner fühlte, daß er einen unglücklichen Ton angeschlagen, und diese Erkenntniß verschlug ihm auch jeden andern. Er senkte den Blick, bis er am Teller haften blieb, und wenn er ihn ja wieder erhob, so ließ er ihn an seinem schweigsamen Gegenüber vorbei ziellos ins Leere schweifen. Aber gerade dieser Verlegenheit stieß auf, was der beschäftigten Aufmerksamkeit vielleicht noch längere Zeit entgangen wäre. Erst durch maskirte Nischen stutzig gemacht, betrachtete der Professor Wände, Fenster und die gewölbte Decke des Gemaches schärfer, entdeckte im großen Bogenfenster einen verstellten Eingang von der Straße, sah durch dasselbe von den Zwillingslinden draußen bauschig vorragende Zweige und rief überrascht aus: Aber Herr Hauptmann, wir tafeln ja in Ihrer Hauskapelle!

— So ist's, antwortete Zeilinger, kaum merklich lächelnd. Ich konnte den größten und schönsten Raum nicht wohl entbehren, seit ich die Polirer aus der Schmiede ins Haus herüber nehmen mußte. Das Jagdgemach ist zugleich mein Salon; einige Zimmer muß ich für Kunden und Freunde bereit halten, da man auf Stunden im Umkreis kein Wirthshaus trifft; wo ich Weib und Kinder unterbringen sollte, wüßt' ich schon gar nicht; das Haus ist zu klein und ist ungeschickt gebaut. Außerdem ist dies der kühlste Ort, und es wird bei uns im Sommer oft unerträglich heiß, ganz abgesehen von den Essen. Endlich war hier ein wahrer Ausbund von „heiligen“ Monstrositäten beisammen. Dieser Rochus und Sebastian, dieser Florian, dieser Leonhard machte nicht einmal einem Zimmermannsbeil Ehre. Aber vergoldet waren sie, reich vergoldet.

— Es nimmt mich nur Wunder, wie Sie inmitten einer bigotten Bevölkerung diese Profanirung durchsetzen konnten; denn allen Anzeichen nach war Ihre Kapelle ein recht populäres Heiligthum.

— Das war sie — und welche Antonikapelle wär' es nicht? Von allen himmlischen Patronen hat der h. Antonius die zahlreichste und meinem Dafürhalten nach widerwärtigste Clientel: männersüchtige Dirnen, alte Jungfern, Witwen, denen das Trauerjahr zu lang wird. Er kann mir's unmöglich verargen, wenn ich ihm, so viel an mir liegt, derlei Volk und Nöthen vom Leibe halte. Und nur ihn suchte und behelligte man hier, denn er mit seinen Mirakeln nahm die Hauptwand ein; die Andern in den Nischen bildeten nur eine goldene Suite. Ich habe sein Bild aufbewahrt, zu meiner Rechtfertigung; Sie sollen es sehen. Die unglücklichen Statuen aber wanderten ins Feuer.

— Ins Feuer! Und dieser Frevel blieb ungerächt?

— Er wurde gesühnt, eh er noch verübt war. Urtheilen sie selbst, ob ich unsträflicher hätte vorgehen können? Ich ließ den Pfarrer — wir sind nach Waldkirchen eingepfarrt — zu mir bitten, führte ihn in die Kapelle und fragte ihn unverblümt, auf welche Weise ich am Schicklichsten von

diesen goldenen Mißgeburten befreit werden könnte. Der alte Herr lächelte, drehte ein paarmal seine Silberdose zwischen den Fingern und meinte, wirksamer als der Exorcismus eines armen Landpfarrers sei das Beispiel eines kunstsinnigen Kirchenfürsten; derselbe habe auf seinen canonischen Visitationsreisen derartige Unholde ohne Rücksicht auf ihren Heiligenschein aus Kirchen und Kapellen entfernt und mit sich genommen, um im Winter damit eigenhändig seinen Ofen zu speisen . . . Ich fand den Vorgang ungemein nachahmenswerth, aber es folgte der dämpfende Nachsatz: und andere, schönere Gebilde auf die verwaisten Plätze zu schicken. Ich wollte gern auf diesen kostspieligen Ersatz für meine Nischen verzichten, erwiderte ich, wenn nach dem leuchtenden Eifer des Bischofs gegen deren ungeschlachte Insassen verfahren würde. Der Pfarrer drauf: Das hieße niederreißen, ohne aufzubauen. Ich hinwider: So möge er mein ganzes mobiles Pantheon in seine Kirche hinübernehmen. Er aber: Sie könne nicht so Viele beherbergen, habe auch nicht den Titel Allerheiligen; allenfalls fände darin noch Eine hübsche Statue Platz. „Ein h. Antonius z. B.?“ fragte ich und erklärte mich bereit, einen aus der bewährtesten Werkstatt dahin zu stiften, wenn ich dafür die hiesige Niederlassung einziehen dürfte. „„Und auch eine immerwährende Kerze davor?““ lautete die Gegenfrage. „Auch diese soll Ihre Kirche haben!“ So wurden wir einig. Als der neue h. Antonius in die Dorfkirche seinen Einzug hielt, rühmte der würdige Pfarrer den frommen Sinn des Stifters und ermahnte seine andächtigen Zuhörer, sie möchten kein Aergerniß daran nehmen, wenn die Antonikapelle im Hammergraben aufgelassen würde, denn es sei aus den pfarrämtlichen Acten gar nicht ersichtlich und erweisbar, daß selbe jemals sei ordentlich — eingeweiht worden. So mußt' ich noch zu meiner Beschämung erfahren, daß die Rücksicht, welche ich auf meine hölzernen Hausgenossen nehmen zu sollen glaubte, überflüssig war. Kirche und Andacht kamen bei der Sache augenscheinlich nicht zu kurz; denn ein beglaubigter Heiliger ist doch viel mehr werth, als zehn problematische, mag an ihnen das Gold auch noch so dick aufgetragen sein. Gleichwohl wendete sich dem neuen Heiligen, obschon er trotz seiner Kutte und seines entsagenden Aufblickes selbst wie der schmuckste Bräutigam aussieht, das Vertrauen nur sehr langsam zu. Ich ließ den Eingang der Kapelle zur Hälfte verschalen, entfernte draußen den Betschemel und brachte dafür profane Sitzbänke an, suchte das ehrwürdige Aeußere zu verwischen, aber trotz alledem pilgerten die hartnäckigsten und aussichtslosesten Heiratscandidatinnen noch jahrelang hieher; unfreiwillig bekam ich manches überreife Herzensgeheimniß zu hören und weiß daher, was dem h. Antonius und seiner himmlischen Geduld zugemuthet wird.

Werner hatte mit wachsender Verwunderung zugehört. Dieser Ton, dieses Salz! War das der Mann noch, dessen Mund und Herz verschlossen schien, der jeder Annäherung wehrte und jede Theilnahme ablehnte? Und spricht so ein Hinterwäldler? Der geistige Parfum seiner Erzählung hätte für einen Salon ausgereicht. Und doch machte sich, was sich für leise Ironie gab, als schlecht verhaltener Sarcasmus fühlbar, der eine tiefe Wurzel haben mußte. Eine grenzenlose Verachtung des Weibes schlug vor. Der stolze Mann hatte eine Herzenswunde; es ist der verletzte Stolz, der mit Verachtung lohnt. Deßhalb wurde dem h. Antonius die Gastfreundschaft gekündet,

weil dessen weiblicher Anhang dem Hausherrn verhaßt ist. Der Professor mußte heimlich lächeln bei diesem Gedanken, fühlte sich aber zugleich mächtiger zu seinem Wirth hingezogen, seit er dessen Weh erriet — verwandtes Weh, für das er ja verschärftes Verständniß mitgebracht hat! Trotz der wenig ermutigenden Abfertigung von früher will er auf die Frage zurückkommen: Keine Gnädige? und warum keine? Eine passende Wendung wird sich finden, wenn es gelingt, den Hauptmann in der unerwarteten Mittheilsamkeit zu erhalten. Daher fragt Werner zunächst, für die wunderliche Geschichte der Kapelle sein lebhaftes Interesse bezeigend, ob man von deren Erbauer nichts wisse.

— Es war eine Sie, erzählte Zeilinger weiter, welche die Kapelle im Jahre des Heils 1731 aufführen ließ, eine Sie meines Namens und meiner Sippschaft. So urtheile ich wenigstens nach dem Votivbild, welches bekennt, daß es von der ehr- und tugendsamen Wittfrau Anna Zeilingerin, Sengsenschmieden im Hammergraben, gestiftet worden. Besagte Wittfrau Zeilingerin stieg aber doch trotz ihrer absonderlichen Devotion für Antonius den Wundermann als Wittfrau ins Grab, wie noch an einem alten Kreuz auf dem Friedhof zu ersehen ist.

— So scheint also — folgert der Professor mit einem zutraulichen Lächeln und mit einem warmen Blick ins grundklare Auge seines Wirthes — so scheint also der Wundermann weder in Huld noch in Abgunst, weder an der Ahnfrau noch am Enkel, weder für die heiratslustige Wittfrau seine Schuldigkeit gethan zu haben, noch auch gegen den hartnäckigen Hagestolz, der sein Heiligthum säcularisirt hat.

Der Hauptmann zuckte empfindlich empor und aus seinen Augen blitzte Unwille. Was will diese fremde Hand an mein Herz rühren? schien er sich zu fragen. Aber der Blitz, der zornige, war rasch verschwunden, während in dem aufrichtigen Blick des Gastes die Wärme anhielt. Ihrer konnte sich Zeilinger nicht erwehren. Er schwieg eine Weile und begann dann, ohne Hehl aufblickend: „Hartnäckig? Man versucht's vernünftiger Weise ja doch nur Einmal mit dem Weib. Je weniger man daran setzt und je früher die unvermeidliche Enttäuschung sich einstellt, desto besser. Ohne Kränkung unseres Stolzes und unserer Eigenliebe geht's freilich nicht immer ab, aber ein Schwächling, der's nicht verwindet. Im Grunde spielt uns dabei doch nur die eigene Phantasie den schlimmen Streich, sie, die Alles übertreibt, Wunsch und Hoffnung, Begehr und Gewährung, Gewinn und Verlust. Es muß wohl so sein, denn ohne diese geschäftige Kupplerin stünd' es schlecht um die Bestellung des Ackers für künftige Generationen. Wer aber aus dem Spiel gelassen wird, darf sich glücklich schätzen. Sie sind ja auch Junggesell geblieben. Hoffentlich sind Sie noch vor dem Schaden gewitzigt worden, gleich mir. Mein Einsiedlerleben fällt Ihnen auf, mein Wesen vielleicht nicht minder. Sie vermuten ein Geheimniß, traurige Erlebnisse dahinter. Es ist nicht so arg! Ich bin nicht unglücklich, würde freveln, wenn ich fremdes Mitleid in Anspruch nähme. Meine Art war von jeher mehr ernst und schwerfällig als anziehend. Kein Wunder also, wenn ich in der Liebe kein Glück hatte. Und doch hat sie mir nicht viel anhaben können. Sie hat mir den Soldatenrock ausgezogen — das ist Alles. Wie das kam? Sie sollen es hören auf die Gefahr hin, daß

Ihre Erwartung arg getäuscht wird. Es ist keine Geschichte, darüber Einem das Herz brechen, darüber man den Verstand verlieren könnte. Ein kinderloser Onkel sicherte mir seine Fabriken zu, unter der Bedingung, daß ich eine Tochter aus der Kaste heimführte. Die alten Eisenfirmen sind nämlich so vielfach unter einander verwandt und verschwägert, sind so eifersüchtig und adelsstolz auf Namen, Verbindungen, Traditionen und was weiß ich Alles, daß sie füglich als eine exclusive Kaste angesehen werden können. Die an sich schon beschränkte Wahl wurde mir noch weiter beengt durch den Hinweis auf eine reiche Erbtochter. Geld sollte sich auf Besitz häufen. Aber die Erbtochter gefiel mir nicht, vielmehr verliebte ich mich gerade in das ärmste Mädchen aus der Kaste. Das ärgerte den Onkel, er steifte sich — ich mich nicht minder. Er nahm seine Zusage zurück, ich tröstete mich mit der Braut. Mit der Braut! Daß Gott erbarm'! Sie hätte kein Weib sein müssen! So aber fand sie bald, daß ich, nun mir das Erbe des Onkels entgangen, zu — arm sei für ihre Schönheit. Ich verlor also Erbe und Braut, das Eine durch das Andere. Eigensinn war's, wodurch ich dieses doppelte „Glück" verwirkte. Denn eigentlich war die Eine so viel werth als die Andere und Beide zusammen — Nichts. So narrte mich das Glück, aber zum Glück nicht lange. Den Waffenrock konnt' ich nicht wieder anziehen; ich hätte nach dieser Episode den Spott der Kameraden herausgefordert. Aber ich gehörte der Kaste an, kannte das Geschäft von Haus aus, hatte, eh ich Militär wurde, einige technische Curse durchgemacht, besaß ein kleines Privatvermögen, kurzum ich pachtete diesen Eisenhammer, der damals still stand. Das Wagniß gelang. Mich freut die Arbeit, mir lohnt der Erfolg, mich reizt der technische Fortschritt. Aus dem Pacht ist erst verschuldetes, dann freies Eigenthum geworden. Ich habe die alten Kunden wieder angelockt und neue dazu gewonnen. Ich könnte sagen, daß ich das berechnende Weib beschämt habe; aber dieser Triumph setzte Ehrgefühl in fremder Brust voraus, während es uns Mühe genug kostet, solches im eigenen Herzen zu wahren. So hab' ich's hier schon fünf Jahre ausgehalten und so denk' ich's hier fortzutreiben.

— Fünf Jahre! rief der Professor erstaunt aus; Winter und Sommer?

— Sommer und Winter!

Der Hauptmann schwieg.

Auch Werner schwieg. Er fand kein ebenbürtiges Wort der Anerkennung für solch' eine männliche thatkräftige Entsagung. An der Verachtung, an dem Hasse, den der Mann von und wegen der Einen über das ganze Geschlecht ausgedehnt, konnte er dessen Liebe und Leidenschaft ermessen; und war diese tief und gewaltig, der eiserne Wille überbot und zwang sie doch noch! Mit einer Art von Bewunderung blickte der Professor zum jüngeren Gefährten auf, während er, einem unbewußten Antrieb des Herzens folgend, ihm die Hand entgegenstreckte. Dieser ergriff die dargebotene Rechte mit Hast und drückte sie leidenschaftlich, senkte aber sein Auge, wie wenn er sich seines Bekenntnisses als einer Schwäche schämte. Jahrelang durchempfundene Gefühle und aufgesammelte Gedanken hatte er mit Einem Male zum Durchbruch kommen lassen. Es war eine Eruption; heftig zitterte das Herz nach, der Mund hätte nur zu stammeln vermocht. Dieser aber schwieg, als hätte er ohnehin schon zu viel verrathen.

Doch ob sie auch schwiegen, die Beiden verstanden einander; der Eine fühlte, was in der Brust des Andern vorging. Sie waren Freunde von diesem Augenblicke an, ohne daß es eines Wortes bedurfte, um sich's zu sagen. Aber sie griffen zum Glas und ein zweimaliger, freudiger Tusch verkündete den vollzogenen Herzensbund.

Leopold trat ein; er brachte den Schwarzen und Cigarren.

Da rüttelte sich der Hausherr aus der ungewohnten weicheren Stimmung auf und sagte, sich erhebend: Auf das Interessanteste hätt' ich bald vergessen. Mein Antonius mit seinen Mirakeln ist immerhin einen Blick werth. Ich bin zwar ein vielverketzerter Bilderstürmer, aber seiner habe ich geschont.

— Du machst mich neugierig, Freund.

— Du sollst auch deine blauen Wunder sehen, lieber Professor; läppischere Wunder sind wohl kaum jemals einem würdigen Heiligen angedichtet worden, als hier vorgeführt werden.

— Kann ich dir helfen?

— Nur wenn ich den Spiegel herablasse, gib ein Bischen Acht.

Während diese traulichen Worte gewechselt wurden, war der Hauptmann an die Mittelwand getreten, stieg auf einen Stuhl, löste den großen Spiegel vom Tragband ab und zog mittels einer Schnur die Draperie nach rechts und links zurück. Wie du siehst, sagte er, mach' ich's wie die industriellen Custodi, welche in den italienischen Kirchen die schönsten Bilder hinter neidischem Vorhang verborgen halten.

Mehr und mehr wurde das Votivbild an seinem ursprünglichen Platz und in seinem ursprünglichen Rahmen sichtbar. Es war in Felder abgetheilt gleich den marktschreierischen Wanderbildern, welche auf der Gasse zu einem grausam gesungenen Text die bluttriefenden Illustrationen liefern. Jedes Feld veranschaulichte ein neues stupenderes Mirakel des großen Heiligen, und was dem Gemälde an Ausdrucksfähigkeit fehlte, ersetzt der Reimvers darunter. Spruch und Lied waren einander vollkommen würdig; resolut packten beide die Sache an. Mit gebührender Aufmerksamkeit betrachtete der Professor eine auferbauliche Scene nach der andern. Welche größeren Eindruck auf Gemüth und Geist auszuüben fähig sei, welcher der Vorrang gebühre, fiel ihm zu entscheiden schwer; ihm that die Wahl weh. Da war zu sehen und zu lesen:

„Das unvernünfftig matte Viech
Vor seinem Schöpffer neiget sich,
Im zarten Brodt verborgen,
Und rührt nit ehr sein Fuetter an,
Wiewol der Hunger weh gethan,
Bis an den dritten Morgen."

Das „unvernünfftig matte Viech" ist ein Esel, welcher vor dem Heiligen als Versehgänger auf die Vorderkniee fällt. Daß er überdies auch noch zwei Tage devotionshalber gefastet hat, kann leider nicht auch das Bild verbürgen.

Auf einem andern Feld pfuscht der Wundermann der Justiz ins Handwerk, und zwar, wie es scheint, schnöden Gewinnes wegen; man höre nur:

„Ein Sünder, vor er wurd' gericht't,
Dem Heiligen gar viel verspricht,
Mueßt' aber doch er hangen;
Im Herzen er sein Wort' erholt (wiederholt),
Als schon die Seel' ausfahren sollt',
Da brach am Hals der Strangen."

Der erlösende Augenblick ist äußerst glücklich erfaßt und zur Anschauung gebracht. Am meisten mag aber der frommen Stifterin, der heiratslustigen Wittfrau Anna Zeilingerin, wohl das folgende, gewissermaßen in ihr Fach schlagende Wunder zugesagt haben:

„Ein Ketzer wirfft herab im Haus
Ein Trinkglas durch das Fenster aus,
Will Glaubenskrafft erwarten;
Das Glas verbleibt ganz unversehrt,
Ein' Sengse aber, unerhört,
Bekommbt vom Glas ein Scharten."

Es könnte mit der Vorführung dieses Wunders seitens des legendenfesten Malers wohl auch eine verdächtigende Anspielung auf die Solidität der Waare seiner frommen Auftraggeberin intendiret worden sein, aber wer wird denn jene alte einfältige Zeit solcher Schalkheit fähig halten wollen?

Als sich der Professor sattsam erlabt hatte, trat der Freund zu ihm und flehte: Darf ich, der Tempelschänder, Gnade und Vergebung hoffen?

Feierlich erwiderte der Kathedermann: Ich absolvire dich im Namen des gesunden Menschenverstandes, der h. Aesthetik und auch des so schändlich maltraitirten Wundermanns. Aber halte deinen Schatz verborgen, sonst entsteht der Zulauf von neuem, deinem gestifteten Heiligen in der Dorfkirche zum Schaden und Verdruß.

Die Freunde trennten sich. Zeilinger hatte seine Speisestunde ungebührlich verlängert, aber es gereute ihn nicht.

Das Gewitter, welches sich schon in der heizenden Mittagsschwüle angekündigt hatte, brach gegen Abend mit Heftigkeit los. Das tobende Gewölk senkte sich so tief in den kleinen Thalkessel herab, als wollt' es Alles, was darin athmet und lebt, erdrücken. Die aus den Schloten ausfahrenden Funkengarben säumten mit Gluthauch die vorüberjagenden Wolken, aber welch trüber Schein war das gegenüber der leuchtenden Majestät des Blitzes! Es war wie der matte Schlag des Eisenhammers im Verhältniß zum bergerschütternden Donner. Erst hatte der Sturmwind unendlichen Staub aufgewühlt, jetzt peitschte er den Regen und fuhr zausend durch die ächzenden Laubkronen der Linden. Die Natur war in Aufruhr, es war unwirthlich draußen, aber was verschlug's? Die Schmiede arbeitete fort, das Herrenhaus stand festgegründet und der Gebieter der sturmumtosten kleinen Welt im Thal saß, eh die gewohnte Feierstunde schlug, wieder bei seinem Gast. Sie waren sich, wenn auch schon gar gut, doch noch so neu und hatten einander noch Vieles zu sagen.

— Und wie treibst du's? durfte jetzt der Hauptmann fragen, und der Professor wollte mit seinem Leben und Herzen keineswegs hinterm Berg halten. Seine unglückliche Brautwerbung drängte sich von selbst vor, und er war Mannes genug, sie von oben herab zu behandeln. Hatte er ja doch einen

Leidensgefährten vor sich, der bei jüngerem, heißerem Blut und leidenschaftlicheren Gemüts noch Schlimmeres erduldet und es standhafter ertragen. Zudem durfte er der regimentsärztlichen Kur keine Schande machen, und hatte die Natur in der That ihm die Wunde, welche von der Frivolität der Gesellschaft herrührte, geheilt und ihn gefestigt — die Natur, welche uns erst demüthigt, wenn sie uns erheben und neu beleben will. Wer bist du? scheint sie dem verzärtelten Menschenkind, das zu ihr flüchtet, zuzurufen, wer bist du, daß du von deinem Schmerz so viel Wesens machst? Leidet nicht das All mit dir, wie du in ihm? Mit deinem gellen Aufschrei stellst du dich außerhalb des Kreises, in welchem Wandel und Sterben mit Würde, und Größe ertragen wird, Wehleidiger! So beschämt sie den Kleinmüthigen, den Engherzigen, den Egoisten. Aber denjenigen, der sich vertrauensvoll ihr hingibt, weiß sie wunderbar aufzurichten: Trage, sagt sie zu ihm, deinen Theil vom allgemeinen Schmerz, der dir doch nur in deinem kleinen Herzen ein besonderer deucht. Nur so befähigst du dich, an meinen Freuden theilzunehmen. Ich habe Zeiten und Tage, da alles Weben und Streben ein Werden, Blühen und Reifen, Schönheit und Hochgefühl ist, da der Verfall stillsteht, und der Tod eingeschüchtert innehält. Je mehr du dich deiner entäußerst, desto mehr lebst du im Ganzen, fassest und genießest du. Schmerz und Tod ist aus der Welt nicht zu bannen, aber Sieger ist das allerhaltende, immer wieder neugestaltende, das auferstehende Leben und mit ihm die Freude! Solchen Stimmen hatte der Professor auf seinen Wanderungen durch Berg und Thal empfänglichen Sinns gelauscht, und konnte nun, ans Ende seiner peripatetischen Kur gelangt, lächeln über den erhaltenen Korb und die junge Salonsquaw, der er zu Füßen gelegen.

Während er je nach dem angeschlagenen Ton Trübes und Heiteres aus seiner Vergangenheit herausgriff und auch Zeilingers kameradschaftlicher Theilnahme für den Regimentsarzt Genüge that, rückte die Nacht vor, ohne daß man den Uebergang von Abend- und Wetterdunkel zu ihr gewahr worden. Der Sturm hatte seinen langen Athem eingebüßt, er brauste nur mehr stoßweise. In ruhigeren Augenblicken konnte man deutlich vom feineren Regengeriesel den schwereren Tropfenfall von Dach und Bäumen unterscheiden. Aber rührte dieses schluchzende und stöhnende Geräusch draußen bei den Linden, vor dem Kapellengitter, auch nur von Wind und Wetter her?

Waldmann an seines Herrn Seite knurrte, ward aber zur Ruhe verwiesen.

Der Professor horchte auf und bedeutete dem Hauptmann, der eben Erzähltes mit einer schnurrigen Bemerkung erwiderte, einzuhalten.

— Hörst du's?

— Da haben wir's! rief der Hausherr ärgerlich aus. Aber rasch sich mäßigend fuhr er launig fort: Kaum haben wir für einige Augenblicke den Heiligen enthüllt, so stellt sich auch schon seine Clientel ein. Wenigstens überzeugst du dich selbst auch von seiner Wunderkraft. Lassen wir uns nicht stören!

Aber lebhaft interessirt entgegnete der Gast: Die späte Nachtstunde, das Unwetter, der Umstand, daß unsere Lampe leicht für eine Votiv-Ampel gehalten werden kann, das Alles läßt mich vermuthen, daß es keine gewöhn-

liche Betschwester ist. Vielleicht eine Obdachlose? Vielleicht Mutter und Kind? Ich will hintreten . . . Vielleicht läßt sich hören und errathen, was sie klagt.

Und er schlich ans verschalte Gitter und horchte. Deutlich glaubte er die aus tiefster Inbrunst gestammelten Worte zu hören: Und daß ich brav bleibe . . . daß ich rechtschaffene Leute finde . . . daß ich mich ehrlich durchbringen kann durch die Welt: Vater unser!

— Es ist eine kindliche, eine rührende Stimme! sagte Werner, leise zum skeptischen Freund zurückkehrend. Und sie . . . sie bittet um keinen Mann.

Zeilinger stand auf, trat an die schmale Thür, welche den eigenthümlichen Speisesaal mit der Küche verbindet, und rief in die letztere: Frau Rainerin! Sehen Sie nach, wer draußen bei den Linden wimmert . . . nein nein, nicht Sie selbst! Es regnet ja noch . . . Schicken Sie den Leopold.

Frau Rainer, die Verweserswitwe, führt dem hartnäckigen Junggesellen die Wirthschaft. Sie ist eine rüstige Alte, welcher trotz dem Schnee unter der Haube noch Rosen auf den Wangen blühen. In ihren lebhaften Augen streiten Gutmütigkeit und Klugheit um den Vorrang. Ihren Herrn liebt sie wie einen Sohn, sieht in ihm aber auch den Gebieter gern.

Kaum hörte sie vom Wimmern unter den Linden, so warf sie ein Tuch um Kopf und Schultern und huschte hinaus; wo sie helfen konnte, griff sie am liebsten selber zu.

Schon nach wenigen Augenblicken zog sie mit guten Worten und linder Gewalt ein bebendes Geschöpf in ihre wohnliche Stube. Daselbst hob sie den grünen Schirm von der Lampe und spähte der Fremden mit einem hastigen Blick ins Gesicht. In diesem Blick herrschte die Klugheit vor, aber nur um sofort sichtlicher Befriedigung und leuchtender Güte Platz zu machen.

— Wie du frierst und zitterst, armes Kind! sagte sie... Nur gleich die nassen Kleider herab! könntest für dein Lebtag zu Schaden kommen . . . genir' dich nicht! ich bin Mutter und Großmutter und hab' schon gar manches Kind trocken gelegt . . . Dies warme Tuch um den Hals! . . . Wie dein Herz geht! noch schneller als unser Kleinhammer; laß gut sein! bei uns bist du gut aufgehoben . . . Aber jetzt! Die Augen zu . . . eins, zwei, drei . . . geschehen ist's! Ein frisches Hemd ist eine Wohlthat. Und hier ist ein Schemel, hier ein paar Strümpfe . . . wirst leicht hineinkommen; wenn man alt wird und viel stehen muß, laufen Einem die Füß' an . . . Nimm nur auch den zweiten Unterrock, damit du wieder in Wärme kommst . . . ist dir Alles viel zu weit? Wart', wir nadeln es übereinander . . . Jetzt noch das Kleid . . . und das Häubchen auf, und nun bist du von Außen ganz die alte Rainerin, wärend du inwendig ein liebes blutjunges Geschöpf bist. Besser diese als die umgekehrte Lüge . . . Und nun komm zum Herd . . . die Glut ist noch nicht ausgegangen . . . Hungrig wirst auch sein . . . und ein heißer Thee zu guter Letzt bringt Alles wieder in Ordnung.

Die Fremde hatte Alles stumm mit sich geschehen lassen, stumm selbst gethan. Ein paar Mal gewann ihr der herzliche Zuspruch der guten Frau ein flüchtiges Lächeln ab, doch noch immer klapperten ihr die Zähne und schluchzte ihr Athem. Die Hände im Schooß, saß sie am Herd und stierte in das neu-

belebte Feuer. Der Glutstrahl that ihr wohl, die aufzüngelnde Flamme gab ihrem Gesicht Farbe, ihrem Auge Glanz.

Lange, heldenmütig lange hatte die würdige Frau die allernatürlichste Neugierde zurückgedrängt und nur mütterliche Sorgfalt walten lassen. Jetzt, da ihr Gast wieder aufzuleben schien, begann sie von Neuem: Wie fühlst du dich, liebes Kind? Besser . . . schön! Nun aber sag' mir doch, wer du bist und woher du kommst? — in diesem Wetter! Keinen Hund sollte man vor die Thür jagen . . .

— Die Marie Steinegger bin ich, sagte das Mädchen kurz und gleichgiltig; aber mit Hast und Nachdruck fuhr sie fort: Und wenn das Wetter noch zehnmal schlechter wär' und wenn's Nacht wär' bis zum jüngsten Tag, ich wär' fort, hätt' fort müssen . . . fort, so weit mich die Füße tragen, daß ich Nichts mehr hör' und seh' von ihm.

— Von wem? drängte die Rainerin und sah mit dem ängstlichst fragenden Blick, dessen ihre guten Augen fähig waren, dem Mädchen ins Gesicht.

— Vom Vormund, vom Thalhofer.

— Vom reichen Thalhofer?

— Vom schlechten . . . soll's heißen. Sie, die Bäurin, die ihm den Hof zugebracht, die die gute Stund' selber ist und ihm überall durch die Finger sieht, kränkt sich heimlich zu Tod, und er . . .

— Er treibt's gottslästerlich, wie man hört. Er hat schon manches arme Ding ins Unglück gebracht . . .

— Ja, und ihm den Stuhl vor die Thür gesetzt! fiel das Mädchen eifernd ein. Und wer sorgt für die unschuldigen Würmer unter der Hand, damit die Schand' nicht an den Tag kommen sollt'? Sie, die gute Närrin, die Bäurin.

— Bei ihr hast du's wohl recht gut gehabt?

— Ja — aber schon wie ich in's Haus 'kommen bin, hat er angefangen. Elf Jahr alt bin ich gewesen, als meine Mutter auf dem Todtenbett bei der Thalhoferin ein gutes Wort für mich eingelegt hat. Es war eine Gutherzigkeit, daß mich die Bäurin ins Haus nahm; aber rein eine Prinzessin hätt' ich sein dürfen nach dem Narren, den der Thalhofer an mir gefressen. Nicht aufs Feld, nicht auf die Weid, nicht in die Kuchel, Nichts anrühren hätt' ich sollen. Und das war ein Gethue, daß ich mich hab' schämen müssen vor seinen eigenen Kindern, die ihm ohnehin aus dem Weg gehen, so weit sie nur können.

— Wie alt bist du jetzt? schaltete die gute Schaffnerin ein; ich gebe dir achtzehn.

— Muß noch mit siebzehn vorlieb nehmen . . . Aber daß ich erzähl', schon vor zwei Jahren und noch früher hat er mir zu Gehör geredet: ich könnt' Thalhoferin werden, aber gescheidt müßt' ich sein, und ich sollt' mir's überlegen; mit der Alten wär' es so wie so bald Matthäi am letzten, und wenn ich nicht zugreifen wollt', lecketen zehn Andere alle Finger danach. Aber versteht sich, ein wenig gern müßt' ich ihn schon jetzt haben, müßt' ihm ein Bischen schön thun und dürft' nicht so zimpferlich sein; es sei den Mädeln ohnehin nicht Ernst mit dem Gezier, und damit hätt' noch Keine einen Mann gekriegt, am wenigsten einen Thalhofer.

— Und hast du deine Noth der Bäurin geklagt?

— Ich hab' ihr nicht auch noch diesen Verdruß anthun wollen, sie hat ohnehin zu viel zu tragen. Den Thalhofer allein hab' ich auch nicht gefürchtet. Aber wie er gesehen hat, daß er Nichts ausrichtet bei mir, hat er mir alle Buben übern Hals gehußt, und da hab' ich oft völlig nicht gewußt, wo ich die Kraft hernehmen sollt' für die Läng' . . .

Ueber und über roth, stockte das Mädchen. Aber dies Roth zeugte nicht von passiver Schamhaftigkeit, sondern von wehrhafter Jungfräulichkeit. Das Auge blitzte Trotz, die Brauen zogen sich drohend zusammen, die Nüstern bebten, die Oberlippe warf sich auf und in den Händen zuckt' es wie in unbewußter Erinnerung an entscheidende Augenblicke wilder Selbstvertheidigung.

— Beruhige dich, Kind! mahnte ängstlich die würdige Alte und preßte das verstörte Gesicht an ihr Herz. Hast es länger nicht mehr aushalten können und wolltest lieber fort auf gut Glück, nicht wahr? Ich verdenk' es dir nicht.

— Ja, wie ich heut' beim Herd steh' — die Leut' waren auf dem Feld, die Bäurin hat sich wieder legen müssen — da ruft mich der Thalhofer in die Stuben. Sitzen bei ihm am Tisch der alte Kurschmied, sein Gespan bei allen Schlechtigkeiten, und ein junger Bursch mit einem wüsten Geschau, den ich nicht kenn'! Denk' ich mir, welcher Wind hat denn diese Zwei daher verweht? Alle Drei schauen mich an, daß mir ganz unheimlich wird. Ich sollt' einen Weichselgeist holen, sagt der Thalhofer. Wie ich die Thür hinter mir hab', hör' ich den Kurschmied auflachen und sagen: Hat sie Der einmal d'ran gekriegt, so ist sie dir kirr für dein Lebtag und frißt dir aus der Hand. Wie ich das hör', glaub' ich, mir brechen die Kniee. Ganz schwarz ist mir 'worden vor den Augen und eine Angst hat mich gejagt, daß ich erst tief im Wald zu mir gekommen bin und denken konnte, wo ich bin und was ich will. Und ich wär' schon viel weiter, wenn mich nicht das Wetter erwischt hätt'!

Nun Alles heraus war, stellte sich magdliche Scheu ungerufen ein. Das Mädchen mied den Blick der mütterlichen Freundin, senkte das Köpfchen und weinte ins Fürtuch. Der Rainerin mißfielen diese Thränen nach dem Trotze von früher ganz und gar nicht. Gleichwohl bemühte sie sich zu zanken: Soll ich wieder anfangen zu trocknen? Wir haben heute doch schon genug Naß gesehen, denk' ich. Jetzt komm an den Tisch und laß dir's schmecken. Und dank' Gott, daß er dich ein schützendes Dach finden ließ.

Als Marie keine weitere Nöthigung mehr bedurfte, dem Hunger sein Recht widerfahren zu lassen, erinnerte sich die alte Schaffnerin, daß sie dem Hauptmann über ihren Schützling Rapport schulde. Sie huschte daher in die Kapelle, wo noch immer die beiden Freunde beisammen saßen, und erzählte, der Findling, den sie von den Linden hereingebracht, sei ein schöner Flüchtling, ein liebes, herziges Mädchen von siebzehn Jahren, das bei fremden Leuten Schutz und Unterkunft suche. Dasselbe habe schon viel durchzumachen gehabt in seinem jungen Leben, sei aber ebenso herzhaft als brav; keinen trockenen Faden hab' es auf dem Leibe gehabt, drum habe sie ihm rasch einen Altmütterchen-Anzug übergeworfen, aus welchem das junge frische Leben allerliebst hervorgucke. Das ganze Gesicht der guten Frau lachte, während sie diese Meldung that.

Mit einem Blick des Einverständnisses auf den Professor, der sich zuerst der Beterin unter den Linden angenommen, entgegnete Zeilinger: Sie machen uns neugierig, Frau Rainerin; könnten wir Ihren Schatz nicht heute noch zu sehen bekommen?

Die Alte nickte, meinte aber wichtig, erst wenn sich das arme Kind werde gelabt und gesättigt haben.

Sobald aber Marie hörte, daß sie sich den fremden Herren zeigen solle, nahm ihr Gesicht einen ängstlichen, zweifelnden Ausdruck an. Die Rainerin glaubte, sie schäme sich der Vermummung wegen, und suchte ihr scherzend dies Bedenken auszureden. Aber die Ursache lag tiefer, wenn auch das Mädchen vor seiner Wohlthäterin damit zurückhielt. Es folgte ungern durch die schmale Thür in den Speisetempel, und weit davon entfernt, sich in demselben umzusehen oder in ihm wohl gar die entweihte Kapelle zu erkennen, davor sie in brünstigem Gebet gelegen, hefteten sich seine Augen alsbald mit finsterem Trotz auf die beiden Männer. Wie angewurzelt blieb es bei der Thür stehen, sprach kein grüßendes Wort, machte keine grüßende Bewegung. Die Haltung hatte etwas Lauerndes, sei's zu unerwartetem Ueberfall, sei's zu jäher Flucht. Das Gesicht zeigte die leidenschaftliche Spannung und Erregtheit, vor welcher sich die Rainerin schon zuvor einen Augenblick lang entsetzt hatte.

Das war ein völlig anderer wechselseitiger Eindruck, als welchen man erwartet hatte. Auf beiden Seiten war die Verlegenheit groß. Die Freunde tauschten verwunderte Blicke. Der Hauptmann sah seine Wirthschafterin an und schien sagen zu wollen: Das ist ja eher eine wilde Katz als ein Herzensschatz! Die alte Frau hinwider kam nicht zu Worte vor maßlosem Erstaunen über die Unart und Gereiztheit ihres Schützlings. Ein entsetzlicher Gedanke fuhr ihr durch den Sinn; sie verglich den jetzigen Zustand des Mädchens mit dem früheren Ausbruch von Wildheit, aber nein, ein so liebes, gutes und gescheidtes Kind kann doch unmöglich verrückt sein!

Der Hauptmann machte dem peinlichen Schweigen ein Ende mit den Worten: Das also ist die Davongelaufene?

Bittend wehrte die Rainerin; er aber fuhr fort: Was hat's denn gegeben?

Keine Antwort.

— Ein schiefes Gesicht? ein krummes Wort? darf man so empfindlich sein, wenn man auf fremde Leute ansteht?

— Kein rechtschaffenes Mädchen hätt' es länger ausgehalten an meiner Statt, antwortete Marie fest.

— Kein Trotzkopf, willst du sagen — brauste, gereizt durch den Widerspruch der Hausherr auf —. Meinst wohl gar, es sei eine Empfehlung, wenn man just vor dem Leitkauf auf und davon rennt? Wer soll denn so eine hergelaufene Dirn' ins Haus nehmen? Zigeunern einmal die Füße, so zigeunert bald auch das Herz mit.

Und im Tone des Gebieters entschied er: Sie kann über Nacht bleiben — morgen soll sie zu ihren Leuten zurück.

— Oho! rief das Mädchen aus, stolz sich aufrichtend und den Kopf zurückwerfend: So lang' ich gesunde Füß' hab', kann mir Niemand befehlen,

daß ich zur Schand' zurückkehren soll, der ich kaum erst entronnen bin. Auf Ihr Nachtlager steh' ich nicht an, hab' es auch nicht begehrt; Ihnen bin ich kein Grüß'-Gott und kein Behüt'-Gott schuldig. Die gute Frau da hat mich aufgehoben und gelabt, nicht Sie; und so werd' ich mit Gott's Hülf' irgendwo auf der weiten Welt wohl wieder eine gute Seel' finden. Daß ich aber lieber vom Teufel eine Gutthat annehmen möcht' als von einem Mann, das sag' ich frei; denn die Männer sind alle schlecht!

Und das Mädchen stürzte zur Thüre hinaus.

Ihr nach, jammernd, die gute Frau Rainer.

— Das war ein Paroxysmus, meinte der Professor.

— Die Rainerin wird sie zu beschwichtigen wissen, erwiderte nachdenklich der Hauptmann; was er fühlte und meinte, verschwieg er und trug es, da man schied, auf sein einsames Lager mit hinüber.

Trotzdem man in hellem Unfrieden sich getrennt hatte, blieb Marie Steinegger den folgenden und noch manchen andern Tag im Herrenhaus. Den begütigenden Worten und Thränen der alten Frau war es gelungen, den leidenschaftlichen Sinn des Mädchens umzustimmen. Was aber dazu nicht wenig beigetragen, ja vielleicht sogar den Ausschlag gegeben hatte, kam nie zur Sprache. Das gestand und machte sich das Mädchen wohl selbst nicht einmal klar. Und doch war dies nichts Anderes als eben die anfahrende „Strenge“ des Herrn Zeilinger. Dieser Rauheit gegenüber empfand Marie in ihrem empfindlichsten Wesen, in ihrem instinctivsten Verdacht eine wohlthuende Sicherheit. Sie brauchte sich vor keinem neuen Thalhofer zu fürchten. Zudem hatte der Hauptmann angeordnet, man solle ihr möglichst wenig in den Weg treten, sie im Hause beschäftigen, ihr mit Fragen nicht zusetzen und sie zu keinem Ausgang nöthigen.

Er hatte sich nämlich schon am frühen Morgen, als das Mädchen noch in tiefem, gesundem Schlaf lag, von der Rainerin die Geschichte der Flucht erzählen lassen, ohne eine Zwischenfrage zu thun, und dadurch einen tiefen Einblick gewonnen ins hochherzige, aber durch so aufregende Gefahren verstörte Gemüth.

Auch der Professor fand unschwer den Faden psychologischen Verständnisses für ihren Paroxysmus, als er erfuhr, in welch hohem Grade die junge Marie schon eine Märtyrin ihrer Ehre war.

Zu freudiger Genugthuung der Beschützerin machte sie sich rasch in Zimmer, Küche und Kammer zu schaffen. Aber Eins verursachte ihr nicht geringen Kummer. Er hätt' mich nicht eine hergelaufene Dirn' genannt, wenn ich meine Sachen mitgehabt hätt' — meinte sie traurig lächelnd. Die Rainerin, welche bei ihrem Herrn für die Angelegenheiten des Mädchens ein geneigtes Ohr wahrgenommen zu haben glaubte, hinterbrachte ihm auch diesen Stoßseufzer.

Da wollte es der Zufall, daß ein Hausirer mit schwerem Kasten auf dem Rücken des Weges kam. Ein listiger Einfall machte den Hauptmann, der vom Comptoirfenster aus den wandernden Großhändler erblickte, zufrieden lächeln. Er rief den Mann zu sich herein, versicherte sich seiner Verschwiegenheit, bedeutete ihm, er solle den Kasten bis auf das Wenige, das zur Wahrung des Scheines unumgänglich nothwendig wäre, räumen, mit

der so verringerten Bürde nach dem Thalhof aufbrechen, sich zu schicklicher Zeit an die Großbäurin machen, ihr heimlich einen Gruß vermelden von der Steinegger Marie, die im Hammergraben ein Unterkommen gefunden, und die leeren Fächer seines Waarenkastens mit des Mädchens Siebensachen vollstopfen lassen; auf einem Umweg solle er damit hieher zurückkehren. Dem Manne war die nöthige Schlauheit schon zuzutrauen.

Die Expedition hatte allem Anschein nach auch den besten Erfolg. Denn als der Hausirer nach zwei Tagen in der wohnlichen Stube der Rainerin seinen Kasten absetzte, zog er aus der obersten Schublade desselben zunächst ein siebenfaches Perlenhalsband mit hoher steifer Silberschließe hervor und rühmte von ihm, daß es einst vom schönsten Mädchen weit und breit getragen worden sei. Kaum erblickte aber Marie diesen Schmuck, so rief sie bestürzt aus: Mein Gott, das ist mein Halsband, ich erkenn' es an der Schließe, ich hab' es von der seligen Mutter — wie kommt Ihr dazu? Der Mann ließ sich nicht irr machen, sondern entfaltete ein schwarzseidenes Kopftuch – keinen Siebenundzwanzigkreuzer-Fetzen, wie er behauptete, sondern schwer und von feinster Qualität und groß genug, ein rundes Köpfchen mit den stattlichsten Fächerflügeln auszustatten. Auch das wurde confiscirt, ohne daß der schmunzelnde Krämer dagegen Einsprache erhob. Vielmehr ließ er noch eine rothe Halsschleife, einen weißen Spitzenkragen, ein graues Festkleid mit kurzem Ueberschooß und die Brust abgrenzenden schwarzen Börteln nebst hundert anderen Sachen und Sächelchen folgen und erklärte, das Alles gebe er für ein freundliches Vergelt's-Gott, und einen schönen Gruß von der Thalhoferin obendrein. Da konnte sich das Mädchen nicht länger halten, sondern fiel schluchzend vor Freude und Dankbarkeit der Rainerin um den Hals. Diese errieth unschwer den Urheber der artigen Ueberraschung, fand aber für gut, ihn vor der Hand nicht zu nennen.

Der Sonntagsstaat hatte sich noch rechtzeitig eingestellt, und Marie trug auch kein Bedenken, sich in demselben, an der Seite der alten Frau, zu zeigen, sobald die Sonne festtäglich hinter den Bergen emporschwebte. Ja, es kam ihr gar nicht in den Sinn, begegnenden Blicken auszuweichen; sie wollte sich sehen lassen, recht geflissentlich. Und sollt' er sie erblicken, der sie eine hergelaufene Dirn' genannt, heut' sie erblicken, so ist's erst recht — recht! Sie schaute froh und fast so leuchtend in die Welt, wie die Sonne selbst an diesem thaufrischen Morgen. Daseinsfreude, strahlendes Frohgefühl von eigner Jugend und Gesundheit, von Schönheit und Genüge ist noch lange nicht Eitelkeit und Gefallsucht, ist vielmehr so natürlich und unschuldig, so erfreuend und rührend wie das Blühen der Blume.

Und Marie wurde gesehen. Sie wurde gesehen, als sie im Garten einige duftende Zweiglein pflückte, als sie dem untern Dorf zuschritt und als sie zurückkehrte. Sie wurde gesehen von ihm, der sie gescholten, wie von Jenem, welcher Zeuge dieser Kränkung war. Ihr schlanker Wuchs, das schöne Oval ihres Gesichts, welches durch das knapp anliegende Kopftuch mit den nachwehenden Flügeln keineswegs beeinträchtigt wurde, das über der Stirn und an den Schläfen vorquellende dunkle Haar, die glücklichen Augen, die blauen, von niedern Bogen beschattet, der Nase edles Maß, die feine Ober- und üppigere Unterlippe, das kleine Ohr und das kräftige Kinn

und der warme Goldton des Incarnats — dies Alles wurde gesehen und einzeln wie im Ganzen bewundert.

— Sie ist schön, ungewöhnlich schön! sagte der Professor, von der Betrachtung zur Anerkennung übergehend. Sie ist eine stolze Schönheit, aber nicht im Sinne des Stadtmenschen, der mit diesem Ausdruck gewöhnlich etwas Kaltes und Herzloses verbindet.

— Und wär' doch Nichts für dich! fiel ihm mit komischem Ernst Zeilinger ins Wort.

— Und warum Nichts, wenn ich fragen darf? replicirte Werner launig.

— So ein Mädchen wie dieses muß die Hände rühren und anderen rührigen Händen gebieten können und vertrüge nie und nimmer eure enge Stadtluft.

— Möglich — aber dann würde sie ja um so entschiedener für dich passen.

Der Hauptmann stimmte weder zu, noch widersprach er, sondern zuckte die Achseln und trommelte auf der Fensterscheibe.

— Spaß bei Seite! fuhr der Professor fort; wenn ein Mann der Wissenschaft, der Kunst, überhaupt rein geistigen Strebens und Schaffens wohl oder übel auf Ehe und Nachkommenschaft verzichtet, so find' ich das einigermaßen begreiflich. Seine Fähigkeiten, seine Technik lassen sich nicht vererben, seine Schöpfungen werden Gemeingut oder bleiben unbeachtet, auf Erfolg und Lohn kann er selten mit Bestimmtheit rechnen, Lehr- und Wanderjahre nehmen sein rüstigstes Alter vorweg — die Kunst ist lang, das Leben kurz. Wie aber ein Mann der praktischen Thätigkeit, der eine fruchtbare Scholle, Haus und Hof sein eigen nennt oder ein Geschäft in Schwung gebracht hat, zu dessen einträglichem Fortgang doch weniger Geist und Geschick erforderlich ist als zur Gründung; der eine Familie nicht nur ernähren, sondern seinen Nachkommen außer dem geachteten Namen noch Hab und Gut, kurz alle materiellen Mittel einer behaglichen Selbständigkeit hinterlassen könnte — wie ein solcher Mann Junggesell bleiben und sich in den Gedanken finden kann, daß er lediglich für fremde Mäuler, für lachende Erben oder den Fiscus arbeite und aufspeich're, das ist mir unfaßbar.

— Ausgezeichnet! lachte der Hauptmann auf; aber so hartgesottene Praktiker wie unsereins richten sich immer nur nach dem lebendigen Beispiel, nicht nach den Worten selbst des besten Predigers.

Damit war der Gegenstand zu Fall gebracht.

Bis sie ihren Sonntagsstaat wieder ablegte, wurde die Steinegger Marie viel gesehen — ja leider zu viel; das sollte man bald im Hammergraben inne werden. Es war vom ersten Tag nach ihrem unschuldigen Triumph noch das Zwielicht übrig, als ein Halterbub' ins Herrenhaus gelaufen kam und mit der Frau Rainerin zu sprechen verlangte. Derselbe war ein Bürschlein mit etwas scheuen, aber klugen Augen. Er sah sich in der wohnlichen Stube der guten Alten erst vorsichtig um, eh er mit der Botschaft herausrückte. Von der Thalhoferin sei er geschickt, sagte er, die, wenn sie nicht bettlägerig wäre, sich nicht hätt' abhalten lassen, selber zu kommen. Es sei vonwegen der Steinegger Marie, und die Bäurin hätt' die größte

Angst um sie. Denn dem Thalhofer sei's gesteckt worden, daß die Dirn' im Hammergraben beim Hauptmann Zeilinger sei, und darüber sei er ganz wild geworden. In seinem blinden Zorn hätt' er auch gleich selber verrathen, was er im Sinn hat und daß er morgen früh aufs Gericht fahren und die Marie mit dem Gendarm holen will. Das sei er Alles im Stand', und es sitzt auch noch der Kurschmied bei ihm, um ihm tüchtig einzuheizen. Aber aus und geschehen wär' es, wenn sie die arme Marie erwischeten. Lieber heut' noch als morgen sollte sie fort, die Marie, und anderswo einen Unterstand suchen. Und die Frau Rainerin möcht' ihr helfen und ein gutes Werk an ihr thun, denn sie sei brav und verdienet es. Und da wär' auch eine kleine Wegzehrung, daß sie nicht betteln müßt' auf der Straßen . . .

Dem guten Burschen traten Thränen in die Augen, indem er ein weißes Leinenbeutelchen überreichte, das nach der Halsschlinge zu urtheilen sich mit seinem Inhalte hinter dem Mieder bergen sollte.

Und die Thränen waren wohlfeil, aber guter Rath theuer.

Weinend eilte die alte Frau zu ihrem Herrn, erzählte das eben Gehörte und fragte, ob sich der Thalhofer das wirklich vermessen dürfe, und wo das arme Kind einen Schutz finden sollte, wenn's nicht einmal beim Zeilinger im Hammergraben sicher wäre?

Der Hauptmann runzelte die Stirn, ließ den Knaben kommen, verhörte ihn scharf und wies jedes Ungestüm mit den rauhen Worten zurück: Hat bis morgen früh Zeit.

Lange sprach Marie mit dem treuen Boten, so daß sich derselbe erst tief in der Nacht auf den Heimweg machen konnte. Sie zeigte sich ruhig und gefaßt, als nähme sie ihr Schicksal als etwas Selbstverständliches hin, als könnt' es ihr nie an Mut und Schutz fehlen. Fast alle ihre Fragen drehten sich um die Wirthschaft im Thalhof; dann wurde sie nicht müde, die Gutheit der Frau Rainerin zu loben, und nur als sie sich nach den Leiden und jüngsten Kränkungen der Großbäurin erkundigte, wurden ihre Augen feucht. Trotzdem sie nicht wußte, wohin sie für die nächste Nacht ihr Haupt werde legen können, schlief sie früher ein als der starke Mann, der ihre Sache auf morgen vertagt hatte.

Dieser starke Mann schritt lange gedankenvoll in seinem Zimmer auf und nieder. Er hatte einen Einfall, der dem Herzen entstammte, aber in seinem Kopfe stiegen Bedenken auf, welche ihn bekämpften. Es wurde ihm schwül zu Mut, er öffnete das Fenster und beugte sich in die herbstlich streichende Nachtluft hinaus. Wiederholt setzte er sich an den Schreibtisch und immer wieder verwarf er die begonnenen Zeilen und zerriß das Blatt in kleine Stücke, eh er's in den Papierkorb wandern ließ. Seine lange Pfeife war übel dran; jetzt sog er dichte Rauchwolken aus ihr und bald darauf ließ er sie achtlos ausgehen, je nachdem in seinen Gedanken das Für oder Wider die Oberhand hatte. Nun aber war ein kurzes Schreiben Dank der hastenden Feder zu Ende gediehen! Und als mißtraute er sich selbst, als fürchtete er für seinen Entschluß, faltete Zeilinger den Brief, ohne noch einen Blick darauf geworfen zu haben, und adressirte ihn an die Frau Elisabeth Schröckenfux, Sensengewerkin im Lassingthal. Es ist dies seine alte Tante, eine würdige Matrone und zugleich die einzige Verwandte aus der ganzen

zahlreichen Sippe, für welche er Verehrung und Dankbarkeit empfindet. Wenn die einander jagenden Rauchwolken verläßliche Anzeichen sind, so sind die Bedenken niedergerungen, so hat der gute Einfall gesiegt und ist der starke Mann mit sich zufrieden.

In Ueberraschungen gab sich am nächsten Morgen Zeilingers Entschluß dem ganzen Herrenhause kund.

Er ließ anspannen.

Er rief seinen braven Leopold und gab ihm Reise-Instructionen.

Er verlangte die Steinegger Marie und sagte zu ihr: Dieser Brief empfiehlt dich meiner Tante Schröckenfux, die eine liebe alte Frau ist und dir gut sein wird. Und du wirst ihr Freude machen, das weiß ich. Das Lassingthal liegt schon über der Grenze, was dich vorläufig auch beruhigen kann. Mein Leopold wird dich an die nächste Eisenbahnstation fahren, und weil er dort so wie so einstellen muß, kann er leicht auch eine Karte nehmen und dich bis an Ort und Stelle begleiten. Die Tante kennt ihn von früher her, und da es schon finster sein wird, wann du ankommst, so ist's besser, wenn du Jemand Verläßlichen an deiner Seite hast. Nimm Abschied von der Frau Rainerin . . . und dann Gott befohlen, Mädchen!

Das Alles sollte zwar freundlich, doch zugleich durchaus geschäftlich klingen. Aber der gestrenge Mann war heute nicht völlig Herr seines Organs; es irrte unbemerkt ins Sanftere und Weichere und zum Schluß bedurft' es eines energischen Ansatzes, um einer empfindsamen Stockung vorzubeugen. Das Auge hatte der Hauptmann schon mehr in seiner Gewalt; es streifte nur ein einziges Mal das Gesicht des Mädchens, und zwar just, da dieses den Blick auf den dargereichten Brief senkte.

Marie aber stand vor ihm, nahm das Schreiben aus seiner Hand, horchte mit erröthender Freude auf, sah ihn mit aller Spürkraft der Seele groß an, und als sie danken, sich beurlauben sollte und schon ihre Lippen sich regten — lief sie plötzlich davon, ohne auch nur ein Wort hervorgebracht zu haben.

Und merkwürdig, sie, die hier so sehr kargte, hatte Worte wie Thränen im Ueberfluß, als sie sich nun der alten Rainerin in die Arme warf. Ein wunderliches Mädchen!

Der guten Frau standen zwar auch Thränen in den Augen, aber dahinter lachte der glücklichste Schalk. Kind, sagte und wiederholte sie, daß er dich zu seiner liebsten Verwandten schickt, das will was bedeuten und beweist, wie er dich in Ehren hält und . . . . . Doch rechtzeitig erinnerte sie sich noch, daß es nicht angehe, eigene Gedanken für fremde auszugeben.

Der Professor drückte dem scheidenden Mädchen die Hand und ihr nochmals in die Augen guckend, sagte er: Wenn du so brav bleibst, als du klug und schön bist, dann, Kind, kann dir der Rechte nicht ausbleiben.

— Wenn mich die Leut' nur nicht früher zu eitel und wählerisch machen! erwiderte Marie lachend.

Auch der kluge Waldmann kam herbei und sprang, als sie schon eingestiegen war, wieder und wieder zum Wagenschlag hinan und wedelte zu seinem Herrn zurück.

Dieser trat auch wirklich an die Kutsche, als die Schaffnerin das liebe Kind zum letzten Mal an ihr Herz gedrückt hatte; er wollte sehen, ob am Zeug Nichts fehle.

Aber im Nu erhaschte das Mädchen seine Hand, küßte sie und stammelte aus pochendem Herzen: Nichts für ungut wegen meiner dummen Red' und wegen der vielen Ungelegenheiten! Es gibt halt doch einen Unterschied.

Die Eisenschimmel griffen aus und entführten den Rest der Rede.

Die Rainerin blickte ihnen nach, als wollte sie sie fragen: Und werdet ihr sie mir auch wieder bringen?

Der Professor berechnete, daß er längstens in zwei Tagen aufbrechen müsse, wollte er rechtzeitig zu den Inscriptionen in der Residenz eintreffen.

Dem Hauptmann hallten im Ohr und Herzen die Worte wider: Es gibt halt doch einen Unterschied . . .

Nur wenige Stunden trennten die Abfahrt des lieblichen Gastes von der Ankunft seines lüsternen Verfolgers. Der Thalhofer hielt Wort; er erschien mit eigener Gelegenheit, brachte zwei Gendarmen mit und kam mit heuchlerischer Entschuldigung auf den Hauptmann zu. Dieser aber begegnete ihm mit eisiger Kälte, mit vernichtendem Spott.

— Ihr habt Euch umsonst bemüht, Thalhofer — sagte er — und ich bedau're Euch nicht. Euer schönes Mündel ist fort, ist, wie ich hoffe, in Sicherheit. Nächster Tage fahr ich selbst aufs Gericht; es lüstet mich, Eure Anzeige kennen zu lernen — Ihr habt es ja grausam eilig gehabt. Einstweilen sag' ich Euch blos, daß es auch Rechte gegen den Vormund gibt. Und wenn das Mädchen einen Beschützer braucht, so wird es ihn finden, dafür steh' ich. Ich lad' Euch nicht zum Sitzen ein; Ihr wißt ja, daß ich ein wenig leutschen bin, und bei meinen russigen Gesellen, die jetzt gerade Mittag haben, könnt' es Euch unbehaglich werden.

Die beiden Gendarmen lud Zeilinger ein, ihre Pflicht zu thun. Aber zum Verdrusse des Thalhofers gaben sie sich mit der Erklärung des Hausherrn und dem Zeugenwort des Professors vollkommen zufrieden. „Und wenn Sie, Herr Hauptmann, das Mädchen wirklich verborgen halten wollten", meinten sie mit einem Blick auf die weitläufigen Räumlichkeiten, „wir hätten lange gut suchen."

— Die Dirn' kann noch nicht weit sein, brauste der Bauer auf; ich will ihr nach, und wenn meine Fuchsen draufgehen sollten!

— Nach Belieben, antwortete Einer der Gendarmen, aber unser Auftrag endet hier.

Und da die Beiden auch auf die Rückfahrt verzichteten, so mußte der übermütige Bauer allein abziehen. Seine Wut bekamen zunächst die armen Fuchsen zu fühlen.

Den Tag darauf saßen der Hauptmann und der Professor zum letzten Mal in der Antonikapelle beisammen. Zweimal hatte Werner die regimentsärztliche Aufenthaltslicenz überschritten, jetzt aber mußte Ernst gemacht werden. Man suchte einander über die Nähe der Abschiedsstunde zu täuschen, die gleichwohl mit unerbittlicher Genauigkeit sich einstellte. Dieselben Schimmel, welche das herrliche Mädchen entführt hatten, raubten dem

Beherrscher des Hammergrabens auch den Freund. Geselligkeit mit der herzbefreienden Fülle von Anregung und Mittheilung, und Schönheit mit dem Frühling im Blick und dem Osterglockenklang in der Stimme waren als Gäste bei ihm eingetreten und sollten nun wieder entbehrt werden! Den ganzen langen thätigen Tag über, der dem Trennungsmorgen folgte, wollte sich seine Stirn nicht aufheitern. Ihn schauderte vor dem Winter; zum ersten Mal seit seiner Selbstverbannung in die Einöd zagte er! —

Doch auch der Winter ward überstanden. Jahr und Tag sind um, seit Professor Werner im Hammergraben zu Gaste war. Zur Stunde spricht er in sichtlicher Behaglichkeit der Moccaschale zu. Was ihn umgibt, ist keine bunte Junggesellenwirthschaft, was ihn hegt und pflegt, kein dienstbarer Geist in plumper Fleisches Gestalt. Ein nachsichtiges Frauchen hat ihm mit weißer Hand die brennende Kerze gereicht, daran sich die Cigarre entzünden soll — ein Frauchen — nicht Dame und nicht Puppe — dessen Stirn Gedanken und dessen Augen tiefes Gefühl verbürgen. Ja Professor Werner ist verheiratet, verheiratet seit dem letzten Carneval. Er hat nicht nur schon die Hochzeitsreise hinter sich, die ins sonnige Land der Kunst und Natur jenseits der Alpen ging, sondern darf auch bereits wieder ab und zu seine alte Kneipgesellschaft besuchen. Also gewiß auch ein kluges Frauchen, das an ihrem jungen Eheherrn den alten Junggesellen zu schonen versteht. Und wie kam der Professor zu diesem seltenen Schatz? Er dankt ihn recht eigentlich dem von der jungen Salonsquaw erhaltenen Korb. Diesmal zog also der Korb die Braut nach sich.

Als nemlich jene hoffnungsvolle Schöne den ersten erlisteten Scalp ihren Freundinnen herumzeigte, geschah das Unerhörte, daß eine unter diesen modernen Jungfrauen über das frivole Spiel, das mit einem tüchtigen Gelehrten und unbefleckten Idealisten getrieben worden, sich in tiefster Seele empörte. Grund genug, um sich lebhaft für den Mißhandelten zu interessiren. Des Professors Werke vermittelten zunächst die Bekanntschaft mit dessen Geiste. In einer seiner öffentlichen Vorlesungen lernte das wackere Mädchen ihn von Angesicht kennen. Auf dem Parquet des Salons, welches zu meiden Werner nach seiner Wanderkur keinen Grund mehr fand, traten die Beiden einander näher, und als er schließlich um das weiße milde Händchen anhielt, war er des Jaworts gewiß. Wie so oft schon, war demnach auch hier Mitleid die Pforte und Würdigung die Schwelle, durch welche und über welche die Liebe ihren Einzug hielt.

— Rath einmal, Josefine, welche Einladung ich hier erhalte? sagte der Professor, ein eben eingelangtes Schreiben entfaltend und mit den Augen überfliegend.

— Du willst wohl sagen: wir erhalten . . .

— Nicht doch! Du kommst vorläufig nur soweit in Betracht, als du mir den nöthigen Urlaub zu gewähren hättest.

— Und darf man fragen, Aelterchen, welcher Barbar die Frau Professorin zu ignoriren wagt?

— Entschuldbare Unkenntniß, meine Beste! Der Mann, welcher mir schreibt, war wohl kaum noch in der Lage, von dieser deiner würdigen Eigenschaft Kunde zu erhalten.

— So! Du hast also von deiner glücklichsten Metamorphose nicht einmal allen deinen Freunden Nachricht gegeben?

— Aufrichtig gestanden, einem meiner besten Freunde gegenüber hab' ich es absichtlich unterlassen. Es betrifft den Hauptmann im Hammergraben, von welchem ich dir schon wiederholt erzählt habe. Ich glaubte ihn durch eine Mittheilung von meinem Glück, so bald nach unserer Trennung, zu empfindlich an seine triste Einsamkeit zu gemahnen.

— Und was schreibt er dir nun?

— Er lädt mich zu seiner — Hochzeit ein.

— Dieser Sohn der Wildniß hat also ein weniger verklausulirtes Gefühl als du bedächtiger Stadtmensch, du — zankte das prächtige Frauchen. Laß' hören!

Und ihren weichen Arm um seinen Hals schlingend, Wang' an Wange, las sie gleich selbst folgende Zeilen mit:

„Gelehrter Freund! Der Sensenschmied vom Hammergraben thut Dir hiemit kund und zu wissen, daß er Samstag über acht Tage hochzeitet. Komm! komm gewiß! Du sollst mein liebster Gast sein. Die Braut kennst oder erräthst Du wohl; es ist die Steinegger Marie. Sie hat Dich und Deine Prophezeiung nicht vergessen. Ihr tapferes Herz erkannte ich schon damals, als wir uns das erste Mal sahen und —hart anfuhren. Es ist seither nicht wieder geschehen. Wir haben einander zu der Ueberzeugung bekehrt, daß es halt doch einen Unterschied gibt ... Was vollends die Politur meiner braven Tante aus diesem Edelstein gemacht hat, sollst Du zu Deiner Verwunderung mit eigenen Augen sehen. Auf den Kuppelpelz hast auch Du einigen Anspruch, wenn Du Dir auch ja nicht einbilden darfst, daß meine Augen weniger sahen als Deine. Ich habe seither auch gebaut und möchte überaus gern mit Dir wieder einmal in der Antonikapelle sitzen. Jetzt selbstverständlich zu Dritt. Also habe für Deine hohe Schule einige Tage Schnupfen oder das Zipperlein und komm! Ich wette, die leichtsinnigen Rangen danken Dir noch dafür. Komm und sieh — und dann geh hin und thu deßgleichen. Dein u. s. w."

Der Professor sprang auf und sein Weibchen um die Taille fassend jubelte er: Für einen herzhaften Kuß ist mir der herrlichste Einfall feil!

— Der wäre?

— Josefine gegen Marie! Ueberraschung gegen Ueberraschung — ich nehme dich mit!

— Aber Männchen! das ist ja selbstverständlich — antwortete das Frauchen, zahlte aber doch den Kaufpreis.

Und so geschah es auch.

Wien, 9. October 1876.

Frauenschönheit.

Nach arabischen Dichtern besungen.

Von

Ludw. Aug. Frankl.

Die Locken:

Als schwarze Geisterwelt vom Scheitel nieder
Fließt zaubervoll des Haares Nachtgefieder.

Die Stirne:

Es ist mein Glück, mein Hoffen und mein Lieben
Der weißen Schicksalstafel eingeschrieben.

Das Ohr:

Es ist die Muschel ihres Ohrs die Pforte
Für meiner Zärtlichkeiten Perlenworte.

Die Augenbrauen:

Auf der Wage der geschwungnen Brauen
Ist mein zitterndes Geschick zu schauen.

Das Auge:

O Seelenräuber, gib mir Freiheit wieder;
Du tödtest mich, ich stürze vor Dir nieder.

Die Wimpern:

Mir steht ein Lanzenwald und Schlachtenreihen
Entgegen. Ach, wer wird vom Tode mich befreien?

Der verstohlene Blick:

Ein Jäger ist, ein Schelm, ein Himmelsglück
Und Tod und Wonne ein verstohl'ner Blick.

Die Wangen:

Der Schönheit Koran auf ein Lilienblatt geschrieben
Mit Rosentinte, sind die Wangen meiner Lieben.

Die Nase:

Ein Profetenfinger ist die Nase,
Der krystall'ne Griff an einem Rosenglase.

Das schwarze Mal:

Ein eifersücht'ger Neger wacht
Bei ihrer Wangen Rosenpracht.

Die Lippen:

O bringet mir, ich bin ein durst'ger Zecher,
Den Lebenswein in dem Rubinenbecher.

Die Zähne:

Wenn ihr Mund von Lächeln hold umflossen,
Seh' ich Perlen von Korallen eingeschlossen.

Der kleine Mund:

Eingebildet ist das Pünktchen nur,
Das als Mund mir Liebe schwur.

Die Zunge:

O reiche dem geliebten Manne,
Die rothe Pipe an des Mundes Kanne.

Das Kinn:

Als ich den Silberballen
Geküßt mit Wohlgefallen,
Bin in der Wonne Grübchen ich gefallen.

Der Hals:

Was werft ihr mir denn vor gottlose Dinge?
Der ich den Himmelsschenkel fromm umschlinge.

Arme:

Ich bin ein Fürst auf Reisen, übernachte
In einem silbernen Krystallenschachte.

Finger:

Ei sieh, wie ich der Herr, der Sklavin diene,
Die Schweifchen küß' ich dir am Hermeline.

Gestalt:

Du bist so schlank, wie Lanzen und Zipressen,
Welch' Glück, mit meinen Lippen Dich zu messen!

Die Geliebte:

O Paradies, o Zaubertrank,
Du machst gesund, die noch so krank;
Du Lichtvers im Koran,
Ich bete fromm Dich an.

Liebe:

Im Menschenherzen ein willkomm'ner schöner Gast,
Ein Königsgeier, der die Taubenseelen faßt,
Ein aufgerolltes Meer, mit Perlen ohne Zahl;
Sie ist ein Dolch, ein Lenz, des Blitzes heißer Strahl,
Ein Pergament, auf den mit Rosenblut geschrieben:
Wer treten darf ins Paradies, war d'raus vertrieben.

Schönheit:

Die Schönheit ist ein Blitz, der in die Herzen zündet,
Ein heiliger Koran, profetenhaft verkündet;
Sie ist die Seelenbraut, der Lenz, der süße Brand,
Das Blut, der Wein, das Licht, das ganze Morgenland.

Gedichte.

Von

Marie von Weckbecker.

1.

Der Sternlein Bitte.

Zwei Sternlein kamen einst zum Herrn
Und sprachen: „Weiser Schöpfer mild,
Der Erde sind wir gar so fern!
Erhör', was unsre Sehnsucht stillt,
Und setz' uns auf die Erde nieder!"

„Es sei! Wenn so ihr denn gewählt!"
Spricht da der Herr, nimmt sie heraus
Aus seinem blauen Himmelszelt
Und macht dein Augenpaar daraus, —
Auf daß sie sollen strahlen wieder.

2.

Ein Blick, ein Wort.

Ein Blick, ein Wort — es ist gethan!
Die Herzen knüpfen schnell sich an,
Und mögen Jahre auch vergehn,
Der Blick, das Wort kann nicht verwehn!

Wenn einstens noch nach langer Zeit
Sich dieser Bund schon hat entzweit,
Taucht dann der Blick, das Wort uns auf,
So fließt erneut der Thräne Lauf.

Und ist das Herz von Leid bedrängt,
Fühlt es sich einsam und beengt,
Dann ruft Erinn'rung durch den Blick
Die alte Seligkeit zurück.

3.

Gleich und ungleich.

Die Messe war gerade aus,
Schon leerte sich das Gotteshaus,
Da standen noch in einer Bank
Die feine Dame, schön und schlank,
Und dort das alte Mütterlein,
Das schien wohl müd und matt zu sein.
Die schöne Dame neiget sich
Tief auf ihr Buch gar sittiglich;
Drin lag ein goldnes Amulett,
Drauf „Liebespfand" zu lesen steht.
Ein Buch hat auch das Mütterlein,
Doch liegt kein golden Pfand darein;
Nur eine Rose, welk und blaß,
Von manchen bittern Thränen naß,
Von manchem Kusse wohl verdorrt,
Umweht von manchem lieben Wort,
Das einst vor langer, langer Zeit
Gesprochen ward, voll Seligkeit! —

Ich möchte in die Herzen seh'n
Der beiden Frauen, die dort steh'n,
Und wissen, — welche inn'ger fleh't,
An was sie denken beim Gebet!?

Zum Vorleben des Hanswurst.

Von

Hermann Meynert.

Die lustige Person in der alten Puppenkomödie. Ihr Eindringen in die geistlichen Schauspiele. Die ausgebreitete Rolle des Narrenthums im Mittelalter. Herkunft des bunten Kleides und der Pritsche. Name und Charakter des Hanswurst. Das parodistische Element in ihm. Seine wunderbaren Privilegien und deren Nothwendigkeit. Verlust derselben und Niedergang des Hanswurst. Sein überflüssiges Begräbniß.

Es mögen mancherlei Verpuppungen vorausgegangen sein, ehe dieser kecke bunte Falter, der Hanswurst, zu seiner völligen Entwickelung kam. Die Bühne hatte durch lange Zeit keinen Raum für ihn; sie bestand überhaupt im frühen Mittelalter nicht, weil die Schauspiele in der Kirche aufgeführt wurden. Wie der Ort, so widerstrebte aber auch die Sprache dem Eingreifen einer lustigen Person, denn das Schauspiel des Mittelalters war ursprünglich lateinisch, und zwar im Kirchenstyle, bis seit dem zwölften Jahrhunderte strophische lateinische Gesänge hinzutraten. Letzteren wurde nachmals eine deutsche Uebersetzung beigefügt, bis man endlich die alten Texte ganz übersetzte und solchergestalt seit dem vierzehnten Jahrhunderte die deutsche Sprache die lateinische überwog.

Von der Bühne anfangs ausgeschlossen, wird die komische Person, welche zu keiner Zeit Lebenszeichen zu geben unterließ, sich frühzeitig eine bescheidene Heimat in den Puppenspielen verschafft haben. Die kleinen geleimten, ausgestopften und bemalten Komödianten der Puppenspiele sind ein uraltes Völkchen. Schon Frau Herrad von Landsberg, Aebtissin des Klosters Hohenburg im Elsaß, hat in ihrem „Hortus deliciarum", welchen sie in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts verfaßte, zwei Männer abgebildet, welche ein „Ludus monstrorum" über einem Tische regieren, indem sie mittelst sich kreuzender Schnüre die kleinen Bilder zweier fechtenden Ritter hin und her ziehen. Noch während des Mittelalters scheint das Puppenspiel dann festere Gestalt gewonnen zu haben; es machte sich namentlich auf Jahrmärkten, bei Kirchweihen und Volksfesten zu schaffen und am Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts nahm es bei solchen Gelegenheiten eigene „Gauklerzelte" ein, in welchen man „Possen mit Docken" spielte; dergleichen Aufführungen wurden nun ausdrücklich „Puppenkomödien" genannt.

So verbrachte denn die lustige Person ihre erste Jugend thatsächlich als Puppe; sie hatte kein eigenes Leben; ein fremder Mund lieh ihr die Sprache, fremde Hände leiteten ihre Bewegung an Fäden. Aber man möchte sagen, der gute Spaß habe einen so mächtigen eigenen Willen, daß dieser selbst an einer kleinen Statue schließlich zum Durchbruch kommen müsse. Und so geschah es auch; es genügte dem Schalk nicht lange, eine todte Puppe zu sein, und plötzlich steht er als lebendige, agirende Person vor uns.

So groß war seine Ungeduld, daß er nicht einmal die gänzliche Verweltlichung des geistlichen Schauspiels abwartete, welche erst im fünfzehnten Jahrhunderte sich vollzog. Ungestüm und fast rebellisch drängte er sich zuletzt in die kirchlichen Schauspiele selbst ein. Eines der umfangreichen Stücke dieser Art aus dem vierzehnten Jahrhunderte ist als eine Erweiterung der alten Passions- und Osterspiele anzusehen und behandelt das Leben Jesu in neun Handlungen. Hier zeigt sich nun im weltlichen Theile dieses Schauspiels zum ersten Male lebend und athmend die lustige Person, aber in einer ganz eigenthümlichen, wilden und grellen Weise, mit einer Art infernalischen Spaßes. Im siebenten Auftritte erscheint nämlich der Schalk, um dem Herodes die Ankunft der heiligen drei Könige in Jerusalem zu melden. Er begnügt sich jedoch nicht mit der einfachen Meldung, sondern knüpft Seitenbemerkungen an, welche zu ihrer Zeit vielleicht überdies noch Raum zum Extemporiren offen ließen. In halbdeutlichen Anspielungen verspottet der Schalk den Herodes wegen seines schwachen Königthums, welches ihm durch das neugeborne Jesuskind entrissen werden könne. Herodes verwünscht den frechen Boten und will ihn todtschlagen; dieser aber zieht sich wahrscheinlich durch einen Seitensprung in den Hintergrund zurück. Bald darauf kommt der Schalk wieder zum Vorschein, um dem Herodes ebenso höhnisch zu sagen, daß die drei Könige nicht zurückkommen werden. Herodes in gesteigertem Zorne droht ihm mit dem Galgen; doch der Schalk verspottet auch diese Drohung. Endlich erscheint der Schalk zum dritten Male und meldet dem Herodes die Darbringung Jesu im Tempel. Diese Botschaft versetzt den König in die äußerste Wuth und treibt ihn zum Kindermorde.

In so verwegener Art sehen wir hier den Schalk die Bühne für sich erobern, welche ihm bis dahin verschlossen war. Er allein fürchtet nicht den Zorn des mächtigen Königs, welchen sonst alle fürchten; ja er wagt es, denselben zu wiederholten Malen mit den Pfeilen seines giftigen Witzes zu verwunden, und indem er den Stolzen durch die Qualen des Hohnes zuletzt zu dem Verbrechen des Kindermordes stachelt, stellt er sich als die Personification der Gedanken dar, welche den argwöhnischen König ohnehin peinigen. Wir werden diese Züge des Schalks aus seiner Bühnenkindheit gut im Auge behalten müssen, denn wie sehr auch der Schalk der späteren Zeit, der Hanswurst, in einzelnen Dingen von ihm abweicht, gewisse Grundmerkmale haben sich, wie wir sehen werden, auf diesen fortvererbt.

Es hatte aber die lustige Person überhaupt ursprünglich eine viel breitere Unterlage, als das beschränkte Theater; sie stand vielmehr in der Mitte eines ganz eigenthümlichen geistigen Drängens und Treibens, welches, einzig in jener Zeit und durch jene Zeit erklärbar, sein Ziel in einem umgestülpten Ideale suchte, denn zu den wunderlichen, aber unabweisbaren

moralischen Bedürfnissen des Mittelalters gehörte unstreitig das Narrenthum. Von dem Gefallen am letzteren waren alle Stände gleichsehr beherrscht; es spielte seine Rolle so gut an den großen und kleinen, an den weltlichen und geistlichen Höfen und in den Kreisen der Vornehmen überhaupt wie im ganzen Volksleben, bis hinab zu den untersten Schichten; der stolze Fürst mochte sich ihm so wenig entziehen, als der tapfere Ritter, als der behagliche Bürger und als der würdevolle Kleriker. Auch die Frauenwelt wurde von dem allgemeinen Taumel mitgerissen; die Fürstinnen hielten sich „Närrinnen“, und noch im Jahre 1548 bat die Herzogin Katharina von Sachsen den böhmischen Rath und Landdrost Diestel von der Ranstat brieflich, ihr eine Närrin zu verschaffen, weil sie gehört, es lebe auf seinem Gebiete eine solche.

Bei den ernsthaftesten Anlässen durften die Possenreißer nicht fehlen, geschweige denn bei heiteren Festen oder Volksbelustigungen. Zu dem Concil in Kostnitz hatten sich gegen 320 Spaßmacher und Pfeifer (Joculatores et Fistulatores) eingefunden. Am Hofe des Hochmeisters des deutschen Ordens zu Marienburg trieb um die nämliche Zeit, zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, nicht blos der angestellte Hausnarr seine Schwänke, sondern es gaben dort auch fremde durchreisende Narren und Gecken Gastrollen. Ein solcher Possenreißer aus Böhmen, der sich den Namen Hans Schlag-in-den-Haufen beigelegt hatte, wußte die Schau- und Lachlust der versammelten Gäste anzuregen, und ein anderes Mal belustigte Herr Gämperlein, der Hofgeck des Herzogs Albrecht IV. von Oesterreich, die Ordensherren am Meisterhofe durch seine Kunst als Pfeifer und durch seine Kurzweil. In Freidal's Turnierbuch, welches in einer Reihe von Gemälden alle Kämpfe und Turniere zu Schimpf enthält, die der Kaiser Maximilian I. bestanden, fehlt auf den Abbildungen gewisser von Männern allein aufgeführten Tänze selten der Narr mit der Schellenkappe; wenn er nicht mittanzt, unterhält er bisweilen die Zuschauenden auf dem Altan des Saales.

Der Wunsch, immer neue Abwechselung in solche Späße zu bringen, veranlaßte den Kaiser Maximilian ebenfalls, seine Lustigmacher nicht blos in der Nähe, sondern auch in anderen Ländern aufzusuchen; aus seinem in den Jahren 1505 bis 1508 geschriebenen zweiten Gedenkbuche geht hervor, daß er die Absicht hatte, sich einen „Spenischen“ und einen „Behemischen Narren“ zu verschaffen.

Der sonst so ernsthafte Herzog Georg von Sachsen hatte sogar bei der auf seine Veranlassung zu Stande gekommenen berühmten Leipziger Disputation zwischen Luther und Eck (1519) seinen einäugigen Narren zu seinen Füßen sitzen, und es kam darüber zu einer unerbaulichen Scene, denn einige Spaßvögel hatten dem Narren, welcher von dem Gelehrtenstreite nicht eine Silbe verstand, weißgemacht, daß die Disputation sich um seine Verheirathung handle, die von Luther gebilligt, von Eck angefochten werde. Deshalb nun blickte der Narr mit dem einen Auge, über welches er verfügte, den streitfertigen Eck so feindselig und herausfordernd an, daß dieser die Geduld verlor und ihn einen einäugigen Tropf schalt. Der Narr blieb die Antwort nicht schuldig, sondern gab Schimpfworte und Spottreden tapfer zurück, lief aber schließlich davon, unter dem Gelächter des Audito-

riums, welches freilich zu anderem Zwecke, als des Lachens wegen, gekommen war.

In den Volkskreisen verlangte man begreiflicherweise noch derbere Kost, als an den Höfen, und es gaben sich nicht blos berufsmäßige und bezahlte Gaukler, sondern auch wohlansäßige Gemeindeglieder zu Spaßmachern bei den Volksfesten her. Am liebsten mischte man Mummereien und Verkleidungen bei. Eine beliebte Unterhaltung in dieser Sphäre war das sogenannte „Schönbartlaufen“, eine Art Narrenaufzug, welcher in Nürnberg von 1349 bis 1539 in der Fastenzeit abgehalten wurde. Die Schönbartläufer machten sich zunächst durch ihre bunte Kleidung bemerkbar, welche auf der rechten Seite grün, auf der linken weiß war; in dem rothen Gürtel trugen sie drei Kuhglocken, vielleicht ursprünglich eine Parodie der weitverbreiteten Mode der Schellentracht.

Aber auch manches, was vorher ernst gewesen, schlug nachmals in das Possenhafte um und vermehrte die Kaste der Spaßmacher. Das geschah seit dem sechzehnten Jahrhundert vornehmlich den „Pritschenmeistern“, welche bei den Schützenfesten der Städte ursprünglich in ganz ehrbarer Weise zugleich als Herolde, Festordner und Festaufseher, Pedelle, Improvisatoren, Reimdichter und Historiographen fungirten. Der Umstand jedoch, daß sie die Farben ihrer Stadt, daher ebenfalls eine halbirte oder mehrfarbige Kleidung zu tragen und beizubehalten pflegten, mag sie später, wo solche Farbenspiele aus der Gewohnheit gekommen waren, mehr und mehr den Schönbartläufern genähert haben, bis man sie zuletzt ziemlich auf gleiche Stufe mit den Possenreißern stellte. So heißt es von einem im Jahre 1579 zu Nürnberg abgehaltenen Schützenfeste: „Bei solchem Schießen auf der Hallerwiese waren viel Kurzweil, viel Narren und Pritschenmeister, wie denn bei allen Schießen gebräuchlich ist.“

Dem bunten Kleide des Hanswurst war also hinlänglich vorgearbeitet. Und wie denn der Spaß des Mittelalters sich hauptsächlich in der Uebertreibung, in der Massenverwendung des Lächerlichen gefiel, so brauchte man zu den vorhandenen zwei oder drei Farben des Schönbartläufers oder des Pritschenmeisters nur noch einige Farben mehr hinzuzufügen, des Raumes wegen diese bunten Felder kleiner zu halten und man war unwillkürlich wieder bei dem aus vielen bunten Tuchflecken zusammengenähten Kleide der römischen Planipeden, dem Centunculus, angelangt. Die Garderobe wartete solchergestalt bereits ihres künftigen Herrn.

Auch die Pritsche hatte manche Veränderungen durchzumachen, ehe sie für den Hanswurst handgerecht wurde. Seine Vorgänger und Erblasser kannten sie noch nicht. Die Schönbartläufer führten einen, wahrscheinlich stumpfen Spieß mit bunt bemaltem Schafte, die Possenreißer von Profession wohl auch einen Narrenkolben, der eine Caricatur des Streitkolbens war; andere Narren begnügten sich mit einer bloßen Gerte. Die Pritschenmeister mögen, wie schon ihr Name annehmen läßt, die Pritsche zuerst eigentlich angewendet und derselben nach und nach zu ihrer bekannten Gestalt verholfen haben. Anfangs ähnelte sie noch mehr einer wirklichen Waffe; sie hatte die Form eines Schwertes und die Pritschenmeister bezeichnen sie in ihren Zunftgedichten bisweilen ausdrücklich als ihr „hölzern’ Schwert“. Früher im

Holze massiv, diente sie den Pritschenmeistern als Handwehr und Züchtigungsmittel, um Unberufene von dem Schützenkreise fern zu halten und solche, die gegen die Schützengesetze gefrevelt, summarisch abzustrafen, zu „pritschen". Als aber, wie schon erwähnt, die Pritschenmeister später ihren Ernst einbüßten und zu Spaßmachern herabsanken, da unterlag auch die Pritsche einer Umwandlung in das Narrenhafte. Weil sie von nun an nicht mehr als Waffe oder Strafinstrument zu dienen hatte, so erleichterte man ihre frühere Wucht und spaltete die hölzerne Klinge der Länge nach in dünne Blätter, so daß sie jetzt bei jedem Hiebe ein klatschendes Geräusch gab und sich im Schlagen laut machte, ohne dem Geschlagenen weh zu thun In dieser ihrer neuen Gestaltung bildete sie nunmehr eine echte Narrenwaffe, ähnlich dem Clunaculum oder Komödiantenschwert der römischen Mimen und ging von den Pritschenmeistern auch auf die berufsverwandten Possenreißer über.

Wann und wie endlich der Hanswurst zu seinem Namen gekommen, darüber ist nichts Bestimmtes zu sagen. Der Name Hans hat sich von jeher zu mancherlei Bedeutungen hergeben müssen. In älterer Zeit galt er als männliches Collectivum, daher die Ausdrücke: Groß-Hans und Klein-Hans, d. i. Vornehm und Gering. Später knüpfte sich auch ein scherzhafter Nebenbegriff an den Namen: es gab einen Hans ohne Sorgen, einen Hans in allen Gassen, einen Prahlhans, Schmalhans u. s. w. und foppen und „hänseln" wurde gleichbedeutend.

Daß also der „Hans" in Beziehung mit der lustigen Person gebracht wurde, lag ziemlich nahe. Was dann den Zunamen „Wurst" anlangt, so hat man auf ähnliche fremde Narrennamen, z. B. auf den aus Holland stammenden Pickelhäring, Jack Pudding aus England, Jean Potage und Jean Farine aus Frankreich, auf den Maccarone aus Italien, hingewiesen, welche ebenfalls von Speisen entnommen sind. Indessen liegt bei manchen derselben thatsächlich Gefräßigkeit im Charakter ihrer Maske, während der Hanswurst behäbig und wohlgenährt, eben deshalb aber nicht eigentlich gefräßig aufzutreten pflegte und in dieser Hinsicht sich auch von dem in der Maske ihm allerdings verwandten Harlekin unterscheidet. Möglich, daß ein wirklich vorhandener Name den Anlaß zu dem des Hanswurst gegeben hat. In Mantua z. B. wirkte während der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ein durch mehrere vorzügliche Druckwerke bekannt gewordener deutscher Buchdrucker, Namens „Hans Wurster", was so viel als Wurstmacher heißen würde. In Basel aber, wo er sich später niederließ und 1482 das Bürgerrecht erwarb, wird er einfach unter dem Namen „Hans Wurst" aufgeführt. Somit würde der Name, wenn auch in soliderer Weise, schon etwa um sechzig Jahre früher auftreten, als in der bekannten, 1541 durch Luther veröffentlichten Streitschrift: „Wider Hannsworst", in welcher man jener Benennung zum ersten Male gedruckt zu begegnen glaubt.

Wenn Luther in der erwähnten Schrift den Hanswurst zu den „groben Tölpeln" zählt, „so klug sein wollen, doch ungereimt und ungeschickt zur Sache reden und thun", so wird man diese Charakteristik nicht zu wörtlich nehmen dürfen. Der deutsche Reformator legte sich den Hanswurst in der Weise zurecht, wie er ihn zu seiner kühnen Polemik gerade brauchte, gleich-

viel ob er damit streng das Richtige traf. Auf dem Theater spielte, wie wir weiterhin sehen werden, der Hanswurst keineswegs die Rolle eines bloßen Tölpels. Eine in der Maske ihm ähnliche komische Figur, wenn auch unter anderem Namen, mag bereits gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sich im Volksschauspiele umhergetummelt haben; schon ein alter Holzschnitt von 1504 läßt im Hintergrunde eine kleine Bühne sehen, auf welcher ein Hanswurst unter anderen Schauspielern sein Wesen treibt. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aber nahm dann der Hanswurst ausdrücklich unter diesem seinen Namen Besitz von der Bühne.

Die lustige Person jedoch, in deren Amt und Würden später der Hanswurst eintrat, war ganz und gar ein Geschöpf des Mittelalters und ging aus den eigensten Elementen des letzteren hervor. Die schroffen socialen Ungleichheiten und Gegensätze jener Zeit, die alle heutigen Vorstellungen übersteigenden Abstände zwischen hoch und niedrig, frei und unfrei, reich und elend würden noch weit früher zu einer gewaltsamen Auseinandersetzung geführt haben, wenn sich nicht auf mehr oder minder künstlichem Wege eine Art neutralen Gebietes gebildet hätte, auf welchem jene Extreme sich wenigstens zeitweise und vorübergehend die Hand reichen, eine momentane Versöhnung eingehen konnten. Dieses ausgleichende Asyl nun lieferte der Boden der Parodie, welche daher den hervorstechendsten Zug im Narrenthume des Mittelalters ausmacht.

Von einem dunklen Drange der Nothwendigkeit, der Unvermeidlichkeit geleitet, ergriffen die bevorzugten Classen der Gesellschaft selbst die Initiative ähnlicher Zugeständnisse und sogar der Clerus gab frühzeitig jener parodistischen Strömung nach. In Frankreich z. B. war schon während des dreizehnten Jahrhunderts eine bizarre Ceremonie üblich. An einem gewissen Tage nämlich feierte man dort das sogenannte Narrenfest oder das Fest der unschuldigen Kinder. Dann versammelten sich die Weltgeistlichen der Stadt, wählten einen Papst oder Bischof, den man den „Narrenpapst" oder „Narrenbischof" nannte, führten ihn pomphaft in die Kirche, tanzten auf dem Zuge und in der Kirche selbst, mit Larven vor dem Gesichte und in barocken Verkleidungen, sangen unschöne Lieder und machten aus dem Altar einen Schanktisch. Selbst die Gläubigen und Frommen meinten also, einmal im Jahre ihren menschlichen Uebermuth an solchen Gegenständen auslassen zu dürfen, für welche sie während des ganzen übrigen Jahres blos Empfindungen der Verehrung und Andacht kannten. Päpste und Concilien eiferten gegen dieses ärgerliche Fest; dennoch erhielt es sich durch Jahrhunderte fort.

Nicht minder befremdend und ebenfalls nur durch jenen wunderlichen Zug der Zeit erklärlich war es, daß auch der stolze, auf seine Privilegien und seine äußere Würde so eifersüchtige Ritter es nicht verschmähte, sich und seinen Stand parodiren zu lassen, ja daß er selbst den Anlaß zu Scherzen gab, bei welchen das Ritterthum in verdächtige Beziehung zu dem Narrenthum gebracht wurde. Allerdings kam es vor, daß Hofnarren zugleich auch wirkliche Ritter waren, und in solchen Fällen wurden ihnen, wenn sie an fremden Höfen zeitweise einsprachen und die Gesellschaft ergötzten, bisweilen Ritterschilde als Geschenke verehrt. Aber auch ohne

solchen Grund trieb man den Spaß nicht selten bis nahe zum Ernste. So überließ einst der deutsche Hochmeister seinen Hofnarren Henne dem Großfürsten Witold von Lithauen, und dieser schlug ihn im Scherze zum Ritter, jedoch mit der Bedingung, daß er nur des Vormittags Ritter sein und das Ritterkleid und die Ritterrüstung tragen dürfe, des Nachmittags aber sollte er jederzeit den bunten Geckenrock wieder anziehen, die Narrenkappe aufsetzen und bis zum Abende sein Narrenwesen treiben.

Häufig geschah es auch, daß solche Narren als „fahrende Ritter", als „Nachfolger der Ritterschaft", von anderen auch „ehrlose Ritter" oder „Narrenritter" genannt, mit komischen Empfehlungsbriefen regierender Herren versehen, von einem Fürstenhofe zum anderen zogen und allenthalben ihre Schwänke zum Besten gaben. Sogar im halbamtlichen Wege wurde den lustigen Räthen manchmal der Rittertitel beigelegt, und in den Hofrechnungen des Herzogs Albrecht von Sachsen erscheint daher der Posten: „zwei Gülden Ritter Claus, des Fürsten Narren". Auch die Reichsgesetze gingen schließlich auf den Gegenstand ein und in der dort angestrebten Einschränkung lag doch zugleich eine Anerkennung der Sache, wenn der Reichstag zu Augsburg im Jahre 1500 verfügte: „Narren und Närrinnen sollen Schild, Wappen und Ring von Niemand mehr tragen, wenn sie nicht in dessen Brod stehen und der Adel soll ihnen auch dieselben nicht mehr so leicht anhängen".

Durch die Reformation und den Zerfall des Ritterthums verschwand der Anlaß, welcher die mächtigsten und einflußreichsten Stände zur Selbstparodie getrieben hatte, aber die alte, eingewurzelte Neigung des Parodirens dauerte fort, nur daß die Ausübung jetzt von ganzen Gesellschaftsclassen auf einzelne Persönlichkeiten überging, welche, wie wir gesehen, auch früher schon bei dem launigen Spiel betheiligt gewesen. Es mag daher nicht zufällig sein, daß gerade bald nach jenen großen geistlichen und weltlichen Katastrophen der Hanswurst mit seiner Zunft mehr und mehr in den Vordergrund tritt. Die Narrenfeste hörten auf und mit dem wirklichen Ritterthum ging auch das Narrenritterthum zu Grabe; aber der Narr blieb stehen und machte sich zum Erben der Entflohenen und Verdrängten.

Das angeerbte Element des Hanswurst war solchergestalt die Parodie, und in seiner guten Zeit blieb er auch dieser Fahne unverbrüchlich treu. Auf der Bühne fand er seinen Platz nicht blos im Lustspiele, sondern auch im ernsthaften Drama und in der Tragödie, ja es gab in der letzteren eigentlich noch mehr für ihn zu thun, als in der Posse, denn die unter dem Namen der Haupt- und Staatsactionen bekannten Schauspiele, an welchen sich das Publicum seit dem Ende des siebzehnten bis in die Anfänge des achtzehnten Jahrhunderts erbaute, öffneten durch den steifen Gang ihrer Entwickelung, durch ihre auf die Spitze getriebene Tragik und den hochtrabenden Schwulst ihrer Sprache ein weites Feld zur Mitherrschaft des Narren. Kein Wunder, wenn die an kecken Spott gewöhnten Zuschauer solchen Pathos nur dann hinnehmen mochten, wenn diesem sich die eigene Parodie zur Seite stellte.

So streckte denn der Hanswurst unbarmherzig Scherz wie Ernst auf das Prokrustesbett seines Witzes und dehnte oder stümmelte nach lang

oder kurz. Und nicht blos die Handlung fiel durch ihn theilweise der Parodie anheim, sondern auch die gravitätische Hauptperson des Stückes mußte sich den Spaßmacher als ihren Doppelgänger beigesellen lassen. In vielen solchen Staatsactionen steht daher der Hanswurst als Diener oder Knappe dem Helden zur Seite; es geschieht ihm, nur in anderer Weise, immer fast das Nämliche, was dem Helden geschieht, er muß alles hart neben demselben miterleben, kurz er hängt sich als grellbunter Schlagschatten an den tragischen Helden und dessen Schicksal.

Das hätte nun freilich in manchen Fällen übel ausgehen können, denn indem die komische Person entweder auf eigenem Wege die nämlichen Gefahren durchmachte, welche der Held des Stückes bestand, oder indem sie auch wohl unmittelbar dessen Gefahren theilte, war sie so gut wie er vor die Möglichkeit eines tragischen Verhältnisses gestellt, welches wohl gar mit Tod und Untergang schließen konnte. Allein zu so schweren Consequenzen kam es niemals, denn eben an der gefährlichen Stelle trennten sich zuletzt immer die Bahnen des Helden und seines bunten Schattens; dem Lieblinge des Publicums, dem Hanswurst, durfte nichts Schlimmes widerfahren, für ihn legten sich im entscheidenden Momente starke, unbezwingbare Schutzmächte in's Mittel.

Es ist oben gezeigt worden, wie schon in den Mysterien des vierzehnten Jahrhunderts der Schalk sich auf das Monopol einer gewissen Unverletzbarkeit stützte, wie er ungestraft den Ingrimm des gewaltigen Herodes herausfordern, dessen Drohungen und Wuthausbrüchen Trotz bieten durfte. Noch in weit höherem Grade nahm jedoch der spätere Hanswurst diese Unverletzbarkeit in Anspruch. Niemals hat, sei es durch rituelle, durch völkerrechtliche oder diplomatische Satzungen, irgend eine Person höhere Immunitäten unbegrenztere Exemtionen genossen, als in seiner Art der Hanswurst; nicht blos die Gewalt der Menschen, auch die Gewalt des Schicksals vermochte nichts über ihn. Das tödtlichste Werkzeug verwandelte sich, sobald es an ihn rührte, in eine Scherzwaffe, die er ohne Anstrengung mit seiner Pritsche zu pariren vermochte; ein derber Spaß aus seinem Munde wurde zum unfehlbaren Zauberworte, vor welchem die dringendste Gefahr augenblicklich Halt machte. Keinem Abgesandten mächtiger Staaten ist die Wohlthat der Exterritorialität jemals in solchem Umfange zugute gekommen, wie ihm; sie bleibt ihm selbst dann unverkürzt, wenn er als Diener, Helfer und Frevelsgenosse des gottlosen Doctor Faust sich auf das Gebiet der Hölle wagt, er wird auch dort nicht ernsthaft angefochten und braucht sich blos so lange aufzuhalten, als ihm gerade beliebt.

Nicht alle seine Collegen erfreuten sich einer so beneidenswerthen Ausnahmsstellung wie er. Vor kleinen Fatalitäten, zumal vor Schlägen, waren sie schon gar nicht sicher; ja der Gracioso des großen Calderon, der arme Clarin, wird noch am Schlusse, wo alles sich klärt und versöhnt, das Opfer eines ungeschickten Pfeilschusses, weil sein Dichter es passend findet, ihn auf solche Weise abzuthun. Mit dem Hanswurst hätten die Verfasser der deutschen Haupt- und Staatsactionen so etwas nicht wagen dürfen.

Wie leicht dieser Unantastbare alle Gefahren nehmen konnte, geht beispielsweise aus einem vaterländischen Stücke hervor, welches den Titel

führt: „Türkisch bestrafter Hochmuth, oder das Anno 1683 von denen Türken belagerte und von denen Christen entsetzte Wien, und Hanswurst, der kurzweilige Salveguarde des Frauenzimmers, lächerlicher Spion und zum Tode verdammter Missethäter.“ Es mag etwa dreißig Jahre nach dem dargestellten Ereignisse aufgeführt worden sein. Hanswurst tritt hier in die Dienste des Grafen Rüdiger von Starhemberg, wird dann dem Koltschitzky als Begleiter zugewiesen, darauf im feindlichen Lager gefangen genommen, gibt sich bei dem Verhöre für einen Araber aus, wird aber als Christ erkannt, soll gespießt werden, protestirt aus medicinischen Gründen gegen das Spießen, erwirkt sich die Wahl seiner Todesart und wird, wie es nicht anders kommen durfte, bei einem Ausfall der Belagerten gerettet.

Um indeß seinen Beruf hinreichend zu erfüllen, bedurfte der Hanswurst allerdings solcher Privilegien. Nur dadurch, daß er von den allgemeinen Gesetzen des Dramas feierlich losgezählt war, daß es für ihn keine Gefahr, keine Verantwortlichkeit gab, stand er leidenschaftslos und unbefangen unter seiner Umgebung; er schwebte unbetheiligt und unberührt über der Handlung, dem komischen Chore der älteren attischen Komödie vergleichbar. Indem die großen und kleinen Leiden des menschlichen Daseins ihm fern bleiben, waltete er, durch nichts beunruhigt noch bedroht, einzig und allein seines parodirenden Amtes und löste in gewissem Sinne eine ethische Aufgabe.

Wir sind hiemit bereits weit über das Vorleben unseres bunten Helden, wir sind auch schon über seine Blüthezeit hinaus gelangt. Diese schließt etwa mit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts; von da an sinkt er, der einst so frische, alles belachende Demokrit des Volkes, immer mehr zum gemeinen Spaßmacher herab, der schon zu träge, um selbst zu lachen, blos noch belacht sein will. Der Grund dieser Erniedrigung lag aber eben in dem allmäligen Verluste der früheren werthvollen Monopole, der sich, wenn der erforderliche Raum vorhanden wäre, schon aus den bloßen Theaterzetteln leicht nachweisen lassen würde. Der abnehmende Witz der Autoren und der Darstellenden auf der einen, die immer rücksichtslosere Lachlust des Publicums auf der andern Seite trugen die Schuld, daß der Hanswurst zuletzt aus seiner neutralen Sphäre, welche für ihn eine Lebensbedingung gewesen, mitten in die Handlung hinein gedrängt wurde, daß man ihm, dem bis dahin Unverwundbaren, dem gehörnten Siegfried der Komik, den alten schützenden Schild entriß, ihn mitleidend und verletzbar machte. Und das alles blos darum, weil er in seiner nunmehrigen Blöße und mit den Capriolen der Furcht und Angst den Leuten noch mehr Spaß abzuwerfen versprach, als vorher in der stets gedeckten Stellung der Glosse.

Es war weitaus keine genügende Entschädigung für ihn, daß man nunmehr theils ältere Masken, welche er eine Zeit lang von der Bühne verdrängt hatte, theils neue, einen Bernardon, Courtisan, Rüpel, Lipperl u. s. w. hervorsuchte, damit Hanswurst seinen Witz an ihnen auslasse. Seine früheren Prärogative gewann er dabei nicht zurück; den Vortheil ernteten nur die Galerien, weil diese jetzt die Gegenstände des Spaßes beträchtlich vermehrt fanden.

Wie das ganze Schauspielerthum jener Zeit begann schließlich auch der Hanswurst am Zunftzwange zu laboriren, und so gut wie der „Königs-

agent“, der „Tyrannenagent“, der „Pantalon“ u. s. f. im Umgange mit dem Titel ihres Rollenfaches begrüßt sein wollten, hielt dann auch der Hanswurst auf diesen Brauch. Die Titulatur wurde sogar erblich, denn die Witwe Stranitzky's, Frau Monica, erscheint selbst in den Gerichtsacten unter der Bezeichnung der „Hanswurstin“.

Prehauser setzte mit all' seinem komischen Talente doch blos die Entartung des Hanswurst fort, scheint auch selbst das Unsichere seiner Stellung bisweilen gefühlt und daher Furcht vor Concurrenzen gehabt zu haben, denn die vor einigen Jahren veröffentlichten Denkwürdigkeiten der Schauspielerin Karoline Schulze lassen vermuthen, daß ihr Vater aus einem ähnlichen Beweggrunde durch eine Intrigue Prehausers und seiner Geliebten, der Frau Walter, von Wien vertrieben worden ist.

Als die Neuberin im Jahre 1737 zu Leipzig den Hanswurst auf offener Bühne tödten und begraben ließ, befand sie sich mitsammt ihrem Gönner Gottsched in schwerem Irrthume, denn sie hatte gar nicht den wirklichen Hanswurst umgebracht; der bunte Schelm war, wohl wissend, daß jeder Spaß nur ein kurzes Leben haben darf, schon vorher freiwillig entflohen, und die Puristen an der Pleiße hatten blos sein Zerrbild zur Hinrichtung in den Händen behalten.

Wir haben sein Verschwinden nicht zu beklagen; er hatte sich genau da zurückgezogen, als seine Zeit um war. Die Keime seines Daseins waren in jene Jahre des Mittelalters gefallen, welche dem Wiedererwachen der Wissenschaften im Abendlande vorangingen und wo vermöge sonderbarer geschichtlicher Fügung eben das Narrenthum es war, welches theilweise die Geschäfte der Aufklärung einstweilen besorgen, ihr in seiner Weise vorarbeiten mußte. Jedenfalls also hatte der Schalk damals seine volle Berechtigung und je nach der Form und dem Wechsel der Umstände wird er sie immerdar haben. Läßt doch Goethe den kecken Tadler des Erschaffenen ungestraft sogar an den Thron des Herrn treten, welchem der Schalk nicht zur Last ist, weil derselbe „reizt und wirkt“, ohne daß die Wesen höheren Empfindens, die „echten Göttersöhne“, dabei einen Abbruch erleiden.

Gedichte.

Von

M. Grafen von Reichenbach.

1.

Nord und Süd.

Die Bäume glänzend
Von Eiskrystall,
Hellleuchtender Schnee
Allüberall,
Des Nordlichts Fackel
Am Himmel entfacht —
Das ist die nordische Winternacht.

Denkst Du der Nacht? Wir flogen über's Feld
In pelzbedecktem Schlitten. Still und kalt
In tiefem Winterschlafe lag die Welt.
Im Frost erstarret schimmerte der Wald,
Als seien Perlen drüber hin gestreut;
Rings tiefes Schweigen, das allein durchbricht
Der Schlittenglocken silberhell Geläut,
Der einz'ge Ton, der uns vom Leben spricht.
Die Welt ist todt. — Was kann die Welt uns sein?
O stille, wunderſel'ge Winternacht
In unsren Herzen ist bei Nordlichtschein
In Schnee und Eis die Liebe aufgewacht.

Vergangen die Nacht,
Das Nordlicht verglüht —
An südlichem Strande
Die Myrte blüht
Und tiefblauer Himmel,
Tiefblaue Fluth
Strahlen in südlicher
Sonnenglut.

Es ruht der See, ein schimmernder Demant
An blauer Berge duftumwobner Brust,
Und frohe Lieder grüßen uns vom Strand
Und klingen hell von Glück und Lebenslust.
Ein wunderbares Leuchten füllt die Luft,
Im Abendscheine Erd und Himmel brennt,
Die Welt scheint voll Gesang, voll Klang und Duft
O, könnten wir vergessen was uns trennt!
Es blickt das Leben uns so lächelnd an —
Umsonst, umsonst — in Südens Sonnenpracht
Bleibt todt, was mit des Nordlichts Schein zerrann:
Der Frühlingstraum der nord'schen Winternacht.

2.

Winterfrieden.

Wie liegt die Welt so stille
Im Wintersonnenschein,
Wie schlägt das Herz so ruhig,
Als müßt es stets so sein.

Was soll dies tiefe Schweigen
So ernst, so still, so kühl?
Ist's Ruhe vor dem Sturme?
Ist's Frühlingsvorgefühl?

3.

Berggang.

Wir standen auf Bergeshalde,
Wie duftig rings die Höh'n,
Wie grün die Thäler und Wälder,
Wie schön die Welt, wie schön!

Und wer da wandert' des Weges,
Der sprach nach uns gewandt:
„Das sind zwei glückliche Menschen
„Und 's ist ein schönes Land."

Und wieder steigen wir heute
Den Pfad, doch nicht allein,
Wir sind in großer Gesellschaft
Und seh'n gemessen d'rein.

Die Schönen flüstern, und rauschen
In seidenem Gewand —
Wir lorgnettiren die Gegend
Und gähnen unter der Hand.

Und wer da wandert des Weges,
Der denkt: man kann's gleich sehn,
Das sind recht vornehme Menschen,
Die da spazieren gehn.

O Berge, waldige Berge,
O Land, gesegnet Land,
Wie wär't Ihr schön — verdürb Euch
Nicht Menschenunverstand!

Gedichte.

Von

Ludwig Foglar.

1.

Aschenregen.

Zurück, zurück ins tiefste Herz,
Ruhloser Dränger, ureigener Schmerz!
Auflôht die Welt im Riesenbrand
Und ruft dem Frieden Stillestand,
All' seine Segnung weit und breit
Ist heimgesagt auf lange Zeit,
Und auch was still für sich allein,
Die Seele fromm begehren mag,
Muß weitaus ein Geheimniß sein
Dem langen, glühend heißen Tag;
Versengend wird sich auf das Reich
Der holden Ideale, weich,
Doch todesschwül, ein Aschenregen
Mit brünstiger Umarmung legen —
Dann sind sie eingesargt in Nacht
Die holden Zauberbilder,
Mit denen selig du erwacht
Allmorgendlich und milder:
Die schwärmerische Jugendwelt
Vom schönen Dämmerlicht erhellt,
Die wonnigen Gestalten,
Die nie und nie veralten;
Hinstürzen sie im wüsten Schwall,
Die Götter und die Helden all'!
Hier Plato und Leonidas,
Franklin und Christus dort,
Die Märtyrer verschlingt der Haß,
Ihm heilig ist kein Ort;
Zur Wüste wird ein Weltentheil,
Drin' alle Quellen stocken,
Nur an dem müdgeschwungnen Beil
Wird blut'ger Thau nie trocken;
Vom Huftritt hallt und Waffen nur
Es schaurig durch die Länder,
Und auf der leergebrannten Flur
Stolzirt der Tempelschänder.
Auf all' dem luftverarmten Raum
Wie Bleilast ruht das Schweigen,
Ruinen nur, am Lagersaum,
Empor wie drohend zeigen.
Wo, Adler, ist dein Flügelschlag?
Wo, Lerche, sind die Lieder?
Ich forsch' euch nach, zu Nacht, am Tag,
Und find' euch nimmer wieder —
Die Thaten und Gedanken
Im Aschenschutt versanken.
Die dumpfe Pause, schrecklich lang,
Sie macht jedoch nur Zweifler bang,
Denn mälig ringt zum alten Recht
Sich auf das werdende Geschlecht.

Es fühlt die Pflicht, die Welt zu schaffen,
Zu Axt und Pflugschaar werden Waffen,
Es sprengt die Gräber, räumt und wühlt,
Bis es sich nah und näher fühlt
Der Welt, die ihm verschüttet war
Von Händen aller Liebe baar.
Mit Staunen sieht es all' die Pracht,
Die eingesargt in Gräbernacht.
Die Säul' um Säule, Wand auf Wand,
Sich lösen aus veraschtem Brand,
Der Tempel ragt, des Hauses Herd,
Als Schmuck nur duldet man das Schwert,
Des Kriegers schlimme Saat verdirbt,
Um Freiheit und um Friede wirbt
Die Manneskraft im Licht des Schönen
Und ihre Loosung heißt: Versöhnen!
Dann auch, o Herz, ist wieder da
Die Zeit, wo dir dein Recht geschah,
Der Aschenregen wird verwehen,
Dein Herculanum wird erstehen!

2.

Diogenes und die Bescheidenheit.

Bescheidenheit ist keine Kunst,
Ist ein Geschenk, ist Himmelsgunst;
Nicht Jedem hat es sich gefügt,
Daß wenig ihm zum Glück genügt.
Was wenig Dem, ist Jenem viel,
Des Einen Plag' dem Andern Spiel.
Erwiesen ist drum nicht zur Zeit
Diogenes' Bescheidenheit.
Ein Faß, so sagt man, war sein Haus —
Vermutlich trank er's früher aus,
Und als er voll von Samos-Wein,
Da legt' er taumelnd sich hinein.
Zu sagen, wie oft so er's trieb,
Uns die Geschichte schuldig blieb.
War er recht satt vom Brot und Wein,
Dann sucht' er auf den Sonnenschein,
Sah wandelnd in vergnügter Ruh'
Dem Weltgetriebe lächelnd zu.
Nun wahrlich, bei dem ew'gen Licht!
Ein besser' Loos verlang' ich nicht.
Daß Alexander ihn besucht,
Lies't mancher wol mit Neid verbucht;
Daß ihm die schöne Phryne kam,
Erfüllet Andre gar mit Gram.
Addiren wir die Posten nur:
Die Lust an Kunst und an Natur,
Beschaulich sorglos Sonnenschein
Genießen, frei bei Lieb und Wein —
Dazu berühmt für alle Zeit —
Wo bleibt da die Bescheidenheit?

Eine seltsame Wette.

Auf historischer Grundlage erzählt.

Von

Hermine Proschko.

1.

Es war am Neujahrstage des Jahres 1707. Graf Stefan Ladány schritt in höchster Erregung auf den seidendurchwirkten Teppichen im Gemache seiner Tochter Helene auf und nieder. Die reizende junge Comtesse lehnte, das liebliche Antlitz in die zarten Hände gedrückt, am glänzenden Damastdivan. Ein paar Thränenperlen schimmerten in ihren großen, dunklen Augen.

Jetzt blieb der Graf vor seiner Tochter stehen. Er war ein stattlicher Mann von echt hofmännischer Haltung, angethan mit einem violetsammtenen silbergestickten Staatskleide, den seidenen Strümpfen und den zierlichen goldbeschnallten Schuhen; seinen Scheitel deckte eine mächtige Allongeperrücke.

Der Graf nahm eine möglichst strenge Miene an: „Graf Márk Czobor", begann er mit scharfem Tone, „ist der sinnloseste Verschwender, den die Erde je getragen hat."

Helene erhob sich. „Mein Vater . . .".

„Gemach, mein Kind — keine Einsprache. Graf Márk Czobor ist ein leichtsinniger junger Mann."

„Bedenkt", bat Helene mit sichtlicher Erregung, „Graf Czobor ist mein Verlobter."

Ladány lächelte verächtlich: „Dieser Czobor der zukünftige Gemal meiner Helene!" sagte er im herben Tone „nein, mein Kind, dein Vater muß den Werth seiner einzigen Tochter höher anschlagen."

Helene starrte den Grafen leicht erblassend an.

Eine solche Sprache ihres Vaters war ihr bisher fremd gewesen; das erstemal trat er, obwohl er sie wie seinen Augapfel liebte, mit Entschiedenheit ihren Wünschen entgegen.

„Was soll das bedeuten, mein Vater?" fragte die Jungfrau mit bewegter Stimme, die Hand an ihr hochklopfendes Herz pressend, während

sich ihre Augen wieder zu feuchten begannen und ihre Blicke an den Lippen des Grafen hingen.

„Das soll soviel bedeuten“, erwiederte Ladány kurz, „daß ich mich genöthigt sehe, mein Versprechen zurückzunehmen, und ich habe beschlossen, meine Einwilligung zur Heirat meiner Tochter mit dem Grafen Czobor nimmer zu geben.“

Helenens Augen flammten. „Wie — ein Ladány hätte sein Cavaliers-wort gebrochen?“ rief sie in höchster Erregung, während tiefe Blässe ihr schönes Antlitz überzog.

Ladány blickte seine Tochter strenge an: „Graf Stefan Ladány“, sagte er mit fester Stimme, „wird niemals eine Handlung begehen, welche gegen seine Mannesehre verstoßen würde; er hat dem einst von ihm geachteten Bewerber, Grafen Márk Czobor die Hand seiner Tochter in Aussicht gestellt, allein dem Manne, welcher sich dieses Glückes unwerth gemacht hat, ist auch ein ungarischer Edelmann das Wort zu halten nicht verpflichtet.“

„Mein Vater . . . “ hauchte Helene.

„Hat er mich denn nicht selbst gezwungen, mein Wort zurückzunehmen?“ grollte Graf Ladány mit steigender Erregung. „Wohl wußte man in vertrauten Kreisen von der Werbung Czobor's. Seine bevorstehende Verbindung mit dir ist früher, als mir lieb, bekannt geworden; das hinderte jedoch den jungen Mann nicht, seinen guten Ruf in unbesonnener Weise selbst zu gefährden. Gestern bei dem Feste im Palaste Alvarez“, fuhr der Graf mit Bitterkeit fort, „hat Czobor in Folge einer wahrhaft gewagten und leichtsinnigen Wette nebst einem ansehnlichen Theile seines Vermögens sogar, — wer möchte das für möglich halten! — das alte Erbgut seiner Familie, das Schloß seiner Ahnen die prächtige Stammburg Czobor im Ungarlande verloren.“

Der Graf hielt inne. Ein Zug des höchsten Unmuthes malte sich auf seinem Antlitze. Helene blickte zu Boden, sie war keines Wortes mächtig.

Ladány's Mienen nahmen jetzt den Ausdruck bitterer Verachtung an. „Wer könnte also glauben“, sagte er mit einem kalten Lächeln, „daß ich Graf Stefan Ladány, ein ungarischer Edelmann, welchem die Ehre seines Hauses über alles geht, einem Manne, dem das heiligste Vermächtniß, die Stätte seiner Ahnen so wenig werth war, daß er sie in einem einzigen Augenblicke im Wettspiele preisgab, mein einziges Kind, die Erbin meiner Güter, zur Lebensgefährtin geben würde? Nein — da denkt Graf Ladány anders. Bevor Czobor nicht wieder im Besitze seines Stammschlosses ist, darf er es, bei meiner Cavaliersehre, nicht wagen, in meinem Palaste zu erscheinen, und selbst dann werde ich mich noch bedenken, ob ich dem leichtsinnigen Manne den Zutritt in unsere Kreise wieder gestatten soll!“

Helene richtete jetzt bittend ihre Blicke zum erzürnten Vater empor, denn konnte sie auch den Zorn desselben über das Benehmen ihres Erwählten nicht mißbilligen, so lebte doch in ihrem Herzen auch jetzt noch das Gefühl der ersten, innigen Liebe, welche sie dem jungen Grafen geschenkt hatte.

Graf Ladány schien in ihrem Herzen zu lesen; jetzt regte sich auch in der Vaterbrust das Mitleid für die so sehr geliebte Tochter. Seine Blicke ruhten nun wieder freundlicher auf Helene. „Keine Thränen mein Kind“, sprach er im sanftem Tone, „du weißt ja, daß ich stets nur dein Glück vor Augen habe.“

„O, dann habt Nachsicht und Geduld mit dem Unbesonnenen“, bat die Jungfrau, die Hand des Vaters sanft an ihr Herz ziehend, „er hat ja doch, wie Vielen bekannt, ein edles Herz, welches sich durch zahlreiche Wohlthaten, die er den Armen erweist, schon oft bewährt hat.“

„Das entschuldigt seinen Leichtsinn nicht“, erwiederte der Graf mit hohem Ernste, „ich habe lange genug zugesehen, es ist wahrhaft Zeit, daß wir unsere bisherigen Beziehungen zu Graf Czobor aufgeben, und das umsomehr als bereits ein neuer Bewerber um deine Hand aufgetreten ist. Er nennt sich Sir James Oglethorpe. Dieser junge Brite, einer der reichsten und angesehensten Cavaliere bei Hofe, ist der Adjutant des Prinzen Eugen von Savoyen und derselbe, welcher, obwohl er dem Rufe nach als ein sehr besonnener und ordnungsliebender Mann bezeichnet wird, dießmal durch einen Zufall in die Gesellschaft des Grafen Czobor gelangte, zur Betheiligung an der erwähnten Wette beredet wurde und das von Czobor so leichtsinnig verspielte Schloß gewonnen haben soll.“

Helene hörte schweigend diese Mittheilung des Vaters; sie blickte düster vor sich hin, und umsonst war des Grafen lebhafte Schilderung der Vorzüge Oglethorpe's und der Begeisterung des Letzteren, mit welcher er von ihr spreche, seit er sie bei einer Soirée im Palaste der Gräfin Rabutin zuerst gesehen habe.

Die junge Comtesse hatte kaum ein mattes Lächeln für diese wohlgemeinten Worte. „Nein, mein Vater,“ erwiederte sie mit hohem Ernste, „nichts ist im Stande, mir für meine erste Liebe Ersatz zu bieten.“

Graf Ladány schien diese Worte absichtlich zu überhören. „Schon in den nächsten Tagen,“ sagte er, „findet im Palaste Rabutin zu Ehren der dermaligen Anwesenheit des Prinzen Eugen in Wien eine Festlichkeit statt, zu welcher uns deine liebenswürdige Pathin, die Gräfin Rabutin, geladen, und woselbst Sir James Oglethorpe dich zu sehen und die erste Menuette mit dir tanzen zu dürfen hofft.“

Die zierliche Alabasteruhr am goldverzierten Camingesimse verkündete die eilfte Morgenstunde.

Graf Ladány warf einen Blick auf den Zeiger der Uhr. „Meine Pflicht ruft,“ sagte er kurz, „ich muß zu Hofe; lebe wohl mein Kind und überdenke meine Worte reiflich; wenn du die Mahnungen deines Vaters beachtest, wird es zu deinem Glücke gereichen!“

Nach diesen Worten verließ der Graf rasch das Gemach. Helene aber warf sich in Thränen ausbrechend auf den Damastdivan hin — es war ihr, als wollte ihr in diesem Augenblicke das Herz brechen.

2.

Gräfin Dorothea Bussy-Rabutin — das ist der Name einer Frau, welche unter den Regierungen dreier Kaiser (Leopold I., Josef I. und Karl VI.) als eine der schönsten Zierden des damaligen Wien eine bedeutende Rolle spielte. Sie war wahrlich ausgestattet mit allen Vorzügen des Körpers und des Geistes, besaß ungemein feine Umgangsmanieren und eine ewig heitere Laune, welche sie bei ihrer hohen Bildung und Schönheit zum Liebling aller adeligen Kreise Alt-Wiens machte; man nannte sie daher die Seele der Gesellschaft.

Ihre Salons, in welchen jeden Sonn- und Donnerstag Assemblée stattfand, nahmen die Vornehmsten der Residenz auf; selbst Mitglieder des Kaiserhauses verschmähten es nicht, manchmal daselbst zu erscheinen. Man unterhielt sich stets vortrefflich. Es herrschte hier die angenehmste Ungezwungenheit, was namentlich in jener Zeit, in welcher die spanische Etikette vorherrschend war, in Gesellschaftskreisen einen wohlthuenden Eindruck machte.

Die bekannte Reisende Lady Mary Wortley Montague äußerte sich in ihren Briefen über die geistreiche Rabutin und deren unterhaltende Soiréen unter Anderem: „Madame Rabutin, eine Frau vom besten Tone (a lady of the first call), gibt mehrmals wöchentlich Assemblée in ihrem Hause, wobei die angenehmste Ungezwungenheit herrscht. Die Dame vom Hause redet mit niemand, vorzugsweise, und wer nur immer will, mag sie ansprechen, ohne erst förmlich vorgestellt zu werden. Zu Winters- und Sommerszeit wird die Gesellschaft mit Chocolade, Eis und Confitüren bewirthet, dann zertheilt sie sich zum l'hombre, piquet oder zur mündlichen Conversation u. s. w.“ —

Es war am 6. Jänner 1707, als im Palaste der gefeierten Gräfin Rabutin in Wien sich abermals eine zahlreiche Gesellschaft versammelt hatte.

Dießmal war es ein heiteres Costume-Fest, mit welchem man die Carnevalsbelustigungen der Saison eröffnete. Dieses Fest unterschied sich von den gewöhnlichen Soiréen wohl durch seltene Pracht, bot aber nichts destoweniger eine höchst gemüthliche Unterhaltung für alle Anwesenden.

Der Palast glich an jenem Abende einem wahren Lichtmeere. Viele hundert Wachskerzen flimmerten auf den prächtigen Krystallustres, welche sich von den kunstvoll bemalten Decken der Prunksäle niedersenkten und ihren Schimmer in den zahlreichen hohen Wandspiegeln verdoppelten. In den Fensternischen sowie auf zierlichen Marmortischchen prangten in reichverzierten Gold- und Alabastervasen die seltensten Blumen und verbreiteten ihre süßen Düfte in den feeenhaft geschmückten Räumen.

Auf den spiegelglatt getäfelten Fußböden der weiten Prachtsäle bewegte sich eine auserlesene Gesellschaft. Da fanden sich viele hochadelige Herren und Frauen der damaligen vornehmen Welt mit ihren Familien ein. Die

glänzenden Namen eines Grafen Joachim Altheim, Fürsten Sulzbach, Grafen Rappach, Mannsfeld, Lodron, der Gräfin Rüdiger von Starhemberg, Hamilton, Schlick, Bräuner waren hier vertreten und reichgekleidete Dienerschaft flog hin und her, die Befehle der hohen Gäste entgegenzunehmen.

Als bereits die rauschenden Klänge der Musik im Nebensaale begonnen hatten, traten auch im reichen Staatskleide der französische Gesandte Marquis de Villars an der Seite der Grafen Rottal und Carlo Castellbarco, dann die Fürsten von Dietrichstein und Lobkowitz mit ihren Gemalinen in den Saal. Ihnen folgte noch eine ganze Reihe prachtvoll gekleideter hochadeliger Herren und Damen.

Endlich rissen die beiden gallonirten Thürhüter die Flügel der hohen Saalthüre wieder auf, verbeugten sich tief, und hereintrat — der „kleine Kapuziner", das ist „der große Feldherr und Sieger in der Schlacht bei Zenta", Prinz Eugen von Savoyen, in seinem schlichten, kapuzinerbraunen Rocke, an seinem rechten Arme die wunderholde Gräfin Rabutin, „die Seele der Gesellschaft", führend, während hinter Beiden der Gemal der schönen Frau, der kaiserliche Geheimrath Graf Johann Ludwig Bussy-Rabutin an der Seite eines schönen Jünglings, seines Sohnes Amadée, in den Saal schritt.

Kaum hatte die Gräfin mit dem Prinzen die Reihe der vornehmen Gäste durchschritten, als ihre Blicke einem eben eingetretenen Paare begegneten, welches ihre Aufmerksamkeit sogleich in hohem Grade erregte.

Es war ein ältlicher Herr in der reichen Tracht eines venetianischen Nobile, angethan mit dem kostbaren, dunklen Sammtgewande, der Spitzenkrause und schweren Goldkette, und eine junge Dame im kleidsamen Costume eines schmucken Ritterfräuleins.

„Ah — Graf Ladány", rief die Rabutin beim Anblicke dieses Paares heiter aus, „es freut mich vom Herzen, daß Ihr Euer Wort gehalten und die Comtesse uns zugeführt habt.

Der Graf verneigte sich nochmals nach echter Höflingsmanier und wollte der Dame des Hauses mit einer gewählten Ansprache entgegentreten. Die Rabutin aber, eine abgesagte Feindin jedes Ceremoniells fuhr lächelnd fort: „Wir haben uns bereits begrüßt, Herr Graf; gestattet mir nun, daß ich mein liebes Pathchen unter meinen Schutz stelle und Helene mit mehreren unserer jungen Damen bekannt mache." Gräfin Rabutin nahm das sanft erröthende junge Mädchen bei der Hand und geleitete es durch den Saal.

Graf Ladány wurde indessen vom Prinzen Eugen und den beiden Grafen Rabutin in ein Gespräch verflochten.

Die liebenswürdige Festgeberin stand jetzt mit ihrem reizenden Schützlinge in einer der förmlich zu Blumenlauben verwandelten Nischen des großen Prunksaales. Die beiden Damen schienen in ein angelegentliches Gespräch vertieft zu sein. Die Gräfin lächelte, die sichtlich verstimmte junge Comtesse wollte jedoch nicht heiter werden.

„Das sieht ja wie ein Complot aus“, meinte General Graf Baerner, ein stattlicher Krieger und einer der ergebensten Freunde des Hauses Rabutin, sich lächelnd zu seiner schönen Begleiterin, einer Comtesse Dietrichstein, wendend, nachdem er die beiden Damen in der Fensternische einige Zeit betrachtet hatte.

Comtesse Dietrichstein nickte beistimmend. „Ich wette, daß uns heute eine kleine Ueberraschung bevorsteht“, erwiederte sie, während sie ihre Blicke ebenfalls auf der freundlichen Festgeberin und ihrem schönen Schützlinge ruhen ließ.

Schon hatte die Rabutin wahrgenommen, mit welcher Aufmerksamkeit sie beobachtet werde. Lächelnd näherte sie sich jetzt einem Kreise ihrer intimsten Freunde, zu welchen auch General Baerner und die Comtesse Marie Dietrichstein gehörten.

Die beiden Letztgenannten blickten sich erwartungsvoll an.

Madame Rabutin lächelte bedeutsam. „Nachdem die verehrten Gäste versammelt sind“, begann sie mit einem vielsagenden Blicke, „so kann ich es Ihnen nun mittheilen, daß wir dieses Fest nicht ohne besonderen Grund begehen.“

Die Gruppe vergrößerte sich. Auch Prinz Eugen, die beiden Grafen Rabutin und Graf Ladány waren herangetreten. Die liebenswürdige Hausfrau fuhr fort: „Wie es meinen werthen Gästen bekannt ist, wurde das Fest zu Ehren unseres gefeierten Gastes, des Prinzen Eugen von Savoyen veranstaltet.“

Prinz Eugen verbeugte sich lächelnd.

„Aber noch ein zweiter, allerdings minder erheblicher Grund ist vorhanden,“ nahm Madame Rabutin wieder das Wort, „weßhalb mit diesem Feste ein Maskenscherz verbunden wird. Es gilt nämlich heute eine seltsame Wette, meine verehrten Gäste.“

„Ah — vortrefflich“, ertönte es im Kreise.

„Und zwar“, fuhr die Rabutin fort, „gilt es eine Wette zwischen zwei vielbekannten Cavalieren: welcher von ihnen heute die prächtigste Maske zur Schau tragen wird.“

„Und die beiden Gegner?“ fragte General Baerner.

„Sind Graf Márk Czobor und Sir James Oglethorpe, der junge Adjutant unseres Helden, des Prinzen Eugen,“ ergänzte die Gräfin lächelnd.

Die Nennung dieser beiden Namen brachte sichtliche Bewegung im Kreise hervor.

General Baerner meinte, es sei gerade nichts Ueberraschendes, von einer Wette zwischen einem reichen Engländer und dem Grafen Czobor zu hören. Sind doch in England hohe Wetten nichts Ungewöhnliches, und Graf Czobor wird wohl auch schon manche bedeutende Wette gewagt haben. Graf Ladány aber traute seinen Ohren kaum. Diese Mittheilung schien ihn auf das peinlichste zu berühren, ebenso die nun unvermeidliche

Begegnung mit Czobor. Helene blickte verwirrt zu Boden; wohl war sie von ihrer Pathin, der sie innig liebenden Gräfin Rabutin, darauf vorbereitet worden, allein sie hatte Czobor vor dem Feste nicht gesprochen und ahnte nicht, was ihn bewogen haben mochte, abermals eine vielleicht ebenso gewagte Wette einzugehen; auch berührte es sie unangenehm, daß die beiden Gegner ihre Bewerber waren.

Czobor's selbstverschuldetes Mißgeschick am Sylvesterabende im Palaste Alvarez, woselbst er in Folge jener Wette sein Stammschloß verloren hatte, war noch nicht viel bekannt geworden. Jene Cavaliere, welche Zeugen dieses unliebsamen Vorfalles waren, verstanden aus Schonung für den in allen Kreisen hoch geachteten Grafen Ladány, den man bereits als den künftigen Schwiegervater Czobor's betrachtete, zu schweigen; nun aber waren sie nicht wenig überrascht, schon wieder von einer neuen Wette des jungen Grafen zu hören.

Gräfin Rabutin mochte die Gedanken ihrer Gäste errathen. „Die geehrte Versammlung“, nahm sie nach einer kleinen Pause wieder das Wort, „ist wohl begierig, den Preis, welcher für den glücklichen Gewinner ausgesetzt ist, zu erfahren. Er ist einer Cavalierswette würdig. Es handelt sich um ein prächtiges Schloß im Ungarlande, welches nach der Laune dieser Herren abermals den Gegenstand einer sehr ernsten und seltsamen Wette bilden soll. Denkt nur, Sir Oglethorpe, welcher jenes Schloß vor Kurzem auf leichte Weise gewonnen hat, wirft dasselbe auf eine in der That ebenso unbegreifliche Weise in die Wagschale des Glückes, indem er es abermals zum Preisgegenstande einer gewiß selten dagewesenen Wette macht, während Graf Czobor gleichfalls diese Wagschale des Glückes mit reichen Schätzen füllen wird.“

„Allerdings ein interessantes Glücksspiel“, meinte Prinz Eugen, und zur Rabutin gewendet fuhr er leiser fort: „nur gebe ich den armen Czobor verloren, denn mein Oglethorpe, welchem in solchen Fällen kaum ein anderer gewachsen, ist ein zu gefährlicher reicher Gegner.“

Die Rabutin spielte mit ihrem zierlichen Elfenbeinfächer auf der niedlichen Hand. „Wer weiß, Hoheit,“ flüsterte sie mit einem schalkhaften Lächeln, „ob nicht Czobor, dieser erfinderische Geist, Euren Oglethorpe bei dieser Wette besiegen wird.“

„Schwerlich, Frau Gräfin,“ meinte Prinz Eugen ebenfalls lächelnd.

„Vielleicht doch“, gab Madame Rabutin wieder im scherzhaften Tone zurück. „Hoheit geruhen doch als Preisrichter zu fungiren?“

„Herzlich gerne, theuerste Gräfin“, erwiederte der Prinz mit einer artigen Verbeugung „und es sollte mich freuen, dem Grafen Czobor, wie es scheint, Eurem Schützlinge, den Preis zuzuerkennen, allein ich hege wenig Hoffnung dafür, denn — — — seht jetzt nur selbst . . . . . !“

In diesem Augenblicke betrat ein neuer Gast den Saal. Es war ein stattlicher, junger Mann in der Tracht eines Osmanen, angethan mit einem

goldgestickten Purpurgewande, über welches sich ein mit zahllosen Edelsteinen geschmückter, von einem ungewöhnlich großen als Agraffe dienenden Solitair zusammengehaltener Mantel legte. Auf dem handbreiten Gürtel, sowie um den glänzenden Turban schlangen sich mehrere Reihen herrlich schimmernder Perlen. Dieser mit so wunderbarer, seltener Pracht geschmückte Osmane war — Sir James Oglethorpe.

Ausrufe der Bewunderung erschallten von allen Seiten.

Prinz Eugen blickte die Rabutin fragend an. „Nun, Frau Gräfin,“ sprach er, „was sagt Ihr zu diesem Prachtgewande, welches in der That den Demantglanz auf dem Turban und Kaftan eines Sultans beschämt?“

Die Gräfin lächelte. „Allerdings ein wahres Lichtmeer von kostbarem Gestein, wie man es nur selten finden wird,“ entgegnete sie. „Nun, wir wollen sehen“, setzte sie kurz hinzu, „ob dieses seltene Prachtgewand nicht doch von einem andern übertroffen werden kann.“

Prinz Eugen starrte die Gräfin mit einem Blicke der Verwunderung an. Er konnte nicht begreifen, daß sie von dem Anblicke dieses kostbaren Maskengewandes nicht hoch entzückt war.

„Armer Czobor!“ flüsterte Helene beim Eintritte des so prächtig geschmückten jungen Briten, traurig vor sich niederblickend, und ihre Verwirrung steigerte sich noch, als jetzt Sir James Oglethorpe auf sie zuschritt und sie mit einer tiefen Verbeugung zur ersten Menuette einlud.

Im selben Augenblicke aber meldete ein goldbetreßter Diener: „Graf Márk Czobor.“

Aller Blicke richteten sich auf den neuen Ankömmling.

Der also Angemeldete war ein junger, hübscher Mann mit einem feinen Antlitze, feurigen Augen und von edler Haltung, welcher aber ein ganz eigenthümliches Costume zur Schau trug; ein grober Leinwandlaken verhüllte fast gänzlich seine Gestalt und bildete einen seltsamen Contrast zu dem prächtig geschmückten Osmanen.

Das allgemeine Erstaunen über das Auftreten des Grafen in diesem sonderbaren Costume, welches fast dem rauhen Thierfelle eines alten Germanen mitten unter den goldblitzenden Kriegs-Pallien vornehmer römischer Tribunen glich, erhöhte sich noch mehr, als Czobor mit einer artigen Verbeugung vor Helene Ladány stehen blieb und die sichtlich Betroffene gleichfalls zur ersten Menuette aufforderte.

Graf Ladány trat dazwischen. Sein Antlitz hatte eine strenge, verweisende Miene angenommen: „Meine Tochter“, sagte er ruhig und kalt, „hat die Menuette dem Sieger dieser Wette bereits zugesagt.“

Czobor verbeugte sich tief vor dem Grafen: „Als solcher glaube ich eben ein Anrecht zu haben, mit einer der schönsten Zierden dieses Festes die Menuette tanzen zu dürfen,“ sagte er, der Dame seines Herzens einen vielsagenden Blick zuwerfend.

Man wußte nicht, sollte man lachen oder dem Verwegenen zürnen. Sollte das Ganze vielleicht nur ein Maskenscherz sein? —

Gräfin Rabutin lachte vergnügt hinter ihrem Fächer.

Czobor blickte gleich einem römischen Triumphator mit sichtlichem Behagen im Kreise herum und weidete sich, während ein feines Lächeln um seine schmalen Lippen spielte, an der fast an Unwillen grenzenden Ueberraschung aller Anwesenden. Noch schwieg er eine Weile; es war in der That eine peinliche Pause...... von keiner Lippe ertönte ein Laut...... aller Augen waren auf den Träger des sonderbaren Mantels gerichtet........ man hätte können eine Nadel fallen hören...... fast wagte Niemand zu athmen.

Noch einmal blickte Graf Czobor gleich einem Sieger im Kreise stolz herum, jetzt erhob er sein Haupt und schlug mit einem kühnen Schwunge den Mantel zurück, so daß plötzlich die ganze innere Seite desselben sichtbar wurde.

Ein einziger Ausruf der Ueberraschung und des Entzückens folgte dieser Bewegung. . . .

Der unscheinbare Mantel, welcher die schmucke Magyarentracht des Grafen Czobor verhüllt hatte, zeigte ein herrliches Oelgemälde das prachtvolle Bildniß der Göttin der Schönheit: Correggio's wunderbare Venus. . . *

Czobor legte sichtlich befriedigt mit einem feinen Lächeln den seltsamen Mantel ab und breitete ihn siegestrunken vor der hocherstaunten Versammlung aus.

Prinz Eugen trat der Erste heran und ließ seine Blicke auf dem unvergleichlichen Meisterwerke ruhen.

Gräfin Rabutin war ihm gefolgt. „Hoheit werden uns wohl den Urtheilspruch nun vernehmen lassen?“ fragte sie jetzt mit schalkhaftem Lächeln.

Prinz Eugen, der weltbekannte Freund und edle Förderer der schönen Künste, vermochte sein Auge von dem prächtigen Bilde kaum wegzuwenden.

„Armer Oglethorpe“, rief er dann, „er hat verloren; sein Kleid ist von seltner königlicher Pracht, allein dieser Mantel, oder vielmehr dieses Meisterstück eines Bildes, mit welchem sich Graf Czobor bekleidete, ist von wahrhaft unschätzbarem Werthe.“

In den begeisterten Ruf des edlen Prinzen stimmten alle Anwesenden beifällig ein.

..... „Und somit ist Graf Czobor der glückliche Gewinner des hohen Preises — des bewußten Schlosses im Ungarlande“, sagte die Rabutin mit freundlichem Blicke auf den sich eben dem Grafen Ladány nähernden Czobor.

Dieser blieb jetzt vor dem ernsten Grafen stehen. „Verzeihung, edler Herr,“ flüsterte er sichtlich bewegt, „Márk Czobor verspricht es heilig, sich künftighin Eurer Güte nimmermehr unwürdig zu machen.“

---

* Historisch.

Helene blickte ihren Vater flehend an.

Das Zeichen zum Beginne der ersten Menuette wurde soeben gegeben.

In diesem Augenblicke trat Gräfin Rabutin heran: „Nun, Graf Ladány,“ sagte sie im bittenden Tone, „Ihr werdet die Absicht des jungen Grafen Czobor mit dieser gewagten neuerlichen Wette nicht verkennen und wohl verzeihen, was der junge Mann, von der Gewalt eines Augenblickes hingerissen, früher gefehlt hat. Ihr werdet die Bitte der Pathin Eurer lieblichen Helene nicht überhören und verzeihen zum Glücke Eures Kindes.“

Graf Ladány stand eine Weile schweigend und unentschlossen, er dachte wohl darüber nach, daß es sich um das Glück seiner Tochter handle und daß er verzeihen müsse, wolle er dieses nicht für alle Zeiten zerstören.

„Wohlan,“ rief er endlich, „es sei! ich will hoffen, daß Graf Czobor sich den nun wieder gutgemachten leichtsinnigen Verlust seines Stammschlosses zur Lehre dienen lassen und fortan die Ruhe und Besonnenheit, welche einen echten Edelmann ziert, zur Richtschnur seines Lebens machen wird, und so“ schloß der edle Graf seine Rede, „will ich denn für dießmal verzeihen.“

„Vater“! rief Helene freudig erglühend, und Graf Czobor verbeugte sich tiefbewegt vor dem alten Grafen. „Ich schwöre“, ertönte es begeistert von seinen Lippen, „bei der Asche meines Vaters, daß ich Eure Mahnung, Herr Graf, mein ganzes ferneres Leben beachten werde! und so bitte ich Euch, laßt Gnade walten und schenkt mir die Hand dieses Engels, deren Graf Czobor gewiß für alle Zeiten würdig bleiben wird.“

„Nicht so rasch“, entgegnete Ladány jetzt mit ernster Miene, „erst müßt Ihr Probe ablegen, dann sollt Ihr den Lohn erhalten; vorläufig gilt es also nur eine erneute Verlobung, und nach Jahresfrist soll die Hand meiner Tochter Helene Euer werden, denn ich will dem Glücke meines Kindes nicht entgegenstehen. Doch seht“, setzte er hinzu, „man wird im Saale bereits auf uns aufmerksam — jetzt fort, die Menuette beginnt!“

Im nächsten Augenblicke schallten die lieblichen Klänge der Musik durch den Saal, und die überglückliche Helene schritt auf den Wink ihrer Pathin, der Gräfin Rabutin, mit ihrem Verlobten, dem nicht minder glücklichen Grafen Czobor, in die Reihen der Tanzenden.

Graf Ladány blickte nicht ohne sichtliche Befriedigung dem schönen Paare nach.

„Unser helfender Engel!“ flüsterte Czobor seiner geliebten Helene zu, als sie an der, sie mit inniger Freude betrachtenden liebenswürdigen Festgeberin vorüberschwebten.

Helene blickte den Grafen fragend an.

„Allerdings“, erwiederte Jener „die gütige Gräfin ist unser Schutzgeist geworden, denn das prachtvolle Gemälde ist ein Eigenthum, meine Maske eine köstliche Idee der Pathin meiner geliebten Helene, der Gräfin Rabutin, und somit ist unser Glück in der That nur ihr Werk.“ . . . .

Sir James Oglethorpe stand jetzt sichtlich verlegen an der Seite des Prinzen Eugen.

Madame Rabutin machte nichts halb; sie wollte alle ihre Gäste zufrieden sehen.

„Ei, Sir Oglethorpe," rief sie im heitern Tone, „tretet Ihr nicht auch in die Reihen? Wenn Ihr nicht schon anderweitig die erste Menuette vergeben habt und mir nicht zürnt, daß ich als Pathin Helenens die Herzensangelegenheit derselben vertreten habe, so wird es mich freuen, mit Euch den Reigen eröffnen zu können."

Gleich einem freundlichen Sonnenstrahle aus trübem Gewölke trat jetzt ein Lächeln auf das edle Antlitz des jungen Briten. Er fühlte, daß das Herz der schönen Helene Ladány längst einem Andern gehört habe und fand sogleich in seiner besonnenen Weise den richtigen Ton, welchen er in diesem Augenblicke anzustimmen hatte, um als Gentleman im echten Sinne des Wortes zu erscheinen.

Er verbeugte sich tief vor der gütigen Festgeberin.

„Sir, Oglethorpe", sagte er „folgt mit Vergnügen der ihn auszeichnenden Einladung der Dame des Hauses", darauf bot er der Gräfin mit Artigkeit seinen Arm.

Gräfin Rabutin wandte sich jetzt zu dem noch immer in die Anschauung des wunderbaren Gemäldes versunkenen Prinzen Eugen. „Verzeiht, mein Prinz", sagte sie, „daß ich Euch in Eurer Betrachtung störe. Ihr gestattet doch", setzte sie schelmisch lächelnd hinzu, „daß ich Euch Euren Oglethorpe entführe?"

Prinz Eugen blickte sichtlich zufrieden auf seinen jungen Schützling an der Seite der liebenswürdigen Hausfrau. Diese fuhr jetzt ernster fort: „Und noch eine letzte Bitte, Hoheit: bereitet mir die Freude und nehmt zum Andenken an das heutige Fest dieses Gemälde als Geschenk, welches wohl werth ist, in den Gemächern des edelsten und treuesten Kriegers unseres erlauchten Herrn und Kaisers zu prangen!"

Prinz Eugen zögerte allerdings einen Augenblick, das kostbare Bild von der Hand der schönen Gräfin anzunehmen; aber konnte er denn der freundlichen Bitte der in allen adeligen Kreisen Wiens so hochgefeierten Festgeberin widerstehen? —

Er nahm das Bild, und lange noch nachdem der edle Marschall von seinem ruhmreichen Leben Abschied genommen hatte, verblieb das prächtige Gemälde eine Zierde in seinem Lustschlosse „Belvedere" in Wien als Andenken an die erzählte „seltsame Wette".

Der Pfingstkönig.

Aus dem literarischen Nachlasse des Honvédhauptmanns Franz Virághalmi. *

Nach dem Ungarischen mitgetheilt

von

A. F. Hekſch.

Im Jahre 1850 garnisonirte ich in Brescia. Da hatte ich die Bekanntschaft mit einem gewissen Signor Paolo Boni gemacht, einem sehr gesuchten Baumeister, welcher ein kleines Gut einige Stunden von der Stadt entfernt besaß, das auch der stetige Aufenthalt seiner Familie war.

Längst habe ich den Wunsch gehegt, das häusliche Leben einer ländlichen, wohlhabenderen, echt italienischen Familie — vom Elende der Armen sah ich bereits genug — kennen zu lernen. Die Bekanntschaft mit Signor Boni verschaffte mir die Gelegenheit dazu.

Er lud mich ein, die beiden Pfingstfeiertage bei ihm zuzubringen. Mit Freuden nahm ich die Einladung an, und als ich mit harter Mühe einen zweitägigen Urlaub erhalten, stand ich am Sonntage bereits beim Grauen des Morgens am Fenster, nach dem Fuhrwerke meines Freundes ausspähend. Ich hatte mich in Civilkleider geworfen, da ich im weißen Rocke kaum ein willkommener Gast gewesen wäre.

Kurz vor fünf Uhr erschien Boni. Er gab mir den Rath, aus der Stadt zu Fuße durch die Porta Pile zu spazieren, da an derselben jeder Wagen durch Gendarmen angehalten wird, und ich da trotz meines Urlaubscheines wegen meiner Civilkleidung Unannehmlichkeiten haben könnte . . . Ich gehorchte und wartete einige hundert Schritte vor dem Thore auf den Wagen meines

* Franz Virághalmi, geboren zu Komorn im Jahre 1824, starb im September 1875 — derselbe war nach dem Jahre 1849 sogenannter „Strafsoldat" und garnisonirte als solcher in Piacenza und Brescia, sowie anderen italienischen Orten. Aus den Aufzeichnungen jener Zeit stammt die hier mitgetheilte Erzählung.

Freundes. Er hatte einen Einspänner und führte, wie es in Italien Sitte, selbst die Zügel.

Es war ein wunderschöner Morgen, die Luft kühl und von tausend Wohlgerüchen geschwängert. Die Straße führte durch eine ununterbrochene Reihe von kleinen Dörfchen und Meiereien, deren Häuser wie mit grünen, blumendurchwirkten Teppichen behangen schienen. An den Wänden rankten Epheu und Schlingrosen empor, über die Dächer breiteten die zackigen Blätter der Rebe, welche hier selbst an den Schornsteinen emporklimmt, malerische dunkle Schatten, zwischen denen die rothen, sonnebeschienenen Ziegel hervorschimmerten. In der Luft vibrirten aus Nah und Fern seltsam melancholische Glockentöne, als spielte ein neckischer Wirbelwind mit den Saiten einer Riesenharfe.

Auf den Straßen bewegte sich ein buntes Durcheinander von geputzten Weibern und Mädchen in der poetischen Alpentracht und Männern in ihren olivengrünen Manschesterjacken und Hosen, mit roth bestrümpften oder auch bloßen Waden, breit ausgeschlagenen Hemdkrägen und spitzen Hüten oder rothen Mützen, die bis an die Schulter herabhingen und ihren Trägern ein keckes, verwegenes Aussehen verliehen.

Vor den Madonnenbildern knieten, saßen oder lagen Gruppen von Männern und Weibern, welche theils beteten, theils schwatzten und lachten.

In einem größeren Dorfe gewahrten wir vor einem stattlichen Hause einen hohen, bis an die Krone entzweigten Tannenbaum behangen und umwunden von riesigen Blumenguirlanden und mit flatternden bunten Bändern geschmückt.

Freund Boni kam meiner Frage zuvor.

— Hier wohnt die „Pfingstkönigin“.

— Was nennt man hier Pfingstkönigin? frug ich begierig.

— Es herrscht in unserer Gegend die Sitte, daß die Burschen am Sonnabend vor Pfingsten in irgend einem abseits gelegenen Thale oder Haine eine geheime Versammlung abhalten, um dort eine Königin für die Tanzunterhaltungen der bevorstehenden Feiertage zu wählen. Bei solchen Wahlen pflegt es zuweilen stürmisch zuzugehen, und muß manchmal selbst zur geheimen Abstimmung geschritten werden. Doch kommen selten Raufereien vor, da die Burschen am Morgen des Wahltages zur Beichte und Kommunion gehen und von den Priestern mit ernsten Ermahnungen gesalbt werden. Ist die Wahl durch Akklamation oder Abstimmung erfolgt, dann ist auch aller Streit beendet; die ganze Burschenschaft begibt sich in den nächsten Tannenwald und fällt einen der schönsten Stämme; dann geht es an das Abzweigen und Schmücken mit Blumen und Bändern, nach Mitternacht wird der Baum in größtmöglichster Stille vor dem Hause, wo möglich vor dem Fenster der Pfingstkönigin aufgestellt und mit Wachen umstellt.

Die Glückliche wird dann schon beim ersten Grauen des Morgens durch Trompeten-Fanfaren aus dem Schlafe geweckt, wenn sie die ganze

Manipulation nicht schon wachend beobachtet hatte. Die Bursche rufen ein donnerndes „Evviva la Regina!“ und zerstreuen sich dann, um sich zum Feste herauszustatten ... Bald darauf erscheinen die Mädchen des Dorfes in ihren festlichsten Kleidern, die meisten weiß, bei der Königin, um bei dem feierlichen Gottesdienste ihren Hofstaat zu bilden. Um acht Uhr bewegt sich der Zug zur Kirche, wo die Königin nahe am Hochaltar einen Sitz erhält und, von ihren Hofdamen umgeben, der Messe und Predigt beiwohnt. Die Bursche verhalten sich im Hintergrunde der Kirche.

Nach ertheiltem Segen überreicht der Pfarrer der Königin — deren Tischgast er an diesem Tage ist — ein vorher mit Weihwasser besprengtes Blumenbouquet, natürlich auch eine Spende der Bürgerschaft, wobei diese ehrerbietig die Hand des heiligen Mannes küßt ... Mittlerweile bilden die Bursche beim Portale der Kirche ein langes Spalier, das Volk drängt sich neugierig um dasselbe ... Da tritt die Königin an der Spitze der Mädchen aus der Kirche wirft einen schnellprüfenden Blick über die Reihe der aufgestellten Männer ... schreitet zögernden Schrittes vorwärts ... plötzlich bleibt sie vor einem, gewöhnlich vor Erregung zitternden Burschen stehen, und ... überreicht ihm das Bouquet. Dieser Glückliche ist dann der „Pfingstkönig“ und genießt das Vorrecht, jeden Tanz mit der Königin zu eröffnen.

— Kann ich einer solchen Zeremonie in eurem Dorfe beiwohnen? rief ich neugierig erregt.

— Ganz gewiß, sie pflegt auch in Luzina stattzufinden.

Welch ein vergnügter Tag ... nach so langem widerlichen Gamaschendienste — dachte ich und rieb mir freudig die Hände.

Da bogen wir von der Landstraße in ein jäh sich senkendes Thal hinab; auf der entgegengesetzten Seite des Thalbeckens schimmerte hinter einem silbergrauen Olivenhaine ein weißes Thürmlein empor.

Boni deutete mit seiner Peitsche nach der Gegend und sagte: Dort liegt Luzina, in einer halben Stunde haben wir es erreicht.

Nach verschiedenen Krümmungen kamen wir an eine Stelle, von der man einen Theil des Dörfchens überblicken konnte. Plötzlich brachte Boni sein Pferd zum Stehen, richtete sich im Wagen auf, hielt die flache Hand vor die Augen und spähte gegen das Dorf aus. — Per dio! — rief er dann — der Baum steht vor meinem Hause .... siehe mal .... Ich schaute durch mein Fernrohr und gewahrte vor einer zierlichen Säulenterrasse den geschmückten Baum.

— Du hast mir noch gar nicht erwähnt, daß Du eine erwachsene Tochter hättest? sagte ich in halb vorwurfsvollem Tone.

— Ich spreche nicht gern von ihr ... sie ist unglücklich die, Arme .... erwiederte Boni seufzend und ließ das Pferd in langsamen Schritten weiter gehen. Nach einer kleinen Pause hub er an:

— Um Deinen etwaigen ferneren Fragen vorzubeugen, will ich Dir kurz erzählen. Vor einigen Jahren war ich noch einfacher Polier und beschränkte

mich nur auf Bauten in der Umgebung Luzinas, doch erwarb ich mir durch meinen Fleiß einiges Vermögen.

Da kam eines Tages der Sohn meines Gevatters Benetti, welcher die Dorfmühle gepachtet hielt, auf Besuch zu mir. Ich nahm ihn freundlich auf, war ich doch sein Pathe. Der Junge hatte in Mailand Technik studirt und brachte vorzügliche Zeugnisse mit. Er stellte mir den Antrag, bei mir als Bauzeichner eintreten zu wollen, er wäre sehr gerne in der Nähe seines Vaters, den er so sehr liebe. Ich willigte freudig ein. Er brachte mir Segen ins Haus, denn ich wurde bald mit Aufträgen von Nah und Fern überhäuft. Da brach die Revolution los. Keine Macht der Erde konnte ihn zurückhalten, um nicht zu den Bersaglieri zu laufen. Beim Abschiede gewahrte ich, daß er und meine Tochter Marianne sich liebten. Sie gestand es mir selbst unter Thränen, was sie ihrer Mutter längst gestanden hatte. Da sagte ich zu Giacomo Benetti: „Ziehe, mein Sohn, erfülle Deine Pflicht gegen Dein Vaterland; kehrst Du einst heim, sollst Du mein Sohn und Kompagnon werden.“ Er ging und kam nicht wieder. Einige Krüppel, die nach Hause kamen, sahen ihn bei Novara fallen. Auf die Nachricht hin starb sein alter Vater aus Gram. Die arme Marianne schlägt jede Partie aus, da sie noch immer hofft...“ Boni hielt einen Augenblick inne, dann rief er beinahe zornig: „Ich weiß nicht, was diesen närrischen Burschen eingefallen ist, meine traurige Marianne in Verlegenheit zu bringen ... Na, ich bin neugierig, wen die zum Pfingstkönig wählen wird! ..“

Als wir im Dörflein anlangten, war das Volk bereits in der Kirche versammelt .... Boni schien äußerst übler Laune zu sein. Im Hause trafen wir außer einer alten Magd, die sich in einer großen Küche, die zugleich als Speisezimmer diente, um den Herd beschäftigte, Niemanden; Alles war zur Kirche geeilt. Boni nahm mich am Arm und führte mich die Stufen der Terrasse hinab. Ein plötzliches Erzittern seines Körpers ließ mich etwas Unerwartetes muthmaßen. Ich blickte ihm ins Gesicht, seine Augen waren stier auf einen jungen Mann in sehr abgetragenen österreichischen Militärkleidern mit bleichem Gesichte und einem Stelzfuß gerichtet. Der junge Mann hielt seine Soldatenmütze in der Hand und lehnte, die Pforte anstarrend, an dem Pfingstbaume, den man Marianne gepflanzt hatte.

— Santissima Madonna! ... stieß plötzlich Boni heraus und stürzte sich auf den jungen Invaliden.

— Giacomo Benetti! rief er dann im Tone, der ein Gemisch von Freude, Schmerz und Ueberraschung war .... und rüttelte ihn dabei an den Schultern.

Der junge Mann bot ihm herzlich die Hand; ein unendlicher Schmerz prägte sich in seinen Zügen aus; über die bleichen Wangen perlte eine Thräne.

— Erzähle mir mit drei Worten: Woher kommst Du? Was ist mit Dir geschehen? die Zeit drängt. Der Gottesdienst ist gleich zu Ende .... rief Boni mit der heftigsten Schnelligkeit des Italieners.

Giacomo Benetti antwortete leise: Ich bin bei Novara gefangen worden. Man steckte mich als Lombarden in ein österreichisches Uhlanen-Regiment welches in Ungarn operirte; in der letzten Schlacht bei Lugos verlor ich meinen linken Fuß; ich konnte erst vor sechs Wochen das Spital zu Arad verlassen.

Ich schleppte mich hieher, um meinen alten Vater aufzusuchen ..... ich kam in der Morgendämmerung an und ..... Boni ließ ihn nicht weiter sprechen; er umarmte den jungen Mann, bedeckte ihn mit Küssen und Liebkosungen ....

Da begannen die Glocken zu läuten, das Volk strömte aus der Kirche, die Bursche stellten sich im Spalier auf ...

Boni aber riß hastig einige Rosen aus den Blumenguirlanden des Pfingstbaumes, steckte sie in das Knopfloch des abgetragenen grünen Uhlanenrockes und zerrte mit fieberhafter Hast den jungen Mann an die Kirchenpforte.

In diesem Momente erschien Marianne auf der Schwelle.

Sie war bleich und ernst.

Unwillkürlich warf sie einen Blick auf die sonderbare Gestalt, welche Boni in das Spalier vorgeschoben hatte.

Ihr Blick blieb an der Gestalt haften .... sie schien gebannt wie durch ein gespenstisches Gefühl; auf ihren Zügen wechselten Furcht, Freude, Entsetzen, unsägliches Entzücken .... ihre Lippen bebten, es schien ein Wort an ihnen zu zittern, aber nur ihrem Herzen und ihrer Seele hörbar ....

Da flüsterte der junge Mann leise: „Marianne!"

Ein brennendes Roth überflog plötzlich die Wangen des Mädchens .... ihre bebende Hand streckte den Blumenstrauß dem jungen Mann entgegen und sie rief in an Wahnsinn grenzender Freude:

— Da, da nimm den Strauß, du bist mein König! .... O mein Gott ....

Dann stürzte sie in die Arme des zerrissenen Invaliden. Der Vater mußte die beiden Bewußtlosen stützen.

Als die Burschen Giacomo Benetti erkannten, brachen sie in einen unendlichen Jubelruf aus, und wohl wurde noch selten ein König mit so herzlicher Freude begrüßt als der „Pfingstkönig von Luzina" ....

Aber auch ich habe noch keinen so herrlichen Pfingsttag erlebt.

Boni und Benetti sind heute noch die gesuchtesten Architekten Brescias.

Das Weib aus dem Volk.

Von

Curt von Zelau.

Wir hatten, ach! sonst zur Winterszeit
„Ein warmes Stübchen, ein schützendes Kleid —
„Jetzt mangelt die Arbeit, es mangelt das Brod
„Mußt frieren, mein Kindchen — o bittere Noth!“

So spricht die Mutter; ihr zitternd Kind
Am Busen birgt sie's vor eisigem Wind;
Der Hunger bleicht' sein zartes Gesicht,
Die Mutter kann weinen — doch betteln nicht.

Sie war ja nicht zu betteln gewohnt,
Sonst gab es noch Arbeit, die wurde gelohnt;
Erwerben ist hart, doch macht es frei,
Das Elend aber schafft Sklaverei.

Da klagt der Knabe, ihm hungert so sehr;
„Mein Kind ich hab' keinen Heller mehr!“
„„Ach Mutter, dann fleh' auf der Straße ich an
„„Die Menschen, ob keiner uns helfen kann.““

Und es bog um die Ecke ein stattlicher Herr,
Doch ging er vorbei — gab kein Gehör —,
Die Bitte des Knaben er wohl kaum vernahm!
Des Wegs eine Dame gar vornehm nun kam.

Das Kind immer lauter und flehender bat:
„Erbarmen, Erbarmen! Gott lohnet die That.“
Auch sie ging vorüber und rief ihnen zu:
„„Fort, faules Gesindel, laßt uns in Ruh!““

Und manche Frau noch, und manchen Mann
Sprach um ein Almosen der Knabe laut an;
Doch heute verhärtet schien jedes Herz —
D'rum jenes der Mutter, es bricht fast vor Schmerz!

Schon wurde es dunkel, vom Himmel fiel Schnee —
Das frierende Kind fühlt bitteres Weh';
Die Mutter mit ihm durch die Straßen zog,
Ohne Rath, ohne Ziel — jede Hoffnung trog.

Aus manchem Fenster strahlt es voll Licht,
Aus jenem Palast gar ein Glanzmeer bricht.
Ist dieß der Weihnacht festlicher Schein?
„Sieh Mutter die Lichter — dort laß uns hinein".

Das Thor war geöffnet das Weib trat in's Haus —
Wie öde, wie leer! schon wollt' sie hinaus;
Geöffnet die Flucht der Zimmer zum Saal,
Von dort warf das Licht in den Flur seinen Strahl

Sie geht mit dem Kind dem Scheine nach,
Gelangt vor ein helles Prachtgemach;
Viel Kerzen schmücken dort wunderbar
Den Weihnachtsbaum nicht — eine Todtenbahr'.

Im Sarg, auf Blumen gebettet so gut,
Ein Kind, eine Knabe holdselig ruht;
Gebrochen vom Schmerz kniet die Mutter sein
Im weiten Saal bei dem Todten allein.

Das Weib aus dem Volke betroffen steht
Und murmelt leise ein kurzes Gebet;
Dann will sie fort mit dem staunenden Kind,
Will meiden die Stätte sie meiden geschwind.

Da dringt durch die Stille mit einem Mal
Des Kindleins Ruf in den weiten Saal,
Als riefen Engel vom Paradies:
„O Mutter sieh, wie schläft das so süß!" —

Die Frau an der Bahre, getäuscht, sie bebt;
„Mein Kind ist nicht todt, es lebt, ja es lebt!"
Den Lippen der Leiche neigt sie das Ohr —
Doch Schweigen und Stille, wie zuvor.

Sie lauscht; da hört sie den leisen Schritt
Des Weibes, das scheu zu dem Sarge tritt.
„Was trieb Dich, o Weib, was kamest Du
„Zu stören da meines Todten Ruh?“ —

„Das Kind war's, das Kind; seid uns gnädig Frau,
„Die schimmernden Fenster, der stolze Bau,
„Sie zogen uns von der Straße herein,
„Uns trieb das Elend, uns blendet der Schein.“ —

„„Der Schein, er blendet, ja das ist wahr —
„Bist elend, sagst Du, und hungerst wol gar?
„Doch sieh das Kindlein, wie blickt es lieb —
„Die Mutter preis' ich, der solches blieb!

„O lasse das Kind mir, ich nehm' es an
„Für mein's will ich's halten in gläubigem Wahn;
„Dann bist Du von Noth und von Kummer befreit —
„O laß das Kind mir zum Troste im Leid!““

Das Weib aus dem Volk die Rede vernahm;
Dann alle Kraft sie zusammen nahm
Und drückt um so inniger das Kind an die Brust,
Und spricht, sich festen Entschlusses bewußt:

„Noch schwerer als meines ist Euer Loos;
„Und bin ich auch arm, die Noth gar groß —
„All Euern Reichthum tauscht' ich doch nicht
„Für meines Kindes lächelnd Gesicht!“

Die trauernde Frau betroffen es hört,
Wie Eine vom Volk ihre Bitte verwehrt.
Sie reicht ihr Geld dar, und flüstert dann lind:
„„Leb' wohl, der Himmel beschütze Dein Kind!““

Gedichte.

Von

Johanna Leitenberger.

1.

An Anastasius Grün. *

Alljährlich schallt der Lerchen fröhlich Jubeln
Am Auferstehungsfeste durch die Welt —
So klingt Dein Lied, und hebt die heitern Schwingen
Und flieht aus Trümmern auf zum Himmelszelt.

Und über Oesterreich's Gefilde weiter
Zog es auf gold'nen Wölkchen durch die Welt —
Profet des Friedens, Künder ew'ger Freude,
Der Menschheit Kämpfer, und des Lenzes Held!

Heil Dir! du Sieger über Tod und Leben,
Um dessen Haupt der ew'gen Jugend Grün —
Und Heil den Rosen, die gleich Himmelsflammen,
Empor aus Deinem Kranz, zum Aether sprüh'n!

2.

Sphinx.

Gestalten, Bilder, licht und dunkel,
Aus meiner Seele Tiefen zieh'n,
Wie Sterne Nachts am Himmel droben
In Hieroglyphen hell erglüh'n.
Einst tauchten sie aus sonn'gen Fluren
Als blüh'nde Knospen vor mir auf —
Die mit des Frühlings Duft und Klange
Mir flüsterten: O schließ' uns auf! —

---

* Dieses Gedichtchen ist uns gleichsam als Nachklang kurz nach der Jubiläumsfeier des mittlerweile verewigten unsterblichen vaterländischen Dichters zugekommen; wir glaubten auch diesem hier als pietätsvolle Erinnerung an den Verstorbenen Raum gönnen zu sollen. D. R.

„In Deiner Seele ruht die Liebe,
„Die uns're Kelches Hülle sprengt —
„Dein Auge birgt die süßen Stralen,
„Zu denen uns're Blüte drängt!"
Und bebend lauscht' ich diesem Flehen,
Doch zu dem Herzen drang es nicht —
Und stumm ließ ich vorübergleiten
Der Knospen ahnungsvolles Licht.

Jetzt tauchen sie in Trauerschleier
Gehüllt, als welke Blüten auf —
Und schau'n mit still verweinten Augen
Wie an ein Steinbild, zu mir auf.
Ist mir das Leben Traum geworden —
Verließ ich euch — verließt ihr mich?
Seht mich nicht an mit düstern Blicken,
Ich gab nicht Glück — doch liebte ich!

In mir trug ich ein banges Räthsel,
Trag's heut' noch, ungelöst wie ihr —
Den Augenblick konnt' ich nicht deuten
Und barg doch Ewiges in mir!
Schlingt freundlich eure dunklen Ranken
Cypressen der Erinnerung,
Rings um das Herz, das treu geblieben,
Um meine Seele ewig jung!

Von euch geleitet, holde Sterne,
Sink' ich in's uferlose Meer —
Erwachend will ich dort euch lächeln,
Ihr Genien, mild und thränenschwer!
Und was mir hier auf dunkler Erde
Als Traum nur und als Schmerz genaht —
Das wird verklärend mild umstralen
Dort eines Herzens gold'ne Saat!

Peti mit der krummen Seele.

Eine Zigeunergeschichte aus Ungarn.

Von

Ludwig Hevesi.

Horch, gibt's denn heut Hochzeit im Krakó draußen?" fragten die guten Bauersleute im Dorfe.

Denn vom Krakó her — so hieß die Zigeunervorstadt der Ortschaft, das „braune Viertel", dürfte man sagen — scholl ein gottsjämmerliches, gar herzbrechendes Gequick, Geheul und Gegröhl zum Dorfe herein und die lange breite Dorfstraße entlang. Es klang just, als würden zehn Ferkel zugleich geschlachtet. Kein Wunder, daß jeder Bauer geschwind einen Blick nach seinem Koben in der Hofecke warf und die Rüssel zählte, welche zum Querspalt herausschnuppernd im Freßtrog wühlten. Denn das wußte der ganze Ort längst, daß in Krakó noch nie ein ungestohlen Ferkelein war geschlachtet worden, wenn also daselbst in diesem Augenblicke wirklich zehn solcher unschuldiger Thierchen stürben, diese schlechterdings in zehn Koben des Dorfes fehlen müßten.

Es fehlte aber keins, und das kam daher, weil den ganzen heillosen Zehnferkeljammer der einzige krumme Peti zusammenröhrte, des alten Gyura, des Nagelschmieds, Zwölfjähriger, den sein Vater gerade ein wenig erzog.

Denn der Peti hatte nicht nur ein krummes Bein, sondern auch eine krumme Seele. Sie stak in dem Beine, sagte sein Vater, wie ein Türkensäbel in seiner Scheide. Man sah es ihm auch an, denn es war ein Hallunke an Häßlichkeit. So mag die Teufelsbrut aussehen, eh' sie flügge wird. Hatte einen Kopf voll schwarzer Wolle auf, wie der Mohr auf des Krämers Itzig Ladenschild, und trug dazu ein paar glühende Kohlen im Gesicht, daß er zwei Heuschober auf einmal in Brand stecken mochte durch nichts als Hinschauen.

O, es war ein gar nichtsnutziger Range. Hatte ihm der alte Dade* nicht schon zweimal geboten, sich die Geige zu holen und sich in der edlen Kunst der Geigerei zu üben? Und war der schwarze Taugenichts nicht trotzdem im Graben hocken geblieben, wo er sich Regenwürmer ausgrub? Krummes Bein, krumme Seele, — da mußte erzogen werden!

Der alte Gyura erzog aber seinen Sprößling genau so, wie seine Hufnägel, nämlich durch Klopfen. Vor Allem klatschte er ihm etliche Male

* „Dade" ist in Ungarn der Spottname aller älteren Zigeuner, die Familie haben.

mit der flachen Hand nicht ohne Heftigkeit an die Backen; was man so im gemeinen Leben Ohrfeigen zu nennen pflegt. Hierauf knüllte er ihn ein paarmal mit der Faust vor den Schädel; wenn ich nicht irre, heißt man diese Obstgattung Kopfnüsse. Nachdem solchergestalt der verdrehte Kopf nothdürftig wieder eingerenkt worden, ging es an die Austreibung des Satanas aus dem übrigen Leibe. Zu diesem Behuf warf ihn der Dade in die Luft, daß er auf alle Viere niederfiel; denn Sicherheit der Grundlage ist das Erste bei der Erziehung. Nun hielt er ihn durch einen schweren Tritt auf die eine Hand am Boden fest, wie hingenagelt. Mit Hilfe einer derben Latte gerbte er nunmehr dem hilflos an ihm Emporzappelnden ohne allen Lohn die Haut, so weit sie Leder war. Er scheute dabei keine Mühe, und da die Arbeit doch in der Familie bleiben sollte, lieferte er sie gründlich und gewissenhaft. Leider nur stand ihm kein tüchtiges Handwerkszeug zu Gebot und schon nach zehn Minuten ging ihm die Latte in der Hand entzwei. Der größte Theil des Satanas war nun freilich aus dem Buben bereits herausgekitzelt, vielleicht stak ihm aber doch noch ein oder der andere Hinterhuf desselbigen in der Kehle, darum sprang der alte Gyura dem Knaben nun auf den Rücken und stampfte ihm auch noch diese letzte Extremität des Gottseibeiuns zum Munde heraus.

Während der krumme Peti solche riesige Fortschritte in der Wohlerzogenheit machte, unterhielt er eben das eingangs erwähnte mörderliche Geschrei. Denn er war ein grundboshafter Schlingel und that Solches jedesmal, so oft nur der Dade mit seiner fichtenhölzernen Pädagogie über ihn kam. Der eingefleischte Nichtsnutz! War ihm wohl gar zu schlecht, die fichtene Latte, und er hätte sich lieber an feinen Ebenholz-Prügeln wohlgethan? War etwa auch noch beleidigt, daß der Dade ihn baarfuß getreten und sich dazu nicht erst neue Stiefel gestohlen hatte, mit blanken eisernen Hufeisen an den Absätzen? Ein gottvergessenes, undankbares Gelichter, diese heutigen Kinder!

Ohne ein Wort des Dankes, ohne einen Blick der Erkenntlichkeit wollte der Peti, sobald der Dade den Fuß von seiner Hand gehoben, auf und davon rennen. Denn daß trotz der durchgreifenden Seelenkur, die er soeben durchgemacht, nichts an ihm gebrochen, auch nichts von ihm abgerissen, überhaupt der ganze Kerl durchaus nicht zu Schanden erzogen war, darf Niemanden wundern. Ein Zigeunerjunge hat Knochen aus Kautschuk; er trägt auch keine eigentliche Haut, sondern ist mit einer Art Rinde bewachsen; und Kopf und Gliedmaßen müssen in etwas wie einem Schraubengelenk gehen, welches bei anderen Menschen gar nicht vorkommt. Zum Durchbrennen ließ ihm jedoch der Alte keine Zeit, denn Ruhe ist die erste Bedingung, wenn ein solcher Akt der Erziehungskunst gehörig nachwirken soll. Darum ergriff er den Peti an einem der vielen Henkel, mit denen die Natur ihn ausgestattet (es war diesmal das rechte Ohr) und zerrte ihn unter eine Akazie, an deren Stamme er den Hals des Jungen mit einer einzigen Schlinge festschnürte. Auf wie lange, das sagte er nicht, denn bei einem Urtheil ist ja das Wesentliche die Ausführung und nicht die Verkündigung.

Alles das hatte der Dade geleistet, ohne ein Wort zu verlieren. Er führte seine Zunge in den Fäusten und seine Sprache war eine Geberden-

sprache, wie die Schrift seiner angeblichen Vorfahren am Nil, eine Bilderschrift. Nun saß er wieder ruhig auf seiner zerfetzten Schilfmatte und pochte auf den kleinen verhämmerten Ambos los, als sollte der nun auch christlich erzogen werden.

Wie er nun aber einmal von ungefähr, so mit dem rechten Auge links um die Nasenspitze herum, nach seinem Zögling unter der Akazie lugte, da erknurrte es tief in seiner Seele und der Hammer fiel ihm schier aus der Hand.

„Die Zunge hinein!“ schrie er dem Peti zu. Denn wahrhaftig, da stand der Junge in all seiner Hilflosigkeit und reckte die Zunge gegen den Tyrannen, so weit sie nur heraus mochte.

„Die Dürre in Deine Großmutter!“ schrie der Dade zum Zweiten, indem er sich duckte, wie die Katze zum Sprung, „schluck' die Zunge in Deinen Hals zurück, oder . . .“

Aber der krumme Pe i ließ sie nur immer länger heraus züngeln, roth und spitz, wie der Katzfellteufel am Niklastag. Denn er war innen und außen gleich hart und sein Hals blieb starr selbst in der Schlinge, daß er sich getraute den zu höhnen, in dessen Hand er war. Ein erzbösartiger Racker, wie gesagt.

„Na, warte nur,“ knirschte der Dade, braunroth vor Aerger, und sprang mit geschwungenem Hammer auf den Gefesselten los.

Der aber stand fest und sah ihn heranstürzen und stach mit seinen trotzigen, unverwandten Augen tapfer auf ihn los, als könnte er ihn damit abwehren, und zog die Zunge nicht zurück.

Der Dade ließ den Hammer sinken und machte Kehrt. Er hatte einen bösen Kniff um den Mund, wie er nun an seinem Kohlenbecken niederhockte, eine Kneipzange hineinschob und die Gluth eifrig darüber häufte. „Warte nur, die kneif ich Dir ab für immer“, krächzte er und schürte, schürte, schürte die Kohlen, während er den Blick des einen Auges nicht von seinem Opfer wandte.

Der krumme Peti aber war ein verhärteter, urarger Bösewicht, wie gesagt. Wie der Range dastand und sich trotz alles gütlichen Zuredens die Zunge nicht wieder zum Maule hineindemonstriren ließ. Wie er mit den gelbflimmerigen Augen an dem Alten hing, der ihm nun gar mit der glühenden Eisenzange an die Zunge wollte. O, warum doch kann der Mensch nicht Rattengift blicken, oder Feuerfunken, oder contracte Kniee? Gewiß dachte der unnatürliche Sohn Solches bei sich, während er auf das furchtbare Kohlenbecken hinstarrte, um das sich die Kinder der braunen Nachbarschaft neugierig und mitleidslos geschaart hatten.

Peti's Gesicht war furchtbar zu sehen, wie der Dade nun die Zange aus dem Kohlenhaufen zog und die Asche vom rothen Eisen blies, daß es hoch aufrauchte, und dann zähneknirschend, mit berechneter Langsamkeit auf ihn los geschlichen kam. Peti's dunkles Antlitz schien sich entzünden zu sollen, ein solcher Glanz hatte es plötzlich überzogen vom emporsickernden Schweiß. In den Muskeln unter der Haut schienen alle Fasern aufgeschreckt durcheinander zu krabbeln gleich Ameisen. Wie ein Schauer fröstelte es sichtlich durch die ungekrämpelte Wolle seines Dickkopfes. Und in seinen

Augen, die wie festgequollen an dem rauchenden Eisen hingen, schillerte es unheimlich und schien jeden Augenblick hell aufzischen zu wollen, wie wo plötzlich Feuer und Wasser zusammenkommen. Durch seine böse, langhingestreckte Zunge sogar fieberte ein Beben des Entsetzens. Wird er sie im letzten Augenblick doch noch einziehen? Wird er sie nicht einziehen? — —

Es war ein grausamer Moment. Für den krummen Peti gewiß ein Jahrhundert, in die Haselnuß eines Augenblicks zusammengepreßt.

Aber Peti hatte Glück, wie alle schlechten Kerle. Gerade noch, als eben knapp die äußerste Entscheidung in der fürchterlichen Probe ausstand, erhob sich irgendwo in der Nähe eine unbekannte Stimme, laut und hell, rein und scharf wie Silber:

„Gyura! Holla, alter Gyura! Was thust Du?“

Wenn das nicht die Stimme eines Engels aus den Höhen war, so wollte der krumme Peti augenblicklich des Teufels werden. Auch der Dade schien etwas Aehnliches zu denken, denn die Zange entfiel seiner Hand, er sank geängstigt in die Kniee und begann halblaut vor sich hinzumurmeln, eher wohl ein Vaterunser als eine Verwünschung.

Nun trat auch schon der Engel leibhaftig hinter dem ruppigen Zaun hervor, schritt gerade zu dem Knaben hin, band ihn los vom Baume seiner Qual und begann zum alten Zigeuner:

„Um des Himmels willen, sagt mir nur, alter Gyura, seid Ihr ein Christ, daß Ihr den armen Jungen so gottlos peinigen könnt? Hat mich doch sein Jammergeschrei eine Viertelstunde weit die Straße heraufgelockt. Steht auf und sagt mir, was denn mit ihm los ist.“

„Ich küsse Euch das Kleidchen, goldenes Fräulein,“ entgegnete der Dade in den zärtlichsten Diminutivformen, wie sie das braune Volk immerfort im Munde hat, und spitzte seine Lippen nach dem Saume ihres Kleides. „Ich küsse Euch das vergoldete Herzchen, gnädigste Herrschaft; ach, das süße Herrgottchen hat den alten Gyura schwer geschlagen, ich bin heiß gezwickt und gezwackt durch seinen Zorn in meinem Sohne da, dem Hunde Peti, . . . das kalte Brändchen in Deine Knochen, Du, Du . . .“

„Laßt das Fluchen, Alter,“ vermahnte ihn das Fräulein, „was hat denn Euer Junge angestellt?“

„Ei du mein liebes Himmelchen, was sollte er auch noch besonders anstellen? Ist's nicht genug, daß er zwölf Jahre alt geworden ist und noch nicht weiß, ob auf der Geige getrommelt oder getrompetet wird? Ein sauberes Blütchen von einem Zigeunerlein, o meine verzuckerte Herrschaft! Und hat doch seiner Mutter Vatersbruder einstens die Bratsche gespielt in der Bande des Lavotta*, kein Erzengel hat besser aufgespielt zur Weltschöpfung, ja wohl, — und mein eigener Bruder ist als Primas** in Raab gestorben, Gott hab' ihn selig, ja wohl, — und trotzdem will sich in dem fadenscheinigen, säbelbeinigen Hungerleider, dem Hunde da, kein Tröpflein Geigerblut rühren; da muß doch wohl der alte Dade mit dem Schürhaken

---

* Lavotta war der berühmteste Zigeunermusikant im vorigen Jahrhundert. Seine Nebenbuhler waren Bihari und Csermák. Von den Dreien rühren viele noch jetzt beliebte ungarische Zigeunerweisen her.

** „Primas“ heißt der Primageiger in einer Zigeunerbande.

dreinfahren und die hellen Funken aus der Asche mühselig zusammenstöbern, wie?"

„Magst denn die Geige nicht, Junge," fragte das Fräulein und sah dem verkrüppelten Knirps voll ins dunkle Gesicht.

Der aber mochte wohl die Zunge steif behalten haben von dem vielen unverwandten Herausstrecken, denn er brachte kein Wort hervor, sondern starrte nur mit großen, runden Glotzaugen die lichte Erscheinung des Mädchens an. War er nicht ein ganz unangenehmer Maulaff?

„Geh, hol mir doch Deine Geige, Junge," fuhr das Fräulein fort.

„Spring, Grashüpfer, oder . . ." fuhr der Dade drein, als Baß zu ihrem Sopran, und das war auch durchaus nöthig, denn der übelwillige Faulhans schien mit allen zehn Zehen Wurzel gefaßt zu haben.

Nun aber sprang er davon in die Hütte und brachte im Nu das verlangte Musikgeräth herbei. Ach, es war das mitleidswürdigste Stück Quiekholz, das jemals auf einem Fiedelbaume gewachsen. Die Schnecke oben war längst den Weg aller Schnecken gegangen; die Wirbel fehlten nur so weit nicht, als nöthig war, um die Geige zur Noth in der Reihe der Wirbelthiere bestehen zu lassen; die S-Löcher konnten ihrer entstellten Form nach ebenso gut F- oder M-Löcher heißen; den Steg mochte auch irgend ein winterlich geschwollener Sturzbach weggerissen haben, denn eine halbe Nußschale nahm seinen Platz ein, ohne ihn irgend auszufüllen, und drei arme, heisere, zerquälte Saiten bildeten die ganze Bespannung. Geschunden war sie am ganzen Leibe wie Sanct Bartholomäus, nur hielt sie leider ihre Haut nicht in der Hand, wie dieses heilige Vorbild, das bei günstiger Gelegenheit wieder in dieselbe hineinschlüpfen mag. Auch verriethen mannigfache Sprünge, daß die arme Geige wohl manches Mal als Streitkolben gedient haben mochte in häuslichen Gefechten, wenn nicht gar als Schlägel beim Waschen des dürftigen Linnens, und was dergleichen unkünstlerische aber praktische Zwecke mehr sind.

„Alter Gyura, das Ding hat ja nur drei Saiten!" rief das Fräulein und betrachtete das verdächtige Ungethüm mit verwunderten Augen.

„Ach, mein goldenes, silbernes Perlmütterchen," grinste der Dade, „ist denn das nicht schon zu viel für so ein armes, dummes Jüngelchen? Der Kerl kann ja noch nicht einmal auf einer Saite fiedeln und hat da gleich drei beisammen, was braucht er noch mehr? Soll erst mit Dreien ordentlich fertig werden, der gekreuzigte Schächer, der!"

„So? Und wer soll ihn denn das Fiedeln lehren, Gyura?"

Des alten Dade Gesicht nahm plötzlich einen ganz ehrlich verdutzten Ausdruck an. Er kratzte sich, wo es noth that, zog etliche Runzeln in die Stirn, drehte die Augen einige Male um und um, und sagte endlich:

„Lehren? den Peti da? Ihr scherzt wohl, süßes Fräulein, Ha ha ha! (Er lachte lange, dem vermeintlichen Scherz zuliebe.) Hat mich Einer gelehrt Hufnägelchen klopfen? Kein Mensch. Kann also auch der Peti den Fiedelbogen führen lernen, ohne daß es ihn Einer lehrt. Wer hat's denn den Mischi gelehrt? Und den Gábrisch? Und den Muki? Und hundert Andere in diesen weiten Ungarn? Ein rechtes Kerlchen muß vom Himmel fallen als das, was es sein soll. Das Kühchen sagt Muh und das Schweinchen, das ich

wohl haben möchte, sagt Uih-Uih, und ein armes schwarzes Fiedlerlein muß sein Duhaj-Duhaj-Duhaj-Duh ebenso gut herausbringen ohne Lehrmeister.“

„Wenn's ihn aber nicht freut?“

„Seinen Großvater hat's auch gefreut, fleh' ich unterthänigst, und war doch sein Großvater!“

Es kostete Athem und Mundwerk genug, ja es gingen sogar klingende Argumente auf, bis das Fräulein dem alten Dade begreiflich gemacht hatte, daß der krumme Peti unmöglich zum Virtuosen gedroschen werden könne. Endlich kam doch alles ins Gleiche und die junge Dame ging.

Der krumme Peti war ordentlich verblüfft, daß der lichte Engel nicht durch die blaue Gottesluft davonflog, sondern mit kleinen zierlichen Tritten über den flachen Erdboden davonwandelte, als wäre er nur ein Menschenweibchen, wie die Anderen auch.

Pfui, krummer Peti, wie abscheulich hast du dich da wieder aufgeführt. Hast du ihr denn auch nur gedankt mit deiner unsauberen Zunge, die dir doch nur von ihren Gnaden heil im Maule verblieben? Hast du ihr den Staub von den Schuhen geküßt, die sie doch einzig und allein dir zur Rettung dahergetragen? Hast Du ihr den Kopf unter die Füße gelegt, oder ihr gesagt: „Heiliges Jungfräulein, ich will dein Lob bellen bis an meinen Tod, denn ich bin dein Hund?“ Nichts von alledem hast du gethan, du schlechter Wicht, sondern hast sie angestiert stumm und dumm, wie das Kalb die Sonne. Nun ist die Sonne hinab, aber in deinem thörichten Auge bleibt der weiße Fleck noch lange zurück und macht dich blind, und du sinnst dumpf und rathlos hin und her: „War sie eine Menschin, oder war sie keine?“ Pfui, krummer Peti, denkt man so über ein weißes Wesen? Sie war eine Göttin, eine Heilige, eine Sonnenjungfrau — für dich! Ausbund, der du bist!

Ja, der weiße Fleck — und das goldige Strahlengeflatter ringsherum — und die beiden blauen, so ganz himmelblauen Pünktchen darin — — wachsen dann in der Sonne auch Vergißmeinnicht?

Leider war der krumme Peti durch die harte Lehre, die ihm eben angediehen, um nichts besser geworden. Schlechter vielmehr. Begieße und besonne Unkraut, so wird nur noch mehr daraus, und wächst der Molch, so wird er eben größer und nicht besser. Die Unholdigkeit des garstigen Wesens nahm nun täglich zu. Den andern Morgen war die Hauskröte verschwunden. Die kundigste Hexe des braunen Viertels hatte sie ausgewählt, ihr den linken Hinterfuß mit siebenfachen Faden umschlungen und sie dann an den östlichsten Zweig des Akazienbaumes bei der Hütte gehängt, wo sie sich dann im Winde zu Tode baumelte und in wehender Luft und dörrender Sonne ganz runzelig wurde und knisterhart. Herz und Leber sollten ihr zuletzt in der Haut klappern wie Kichererbsen in der Schote, meinte die Hexe, dann würde sie der Hütte nichts als Segen zuklappern, und ein Beinchen von ihr, gepulvert und verschluckt, triebe dann die tödtlichste Krankheit aus und machte Zwerge zu Riesen. Ein Zauberthier, nicht mit Gold aufzuwiegen. Und nun war diese Kröte des Segens fort, zum Entsetzen des alten Gyura, ehe noch Herz und Leber geklappert hatten. Und welch ein erstauntes, blitz-

dummes Gesicht der Peti machte, als er früh Morgens den siebenfältigen Faden leer im Winde flattern sah! Die Kröte in seinem Magen mochte selber hell auflachen über den verschmitzten Schelm.

Und die alte Hexe hatte sichtlich Recht gehabt mit ihrer Vorhersage, denn noch nie hatte sich der krumme Peti so stark und verwegen gefühlt, als seitdem er das graue Pulver verschlungen im Augenblick der ersten Hahnenkraht. Der schnöde Gesell! Um selber stark und fest zu werden, den Segen des Vaterhauses stehlen und verschlingen, o, o!

Was hatte er denn all die heillose Stärke vonnöthen? Hatte er was Großes vor? Wollte er etwa des Pfarrers Mastschwein stibitzen? Oder die eiserne Kasse aus dem Herrenhause auf und davon schleppen? Vor der Hand zerbrach er nur den Hammer, mit dem er dem Vater krumme Nägel gerad klopfen sollte. Der Dade hatte es nämlich ganz aufgegeben, ihn zum Fiedeln zu zwingen. Hätte er's lieber nicht aufgegeben; war ja doch kein Dank damit zu holen. Seitdem er Nägel pochen sollte, war der ausbündige Bursch just wie versessen auf die alte Geige. Gewiß nur, um den Alten zu ärgern. Wie man nur das Auge von ihm wandte, kratzte und strich er schon an dem lauten Holz herum, daß es ein Erbarmen war. Die Frösche in Krakó hörten davon zu quacken auf und die Katzen verlegten ihre Stelldichein weiter ins Dorf hinüber, denn hier kamen sie nicht gut mehr auf mit ihrer musikalischen Kunst.

Der Dade war darob nicht wenig erbost, umsomehr, als der bösartige Lehrling ihm oft die geraden Nägel krumm hämmerte, statt umgekehrt, und ihm selber, wenn sie am gleichen Ambos saßen, unversehends oder nicht, gar manches Mal auf die väterlichen Fingernägel tippte. Beim heiligen Nigrilius, der Bursche war schlimmer als je zuvor. Ganz sichtbarlich reifte er dem Galgen entgegen.

Und was hatte denn der krumme Peti soviel im Dorf drin zu bummeln? Die Bauernjungen höhnten ihn mit hundert Namen und hießen ihn durcheinander Petyi, Pityu, Pityók und selbst Peták, was doch ein Hundename ist, aber er machte sich nichts daraus und husch, war er vorbei.

Was er drin zu holen hatte? Eine schwere Tracht Prügel vor Allem, die ihm auch durchaus nicht unverdient kam. Hatte sich nicht der Range spät Abends ins Hintergärtchen des hochwürdigsten Pfarrers geschlichen, gleich neben dem Schweinestall, in dem das hoffnungsvolle Mastschwein schnarchte? Ah, das Mastschwein, — darauf also sollte die erstohlene Krötenkraft doch hinaus! Mit zerbläutem Rücken sprang er unerkannt davon in den Schooß der Nacht, ohne Mastschwein wohl, aber mit einer ganzen Ladung Blumen. Welche durchtriebene Nichtsnutzigkeit und zehnfach verdichtete Seelenschwärze? Die ehrbare Wirthschafterin des Pfarrhofes zog die einzigen Vergißmeinnicht im Dorfe — und kein Stengelchen davon behielt sie in ihren Beeten. „Warum nicht lieber alle meine Rosen und Tulpen und Nelken?“ jammerte die Aermste wochenlang, „warum mußten es gerade meine schönen, blauen Vergißmeinnicht sein?“

Mit dem Mastschwein also war es der verworfenen Diebsseele nicht geglückt. Aber die eiserne Kasse im Herrenhause, die war wohl auch einen Versuch werth. Nun, Kröten-Courage, steh' ihm bei! Wahrhaftig, der braune Satan vermißt sich, über die herrschaftliche Gartenmauer zu springen und an

das Herrenhaus anzuschleichen, wie ein richtig geschulter Einbrecher. Und hui, hinauf in die Krone des nächsten Baumes. Ei, glaubst wohl gar, dummer Schlingel, die Herrschaft vertheilt ihre Schätze in die Krähennester da oben? — Ach so, nach den Fenstern des Oberstocks lugst du hinüber, — auch nicht übel! Vertrackt, daß die Bäume alle so weit vom Hause abstehen, statt die leibhaftigen Aeste durch die Fensterscheiben in die Stuben hineinwachsen zu lassen, wie? Daß man ordentlich bequem ein- und aussteigen könnte, wie? Auf die Entfernung da ist ja kaum zu sehen, was in den Stuben drin vorgeht und an welches Fenster man eigentlich heran soll; vertrackt noch einmal!

Und hui, wieder vom Baum hinunter und in der Dämmerung ans Haus heran. Dummer Schlingel! Was gaffst du denn immer zu dem einen Fenster hinauf in den Oberstock? Könntest doch wissen, daß dahinter ein weißes zartes Mädchen haust und keine derbe, schwarze Geldtruhe. Die steht ja drüben an der Vorderseite des Hauses im Erdgeschoß, in der festgewölbten Zahlstube hinter der eisenbeschlagenen Riegelthür. Holla, du blöde Ohreule, da hinten heraus wird ja nur gewohnt, nicht eingestrichen und ausgezahlt. Da herum ist man nur schön, dort herum ist man reich!

Der läppische Schlingel! Bildet sich ein, man hege die schwere eiserne Kasse im luftigen Oberstübchen da. Wie er sich die weiße Mauer hinan reckt und streckt mit seinen braunen Armen dem einen Fenster zu, als könnte ein Mensch überhaupt da hinauf langen. Bleibe nur so stehen an die zweihundert Jahr, Junge, und wachse Tag und Nacht fort, dann magst du immerhin bis ans Fensterkreuz greifen. Die Stube dürfte aber dann schon lange leer sein und die eiserne Kasse auch. — — So, die Arme sinken dir ja schon wieder herab, und wie lang ist's noch bis zu den zweihundert Jahren. Ja, die glatte Mauer hinan, — du müßtest dazu rein eine Fliege sein. Schau, da kriecht gerad eine, leicht und sicher, an der weißen Wand empor, gerade auf jenes Fenster los. — Klatsch! herunter mit ihr. — Ei, du unmenschlicher Neidhart, du! Weil du nicht hinauf kannst, wie die Fliege da, mußt du das unschuldige Thierchen erschlagen?

Mehrere Tage lang that der krumme Peti nun nichts, als Fliegen fangen und sie zu Tode quälen. Was waren ihm denn die lieben Thierchen plötzlich gar so verhaßt geworden? Wer könnte das sagen? Er war eben eine krumme, dürre Seele und konnte keinem Geschöpf auf Erden gut sein, das war ja sonnenklar. Er war eine Zigeunerbrut und hatte kein Herz im Leibe.

Dem krummen Peti geschah ganz recht, daß der alte Dade eines Tages die leidige Fiedel zerschlug. Nachdem er auf ihr das Quacken und Miauen vollkommen weggekriegt, ging er nämlich nun an das Studium des Grunzens und Krähens. So wenigstens meinte der Dade, der allerdings nichts davon verstand. So zerschlug er denn das wurmstichige Geräth ganz und gar, natürlich an Peti's eigenem Rücken. War es doch ohnehin zu nichts mehr nütze, nachdem der Junge vom Fiedelnlernen längst zum Nägelschmieden begnadigt worden.

Der Peti aber sagte kein Wort dazu, so in Grund und Boden hinein war seine Seele schon verstockt. Dafür kam er keine Nacht mehr nach Hause. Wo er hinging, das wußte kein Mensch; genug, er war nur noch am Tage zu sehen. Vermerkt muß es jedoch werden, daß gerade um diese Zeit die

Gemeinde der Schauplatz eines gar erschrecklichen und gottlosen Teufelspuks wurde. Einzelne Bauer, die ihr Weg noch in später Nacht an der Kirche vorbeiführte, wollten nämlich seltsame Töne gehört haben, die vom Kirchhof her, oder gar aus der Kirche selbst erklungen wären. Natürlich glaubte ihnen die Geschichte Niemand. Einige Tage später tauchte jedoch das Gerücht neuerdings und von anderer Seite auf. Und ehe die Woche um war, wußte das ganze Dorf von der greulichen Gespenstermusik, die jede Nacht von den Todten des Kirchhofes in der pechdunklen Kirche drinnen aufgeführt werde und wo nur der Gottseibeiuns selber der Kapellmeister sein könne. Die Instrumente, auf denen bei festlichem Gottesdienste musizirt zu werden pflegte, waren ja seit jeher auf dem offenen Chore aufbewahrt und lagen den Todten geschickt zur Hand, sie brauchten nur zuzugreifen. Was konnte klarer sein? Da galt es nun zu helfen, der allnächtlichen Kirchenschändung Einhalt zu thun, den Teufel auszutreiben. Der Herr Pfarrer indeß war ein alter Herr, der Niemandens Nachtruhe gern stören mochte, am allerwenigsten seine eigene. Möglich auch, daß er sich ein wenig vor Meister Urian fürchtete und ihm nicht gern um Mitternacht in den Wurf kommen wollte. So dauerte es denn längere Zeit, bis der große Entschluß reif war, den Teufelsspuk auszutreiben, dann aber wurde auch das Unternehmen mit desto größerem Nachdruck ins Werk gesetzt. Die gesammte geistliche, halbgeistliche und weltliche Macht der Gemeinde rückte dazu aus, bewaffnet mit allem Teufelswidrigen, was die exorcistische Wissenschaft kennt, und in der That hatte man die Genugthuung, sobald man unter den passenden Ceremonien die Kirche betrat, den leibhaftigen Schwarzen, in einen Knäuel zusammengeballt, unter Zischen und Prusten wie einen Brandpfeil zur Kirchenpforte hinausfahren zu sehen. Alle Welt behauptete, deutlich die Hörner gesehen, den Schwefel gerochen und das Getrappel der Hufe gehört zu haben; Einige bestanden auch darauf, ein langer schuppiger Drachenschwanz mit Widerhacken habe sich hinter dem Satanas einhergeringelt, und noch Andere schilderten in aller Ausführlichkeit die feurige rothe Zunge des höllischen Ungethüms, deren Länge zwar bei der Eile seiner Flucht leider nicht genau gemessen werden konnte, die jedoch nach den verschiedenen Angaben gewiß nicht unter anderthalb, aber auch nicht über drei Schuh weit zum Rachen herausgehangen war. Nachdem der Akt der Teufelsaustreibung mit so glänzendem Erfolg beendet und zugleich die Anordnung getroffen war, daß die Musikinstrumente der Kirche in Hinkunft hinter Schloß und Riegel verwahrt werden sollten, ging die Gemeinde hoch befriedigt schlafen, und niemals wieder hat sich seitdem das mitternächtige Teufelskonzert in der Kirche vernehmen lassen.

Wenn es nach alledem noch eines ferneren Beweises für die himmelschreiende Herzlosigkeit des krummen Peti bedurft hätte, so war nun auch der bald erbracht. Denn am Tage nach der Teufelsaustreibung verschwand Peti spurlos aus dem Krakó und wurde nun auch bei Tage nicht mehr gesehen. Der alte Dade mußte seine Nägel allein weiterklopfen und die Kopfstücke, die ihm jeden Tag unverwendet übrig blieben, häuften sich alsbald zu einem förmlichen Kapital an Prügeln auf. Welche teuflische Bosheit von dem undankbaren Jungen, den armen Dade in solche bittere und ganz ungewöhnliche Verlegenheit zu stürzen.

Trotzdem aber der Krakó froh sein mußte, ein so räudiges Schaf los-geworden zu sein, zerbrach er sich doch nicht wenig den Kopf über des krummen Peti Verbleib. Die neunzigjährige Dorka meinte, der Junge müßte in den Fluß gefallen und ertrunken sein; da aber weit und breit in der Gegend nichts Flußähnliches vorhanden war, glaubte man ihrer greisen Weisheit nicht recht. Der Kesselflicker des Krakó dagegen wollte die Nacht vorher die Stimme des krummen Peti über seinem Dache gehört haben, wie sie ihn laut beim Namen rief; als er aber aus der Hütte hinaustrat, da sei von dem Dache eine große Eule aufgeschwirrt und in der Nacht verschwunden. Das klang schon glaubwürdiger und das Volk des Krakó nahm es im Ganzen und Großen für gewiß hin, daß der krumme Peti sich von der Ortshexe in eine Eule habe umhexen lassen und derzeit wohl schon, sieben fette Mäuslein im Magen, in einem gemüthlichen hohlen Baume satt und ruhig der nächsten Jagd entgegenschlummere, weßhalb ihn nicht Wenige im Krakó beneideten. Nur der alte Gyura glaubte auch dieses nicht, sondern schwor, den Peti habe der Teufel, als er aus der Kirche fuhr, im Vorbeigehen mitgenommen, womit er sich jedenfalls nur habe ersparen wollen, ihn früher oder später erst noch besonders holen zu müssen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jahre vergingen. Im Krakó draußen und im Dorfe drinnen war das Alles längst vergessen. Nur etwas wie eine Redensart war davon im Volks-munde zurückgeblieben; man pflegte zu sagen: „Er hat eine krumme Seele wie der krumme Peti“. An den Menschen, der diesen Namen trug, dachte Niemand.

Dieser selbige Mensch aber kam eines heiteren Sommerabends über's korngelbe Gefild dahergeschritten, gerade aufs Dorf zu. Der alte Gyura selber hätte ihn schwer erkannt, höchstens an seinem krummen Beine, denn ein schwarzer Bart war ihm mittlerweile gewachsen, und er trug feines städtisches Gewand und eine schöne Geige in grünem Ueberzug unter dem Arm, und hätte ihn wer um seinen Namen gefragt, so würde er stolz geant-wortet haben — nicht etwa: „Ich bin der krumme Peti“, sondern: „Ich heiße Peter Fekete“, und dieser Name hatte damals einen gar hellen Klang in der ungarischen Zigeunerwelt, bis in die Hauptstadt Budapest hinein.

Seine krumme Seele schien aber der krumme Peti behalten zú haben, denn wie er so im ersten Abenddunkel durch den Krakó kam, sah er nicht rechts noch links, sondern humpelte rasch in die Dorfstraße hinein, dem wohlbekannten Wirthshause zu. Er setzte sich an den Schenktisch und blieb beim Wein sitzen bis spät in die Nacht hinein, den Kopf in die Hände gestützt, und sah auch kein einzigmal von der Tischplatte auf, an der doch nicht das geringste Merkwürdige zu sehen war, und nur zuweilen wiegte er den Kopf hin und her und brummte etwas in den Bart, während es wie Wetterleuchten unter seinen dunkeln Augenbüschen aufblinkte. Das war so recht der unver-besserte krumme Peti; kein Wort, kein Blick, kein Herz für irgend Jemanden auf Erden, ganz wie man es ihm jederzeit nachgesagt.

Um Mitternacht nahm er seine Fiedel und ging fort. Was er nur wieder Böses vorhatte, der alte Thunichtgut? Bei einer Gartenmauer hielt er einen Augenblick inne und schwang sich dann geschickt hinüber, — gerade

wie damals, vor Jahren, vor Zeiten. Ja, ja, das war noch immer der krumme Peti mit der bösen Kröten-Courage im Leibe. Was er nur im Schilde führte?

Die Nacht war schwarz und still, unbemerkt konnte Peti durch die düsteren Baumschatten bis an die Lichtung heranschleichen, in deren Mitte das Herrenhaus stand. Da ward ihm aber gar seltsam zu Muthe. Er hatte gehofft, das Haus still und dunkel zu finden, es war aber laut und hell. Er hatte gewünscht, allein auf seiner Geige Ein Lied zu spielen, unter Einem Fenster von den vielen und für Eine Person von Allen; und nun spielte in der Halle drin eine ganze Bande vor hundert Tafelgästen auf, schon die halbe Nacht hindurch. Ungeschlachter Mensch! Hast wohl Jemanden erst aus dem besten Schlafe wecken wollen mit ungerufener Nachtmusik, wie? Blos weil dieser Jemand vor Jahren einst in deiner krummen Seele den Ton angeschlagen, in dem du seither sprechen gelernt? Der Dank dafür sollte ihn jetzt wohl seine Nachtruhe kosten, wie? Der ganze Krakó würde sich entsetzen, wenn er die Größe dieser heuchlerischen Bosheit sähe.

Die Enttäuschung mochte den krummen Peti nicht wenig schmerzen. Seine Augen glühten wie die der Tigerkatze, und krampfhaft griff er nach seinem Herzen, das immer so randvoll gewesen von offenkundiger Bosheit und das nun wohl schier springen mochte vor blutigem Aerger. Da hub drin in der festlichen Halle ein Mann zu sprechen an. Unwillkürlich hinkte Peti näher an die Fenster heran, welche wegen der Schwüle des Saales geöffnet waren. Er sah den Redner dastehen, roth vor Behagen, das volle Glas in der Hand und hörte ihn in den althergebrachten, fein verschnörkelten Wendungen der Brautführer die Gesundheit einer Braut ausbringen. Welcher Braut? Das sah und hörte Peti nicht mehr. Er stürzte von dannen, in den nachtdunklen Garten hinein.

Warum? Frage Einer den ortsbekannten Neidhart. Mochte wohl den Anblick von Menschenglück nicht ertragen können. Ist auch über die Maßen schmerzhaft, in die Sonne zu schauen, in eine so weiße Sonne, von einer so goldblonden Strahlenkrone umwallt und mit zwei himmelblauen Punkten geschmückt, gerade als wüchsen auch in der Sonne Vergißmeinnicht . . . Schaue da hinein, wer kein Herz im Leibe hat!

Aber der krumme Peti konnte ja auch nicht hineinschauen und hatte doch sein Lebtag kein Herz im — —

Wie lange er so auf unsichtbaren Pfaden im Garten hin und wieder schweifte, die Bäume mögen es wissen, an denen er sich blutig stieß, und der windschiefe, sarkastisch herniederhöhnende Spätmond, der erst vor einer Stunde auf dem Hochzeitsfest erschienen war. Zuletzt stand er wieder still in dem tiefen Dunkel, welches aus der Krone der letzten Linde wie ein schwarzer Regen niederzurieseln schien und unter dem Baume mitten in der mondbeglänzten Kiesfläche schon einen scharfen schwarzen Kreis gebildet hatte. Da kam der Peti wieder zu sich und sah das Herrenhaus nun ganz still und weiß im Mondschein stehen. Das Fest war vorüber, die Gäste zerstoben, das Gesinde im Schlaf, die Fenster geschlossen und dunkel. Nur ein einziges, im Obergeschoß, strömte noch eine gedämpfte Helle aus und in seinem Rahmen standen zwei menschliche Gestalten, — schneeiges Weiß blinkte weithin durch

die Nacht, flüssiges Gold glitt in langen weichen Wellen über zarte Schultern nieder, und den fiebernden Sinnen des Lauschers schien es, als umwalle sie der Duft endloser Vergißmeinnichtbeete.

Dieses Fenster, der krumme Peti kannte es wohl. Hatte er nicht damals, vor Jahren, vor Zeiten, die Arme darnach ausgestreckt, vergebens? Schlechter Tropf, deine Arme sind seitdem länger geworden, aber die zweihundert Jahre sind ja noch lange nicht um, — wachse nur, wachse immer zu, Peter Fekete! Siehst du, die schwarze Fliege, die damals an der Wand hinaufkroch, sie hat das Fenster doch erreicht und thut sich nun oben gütlich. Thor, der du wähntest, du hättest sie an der Wand todtgeklatscht. Sie lebt und freut sich und lacht den krummen Peti aus, der keine glatte Wand zu erklettern versteht, wie sie.

Was thust du, krumme Seele? Wolltest du dich unterfangen, laut zu werden, wo beglückte Herzen schweigen? Darfst du es wagen, Aufruhr stiften zu wollen im heiligen Burgfrieden der Liebe?

Der Peti hob die Geige ans Kinn und strich mit dem Bogen über die Saiten. Leise, wie wenn der Hauch der Nacht durch das Teichrohr weht, erhob sich da unten in der Tiefe des Lindenschattens ein Tönen und Klingen sonderbarster Art.

„Ein Vogel träumt da drüben im Nestchen", wisperte es oben im Fenster.

„Was wohl der süße Lindenblüthenduft für Träume erzeugen mag", flüsterte es zurück.

Der Vogel aber träumte weiter und sang im Traume vor sich hin, bald leise, bald lauter, ein wunderseltsames Lied. Er sang wohl von der Liebe Wonnen und Schmerzen, von der Sehnsucht süßem Leid und dem linden Balsam der Hoffnung. Seine Töne verschmolzen mit dem weißen Mondschein, der die Luft erfüllte, und wogten mit ihm dahin in Strahlen und Wellen.

„Kennst Du den Vogel, der so eigen singt?" fragte es oben im Fenster.

„Nein", entgegnete die andere Stimme, die klarere, die glänzendere.

„Es ist der Vogel der Liebe", sagte die erste Stimme, die dunklere, die zuversichtlichere, und im Mondschein neigten sich die beiden Gestalten gegen einander und umschlangen sich enger. —

Da schrie der Vogel im Lindenwipfel plötzlich auf, schrill und schmerzlich, daß es wie blutiger Stahl durch die Seele schnitt. Und in langen schluchzenden Tönen wimmerte er noch lange nach, und es war, als hörte man dazu die Thränen fallen in hellen, klingenden Perlen, eine nach der anderen. —

„Ich habe die Nachtigall noch nie so schön schlagen hören", sagte die eine Stimme oben im Fenster. Es bebte in ihr deutlich, wie von nachdenklicher Schwermuth und Rührung.

„Dem Liebenden klingt ja ihr Gesang doppelt süß", entgegnete die andere Stimme — und in der lieblichen Nachtstille erscholl mit Eins die Musik eines Kusses.

Da schrie der Vogel im Lindenwipfel abermals auf, schriller noch und schmerzlicher, als zuvor. Es war wie das Schluchzen der Verzweiflung und das letzte Stöhnen eines brechenden Herzens. Immer leidenschaftlicher und brennender wurde der Sang, gerade als wolle der Vogel sich zu Tode singen,

und dann klang auf einmal ein einzelner Ton so unheimlich heiser daher, daß man schwören mochte, es sei dem armen Geschöpf eine Saite im Herzen gesprungen, — der Vogel aber sang immer zu, es war ein unerhörtes Nachtigallenlied, daß die Hörer oben am Fenster erschreckt zusammenfuhren; und dann kam plötzlich wieder jener einzelne Ton, und dann noch einmal, und ein viertes Mal, — springen ihm denn alle Saiten ab von seinem armen, heißen Vogelherzen? — Und dann schwieg das Singen vollends, und man hörte ein seltsames, schier unerklärliches Krachen und Splittern, — sollte ein Nachtadler gewaltsam durchs Astwerk gebrochen sein, den unglücklichen Sänger zu morden?

Es blieb Alles still im Schatten der Linde. Oh, um den armen, lieben Vogel! Er war gewiß todt.

In der Höhe klang ein Fenster. Es schloß sich vor der Nacht und ihrem Mondschein. Ein großer Nachtfalter, der eben noch ins Stübchen hinein schlüpfen gewollt, fuhr schwer gegen die blinkende Scheibe. Aber er pochte umsonst, es wurde nicht mehr aufgethan.

Den andern Morgen fand man am Fuß der Linde eine zerschellte Geige liegen.

Und in Krakó draußen saß der krumme Peti und sagte kein Wort und hämmerte Hufnägel vom Morgen bis zum Abend. Wo er nur so plötzlich wieder hergekommen? Frage ihn nicht, denn er möchte, nach seinem Gesichtsausdruck zu schließen, als Antwort wohl den schweren Hammer nach dir werfen. Du weißt ja, er ist eine krumme Seele!

Die drei Wünsche.

Von

Alfred Friedmann.

Sacrifice, ô toi seul peut-être es la vertu!
Les Destinées. Wanda.
Alfred de Vigny.

Es ist im Süden eine Zauberbucht,
Da wo Italien sich an Frankreich lehnt.
Dort reift der Goldorange süße Frucht;
Die Palme, die in Africa sich wähnt,
Läßt ihre Blätter mit der Meerluft kosen
Und ihr zu Füßen blühn die schönsten Rosen.
Wie ein Smaragd, umschlungen von Demanten,
Liegt in dem Felsenarm des Meeres Flut,
Und wenn die Sonne ihren Lauf vollendet,
Die Strahlen sammelnd, die so glühend brannten
Ins Herz der Rose, die ihr zugewendet —
Färbt sie das grüne Meer mit Gold und Blut. —
Der Vogel taucht den Fittig in die Wellen,
Steigt auf zum Nest und Silbertropfen fallen
Wie Thränen, daß der schöne Tag entschwand,
Zurück in's Meer, und sanfte Ringe wallen
Hinaus in's Weite und herein in's Land. —
Dann kommt der Abendwind, und Silberquellen
Gießt nun der Mond auf Fels und Meer und Land. —
Dort lag in einer lauen Sommernacht
Ein junger Schäfer träumend auf der Erde.
Rings um ihn schlief, vom treuen Hund bewacht,
Im Gras, vom Wohlgeruch betäubt, die Heerde.
Des Schäfers Auge irrte nach der Ferne

Voll Sehnsucht in das Wunderreich der Sterne,
Und klagend rief er in die stille Nacht:
„O, daß ich freundlos bin und ungeliebt,
„Daß es für mich kein Glück auf Erden giebt!
„O wer doch hier in seliger Natur
„Des Herzens und des Geistes Frieden fände;
„Wem still das Heute doch zum Gestern schwände
„Und Heut' wie Gestern ließe keine Spur!
„Wem sich von selbst des Lebens Räthsel löste,
„Indem zufrieden er sein Dasein lebt!
„O glücklich, wem nicht in den Busen flößte
„Ein Gott den Wunsch, der stets in's Weite strebt!
„Dem jede That nicht Wunsch ist neuer Thaten,
„Dem sich der Sehnsucht Netz nicht endlos webt,
„Der in geliebtem Aug' sein Glück errathen,
„Sein kleines Nest an einen Dachfirst klebt!
„O hätt' ich nie die traute Bucht verlassen,
„Wär' nie gezogen nach der wilden Stadt,
„Wo mich das bunte Treiben in den Gassen,
„Die Pracht, der Schönheit Reiz — verwandelt hat! —
„Ich sah die Federn von den Hüten nicken,
„Ich sah die stolzen Rosse und die Wagen,
„Ich sah Begierde in den süßen Blicken,
„Und sah, auf grünen Tischen hingerollt,
„Das Alles gibt — und Alles nimmt, das Gold!
„Und an die stille Bucht mit mir getragen
„Hab Unfried', Unruh' ich; und jede Pein
„Ließ ich in's einst so kühle Herz hinein.
„Ich will nun all' den Menschen etwas sein;
„Nicht im Verborg'nen meine Heerde hüten
„Umgeben nur von luft'gen Frühlingsblüten —
„Ich will an frohen Menschenblüten nippen,
„Mit heißem Weine netzen meine Lippen
„Und alle Freuden dieser Welt genießen!"

Das Meer wallt leise auf, das Meer errauscht.
Die Wogen sieht er auseinander fließen:
Ein nackter Nixenleib taucht blendend auf,
So süß und wonnig, daß sein Herz erbebt.

Ein Mädchen schwebt den Blumenhang herauf,
So wie ein Rosenblatt im Winde schwebt.
Sie spricht zu ihm: „Ich habe Dich belauscht
„Und Deine Klage, schmerzerfüllt, vernommen!
„Du hast Dein Glück nun gegen Wahn vertauscht.
„O hättest Du Dein Sehnen überwunden,
„Dein Glück in stiller Einsamkeit gefunden,
„So wär' ich nun vom Zauberbann befreit!
„Dir wär' in mir ein holdes Glück gekommen,
„Ein Falter, stieg' ich aus dem Nixenleib
„In holder Menschlichkeit, und als Dein Weib. — —
„Nun sind getrennt wir für die Ewigkeit,
„Des Ortes Genius muß ich wieder sein,
„Bis Einer ihm sein ganzes Leben weiht,
„Die Außenwelt selbst nicht im Wunsch berührt
„Und so sich selbst des Glückes Wege führt! —

„Zum Abschied nimm die Blume! Sie ist Dein!
„Die Zukunft ist so mir wie Dir verhüllt,
„Doch werden Drei der Wünsche Dir erfüllt,
„Sobald Dein Mund in ihren Kelch gehaucht
„Und ausgesprochen Deiner Seele Sehnen!" —

Er fühlte ihre Brust an seiner wogen,
Auf seine Wangen fiel ein Thau von Thränen
Und seine Lippen küßt' ein süßer Mund —
Da war sie schon in's Meer zurückgetaucht.
Ihm däucht's ein Traumbild mitternächt'ger Stund',
Um das ihn dann das Morgenlicht betrogen;
Doch hielt er, als das Sternenheer entschwand,
Die fremde, goldne Blume in der Hand!

Er küßte ihren kleinen Kelch und sprach
Zur Blume, flüsternd, wie in's liebe Ohr
Der Freundin man ein süß Geheimniß flüstert:
„Den Gram laß schwinden, der mein Herz umdüstert!
„Die Blüte meiner Jugend, die schon brach,
„Sie knospe neu entfaltet froh hervor:
„O laß' mich fröhlich sein, wie And're sind!"

Da sieht er sich in einer großen Stadt,
Ein buntes Treiben rollt sich vor ihm auf;
Ein Jüngling, den er nie gesehen hat,
Führt lange Straßen ihn hinab, hinauf.
Er zeigt ihm, was die heit're Kunst geschaffen,
Er führt ihn in des Thespis hohes Haus;
Er läßt Bazarenreichthum ihn begaffen,
Sie reiten in den grünen Wald hinaus. —
Da tummeln sich in schattigen Alleen
Die schönsten Frau'n, der Stadt gewalt'ge Feen,
Die Reiter sprengen grüßend hier vorüber,
Die Mädchen grüßen lachend dann hinüber,
Ein Jeder scheint beseelt von Lebenswonne
Und sonnt zugleich sich in der eig'nen Sonne!
Von all' den lebensfreudigen Gestalten
Sucht sich der Jüngling nach der Sympathie
Gewaltigem Gesetz die liebsten aus;
Er hofft den Freund am Herzen festzuhalten,
Er weilt, wo Freude und wo Frohsinn walten,
Nimmt Theil an jedem Festgelag und Schmaus.
Die Tonkunst naht mit hehrer Melodie
Und stimmt sein Herz zur Friedensharmonie —
So pflückt er alle Lust zum Lebensstrauß!

Und was er von der Blume hat begehrt,
Die Blume hat's ein Veilchen ihm gewährt:
Er hat gelacht, so wie die Andern lachen,
Er wirbelt auch, so wie die Andern auf
Ein bischen Staub, in dem sie dann verschwinden.
Ja, den Parnaß klimmt er zuletzt hinauf —
Die Andern thun's, sollt' er's nicht auch so machen?
Zwar ist der Gipfel lange nicht erreicht,
Er naht der Mitte, athmet dann und keucht
Und freut sich doch des neuerrung'nen Postens —
Wehrt wer die Mahlzeit — freut man sich des Kostens!
Und wie nun ganz der Taumelkelch geleert,
Da fällt es ihm wie Schuppen von den Augen —
Und wie sich Bienen voll an Blüten saugen
Mit Seim und Staub die Füßchen sich beschwert,

So daß, statt heimzukehren zu der Zelle,
Sie sinken in des nächsten Bächleins Welle,
Wo Schwererkämpftes schnelle sie verlieren,
Um dann auf's Neu dasselbe Sein zu führen —
So ward dem Jüngling eines Tags bewußt,
Daß eitel, schaal sei die vermeinte Lust!
Die Sinne hat er kurze Zeit berauscht,
Dafür der Seele Leerheit eingetauscht
Und Schmerz und Sehnsucht zog ihm durch die Brust.
Er hat gelebt! Das heißt: Verkauft, verrathen,
Hat ihn der Freunde Schaar wohl hundertmal.
Der Wein der Inseln ist hineingerauscht
Im Purpurstrom in seinen Goldpocal —
Süß war das Nippen — doch die Neige schaal!
Er hat sein Glück dem Spiele anvertraut,
Tief in der Menschheit Karten so geschaut.
Die Welt, die schmeichelnd ihn herangezogen,
Hat ihn mit sich und sich mit ihm betrogen.
Sie gab nur, weil sie von ihm nehmen wollte,
Er gab nur, daß sie mehr noch geben sollte,
Ein jeder Schmeichler hat nur sich genützt,
Der nützen ihm zu wollen vorgeschützt;
Man reichte ihm die buntesten der Kränze,
Damit der Geber im Bekränzten glänze;
So war ein Jeder falsch vom Fuß zum Scheitel
Und alles, was er sah, war hohl und eitel. —
Die Kunst, das war die hohe Kunst nicht mehr,
Die aus sich selber für sich selbst nur schuf;
Der Künstler nicht der Götterliebling, hehr
Und einsam, einzig lebend dem Beruf,
Den sich sein Innres und sein Genius schuf —
Es war die Kunst, die nur der Menge schmeichelt;
Die, was sie schafft, schon aufgewogen sieht
Mit schnödem Gold, und die für Gold nur schreibt;
Die, trotz des Tages Beifall, doch nur bleibt
Die Kunst des Tags, und ew'ges Leben heuchelt! —
Es war die Kunst nicht, die den Beifall flieht
Des feilen Volks, und die der Ewigkeit
Das Werk der Jahre hoffend anvertraut,

Ins Meer der Ewigkeit ihr Schaffen wirft —
Nein, jene, die im Arm der Wollust schlürft
Gebeizten Trank für die erschlafften Nerven,
Die schon im Schaffen — nach dem Lohne schaut!
Das Volk, der Pöbelhaufen, eben Jene,
Die solchen Künstlern ihre Kränze werfen,
War eben Volk — dem solche Kunst gefällt!
So wie der Bogen, so ist auch die Sehne. — —
Das ist der Kreislauf in der Kunst, — der Welt! —

Die Frauen, nun, die waren wie die Kunst,
Die rechten nicht, mehr Kleiderstock, als Venus!
Für Etwas war stets käuflich ihre Gunst, —
So ist die Art, die Species und das Genus!
Die Einen liebten lediglich das Gold
Und waren für das Gold auch Jedem hold,
Der es besaß — und weiter gab! Die Andern —
Die ließen sich durch Anderes bethören,
Doch selten hießen sie den Wandrer — wandern!
Ein Mährchen war des Weibes Schmuck, die Treue,
Und selt'ner noch nach Untreu' — war die Reue!
Das Wörtlein Liebe war in jedem Mund.
Er hört' es oft, doch blieb es nur ein Wort,
Gar Viel bedeutend; außer Liebe, Alles:
Bald Prahlen hier an öffentlichem Ort,
Bald Eidbruch, noch bevor es kam zum Schwören;
Für eine Bettlerin ein selt'ner Fund;
Befriedigung der Eitelkeit war's dort,
Eintreffen hier des längstgewünschten — Falles!

Und wie die Kunst, die Frauen, war auch Alles!
Im Innern der Familien Streit und Zank,
Daheim die Armuth und nach Außen Schein,
Die Schale rosig und der Apfel krank,
Das Glas geborsten und gefälscht der Wein! —
Und selbst die Menschen waren ohne Trost,
Die elend jetzt ihm schienen, eitel, schaal —
Sie wußten, was sie selbst sich zugelost,
Und sonder Hoffnung trugen sie die Qual!

Das Schöne, hieß es, war geschehn vor Zeiten,
Die Zukunft kann allein es wiederbringen:
Doch wo sind wir, wenn erst die Zukunft ist!?
Die Gegenwart, ein Vogel ohne Schwingen,
Unfähig, in das All den Flug zu breiten,
Geht unbeholfen, an dem Arm der Noth,
Langsam, doch sicher, hülflos in den Tod,
Und wenig Jahre sind des Menschen Frist! —

Die Wissenschaft. O, geht! die Wissenschaft!
Wir wissen nicht einmal, woher wir kommen,
Und wollen wissen nicht, wohin wir geh'n!
Was weiß die Wissenschaft von Gott? Versteh'n
Wir nur das einfachste der Weltgesetze,
Das Gott den Dingen als Gebot gesetzt:
„Daß nie ein Ding ein Weltgesetz verletze?"
Zwar durch die Wissenschaft ist viel gescheh'n.
Wir legen Eisenringe um die Erde —
(Ein Windhauch reißt die Menschenwerke nieder);
Gedanken, schneller als die Sonnenpferde
Entsteh'n am fremden Meeresstrande wieder —
(Ein Hai, ein Wellenschlag hemmt ihren Gang).
Doch können einen Grashalm wir erschaffen? —
Wir können's nicht! — Das ist die Wissenschaft.
Es sucht der Mensch sein ganzes Leben lang
Und findet sich zuletzt — als Sohn der Affen! —
Das ist nun Weisheit, das ist Menschenkraft,
Das sind die Frau'n, Kunst, Wissen und die Welt!
Ein Narr, wer's aushält, wem's darin gefällt! —

Doch was zumeist ihn um sein Lachen brachte —
Das Elend war's, die Armuth und das Gold,
Das Gold, das immer nur zum Golde rollt,
Das der Betrug sich stets zum Sclaven machte,
Das in den Schooß der trägen Dummheit fällt,
Das wirkliches Verdienst und Können flieht —
Der Hölle Gabe und der Fürst der Welt!
Und wer im Gold die Einen wühlen sieht —
Durch's ganze Leben sorglos, zwecklos lungern

Und Tausende für einen Scherz verzetteln,
Und dort die Arbeit und den Genius hungern,
Die kranke Mutter auf der Straße betteln,
Und alles Elend, alle finstre Noth,
Die stumm erwartet den Messias: Tod —
Wer all' dies sieht, und doch vielleicht noch lacht —
Der ist fürwahr aus härtstem Holz gemacht! —

Den Jüngling füllt mit Abschen all' sein Thun.
Voll Ekels wird der Leerheit er bewußt,
Es war nicht Freude, war nicht Glück und Lust,
Das Lachen wie die And'ren! — Doch was nun? . .
Verzweifelnd schlägt er sich die heiße Brust —
Da fällt vom unberührten Heiligthume
Des Herzens ihm die kleine Wunderblume.

O glücklich, wessen Herz noch Wünsche nährt
Und wer da weiß, sie werden ihm gewährt! —
Und also spricht er zu der kleinen Blüte:
„O Gabe Du der unermess'nen Güte,
„Die mir Erfüllung neuen Wunschs verheißt,
„Du kleine Allmacht, goldne Zauberblüte,
„Die Du mir neues Glück zu geben weißt,
„Die mir nach solchem Schiffbruch noch geblieben —
„O, laß mich lieben, wie die Andern lieben!"

Ein kleines Häuschen steht am Meeresstrand. —
Mit Epheu ist's und Geisblatt rings umlaubt
Und aus dem Fenster sieht ein Mädchenhaupt.
Nachdenklich ruht's in weicher Kinderhand.
Ihm sagt sein Herz: die Einkehr hier sei Glück —
Und es begegnet sich der Beiden Blick! —
Da, wie das Meer mit allgewalt'gen Fluten
Hereinströmt nach der Ebbe Zeit — erfaßt
Des Jünglings Brust ein Sturm von Liebesgluten,
Er schwingt sich leicht auf einen Epheuast
Und biegt die Geisblattzweige auseinander,
So daß sein Hauch ihr Wellenhaar bewegt.
Die Arme breiten sich, und aneinander

Sind Brust an Brust und Mund an Mund gelegt.
Und eh' die erste Frage ausgesprochen,
Ist schon des Kusses Blütenkelch gebrochen;
Und eh' die erste Antwort noch bejaht,
Reist Liebe schon — des ersten Kusses Saat!
Erst kam der Kuß und nachher kam das Wort,
Dann scheuchten Küsse wieder Worte fort;
Dann wird das Wort ein selig, kindlich Stammeln
Und Keines kann vor Lust die Worte sammeln,
Um endlich auszusprechen, was es fühlt:
Wie heiße Wonne durch die Glieder wühlt,
Wie die Begier im Küssetausch sich kühlt,
Um, nach Gewährtem, neu emporzulodern
Und das Gewonnene zurückzufodern. —
Er schwingt sich durch den grünen Fensterrahmen,
Zieht sie herein, nennt sie mit süßen Namen,
Der Schönheit Wohnung und den Quell des Glücks,
Vergißt der Menschheit Leid, die eigne Pein
Im Wonneübermaß des Augenblicks,
Der ihm des Lebens ganzen Werth umfaßt —
Dem Glück erscheint vergang'nes Weh so klein! —
Vom Herzen sinkt ihm allen Schmerzes Last. —
So wie die Berge, schwer mit Schnee beladen,
Wenn sie sich in der Frühlingssonne baden,
Hinab in's Meer die lauen Ströme senden —
So schmilzt sein Groll — und alle Leiden enden!

Auf einem Hügel steht das Haus am Meer,
Der ganz beschattet ist mit süßen Reben.
Ein Fußpfad windet sich durch sie daher
Am Haus vorbei, um nach der Höh' zu streben.
Er führt zu einer Moosbank auf dem Gipfel,
Ein Feigenbaum verbreitet dort die Wipfel. —
Dort saßen sie! — Das Häuschen lag begraben
Im Laub tief unter ihnen und das Meer
Sang Melodien, machtvoll und erhaben,
Sonst mitternächt'ge Stille rings umher.
Die Woge wälzt im Mondlicht eitel Gold,
Hat Beider Liebesworte fortgerollt,

Nach andern Ländern und nach fernen Küsten,
Daß And're dort, wie Liebe spricht, auch wüßten!

Und wieder Abends saßen sie am Strand.
Noch dunkel war's, kein Stern am Himmel stand.
Da sang Lilith, so süß und wehmuthsvoll,
Daß sich die Schiffer lagerten im Sand,
Und ihrem Aug' die Thräne still entquoll
Und daß die Brust dem Jüngling höher schwoll.
Es führte ihn die Zaubermacht der Töne
In eine Traumwelt ewig heit'rer Schöne,
Wo alle Erdenbande abgestreift,
Wo die als unerreichbar stets beklagte,
Im Reich der Wirklichkeit uns stets versagte,
Die Wunderblume der Erfüllung reift! —
Und wie ein unsichtbarer Elfenchor
Erbraust' das Meer mit seinen Wogen drein,
Und aus der Tiefe stieg der Mond empor,
Ihr Haupt umhüllend wie mit Glorienschein,
Und dann erstarb des Liedes Schlußaccord
Im süßen Kuß, als süßes Liebeswort! —
Doch also sang Lilith, süß, wehmuthsreich,
Daß selbst die Fische aus dem Wellenreich
Vom wundervollen Klang gelockt nach oben
Die Augensterne aus den Wassern hoben:

Lilith's Lied.

Ach, daß man auf die Liebe noch
Nicht bauen kann,
Daß man dem Allerliebsten doch
Nicht trauen kann!

Ach, daß der Lenz vergänglich ist
Wie Veilchenduft!
Lieb' erst so überschwänglich ist —
Dann widerruft!

Ach, daß sogar das Herz nicht weiß,
Ob treu es bleibt?
Daß Schwüre es, ob noch so heiß,
In Sand nur schreibt!

Daß selbst der süße Kuß verfliegt,
Erinn'rung mit!
Die Brust, der Du Dich angeschmiegt,
Nicht lang Dich litt!

Ach, daß die Rose sich entfärbt,
  Das Haar erbleicht!
Daß sich die *Hoffnung* stets vererbt,
  Die *Nichts* erreicht!

Daß Reue folgt stets auf Genuß,
  Selbst dem, der liebt!
Der *Glücklichste* auch sterben muß, —
  Wenn *Glück* es giebt?

Daß, was das Herz sein Liebstes nennt,
  Kein Bleiben fand!
Erst recht man seinen Werth erkennt,
  Sobald's entschwand!

Ach, daß man auf die Liebe noch
  Nicht bauen kann!
Daß man dem Allerliebsten doch
  Nicht trauen kann!

Der Morgen sah sie durch die Insel streifen
Von Küst' zu Küste und von Strand zu Strand;
Die Sonne sah sie durch die Wälder schweifen
Und nach der Liebe süßer Beere greifen,
Die roth und voll im dunklen Laube stand.
So lebten sie ein süßes Leben hin,
In dem ein jeder Augenblick Gewinn.
Und wenn ein Todter nochmals träumen könnte
Und ihm ein güt'ger Gott Erinn'rung gönnte,
Ein solcher Traum wär' noch im Grabe süß,
Erinn'rung an's erlebte Paradies! —

Einst lag sie sinnend an der Plauderquelle.
Durch Pinienkronen schien die Sonne helle,
Daß Gold und Schatten lag auf ihrem Haar,
Und als die Liebesfrucht genossen war,
Ihr Mund geschlossen, lauschend nun das Ohr —
Da zog ein Büchlein jetzt der Knab' hervor
Und schlug es auf an heimlich stillster Stelle —
Im Zauberthal des Busens ihr — und las:
Von einem Seemann, der auf Meereswogen
Von Weib und Kind in weite Fern' gesteuert,
Und dem sein gutes Glück und Schiff, wie Glas,
Des Meeres und des Lebens Sturm zerschellt.
Er kam nicht heim — und auf den Grund gezogen
Glaubt ihn sein Weib, das, nach dem Lauf der Welt
Ihn erst beweint, betrauert dann — erneuert
Zuletzt den Bund mit einem and'ren Mann,
Und so die neuen Tage sorglos lebt,

Die halb Vergessen — halb Erinn'rung webt! —
Dann kam die Weihnachtszeit — und mit ihr tragen
Die Stunden auch den ersten Mann heran,
Den neues Leid — an's Heimathsland verschlagen! —

Still hatte Lilith mit erregtem Sinn
Dem Leser zugehört, voll Leid, voll Lust.
Nun nimmt er müd' das Buch von ihrer Brust,
Und reicht es ihr mit sanfter Bitte hin
Und spricht: „Lies Du!“ — Sie aber sagte: „Nein!“ —
— So las er fort: — Wie sich der Mann bezwang,
Um nicht des neuen Paares Glück zu stören,
Wie in ihm stritt der alten Liebe Drang
Und wilder Eifersucht gewalt'ge Pein. — —
„Nun, Lilith, lies!“ — Doch Lilith sagte: „Nein!“
Des Knaben Blut begann sich zu empören,
Er bat und flehte: Lilith sagte: „Nein!“ —
So las er, bis des Mährchens Ende klang.

Der kleinste Sturm macht auch die Eichen regnen,
Wenn überreif die Eicheln sind! — Die Liebe
Muß mit Gewährung stets der Lieb' begegnen,
Sonst stiehlt die Liebe Lieb', wird selbst zum Diebe.
Erfüllend nur, kann sie mit Dauer segnen.
Sich selbst verweigern mag sie dem Genuß
Die, was nicht selbst sie ist, stets geben muß.
An einem Baum verdorrt nur die Liane,
Am Baume der Verneinung. Und verneinen
Soll nie die Lieb' — will sie nicht lieblos scheinen!

Seit jenem Tag genas der Knab' vom Wahne,
Daß er durch Liebe glücklich sei! Es kam
Nicht plötzlich Sättigung ihm wie ein Blitz —
Nein, ihn erfreute lang noch der Besitz.
Auf einmal ward der Liebe dichtes Laub
Nicht einem heißen Sommersturm zum Raub —
Wie Du allmählich alle Blätter färbst,
So kamst Du langsam, kühler Liebesherbst.
Die Mädchenrose: Güte: welkte hin,

Es blühte nur die Aster „Eigensinn!“
Und wie die Sonne langsam scheidet, nahm
Die Liebe traurig Abschied; kalt und bleich
Stieg der Enttäuschung Bild, dem Monde gleich,
Am Horizont herauf, um dort zu sinken — — —
Und ihn umgab nun wieder dunkle Nacht! —

„War das die Liebe, wie sie And're lieben?
„So hat sie mir kein dauernd Glück gebracht,
„Fürwahr — sie hat mich glücklich nie gemacht!
„Will mir ersehntes Glück denn nirgends winken?
„Ich rühr' es an — es muß in Nichts zerstieben!
„Kalt war die Lippe, die mich gestern küßte,
„Das Auge glanzlos, das mir zugelacht,
„Der Mund, der glühend mich versengen müßte,
„Hat mir der Weig'rung Worte zugedacht!
„So ist das Glück der wehen Menschenbrust
„Dem eitlen Menschengeist ein Wahnbild nur!
„Ist denn nur Wunsch und Sehnsucht — wahre Lust,
„Reist nur Enttäuschung auf der Hoffnung Flur?
„Ist Hoffen Morgenroth, Erfüllung Nacht?“

Da hauchte wieder in die kleine Blüte
Der Jüngling, tiefsten Schmerz in dem Gemüte,
Und sprach zu ihr, die bei dem Wort verschwand:
„Mir blüht kein Glück, o liebe Wunderblüte,
„Auf diesem schmerzbewohnten Erdenland.
„Das Lachen wie die Andern — fand ich schaal,
„Wie And're lieben, bringt statt Lust, nur Qual,
„Du blühst auf Erden nicht für mich, o Glück!
„Nimm Deine Blüte, weiße Fee, zurück!
„Gieb Andern Glück, gieb Andern Lust und Frieden,
„Laß And're froh, geliebt und glücklich sein,
„Den Andern reiche Deine Gunst hienieden,
„Gieb ihnen Glück, das nimmer mir beschieden.
„Laß mir die Nacht, gieb ihnen Sonnenschein!
„Nimm meine Jugend, meine stolzen Jahre,
„Und gieb sie denen, die nach Leben ringen,
„Gern leg' ich meine Freuden auf die Bahre,

„Wenn auferstehend Andern Lust sie bringen!
„Nimm ganz mich hin und laß mich untergeh'n,
„Kann And're ich vollkommen glücklich seh'n!"

Da — wie die Hülle, die den Körper engt,
Des Abends an dem Lager niedersinkt,
Sank aller Gram, der ihn so lang bedrängt,
Dem Jüngling von der Seele! Lichtbeschwingt
Erhob sie sich mit ihm in jäher Flucht
Aus einer Welt, die ihm nicht bieten konnte
Die Freuden, die er einst darin gesucht,
Und trug ihn wieder zu der stillen Bucht,
Wo das smaragd'ne Meer sich friedlich sonnte,
Wo glühend reift der Goldorange Frucht,
Sich an der Palme Schaft die Rose lehnt,
Wo nächtlich auf vom Grund die Nixe taucht,
Und leisen Kuß auf ihren Schläfer haucht,
Von wo in's Weite nur ein Thor sich sehnt:
In's stille Reich der höchsten Harmonie,
In's Zaubermährchenreich der Poesie! —
Dort suchte nicht und fand der Jüngling Glück.
Wem von den Andern ließ er's hier zurück?

Aber.

Von

Bruno Walden.

Ein Wort hasse ich gründlich, aus ganzer Seele, es ist wie Giftthau; könnt' ich es nur aus der Sprache merzen, das Leben wäre noch einmal so schön und freundlich!

— Aber, bester Freund, wie unvernünftig — —

— Du hast es ausgesprochen, das verhaßte Wort, und zugleich meine Antipathie dagegen gerechtfertigt! Ward je ein erfreulicher, verbindlicher Satz mit „aber“ begonnen? „A b e r“, das ist die feige Negation, die kein ehrliches, gerades Nein wagt, die sich nur als Clausel und verclausulirt mit Vorbehalt gibt, die mit der linken Hand nimmt, was sie eben erst mit der rechten gegeben, und oft noch viel mehr als das. Es ist ein bittergrausames Wort, tausendmal empfindlicher in seiner anscheinenden Meinungslosigkeit als das brutalste, das unser ganzer Sprachschatz aufzuweisen hat; es ist schleicherisch und heuchlerisch, kommt stets meuchlerisch im Nachtrab angezogen, wenn man es am wenigsten erwartet. Wie eine Sturzwelle bricht es herein und reißt Einen aus der Stimmung, in die Einen der Vordersatz versetzt hat. Ganz ähnlich, wie wenn eine giftige Spinne über eine Blume kriecht, fröstelt es mich an, wenn das häßliche Wort in einen Satz gleitet. Es ist die verkappte Perfidie und subtrahirt wie widerwillig, doch mit scharfer Kralle etwas von einem konstatirten Werthe weg, wenn es ihn nicht ganz vernichtet. Es zerfiedert und zerfasert Alles und ironisirt den Schwung und Enthusiasmus im ersten Satzglied, der oft nur ein Scheinmanöver gewesen ist, um den giftigen Nachtrab ins Feld zu führen, ohne sich der Anschuldigung der Kälte oder Bosheit auszusetzen.

— Nur wenn Du aller ruhigen unparteiischen Ueberlegung den Krieg erklärst, kann ich Deinen Haß gegen das arme Wörtchen begreifen, das mir im Gegensatz ungemein verdienstlich erscheint. „A b e r“, das ist das Zünglein an der Wage ruhiger Erwägung, es trennt das pro und contra, sucht das Gleichtgewicht zwischen Beiden herzustellen oder zeigt

ehrlich an, auf welcher Seite sich das Uebergewicht befindet. Es ist der Beweis einer ehrenwerthen regulirten Geistes- und Gemüthstemperatur.

— Kein Mensch ist fähig, in Einem Athem aufrichtig zu loben und zu tadeln, anzuerkennen und zu beschuldigen. Es ist unnatürlich, unwahr, unmöglich, in ein und demselben Satze mit Ueberzeugung Anwalt und Ankläger zu sein. Unparteilichkeit, Objectivität! Wie pompös und sublim das klingt! Häufig ist es jedoch nur ein glänzendes Visir, hinter dem sich Tadelsucht und Bosheit birgt. Lob und Tadel braucht, wenn ehrlich gemeint, mehr Terrain als ein Satz bieten kann. Doch gesteh' ich zu, daß man im Drang eines unparteiischen Sinnes sogar in ein paar Worten Lob und Tadel spenden kann; soll ich jedoch an die Objectivität glauben, so lasse man das vergiftende Aber weg. Warum z. B. sagen: „Frau S. ist schön, aber eitel; Fräulein X. geistreich, aber eingebildet?"

— Sie werden doch zugeben müssen, daß Böswilligkeit den Tadel allein versprechen, das Lob verschweigen würde! Und daß die erste Hälfte des Satzes dem Lob gewidmet, beweist zu Genüge, daß die wohlwollende Stimmung die beherrschende ist. Verlangen Sie absolute Blindheit gegen alles Tadelnswerthe? Wäre das nicht „unnatürlich, unwahr, unmöglich"? Soll man heuchlerisch alle unschmeichelhaften Beobachtungen verschweigen und simpel im gerührten Tone sagen: „Frau X ist wunderschön, Fräulein Y ist geistreich." Oder um es Ihnen recht zu machen, wahrhaft sein und rüde bemerken: „Die erstere ist eitel, die zweite eingebildet." Mir erscheint das Aber als eine vermittelnde Brücke, welche die Gegensätze verbindet, häufig motivirt und nimmer mildert.

— „Verzeihung, gnädige Frau, aber mir erscheint es trotz Ihrer scharfsinnigen Vertheidigung als ein vergifteter Dolch. Warum nicht dem Bedürfnisse nach Objectivität zu genügen, einfach constatiren: Sie ist schön und eitel, geistreich und eingebildet? Das klingt meinem Ohr viel harmloser, nur das „Aber" dazwischen bringt Malice hinein. „Schön aber eitel", implicirt das nicht stillschweigend, daß die Eitelkeit ihrer Schönheit einen Reiz hinwegsubtrahirt? „Geistreich, aber eingebildet", steht da nicht zwischen den Zeilen Gleichbedeutendes? Wenn das Wörtchen wirklich eine Brücke ist, nun so ist es wenigstens wie die Seufzerbrücke, nur die Verurtheilten passiren sie. Ich bleibe bei meinem Vergleich mit dem vergifteten Dolche, wenn ich auch durchaus nicht behaupten will, daß es ein Dolch sei, den vorzüglich Damen im Gewande führen. Obgleich ein vorbehaltloses Lob im Frauenmunde zu den Seltenheiten zählt."

— „Vielleicht hat es eben Sie noch nie getroffen! Uebrigens scheint mir, daß Sie den Einfluß verschiedener Les- und Hörarten ganz vergessen. Wenn Sie in das arme, gewiß oft ganz harmlos, wo nicht gar wohlwollend gesprochene „Aber" Malice hineinlegen, dürfen Sie es nicht den Andern ins Schuldbuch schreiben. Doch um gerecht zu sein, werden Sie zugestehen

müssen, das verpönte Wort öfter auch einen wohlwollenden Nachsatz, der von dem vorhergehenden Tadel „subtrahirt", einleiten zu hören? Was sagen Sie dann zu dem verleumdeten „Aber"?

— „Allerdings höre ich es manchmal in dieser Anwendung, doch dem Himmel sei Dank, viel seltener als in der ersten, denn es ist mir in dieser Benützung noch zehnmal verhaßter. Es fungirt nicht als Ehrenrettung für den Getadelten, sondern für den Tadler, der sich noch, eh' er seinen Satz abgerundet, besinnt, daß er für das Renommé seines Wohlwollens und seiner Milde in der Hitze des Guten etwas zu viel gethan habe, und dasselbe durch einen Nachsatz von wohlwollender Färbung zu rehabilitiren sucht. Ich kenne das, ein Kirchthurm und daneben ein Schilderhäuschen. „Frau Y ist eine schlechte Hausfrau, eine sorglose Gattin und Mutter, Putz füllt ihr ganzes Sinnen und Trachten aus, Unterhaltung ist ihr einziges Lebensziel, mag nun darüber Haus und Familie zu Grunde gehen, — aber sie ist trotzdem recht gutmüthig und angenehm, ich habe sie gern." Ist das nicht, dank diesem „Aber", Nächstenliebe in der rührendsten Form? Eine Nachahmung des Heilandes, der am Aase die schönen Zähne lobte, nur mit dem Unterschiede, daß er vorher das Abschreckende daran nicht aufgezählt. O dieses „Aber" ist noch zehnmal perfider als sein Vorgänger, es ist nicht allein perfid, es ist heuchlerisch. Es wird darin nur noch von jenem übertroffen, das, nachdem es in einem Bittenden Hoffnungen erweckt und genährt, sie ihm plötzlich abschneidet.

— „Nun, würden Sie es verzeihen, wenn man einem armen Hülfesuchenden kurz die Thüre wiese? Wie gern man es auch möchte, sicher kann man nicht Jeden geben, Geld nämlich, aber Theilnahme, die kann und soll man Jedem spenden. Es ist Balsam auf die Wunden, die man zwar schmerzlich mitempfindet, leider aber nicht heilen kann. Ein Crösus vermöchte es nicht.

— „Das ist Geschmackssache, Herr Commerzienrath. Meinem Geschmacke würde ein kurzes: „Nein, es ist mir leid" im gegebenen Falle besser entsprechen, als ein balsamisches: „Ach, wie betrübt mich Ihr Unglück! Mein Herz ist ein guter Resonanzboden für ihr Leid, das ich lebhaft mitempfinde! Seien Sie meiner Theilnahme versichert, so wie meiner warmen Wünsche für eine gründliche Verbesserung Ihrer Lage, aber — — leider steht es nicht in meiner Macht, Ihnen zu helfen, ich kann gar nichts thun." Dieses „Aber" hat etwas von der Katze mit der Maus an sich, es ist das grausame Aber und hat noch ein anmuthiges Gegenstück: wenn wir in einem Ausbruch des Schmerzes und Kummers einem Freunde unser Herz ergießen und er den „Balsam seiner Theilnahme" in unsere Wunde träufelt und seiner Tröstung plötzlich die erquickliche Wendung gibt: „Aber eigentlich bist Du selbst an Deinem Unglück Schuld." Das „Aber" ist immer der Wendepunkt des Krebses, der Versuch, auf dem eingeschlagenen Weg zu bremsen, der Beginn zu etwas Unangenehmem oder Häßlichem. Nie noch bin ich dem leidigen Wort auf

einer anständigen Mission begegnet, wie tausend und aber tausendmal ich es im Leben schon vernommen habe. Zum mindesten ist es eine Douche auf eine gesteigerte Empfindung, immer aber der Herold von etwas Peinlichem.

— „Allerdings ist das Wörtchen gewöhnlich kein Freudenbringer, aber darum hat es doch seine Berechtigung, und Leute, die es gebrauchen, sind deshalb noch nicht „perfid, heuchlerisch, grausam u. s. w.“, aber — —

— „Das hab' ich auch nicht gesagt, nur die Anwendung des Wortes ist es, die Leute, die sich seiner bedienen, sind nur — — — maliciös. Das schlimmste „Aber“ ist jedenfalls das unerläuterte.“ „X bekommt diesen Posten?“ „Nun ja, er ist von hervorragender Intelligenz, aber — — —.“ „Y ist ein trefflicher Charakter, aber — —.“ „Frau Z ist eine reizende, liebenswürdige Frau, aber — — —.“ Der Redner ist zu discret, sein „Aber“ zu präcisiren, und verleiht demselben eben durch seine Discretion noch erhöhtes Gewicht. Der Phantasie seines Hörers ist ein so weites Feld eröffnet, daß es ein Wunder ist, wenn er sich nicht einbildet: X würde seine Intelligenz nur gebrauchen, um sein Amt zu mißbrauchen; Y sei nur ehrenwerth, weil er unfähig, um mehr als harmlos zu sein, und Frau Z verdiene kaum die Schonung, welche der Discrete ihr angedeihen lasse. Pah, das schändliche kleine Wort fungirt immer nur als Sicherheitsventil der Malice. Ich hasse es!

Damit verließ Ernst den Garten. Die Gesellschaft blickte ihm betroffen nach; zuerst sammelte sich sein Freund.

— „Ein vorzüglicher Mensch, mein lieber Ernst, aber etwas verschroben!“

— „Ihr Freund scheint ein guter Kopf, aber vernarrt in das Barocke, mit einer Leidenschaft für Sophismen behaftet.“

— „Ja, ja, ein Sonderling, nicht aber von der angenehmen Sorte.“

— „Nun, ich will nicht urtheilen, aber — — — —“

Aus „Nitokris“.*

Von

Fritz Pichler.

Goldig versank die Glut des Tags im sprühenden Nilland.
Freunde, heraus zum Strand! Von durstenden Lippen erscholl es,
Und der steigende Mond erschaut aufwachendes Leben.
Spiel der Harfen erklingt im Ried, zu schaukelnder Kahnfahrt
Lockt das Gewässer und süß im Schutz des flüsternden Laubdachs
Mundet das Göttergeschenk des hellaufperlenden Palmweins.
Leuchtet die Fackel uns recht, fürwahr wir treffen Bekannte.
Nenn' ich euch Tavesur, so wißt ihr, wir gönnen die Zechlust
Billig dem Meister des Bau's, ob dauernde Quaderpaläste
Oder Wolkenschlösser sein Geist uns thürmt in der Schönheit
Ew'gem Gesetz. Ihm lohne den Tag ein köstlicher Abend.

Aber der sinnend vor ihm, das Haupt im Schmuck des Gelockes,
Sitzt am porphyrenen Tisch, beschauend die Kegel des Bretspiels,
Gleich als geböt' er der Schaar, die rasch anstürmet zur Feldschlacht,
Oder durchbricht den Wall des siebenthorigen Theben,
Inaros ist's, der Sänger des Hofs, Bewahrer des Schriftwerks
In dem Tempel Amuns, ableitend den Stamm von den Karern.
Häufig vereint die Freunde in Lust der bronzene Becher
Und in beschaulicher Nacht erwägen sie innig ihr Tagwerk.

Meister, sag' an, was schleppt ihr zu Hauf das Gestein aus Syene?
Schwerlich doch gilt's, der Pyramiden riesiges Prachtpaar
Kühnlich zu überbieten? Beim Set! Fast scheint es, zu lang schon
Schlaf' euch der König im Bau, ihr weckt ihn mit Sägen und Hämmern.
Doch der Meister darauf: Mein Freund, befrag' mich nicht also.
Denn der Könige Sinn ist dunkel. Ein Wink und wir schaffen,
Schaffen Unmögliches rasch — und vergehn, und die Könige leben
Durch Aeonen. Ei, laß uns an Wein und Frauen genug sein.
Ihm antwortete Inaros klug, in Worten bedächtig:
Soll ich wälen, mir frommt allein die Gabe des Bacchos

* Episches Gedicht, mit „Margaretha von Schweden“ und „Nach Ynglinger-Zeit“ einen Band erzählender Dichtungen bildend.

Hilft sie vergessen, was fernab liegt im Schooß des Vergangnen,
Oeffnet sie mächtiger Hand doch auch die Pforten der Zukunft.
Einmal errat' ich es noch, was Mykerinos euch kümmert,
Daß ihr so laut beklopft sein spitzaufragendes Steinmal.

Inaros, schlauer Gesell! Mehr sagen als wissen ist thöricht.
Mir bewußt ist nur, das wird ein steinerner Mantel,
Was an Menke-Rahs, des Königs, ragendes Grabmal
Unsre Herrin verschenkt, die schönste der Frau'n durch das Erdrund.
Zwar vor Jahrhunderten schon eingieng er zur Ruhe der Sel'gen
Und des irdischen Krams vergaß er bei Zeiten, das wett' ich.
Doch sein Geschick erneut die Mähr' im fürstlichen Hofhalt.
Nach dem Vater und Ohm, die herrschten bis über des Phönix
Rückkunft, war in Schutt gestürzt ein jeglicher Tempel;
Sonder Gebet aufwuchs der Schwarm der bräunlichen Jugend
Und der Opfer entriet die grimmzuwartende Gottheit.
Menke-Rah ergriff das Scepter, mit Milde gedacht' er
Hungernder Menschen nunmehr und weihrauchentwöhneter Götter.
Doch vernimm von den Launen ein Wort der Herrscher im Erdland,
Wie im Wolkenbereich (auf ihre Gunst ist Verlaß nicht). —
Kam dem König dereinst der Spruch des Orakels aus Buto,
Dem uralten Bau an des Nils sebennytischer Mündung,
Kündend dem Cheopsenkel, ihm sei bestimmt, nur der Jahre
Sechs den Thron zu behaupten und dann zu sterben im sieb'nten.
Da ergrimmt er in Wuth. Die Ahnen, die Menschenaussauger
Ueberströmten mit Glück (so rief er) und rühmlichem Alter
All' die Tyrannen da droben, gewiß es erfaßte sie Wahnsinn.
Oh wenn in der Götter Vernunft der allzulangweil'gen
Ewigkeit gelingt verderbliche Lücken zu schlagen,
Dann gebiert der Moment Zusammenstoß von Kometen,
Beben der Erde, Donnergebrüll und der Meere Hereinsturz,
Taube Saat und Pest und Krieg und unendliche Sterblust.
Also fluchte der Fürst. Mein Freund, ich glaub', es gelang ihm
Besser als mir. Doch nur Geduld! Des Lebens gedacht' er
Jetzo und hieß sich formen schöndochtiger Lampen ein Tausend,
Stellte beflammt sie allnachts durch jeglich Gemach des Palastes,
Daß im Geleucht erglomm das farbübersäete Bauwerk.
Und er wachte zum Trotz den Göttern, bis neuerlich Frühschein
Floß in's Thal und ihn umwarb mit den Pflichten des Herrschers.

Nicht an Gesang und Tanz allein erfreut' sich der Mächt'ge,
Nein, er trug das Gesetz mit wägendem Kiel in das Buch ein,
Sonderte Gold in Säckelreih'n zur Beschenkung der Armut
Und hinwieder nilauf, nilab hinfuhr er, mit Glutschein
Zierend den Kahn, und rollt' mit fackelbestecktem Gefährte
Heut in den Hain und morgen zur Schlucht, wo gewaltiges Kampfspiel
Kräftig die Pulse ihm hob. So lebt' er ein stürmisches Leben.
Wie die Stunde nun kam, die Allen bringt die Vollendung,
Streckt' er sich hin auf's kandelaberumstralete Prachtbett,
Rief: Hie seht mich bereit zum Tod, unsinnige Rächer,
Doppelt der Jahre sechs hab' ich mir selber erjagt doch.
Rief's und starb. Und sein Gebein umschließet die Steingruft,
Die noch heute mit Funkengesprüh' antwortet dem Meißel.

Inaros aber schob zuseit die Kegel des Bretspiels,
Fragend mit staunendem Blick: Was soll der Todte der Schönsten?
Trauert sie doch drei Sommer schon um Mannes, den Bruder
Und Gemal, durch lieblich umschließende Bande ihr zwiefach
Theuer. Hört' ich recht — und ich hört' es oft seit dem Eintritt
In dies heilige Land — so endete gräulicher Gifttrank,
Tückischer Dolch der Liebe frühverrauschendes Traumjahr.

Gift und Dolch! Du merkst, von Beiden das Eine entbehrt sich,
Junger Freund. Erdacht und frech erlogen ist Beides.
Mannes starb. 's ist wahr, es kennt der Arzt nicht das Kräutlein,
Das die Schlange sich holt zum seelenverjüngenden Imbiß.
Daß die Trauer zu hoch im Land nicht stieg, wer verschuldet's?
Wir am wenigsten doch. Vielmehr, wenn Nilkatarakte
Immerhin wir weinten an Thränenflut, o so straft uns
Lügen rasch das Rosengesicht der hehren Nitokris.
Blüht sie in Fülle nicht? Und lockt ihr kindliches Lächeln
Nicht zu Tanz und Gelag das Volk? Wo nistet ein Unglück?
Drum verstopfe dein Ohr so dreisten Märchenerzählern.
Kommt dir aber Bericht, man winde den bräutlichen Festkranz
Und gewält in der Reih' der lieb'entflammten Bewerber
Habe, auf hastiges Leben bedacht, die hehre Nitokris,
Dann versteh' Menke-Rah und seines Waltens Gedächtniß;
Glaube der Mähr', geh' hin, wirb selbst, daß Glück dir bestimmt sei.
Also sprach Tavesur, ihn hörte mit Grollen der Jüngling.

Einiges über Kunst.

Fragment.

Von

Alex. Gigl.

In der Theorie ist die Kunst der Gegensatz der Natur; in der Praxis die Nachahmung derselben. Lessing hat uns gezeigt, wie weit man in der Nachahmung gehen dürfe.

Da nun innerhalb dieser Gränze, bei aller Naturtreue, doch noch ein Kunstwerk möglich sein muß, — denn wäre dem nicht so, dann müßten wir den wirklichen Misthaufen jedenfalls dem gemalten vorziehen — so fragt sich nur, durch welches Mittel dieß erreicht werden könne.

Nehmen wir ein Beispiel her. Ein zerlumpter Bettler soll der Vorwurf eines Bildes sein. An diesem Menschen tritt die Brutalität der Natur schreiend auf. Wenn die Technik allein ihre Aufgabe erfüllen will, so hat sie nichts zu thun, als den Pinsel in die Farbe seines bestaubten struppigen Haares, seiner ungewaschenen Haut, seines dummen oder tückischen Auges, seiner bunten Flicken zu tauchen, und Jeder wird auf den ersten Blick wissen, was er vor sich hat, und die Details des Bildes bewundern. Das ist aber kein Kunstwerk.

Wie soll man's nun machen? So: Entweder man stellt im Bettler das Wesen der Armuth dar, malt in ihm sozusagen *alle* Bettler; oder man hebt diesen Bettler aus allen heraus und macht ihn zum Gegenstande besonderen Interesses, das heißt zum Mittelpunkte einer lyrisch-dramatischen Situation.

In beiden Fällen wirkt nicht das Object der Darstellung, sondern die *Idee*.

Diese Idee ist zugleich die Vermittlerin des Verständnisses und der Sympathie des Beschauers: sie ist der *Effect*, ohne den ein Kunstwerk nicht denkbar ist.

Aber ich fühle wohl, daß ich mich über das, was hier Idee genannt wird, präciser ausdrücken muß. Das ist leicht: Wenn wir einen Gegenstand in den Brennpunkt der künstlerischen Darstellung bringen, so entrücken wir ihn der *Wirklichkeit*. Was heißt das in unserem Küchenlatein anderes als: Wir überliefern ihn der *Poesie*, und wir sagen dann: er ist *idealisirt*.

Wenn wir das wissen, haben wir alles gewonnen: Wir können jeden Augenblick sagen, wann wir ein Kunstwerk vor uns haben. Es wird da

sein, wenn alles, was wir von Ahnung an eine höchste Vollkommenheit, von Sehnsucht nach dem mackellosen, schmerz- und fleckenfreien Schönen in uns haben, in unser Erkennen tritt; wenn wir uns Rechenschaft über einen Genuß geben, der keinem sinnlichen auf dieser Erde vergleichbar ist. Solche Augenblicke haben den Raphael'schen Madonnen ihre Weihe gegeben; in solchen Augenblicken steht die Lüsternheit nur mehr bewundernd vor der entblößten Venus, vergessend die Details und die Wirkungen ihrer Reize.

Kann aber diese Entscheidung von einem andern Momente kommen als von der Idee? Ganz gewiß nicht. Wir genießen, indem wir entweder aus dem Kunstwerke etwas nehmen oder in dasselbe etwas hineinlegen. Nun das, von dem wir etwas nehmen, zu dem wir etwas geben sollen, kann doch nichts Technisches, nichts an dem Kunstwerke Außerliches sein.

Was folgt daraus? Das, was ich als allererstes Resultat haben möchte, nämlich: daß bei Beurtheilung eines Kunstwerkes alles Aeußerliche, die sogenannte Technik erst in zweiter Linie steht. Technik ist aber alles, was sichtbar ist; wozu die Mittel Jedem zur Verfügung stehen; was der Fortbildung und Veränderung unterliegt; was vom Geschmacke modificirt, von der Zeit verleugnet oder zerstört werden kann. Ewig Eins und unzerstörbar ist nur die Idee, die an ein Materiale, jetzt an das Wort, jetzt an den Stein, jetzt an den Ton und jetzt an die Farbe sich gebunden hat.

Nicht nur tritt uns das Schöne ausschließlich in der Idee entgegen; das Ideale ist auch ausschließlich das Schöne. Denn wenn das Wirkliche, als Gegensatz des Idealen, gleich ist dem Gemeinen, und wenn die Aufgabe der Kunst das Idealisiren ist, so ist das Ideale das Schöne.

Aber auch den Effect begleitet nur die Idee; denn das Unschöne wird nie künstlerischen Effect machen, und was außerhalb der Idee Effect macht, kann dieß nur für das unkünstlerische Auge, für den unentwickelten Geschmack für die bloß sinnliche Forderung.

Aber was ist dann die realistische Malerei? Ich glaube nicht, daß man mir zumuthen wird, mich hier auf der Behauptung einer falschen Gegensetzung ertappen zu lassen. Ich hinwider könnte fragen: Wißt Ihr, was die allegorische Malerei ist? Aber nein, erklären wir uns auch hier ganz sachlich. Die Dinge und was von ihnen genommen ist, sind real. Da sie zugleich der nothwendige Stoff jeder Conception sind, so gäbe es kein Kunstwerk, das nicht realistisch wäre. Realistische Malerei will aber doch etwas Besonderes bedeuten. Ganz recht: es ist das Verhältniß des Künstlers zum Stoffe ein anderes. Dieser tritt mit allem, was ihm an Gewalt innewohnt, vor die Seele des Künstlers und wird der Vater der Idee, während beim Idealisten diese selbst das Ursprüngliche ist. Es tritt aber auch ein anderes Verhältniß zwischen dem Kunstwerke und uns ein: Wir stehen sogleich mitten in jenem, während wir vom Idealisten erst zu seiner Schöpfung hinaufgezogen werden müssen, wenn dieß überhaupt gelingt.

Wenn ich nun hinzufüge, daß vollendete Technik hier einen wesentlichen Antheil am Effecte hat; daß die beiden Elemente: Geist und Malerei sich dabei auf's Innigste durchdringen können; also in letzter Instanz, daß die Gränze zwischen idealistischer und realistischer Malerei eine unendlich feine,

leicht verwischbare sei; so ist damit wohl gesagt, daß die Bezeichnung: realistische Malerei sich mehr nur auf Kategorien, was den Stoff, auf Grade, was die Idee betrifft, beziehe.

Wenn es sich so verhält; wenn, wie gesagt, der Stoff so viel Gewalt über den Künstler hat, daß er ihn mit sich fortreißt, dann bewegt sich der Realismus noch immer in der Atmosphäre der Kunst. Ist der Sinn aber ein anderer: hätte der Künstler selbst eine realistische Intention, das heißt legte er in den Stoff etwas, das der Aufgabe der Kunst widerspricht, dann wäre das Kunstwerk als solches natürlich aufgehoben.

Insoferne wir endlich realistisch auch ein Gebahren nennen, das ohne Rücksicht in der Wahl der Mittel auf das Ziel losgeht, verachtend „des Gedankens Blässe", dann hat sich uns ein breiter Maßstab für die Beurtheilung gewisser Arbeiten ergeben, die auf allen künstlerischen Effect in vorhinein Verzicht geleistet haben und nur auf das durch die sinnliche Empfänglichkeit vermittelte Verständniß wirken. Als die Perlen dieser Schule sehen wir die Nuditäten glänzen.

Machen wir uns das Gesagte durch ein Beispiel klar. Wenn in der Seele des Künstlers beim Anblicke der Bauernstube und seiner Bewohner die Idee des Friedens, der Einfalt und der Genügsamkeit auftaucht und er uns ein altes Mütterchen, umrahmt vom hereinnickenden Grün, von der Schwarzwälderuhr, dem berauchten Christusbilde und den Palmenzweigen, die Postille lesend mit heiterem, zufriedenem, glaubensseligem, von des Sonntags Gottesruhe angehauchtem Antlitze, malt, so geht das wohl nicht hoch hinauf; aber die auf den Künstler vom Stoffe ausgestrahlte Wärme theilt sich auch uns mit; die Idealisirung des nichts weniger als poetischen Bauernlebens bringt uns ein Kunstwerk vor Augen Laßt uns nun aber diese Stube von zechenden Bauern, mit Gruppen von Betrunkenen und Raufenden, von Dirnen im höchsten Stadium der sinnlichen Erregung angefüllt sehen, wie es ja ganz real ist, und wir werden bei der höchsten Technik, die in den Bankstiften, in den ledernen Hosen und in den wogenden Busen prunkt, nichts empfinden, das einem künstlerischen Effecte gleichsähe.

Ziehen wir nun aus diesen Sätzen die Consequenzen.

Der Begriff der Kunst ist ein so hoher, daß wir von ihren Dienern Großes verlangen. Wir denken da zunächst an große Begabung, an große Anstrengung. Das kann aber weder intellectuell noch physisch gemeint sein. Denn die physische Kraft erzeugt nur die Bewegung; der Intellect erkennt nur die Gesetze der Bewegung, sowohl im Gebiete der sinnlichen Erscheinung als der übersinnlichen Anschauung. Wo liegt also der Lebensnerv der Kunst? In der S e e l e. Der sinnliche Mensch erzeugt, die Seele erschafft. Erschaffen aber heißt: ein Ideal verwirklichen.

Der Mensch allein hat Ideale, der Künstler allein kann sie verwirklichen. Aber nur der ist Künstler, der ein Ideal zu verwirklichen h a t. So viel, um die Ableitung der Kunst von Können auf ihr rechtes Maß zurückzuführen. Es malt überhaupt nur, wer kann; aber nicht Jeder, der malen kann, ist ein Künstler.

Wir wissen, daß wir vor einem Kunstwerke stehen, wenn es die in uns schlummernden, von der Wirklichkeit verleugneten Gefühle zur Reso-

nanz bringt; wenn es das erzeugt, was wir künstlerischen Effect nennen; kurz wenn es uns irgendwo in unserem Wesen packt. Das ist aber nur möglich, wenn der Künstler an unser Seelenleben appellirt. Das kann nicht durch äußerliche Mittel geschehen, das heißt, die vollendetste Form ist machtlos, wenn sie keinen Inhalt hat. Die Seele kümmert sich nicht um die akademische Gloire, wie die Andacht nicht um die Ausschmückung der Kirche.

Aber es gibt doch schöne Formen? sagt man. O ja. Aber um diese zu finden, brauchen wir nicht ins Reich der Kunst zu gehen. Wir sprechen von schönen Gegenden, von schönen Tagen, von schönen Frauen. Nun, was wir von dem Schönen der Natur überhaupt zu halten haben, wissen wir, und was speciel die Schönheit des Weibes betrifft, so möchte ich fragen, ob wir alle Geheimnisse des Werdens so genau kennen, daß wir nicht am Ende zugeben müßten, es habe dabei das Ideal mehr Einfluß gehabt, als wir ahnen. Seht hier die Verkümmerungen der menschlichen Gestalt, und seht dort jene Schönheiten an, die der Volksmund so bezeichnend „gnadenlose“, der Gebildete „seelenlose“ nennt und die uns jederzeit „kalt lassen“. Das heißt: die Natur ist eben nur Werkmeisterin und nicht Künstlerin. Sie kann einzelne schöne Weiber bilden, aber die Schönheit selbst stellt uns nur der Künstler hin.

Der knechtische Nachahmer der Natur kann also auch kein Künstler sein, sowenig als der Vater eines schönen Kindes einer ist; und daraus folgt wieder und wieder, daß alles, was Technik heißt, in zweiter Linie steht, und daß kein echter Künstler seine Hoffnungen auf sie stellen kann.

Daß ich unter Technik nur die nächsten materiellen Mittel der Kunst verstehe, wird wohl Jeder begreifen, der überhaupt die Bedeutung von Maximen kennt. Die Formvollendung und die Composition sind natürlich Ausflüsse, jene des Schönheitssinnes, diese der Bildung des Künstlers. Meine Bemerkungen gehen vor Allem das Colorit an, und ich bin der Meinung, es müsse dem Experimentiren mit „Tönen“ einmal ein Ende gemacht werden.

Aber um Gotteswillen, höre ich sagen, was soll das heißen? Die Technik, die Technik, auf der die Darstellung und der Triumph so vieler Objecte beruht! Der Zauber des Colorits! Sieht die Lichter und Schatten in dieser gothischen Galerie; man greift die Schnörkel mit den Händen, und wie die Sonne durch die Glasmalereien sich bricht; seht die Tapeten in diesem Boudoir und das Seidenkleid der Dame und den vergilbten seidenen Ueberzug des Armsessels; und dort auf dem Bouquet der Tropfen auf dem Rosenblatte, und hier die Federn des Fasans und die aufgeschnittene Melone! O gewiß, diese Dinge leben ja nur von der Technik; ich wüßte auch nicht, wie sie ohne den Farbentopf hergestellt werden könnten; aber ich beschwöre Euch, nennt mir das nicht Kunstwerke. Es mag noch für Zeuxis ein Triumph gewesen sein, daß er mit seinen Trauben die Vögel, und mit seiner Köchin die Parasiten ihres Herrn getäuscht; aber in der Bewunderung der Naturtreue liegt kein anderer Sinn, als in dem merkwürdigen Ausspruche, den wir beim Anblicke eines schönen Naturgegenstandes thun: er sei wie gemalt! Wir bewundern überall eben nur die Technik der Natur, und indem wir dort

den Künstler zum Techniker erniedrigen, der er nicht ausschließlich sein soll, erheben wir hier die Natur zur Künstlerin, die sie niemals sein kann.

Ich bin nun dort, wohin ich gelangen wollte: es war mir darum zu thun, einen festen Maßstab der Kunstkritik zu finden. Ich glaube ihn in dem Satze gefunden zu haben: Ebensowenig als das Gemeine kann das Gleichgültige der Inhalt eines Kunstwerkes sein, und alle Technik erhält ihre Bedeutung nur durch den kunstwürdigen Inhalt. Dieser Maßstab soll uns über die Nebelregion unserer Individualität hinauf in die Region des künstlerischen Genusses führen. Denn man rede mir nicht vom individuellen Geschmacke; der mag sich auf wandernden Kunstauctionen satt fressen und seine Orgien mit dem Steigen gewisser Actien feiern. Es steht Jedem frei, zu sagen: Das gefällt oder mißfällt mir; aber es muß Jeder gezwungen sein, das Schöne anzuerkennen. Dazu gehören natürlich zwei, der Künstler und der Beschauer, die in ihrem Seelenleben Eins werden.

Wenn ich weiß, was ich von dem Künstler zu verlangen habe, so weiß ich auch, womit er mich befriedigen kann; und wenn ich weiß, welche Saite in meiner Seele anklingt, so werde ich das Kunstwerk auch richtig taxiren.

Nun noch ein paar Worte über die Kategorien: Das Historien- und Genrebild, die Landschaft und die Kleinmalerei. Ich bemerke da vor Allem, daß es ein Hauptcharakter unserer Zeit ist, die Gränzen dieses Gebiets zu verwischen oder wenigstens nicht mehr so scharf hervortreten zu lassen. Was dem Objecte nach ins Historienfach gehört, wird durch die Auffassung und Behandlung ins Genre hinübergetragen und umgekehrt. Ja selbst die Landschaft, die wir, um den Ausdruck von einem anderen Kunstgebiete zu entlehnen, die Description nennen wollen, kann zum genrehaften Stimmungsbilde werden. Dasselbe gilt vom Portraite, das sich zum Historienbilde, wie die biographische zur geschichtlichen Darstellung verhält.

Wir wissen, wie spärlich das Historienfach vertreten ist, trotzdem die Geschehnisse in reichster Fülle vorhanden und Jedermann zugänglich sind. Das scheint seltsam, hat aber seinen guten Grund: Das Darstellungs-Object läßt dem Künstler zu wenig Freiheit, er ist einerseits durch die Forderung strengerer Composition gebunden; andererseits ist es unendlich schwer, das richtige Maaß der Idealisirung zu treffen. So treibt es stets zwischen zwei Klippen: einer Objectivität, welche keinen Effect zuläßt, und einer Conception, welche einen der Aufgabe nicht ganz würdigen Effect erzielt. Aus dieser Verlegenheit gibt es nur Einen Ausweg: Es muß, ohne Nachtheil für die Wahrheit des Objects, unserer subjectiven Empfindung noch ein Spielraum gelassen, es muß, ohne die Freiheit der Idealisirung einzuschränken, vollkommen der rechte Geist der Geschichte gewahrt werden Da dem bildenden Künstler stets nur ein Moment eines Ereignisses zur Verfügung steht, so ist klar, daß die Erfüllung dieser Bedingungen von der richtigen Wahl dieses Momentes abhängt. Das ist aber nur Sache des Meisters. Alle anderen Mittel, wie: decorative Beigaben, Ton-Effecte, von dem Kerne des Vorwurfs ablenkende Details sind geradezu unkünstlerisch.

Etwas ganz Eigenes ist es mit der Landschafterei. Wie sollen wir den Abklatsch der Natur unter die Definition eines Kunstwerkes bringen, wie sie in den vorangeschickten Bemerkungen fixirt ist? Wie soll man sich auch nur

herausnehmen, das zu verlangen? Siegt der allein entscheidende Werth nicht schon in dem nackten Objecte, und schließt nicht die Copie, deren größter Vorzug die Treue ist, jede idealisirende Bemühung aus, etwa wie es Niemandem einfällt, eine Notariatsclausel in Reimen abzufassen? — Gemach. Wenn man mir ein Bild zeigt, werde ich es nicht für einen Kuchen ansehen, den man anschneiden und essen kann. Die künstlerische Mache muß auch künstlerische Intention und künstlerische Zwecke haben. Und diese rufen die Kunstkritik auf den Kampfplatz. Es ist schon ein Pförtchen da, durch das man auch hier heraus kann: es ist die Scala jener Stimmungen unseres Seelenlebens, welche wir die poetischen, oder allgemeiner gesprochen, die künstlerischen nennen, in denen jeder Mensch Ideen verwirklicht oder für Ideen empfänglich wird. Nun tritt bei der Landschaft die erste Forderung künstlerischen Schaffens: Das Zufällige ins Licht des Nothwendigen zu stellen, sozusagen die lyrische Pointirung, am dringendsten auf; denn nirgendsist mehr Gelegenheit geboten, sich im Wuste zufälliger Merkmale zu verlieren, künstlerisch gesprochen, za verflachen. Ein Landschaftsbild, von dem ich nichts anderes empfinde, als daß der Baumschlag gelungen ist, das Wasser die richtigen Reflexe hat, die Beleuchtung ihren Effect macht, oder das mir das Conterfei einer wohlbekannten oder gleichgültigen Gegend gibt, das wird mich kalt lassen; denn in meiner Seele findet sich kein Organ für die Bewunderung der reinen Nachahmung. Wenn aber die Bäume sich zu jenem Waldesdüster gruppiren, das der empfindende, für die süßen Zauber der Einsamkeit, für die genußreichen Stunden einer sanften Melancholie empfängliche Mensch so gerne aufsucht; oder wenn aus der Baum- und Felsenwüste die Schrecken der ungezähmten Natur, die Schauder einer Gewalt auf uns niederstürmen, mit der wir es nun und nimmer aufzunehmen vermögen; die das Gefühl der Kleinheit in uns erzeugt; wenn uns von der einige Schuh im Gevierte messenden Leinwand Himmel und Land und Wasser mit dem Begriffe der unendlichen Ausdehnung erfüllen, so daß sich unser Blick erweitert und die Sehnsucht nach der Ferne, nach den luftigen Höhen uns Fittige anheftet; endlich wenn die Lichter fremder Zonen, die wir längst als die bevorzugten Kinder unserer Phantasie aufgenommen haben, uns umspielen; dann ist auch das Landschaftsbild über das Niveau der Description gehoben und das Kunstwerk hat begonnen. Man sieht, es ist von dem Postulate der Idee nicht loszukommen Eigenthümlich ist nur, daß hier die Technik mehr zur Dienstleistung herangezogen wird — z. B. die Luft, der Localton erfordern großes Studium — ja daß die Technik sogar einen Theil der Idealisirung übernehmen muß. Denn die Vorbedingungen derselben liegen in dem nachzuahmenden Objecte eben gar nicht, und dann langen die technischen Mittel ohnedieß kaum aus, um die Effecte der Natur zu erreichen. Sie müssen also auf's Höchste angespannt werden. Es ist damit klar gemacht, was der Landschafter vor dem Historienmaler voraus hat und worin er ihm nachsteht: er erreicht mit den äußerlichen Mitteln das Größte in seinem Fache; aber dieses Größte ist am Maßstabe der Kunst das Kleinste.

Nach Alledem bleibt das Gebiet des Genres als dasjenige übrig, das den Anbau am meisten lohnt; auf dem sich die lyrischen Elemente der Neu-

zeit gegenüber den epischen der Antike in vollster Freiheit tummeln. Die Ideen haben sich vervielfältigt und finden mehr Objecte, in denen sie zu ihrer Geburt reifen können; andererseits hat sich der Kreis der ethischen Momente so sehr verengert, daß sie den Künstler mit der Sehnsucht, sie zu erreichen, die Menschheit im Allgemeinen mit der Sehnsucht, die Lösung psychischer Fragen in der Kunst zu finden, erfüllen. Das ist die Lyrik der modernen Kunst; das ist der Werth aller Künste, der weitaus das sinnliche Wohlgefallen überragt und wodurch wir den Alten überlegen sind, die bei dem letzteren stehen blieben. Das Ideal des Weibes, das uns die griechische Venus repräsentirt, kann uns nicht mehr genügen; auch nicht mehr die Transmutation der heidnischen Göttin in die Madonna des Mittelalters. Das moderne Familienleben, das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander, die Durchsetzung des Weibes von socialen und politischen Elementen, das Herniedersteigen desselben vom Altar an den Herd, haben die Antike unbrauchbar, ja unverständlich gemacht, und mag dem Künstler immer noch die schöne Form und der Gedanke ersterben, wir verlangen den Inhalt und die That. Der erste Künstler, der das Epos der Mythe zum Roman des Lebens gestaltete, war der erste Genremaler. Von diesem Standpunkte noch mehr als von dem sittlichen, haben wir mit der Nudität gebrochen.

Aber es ragt auch hier die Klippe auf, an der die Mittelmäßigkeit scheitert. Wie das Historienbild in das Genrehafte hinübergezogen werden kann, so das Genrebild in die Kleinmalerei, dieses Atelier der Seifensieder- und Krämerläden-Bilder. Diese Zimmer- und Gartenscenen, diese mit Kätzchen spielenden Jungfrauen, diese Liebes- und Heiratsgeschichten, die Galerie neugieriger Kammerzofen, die Draperien, Blumenbouquets, todten Hasen, herumlungernden Hunde, und all die anderen Vorwürfe des niederen täglichen Lebens, kurz dieser ganze Apparat der Ideenlosigkeit führt uns wieder zur simplen Natur zurück, von der uns eben die künstlerische Intention, einem höheren Impulse folgend, erlösen soll.

Der Sultan. *

Dem Italienischen des Luigi Carrer deutsch nachgebildet.

Von

Cajetan Cerri.

I.

Herrscher über hundert Völker,
Herr von hundert Lust-Sirenen,
Sieh'! vom Pontus bis zum Taurus
Muß Dir Alles, Alles fröhnen,
Alles Dir zu Füßen liegt.

Auf Assyriens weichen Matten
Lädt und lockt es zu Genüssen;
Wonne strömt aus gold'nen Bechern,
Während unter Feuerküssen
Duftgesalbt Dein Haupt sich wiegt.

Und doch Trauer, und doch Schrecken
Auf den Wangen, auf den fahlen?
Aus den süßen Paradiesen
Deines Harems welche Qualen
Treiben Dich von Raum zu Raum?

Sag'! weßhalb um Deine Stirne
Immer diese dunkle Hülle?
Und am Busen Deiner Houris,
Und vor Deiner Schätze Fülle,
Sag', warum der schwarze Traum?

Sieh' das große, schöne Stambul —
Oh, wie hold das Mondlicht schimmert,
Das, in Deines Bosphors Fluthen
Sanft sich brechend, spielend flimmert,
Leicht wie Duft, wie Schnee so rein!

Ringsum gleiten dort in Kähnen
Holde Mädchen auf und nieder,
Und der Thracier taucht dort, singend
Seiner Jugend Liebeslieder,
Froh das Netz ins Meer hinein.

Dahin geh', wenn Du die Wellen
Mit dem Ruder liebst zu scheiden;
Sieh', am grünen Strande rauschen
Palmen, Cedern, Trauerweiden —
Horch! es weint die Nachtigall.

Sind aus Deinen Prachtgemächern
Alle Freuden schon gezogen,
Dahin geh' — und Nacht und Sterne,
Lüfte, Blumen, Meereswogen
Werden lindern Deine Qual.

---

* Diese vom Verfasser als „Ballade" bezeichnete Dichtung errang seinerzeit in Italien fast dieselbe Popularität, deren in Deutschland etwa Freiligrath's „Mohrenfürst" sich erfreute. Luigi Carrer (geb. 1801 in Venedig), aus niederer Herkunft stammend, arbeitete sich nur durch selbsteigene Kraft empor. In früher Jugend durch die lärmenden Triumphe des Improvisators Sgricci, welcher auch in Venedig, wie überall, wo er auftrat, fascinirend wirkte, der Gefahr nahe gerückt, sich ebenfalls ausschließlich der Stegreifdichtung, für die er übrigens viel Talent bethätigte, in die Arme zu werfen, ward er bald durch die Tüchtigkeit seines ganzen Wesens auf ernstere Bahnen gelenkt. In der Schule der classischen Literaturvorbilder Italiens gereift, stand er später mit Zajotti, Somma, Bollo, Caparozzo u. A. in den vordersten Reihen jener Schaar venetianischer Schriftsteller, welche besonders bestrebt waren, auf culturellem Gebiete die Eigenart ihrer engeren Heimat zu vertreten, und gründete als deren vornehmstes Organ den „Gondoliere", der rasch zu

II.

Stumm ist's im Serail: die Diener,
Die Eunuchen selber schlafen;
Alles lautlos — nur der Sultan
Wacht allein mit seinem Sklaven
Omar, längst als treu geprüft.

Omar — den einst aus Arabien,
Jung noch, Räuber daherführten —
Liest auf seines Herrschers Stirne,
Der von Perlen reich gezierten,
Trotz dem Glanz, des Grames Schrift.

„Komm'!" Der Sultan ruft's. Zur Fackel
Greift der Sklave rasch, in Gängen
Schaurig finster, labyrinthisch,
Rings die Schatten zu verdrängen —
Langsam folgt ihm nach der Herr.

Nun durchschreiten sie inmitten
Einer langen Hallen-Reihe
Des Serails bewachte Räume;
Eine Thür führt dann ins Freie,
Zu den Gärten, nah am Meer.

Oben, durch den grenzenlosen
Aether, wandert, groß und segnend,
Still der Mond — auf alle Kuppeln,
Alle Dächer Strahlen regnend,
Strahlen, Schatten, Glanz und Frost.

Ausgelöscht ward nun die Fackel,
Die bei Luna's Licht entbehrlich;
Und so zieh'n sie, mondbeleuchtet,
Vorwärts, langsam und beschwerlich,
Herr und Diener, ohne Trost.

In des Parkes tiefstem Dunkel
Birgt sich an entleg'ner Stelle
Still und stumm ein Wald; es murmelt
Lustbelebt dort keine Quelle,
Dort kein duftig' Blümchen blüht.

„Keinen Schritt mehr weiter, Omar,
Tönt mein Ruf nicht, Dir erlaube!"
So der Sultan spricht zum Sklaven
Dumpf und ernst — dann nach der Laube,
Nach dem Walde er entflieht.

III.

Also bleibt zurück am Ufer
Treu der Diener, wachend, lauschend;
Schaut die Welle an, die ruhlos
Dahin wandert, leise rauschend,
Und gedenkt vergang'ner Zeit.

Denkt der Zeit, da in Medina
Bei der Hütte seiner Väter
Er einst sorgenlos noch schlürfte
Seiner Heimath Rosenäther,
Seiner Heimath — nun so weit.

Plötzlich horch! ein banges Klagen
Aus des Waldes tiefstem Grunde,
Wie das Aechzen eines Menschen,
Der mit sterbend bleichem Munde
Noch ein Wort zu lallen sucht.

Was nun? das Gebot verletzen?
Bleiben? — Doch, wenn er dort fiele?
Liebe siegt; das nackte Eisen
Schwingend, dringt er in die kühle,
Finst're Wildniß jener Schlucht.

---

bedeutsamer literarischer Stellung gelangte. Durch seine ästhetischen Abhandlungen in demselben, sowie durch sein „L'anello di sette gemme" (1838), seine „Poesie" (1849) — und da zunächst durch seine „Ballate" — erwies er sich in Vers und Prosa als ein feinfühliger, phantasiereicher Schriftsteller, dem ein zarter Hauch von Liebenswürdigkeit, Melancholie und Idealität alle Herzen gewann. Ohne gerade mit elementarer Kraft begnadet zu sein, zählte Carrer zu jenen seltenen Dichtern, welche wahrhafte Tiefe der Empfindung mit Verstandesschärfe, geistvollen Inhalt mit stylvoller Form vereinigen. Auch als Literarhistoriker hat er sich, vor Allem durch umfassende Studien über Ugo Foscolo, wesentliche Verdienste erworben. Ueberaus trüb und traurig waren leider die letzteren Lebensjahre dieses echten Poeten, welcher 1850 arm, einsam und vergessen in Venedig starb.
C. C.

Einen Denkstein unter Myrten
Sieht man dort sich stolz erheben,
Gleich den alten, weißen Gräbern —
Dicht dabei, wie ohne Leben,
Hingestreckt der Sultan liegt.

Dieser aber — lebt; die Augen
Wehmuthsvoll dem Sklaven winken,
Der in Demuth, armekreuzend,
Vor ihm läßt die Kniee sinken,
Wie ein Rohr im Sturm sich biegt.

„Hast Du's doch gewag?" „„Gebieter
Bist Du über Leib und Leben
Deines Sklaven; laß' mich tödten:
Hilfe wollt' ich, Herr, Dir geben;
Treue nur war meine Schuld.""

„Auf denn, Knecht, und hör'!" Die Klinge
Kehrt zurück in ihre Scheide;
Still nun sinnt der düstre Herrscher,
Und es malt mit bangem Leide
Seine Wange milde Huld.

IV.

— „Armer Sklave! sieh': die trübste
Schmerzenskunde wirst Du hören.
Fruchtlos liebt' ich — ich, den Alle
Ringsumher als Gott verehren;
Lieb' hat elend mich gemacht.

O Zaire! holder warst Du
Als des Morgenroths Erglühen:
Nicht die schönste Rose Persiens,
Nicht die Lilie im Erblühen
Hat so lieblich je gelacht.

Ihre weichen Locken wehten
Aus der reichen Perlenkrone,
Und sie selbst flog über Blumen
Wie ein Lüftchen leicht, und ohne
Deren Kelch zu beugen nur.

Einer Peri Elfenanmuth
War ihr Neigen, war ihr Grüßen,
Ihrer Stimme Klang das Seufzen
Einer Flöte, einer süßen,
Tönend über Feld und Flur.

Und ich habe sie getödtet! —
Weinst Du, Sklave, nun? im Herzen
Richtest Du die That? Oh! nimmer
Faßt der Menschen Sinn die Schmerzen
Meiner wilden Eifersucht.

Fanor, mir zum liebsten Freunde
Meiner Jugend auserkoren,
Fanor, meines Lebens Palme,
Ach! ich habe Dich verloren —
Fluch Dir, Weib, Dein Reiz verflucht!

Heiß glüht Fanor für Zaire,
Die ihm lohnt der Sehnsucht Sprache;
Beide schwelgen sie in Wonnen,
Ich im Haß und Durst nach Rache —
Rasch vollführt mein Stahl sie hart.

Tief ins Herz des falschen Freundes
Senken bald ihn meine Hände.
Todt! — Die Welle, die zu Füßen
Murmelt jener finst'ren Wände
Ihm zum kühlen Grabe ward.

Und nun harrt umsonst die Buhlin,
Solche Schreckensthat nicht ahnend,
Ihres schönen Freunds. Die süße
Nachtigall, an Liebe mahnend,
Lockt sie in die Nacht hinaus.

Auf den See, herab vom Thurme,
Neigen sich Zaire's Blicke,
Spähend, ob des Jünglings Barke
Nahe bald dem Liebesglücke
Durch der Wellen Lustgebraus.

Und voll Ungeduld vertraut sie
Ihre Pein den Lüften leise;
Horch! aus ihren Lippen zittert
Eine oft belauschte Weise:
„„Komm', Geliebter; komm' zu mir!

Komm', Geliebter! laß' nicht einsam
Mich zum kalten Monde schauen;
Ach! der ganze Sternenhimmel
Mit dem treuen Aug', dem blauen,
Gleicht ja nicht an Schönheit Dir.

Komm', oh, komm'! der weißen Feder,
Die sich wiegt auf Deinem reichen,
Stolzen Turban, wonnetrunken,
Soll das rasche Wogen gleichen
Meiner weißen, trunk'nen Brust.

Komm', Geliebter! Dir zur Seite
Blitze kühn Dein muthig' Eisen —““
Plötzlich schweigt sie, gleichsam lauschend,
Ob er, nahend, ihren Weisen
Antwort gibt in gleicher Lust.

Sieh'! — da dring' ich, meiner Sinne
In des Zornes Sturm nicht mächtig,
Auf den Thurm. Zum Himmel blickend,
Stand sie ahnungslos und prächtig
Da, in vollster Schönheitsgluth.

Träumte sie von heißen Küssen?
Von berauschendem Entzücken?
Weh! in ihrer Lustbetäubung
Sah den Tod sie nicht im Rücken —
Und ich stieß sie in die Fluth.

Von der Höhe niederfallend,
Läßt, als willenlose Gabe,
Sie zurück mir diesen Schleier,
Der mein Herz deckt bis zum Grabe,
Mir zur Freude, mir zur Qual.

Klagend schien bei ihrem Sturze
Sich der Aether zu zerreißen;
Furchtbar war's, als ich im Tiefsten
Jener Fluth, der schäumend weißen,
Hörte ihres Falles Schall!

Sprich' nun, Knecht: was soll Dein Herrscher
Mit dem Troste Deiner Zähren?
Weine für Dich selbst! ein Dämon
Ließ es Deiner Treu' gewähren,
Daß der Fuß Dich hergebracht.

Das Geheimniß Deines Herren
Ist ein zügelloses Feuer,
Das, verderbend und vernichtend,
Mächtig, schrecklich, ungeheuer,
Wo es zehrt, bringt Tod und Nacht.

Dies Geheimniß, das bis jetzt ich
Heilig wußte zu bewahren,
Das dem Wald ich nur vertraute,
Hast der Erste Du erfahren —
Sollst nun auch der Letzte sein!"

Also spricht er; seinen Dolch dann,
Todesmatt, doch ohne Säumen,
Stößt er in das Herz des Treuen.
Omar fällt. Still, unter Bäumen
Stirbt er, klaglos, mild, allein.

Quintus Horatius Flaccus

als

Mensch, Dichter und Patriot.

Römisches Charakterbild.

Von

Johannes Erasmus Sojka.

Wir betreten ein Gebiet, welches das klassische genannt wird. Das klassische Studium, von Kaiser Julian aus den christlichen Schulen gewiesen, blieb in unserer christlichen Aera lange vernachlässigt; diese Vernachlässigung drückte einer langen Reihe von Jahrhunderten den Stempel der Barbarei und Finsterniß auf. Erst nach Wiedererweckung der alten klassischen Literatur der Griechen und Römer im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte ließ die neue Morgenröthe am literarischen Himmel eine heitere und freiere Zukunft ahnen. Dem klassischen Studium fehlte es nie an Gegnern; wir finden dieselben unter Kaiser Julian ebenso wie heute in unserer materialistischen oder realistischen Zeitrichtung. Und doch ist dasselbe die unversiegbare Quelle der edelsten Bildung, aus der die größten Genien der neuen Zeit, die klassischen Heroen der deutschen Nation: Klopstock und Lessing, Herder und Wieland, Schiller und Göthe geschöpft haben. Der Zweck des klassischen Studiums ist harmonische Entwickelung aller Geisteskräfte, die reinmenschliche Bildung, welche die Römer sinnvoll mit dem Worte humanitas bezeichnet haben; durch das klassische Studium soll man eine unwandelbare Stimmung für Wahrheit, Schönheit und Tugend erhalten. In der That tragen auch die Literaturwerke der Griechen und Römer das Gepräge hoher Vortrefflichkeit. Die Griechen durchlebten das Jünglingsalter der Menschheit, daher ihr reger Sinn für alles Schöne, ihre lebendige Phantasie, ihre heitere Anschauung des Lebens, ihre Originalität, ihre edle Einfalt und Naturwahrheit. Den Griechen folgte der Römer gleichsam im Mannesalter der Menschheit. Letzterer erscheint zwar nicht mehr so ganz in dem Gewande der Natur, aber er gibt seinen Aufsätzen eine Art von Putz und Veredlung, welche Einfalt mit Größe des Geistes vereinigt. Untersuchen wir die klassischen Werke beider Nationen, so gewahren wir, daß dieselben sich vorzüglich durch Richtigkeit und Einfalt der

Gedanken, sowie durch seltene Korrektheit und Schönheit des Ausdruckes auszeichnen. Ihre Stärke ist selten Uebertreibung, ihre Erhabenheit ohne Bombast, ihre Schönheit ohne Flittergold.

Diese Auszeichnung gebührt auch Quintus Horatius Flaccus, den wir als Mensch, Dichter und Patriot charakterisiren wollen. Horaz ist nicht wie Homer der „Vater der Dichtkunst", sondern — was nicht minder bedeuten will — der „Dichter der Dichter". Er ist der feinste und vollendetste, der korrekteste und originellste klassische Dichter unter den Römern. Was Rom an Geist, Witz und poetischer Kraft besaß, blühte und reifte in Horaz und gewann in ihm die höchste Ausbildung; er enthält die köstlichsten von den wenigen, ganz eigenthümlichen Kunstblüten des echt römischen Geistes, welche auf uns gekommen sind. Was seinen Gedichten besondern Reiz verleiht, ist echt poetische Darstellung, sinnreiche Kürze, das Ernste und Erhabene der Gedanken, die Gewandtheit, Urbanität, die vielseitige Bildung durch Lebensverhältnisse und die Kunst, sich der geheimsten Zugänge zum Herzen der Leser zu bemeistern. Er weiß durch Anmuth, Eleganz, Grazie und eingemischte Lebensweisheit zu interessiren; vertraut mit den Werken griechischer Dichter, hatte er ihre Ideen und Bilder mit den seinigen verwebt und zum Theil auf die Gegenstände seiner Zeit, sowie auf Situationen seiner Person übertragen. In den Farben seines Vortrags liegt eigenthümliche Zauberkraft. Spricht er von Lebensglück und reineren Genüssen, so ist seine Rede graziös; straft er das Laster und den Frevel oder eifert er gegen die Thorheiten seines Zeitalters, so hat sie Kraft und Majestät; singt er von Wein und Liebe, so findet man entzückende Wallungen einer fröhlichen Harmonie. Horaz erlaubt sich zu filosofiren und zu moralisiren; auch dies erhöht den Werth seiner Gedichte und trägt zur Bildung des Charakters bei. Als Filosof des Lebens ist er zum didaktischen Dichter und zum Lehrer der Humanität gemacht, um auf Verbesserung menschlicher Gesinnungen und Sitten einzuwirken. Frei von aller Hofetiquette und Erkünstelung lehrt er nicht steif und finster; im feierlichen, herzerhebenden Tone belehrt er über Würde und Bestimmung des Menschen. Vorzüglich empfiehlt er seinen Zeitgenossen überall: das Mittelmaß zu lieben, weil darin die Quelle der Glückseligkeit liege.

Man kann sagen, daß bei keinem Dichter der älteren und neueren Zeit, als hier, soviele klassische Sentenzen sich vorfinden, welche ebensoviele Wahrheiten der Lebensfilosofie und der Verhältnisse des Lebens darstellen und doch immer zugleich aus den besonderen Situationen und Veranlassungen der Gegenstände seiner Oden abgeleitet sind. Sie verdienen im Herzen und in der Empfindung der Jugend, wie des reiferen Mannesalters ein bleibendes Dasein. Auch das Korrekte der Sprache macht seine Poesien ebenso anziehend, wie der vollendete Versbau; der Charakter jedes einzelnen Gedichtes spiegelt sich so rein in der Form ab, daß man, wie den Versbau aus dem Inhalte, so auch den Inhalt aus dem Verse entwickeln kann: so künstlich ist die Vollendung, daß Form und Inhalt sich lebhaft durchdringen und eins sind.

Dieser vielen Vorzüge wegen ist es erklärlich, daß man sich stets von Horaz angezogen fühlte, daß man Horaz, der mit den reinen Ergüssen seiner zarten und humanen Seele Jeden in sein Interesse zu verstricken weiß,

der nicht gerade roh und wild, leidenschaftlich oder ein Mensch ohne alle Grundsätze ist, noch heute am meisten liest, weil er in allen Stimmungen lehrreich oder aufheiternd und beruhigend wirkt.

Kein Dichter ist demnach auch von Staats- und Geschäftsmännern, Gelehrten und Ungelehrten in gleichem Maße zum Lebensgefährten, zu ihrem Freunde, Lehrer und Begleiter, ja zu ihrem Filosofen gewählt worden, wie dieser; er wird immer der Liebling aller Gebildeten bleiben, weil seine Gefühle vom Herzen kommen und zum Herzen dringen.

Wirkte auch Horaz auf sein verdorbenes Zeitalter in nur beschränktem Maße, so war dagegen sein Einfluß auf die Nachwelt desto größer, und mancher Dichter empfing von ihm in zarter Jugend einen Anklang auf die Harmonie des übrigen Lebens. Deshalb ist Horaz einer ewigen Unsterblichkeit würdig und der genauesten Vertrautheit werth.

Und doch hatte sein Charakter viele Anschuldigungen zu erleiden; ja kein Dichter des Alterthums ist mit so gehässigen Farben geschildert worden als Horaz. Bald ist er als lockerer Wollüstling verschrien worden, welcher nur für Wein und Liebe gelebt und sich ganz als ein Epikuräer gezeigt habe, bald brandmarkte man ihn als Kriecher und Schmeichler des Augustus und des Mäcenas und machte ihm niedrige Verstellung zum Vorwurfe. Alles mit Unrecht!

Er war weder Lüstling, noch Wüstling; dies beweist seine Erziehung, sein eingezogenes Leben — dies beweisen seine Gedichte selbst. In diesen zeigt er sich als Freund der Tugend, als Verächter sittlicher Verdorbenheit; überall empfiehlt er Mäßigkeit, Genügsamkeit, einen mittelmäßigen Stand, Verachtung des Reichthums, Vertrauen auf die Güte, Allmacht und Weisheit der Götter, den Cultus aller Tugenden, die das Glück Aller sowol, wie des Einzelnen befördern können. Nichts war ihm so sehr zuwider, als der wilde Rausch und die Trunkenheit jedes Vergnügens; er war ein praktischer Weiser und rechtschaffener Bürger in jeder Beziehung; als Mensch, Dichter und Patriot — speciell als politischer Charakter ohne Makel.

Dies nachzuweisen, müssen wir in die römische Geschichte etwas eingreifen und das Leben Horazens selbst aufrollen.

Nach der gewöhnlichen Eintheilung unterscheiden wir in der römischen Geschichte: das Königthum, die Republik und das Kaiserreich als Formen staatlicher Entwickelung; fassen wir bei dieser Eintheilung den welthistorischen Gang ins Auge, so theilt sich die römische Geschichte in drei Perioden ab. Die erste begreift die Anfänge Roms: der römische Staat bekommt hier seine erste Ausbildung unter Königen; dann erhält er eine republikanische Verfassung, an deren Spitze Consuln stehen. Es tritt der Kampf der Patrizier und Plebejer ein, welcher durch die Befriedigung der plebejischen Forderungen geschlichtet wird. Dadurch bekommt Rom die nöthige Stärke im Innern, um sich im Kampfe mit dem frühern weltgeschichtlichen Volke siegreich zu messen. Da beginnt die zweite Periode. Rom betritt das welthistorische Theater, welches sich nunmehr gen Osten erweitert. Durch den zweiten punischen Krieg kamen die Römer mit Macedonien, Asien, Syrien und dann mit Aegypten in Berührung; Carthagos Fall und Griechenlands Unterwerfung waren die entscheidenden Momente, von welchen aus die

Römer ihre Herrschaft ausdehnten. Das römische Prinzip stellt sich dar als die kalte Abstraktion der Herrschaft und Gewalt, als die reine Selbstsucht des Willens gegen Andere, welche keine sittliche Erfüllung in sich hat, sondern nur durch die partikularen Interessen Inhalt gewinnt.

Der Zuwachs an Provinzen schlug um in eine Vermehrung der innern Partikularisation und in das hieraus resultirende Verderben. Luxus und Schwelgerei wurden aus Asien nach Rom gebracht; der Reichthum wurde als Beute empfangen, er war keine Frucht der Industrie und rechtschaffener Thätigkeit. Der römische Staat, auf Raub und Vergewaltigung seine Mittel gründend, hat daher auch um den Antheil an der Beute sich entzweit und dadurch sein Verderben besiegelt.

Die fürchterlichsten und gefährlichsten Mächte treten gegen Rom auf, doch die Militärmacht dieses Staates trägt über Alle den Sieg davon; trotzdem geht der Staat unaufhaltsam seiner innern Zerrüttung entgegen. Aus der Zerrüttung des Staates, welcher mit dem Anwachsen der Macht Halt und Festigkeit immer mehr verlor, sind kolossale Individualitäten hervorgegangen — mit dem Bedürfnisse, die Einheit des Staates herzustellen, welche in der Gesinnung nicht mehr vorhanden war; ihr Unglück war, daß sie das Sittliche nicht rein bewahren konnten, denn was sie thun, ist gegen das Vorhandene gerichtet und — Verbrechen.

Bei dem gänzlichen Mangel an Ideen einer Organisation des großen Reiches konnte der Senat die Autorität der Regierung nicht behaupten; die Herrschaft ward vom Volke abhängig gemacht und dieses war jetzt nur der Pöbel, der mit Korn aus den Provinzen ernährt werden mußte. Die Staatsangelegenheiten wurden tumultuarisch mit den Waffen in der Hand, durch Reichthum und die Macht der Vornehmen auf der einen und durch einen Haufen Gesindels auf der andern Seite entschieden. Die römischen Bürger schließen sich an Individuen, die ihnen schmeicheln und welche dann in Faktionen auftreten, um die Herrschaft von Rom zu erringen.

Dieses Bild zeigen uns die Parteikämpfe der Demagogie gegen die Nobilität unter Cajus Marius bis Sulla, sowie die Parteiung der Großen mit ausgesprochener monarchischer Tendenz, deren Haupt Julius Cäsar war.

Kurz, das ganze Wesen des römischen Volkes änderte sich in Folge der erobernden Richtung und der Weltherrschaft. Die Reichthümer der Welt wurden nach Rom verführt; mit ihnen traten fremde Sitten, Genüsse und Laster in die Hauptstadt der Welt ein. Luxus und Verschwendung herrschten im öffentlichen, wie im Privatleben und der letzte Rest von Unverdorbenheit und Sittenreinheit wurde vernichtet. Die Führung des Heeres im Kriege war nicht mehr, wie früher, blos ein Mittel, sich den Ruhm des Verdienstes um das Vaterland, die Achtung und Gunst des Volkes zu verschaffen, sondern man suchte im Kriege nur Reichthümer zu erwerben, um dadurch die Soldaten des Heeres für sich zu gewinnen und die erste Rolle im Staate zu spielen. Nur zubald verwandelte sich die Regierung in eine förmliche Oligarchie; wer herrschte und herrschen wollte, nahm zu demagogischen Mitteln seine Zuflucht, und dadurch ward der römische Staat immer weiter auf der Bahn des Verderbens fortgetrieben, bis Bürgerkriege ausbrachen und das vergossene Bürgerblut Rom zu ertränken drohte. Man wird fragen,

was denn eigentlich den römischen Staat groß gemacht und wodurch seine republikanische Freiheit durch fast fünf volle Jahrhunderte sich forterhalten konnte? . . . Dies waren: Bildung, Talent und Charakter. Sie sind auch die Lichtseiten des römischen Wesens im Zeitalter der untergehenden Republik und zeigen neben den dunkeln Farben des Privatlebens das Staatsleben dieser Zeit in einem seltenen Glanze. Wenn auch nicht zu verkennen ist, daß das Geld damals die eigentliche Macht im Staate geworden war und daß eine unersättliche Genußsucht die Nation dem Abgrunde des Verderbens entgegenführte: so leuchtet doch mitten aus dieser Verdorbenheit der Geist des Alterthums und der Sinn, welcher die Römer groß gemacht hat, glänzend hervor. Dadurch bildet auch die letzte Zeit der römischen Republik eine der interessantesten und belehrendsten Partien der ganzen Weltgeschichte — und zwar eine Partie, welche abzuschließen, Horaz von dem Schicksale auserlesen war.

Quintus Horatius Flaccus war am 8. December 65 vor Christi Geburt oder im Jahre 689 nach Erbauung Roms unter dem Consulate des L. Aurelius Cotta und L. Manlius Torquatus geboren. Sein Zeitalter fiel in die höchste Blüte der römischen Literatur. Die Dämpfung der bürgerlichen Unruhen hatte wol traurige Spuren hinterlassen, dennoch verblieb ein Rest ehemaliger Größe und Freiheit Roms, um große und erhabene Dichter zu ziehen.

Die Stadt Venusia im diesseitigen Apulien, eine blühende römische Colonie, war die Vaterstadt unseres Dichters. Sein Vater war ein Freigelassener und besaß ein kleines Landgut in der dortigen Gegend; er verkaufte dasselbe, wendete sich mit seinem talentvollen Sohne nach Rom, dem damaligen Sitze römischer Cultur, um demselben daselbst die Erziehung eines Mannes vom „Stande" zu geben. Horaz erzählt uns selbst seine Erziehungsgeschichte und überfließt von Dankbarkeit zu seinem Vater, sich dessen niederer Herkunft nicht schämend, sondern vor aller Welt frei und offen bekennend, daß dieser schlichte, niedrig geborne Mann sein trefflichster Führer und Erzieher gewesen. Als Horaz Hofdichter und eine hochangesehene Persönlichkeit in Rom geworden, wurde ihm vielfach seine niedere Abkunft vorgehalten und mit „aufgeworfener Nase" — wie der Dichter in der 6. Satyre des I. Buches sagt — sahen die „Edlen" auf den Sohn eines „Freigelassenen" herab. Doch dieser meinte, es komme wenig darauf an, von was für einem Vater Jemand geboren ist, wenn er nur „edel denkt".

So hat Horaz der korrupten aristokratischen Welt Roms den Fehdehandschuh nicht nur hingeworfen, sondern enthüllte auch deren ganze Niedertracht.

Der Grammatiker Orbilius Pupillus war einer der ersten und vorzüglichsten Lehrer unseres Horaz in Rom; selbst ein großer Liebhaber der Griechen machte er in Letzterem frühe Vorliebe zu den Meisterstücken Griechenlands rege. Zur Vollendung seiner Studien ging Horaz noch vor Ausbruch des Bürgerkrieges (709 nach Erbauung Roms) nach Athen, wo er in Gesellschaft der Söhne der ersten römischen Häuser lebte. Horaz trat in sein 22. Lebensjahr, als Julius Cäsar (710) ermordet wurde. Bald nachher kamen Marcus Brutus und Cassius nach Athen und verbanden sich hier zur

Rettung der Republik gegen die aufstrebende Monarchie mit den studirenden jungen Römern. Auch Horaz wurde in ihre Freundschaft gezogen. Im folgenden Frühjahre 711 ging Brutus nach Macedonien ab; ihn begleitete Horaz als Tribun einer Legion bis nach Asien und nahm eine öffentliche Stellung ein. Allein eben das Jahr 712 war es, wo durch die beiden Treffen bei Philippi das Schicksal des Brutus und Cassius auf eine für sie und ihre Anhänger so unglückliche Art entschieden wurde.

Horaz entging dem fürchterlichen Gemetzel durch die Flucht. Viele seiner Freunde begaben sich zur Armee des jüngern Pompejus in Sicilien; Horaz aber, verzweifelnd, nachdem die Edelsten und Besten für das Vaterland gefallen waren, an der Republik und ihrer Wiederaufrichtung, nahm die von der Gegenpartei angebotene Begnadigung an und ging 713 nach Italien, ohne sich wieder um ein öffentliches Amt zu bewerben.

Er war der Sache der Freiheit, der er als junger Mann zu dienen begann und die er schon im väterlichen Hause zu lieben und zu schätzen lernte, leider aber nicht mehr zu retten vermochte, in seinem Gewissen treu geblieben und hatte sich als strenger Charakter von allen Diensten ferne gehalten, durch die er das Andenken an den letzten Kampf der Ehrlichen in der Republik trüben und beschmutzen könnte.

Er weiht sich dem Dienste der Musen — in der Hoffnung, auch auf diese Art und vielleicht noch besser dem Vaterlande zu nützen und es vor weiterem Blutvergießen zu bewahren. Er singt: „Wohin, wohin stürmt ihr Verbrecher? was soll das gezogene Schwert in eurer Rechten? Ward noch zu wenig Lateinerblut auf Schlachtfeldern und über das Meer hin vergossen? Reißt blinde Wuth oder eine höhere Macht oder ein strafbarer Frevel euch hin? Antwortet mir! Sie schweigen. Todtenblässe überzieht ihr Gesicht, wie vom Donner gerührt staunen sie. Ja, so ist es! Rache des Schicksals und die Schuld eines Brudermordes verfolgt die Römer, seitdem des Remus unschuldiges Blut auf die Erde floß, das nun den Enkeln theuer zu stehen kommt . . . “

Bei seiner Rückkunft in die Heimat fand Horaz seinen Vater todt und sah sich verlassen, arm und ohne Eigenthum. Er war vielen großen Häusern empfohlen und suchte Zutritt in dieselben; dem Dichter war derselbe bald gewährt. Seine ersten dichterischen Versuche hatten ihm die Achtung der Dichter Virgilius und Varius gewonnen. Diese brachten ihn in Häuser, welche beide Dichter hochschätzten, und sie waren es, welche Horaz dem Mäcenas, dem großen Günstling Octavians, empfohlen haben.

Mäcen beeilte sich aber nicht, ihn unter seine Freunde aufzunehmen. Vielleicht war Horaz demselben noch zu sehr Parteimann, vielleicht wollte er den Charakter Horazens auch noch genauer prüfen; erst neun Monate nach der ersten Unterredung nahm ihn Mäcen unter seine Hausfreunde auf. Bald darauf empfahl ihn derselbe an Octavian und schenkte ihm das Landgut in Sabina. Von nun an war die Stellung des Dichters eine gesicherte, wenn auch keine glänzende; er konnte sich dem Dichterberufe mit ganzer Seele hingeben und zugleich mit Objektivität den Gang der politischen Dinge verfolgen. Letztere waren keineswegs erquicklich und durchaus nicht erhebend.

Es ist hier nicht zu untersuchen, inwiefern die alte republikanische Verfassung hinfällig und inwieweit der monarchische Drang berechtigt gewesen war; wir lassen auch die Frage unbeantwortet, ob die Ermordung Julius Cäsars als eine patriotische That zu betrachten sei oder nicht. Untersuchen wir jedoch das Regiment des Triumvirats Cäsar, Pompejus und Crassus, durch welches die alte Verfassung des römischen Staates umgestoßen und die monarchische Gewalt zwischen diese drei Männer getheilt wurde, etwas näher, dann suchen wir allerdings vergebens nach dem hohen festen Preise, um den die alte Verfassung gegen eine neue, der nöthigen Bürgschaften der Stabilität, der Ruhe, Kraft und Sicherheit noch ganz entbehrende Staatsordnung umgetauscht und in die Schanze geschlagen werden sollte.

Jeder von den Triumvirn verfolgte seine partikularen, persönlichen Interessen und suchte den andern um seinen Antheil an der vollen monarchischen Gewalt zu betrügen und zu überlisten. Das zweite Triumvirat, Octavian, Antonius und Lepidus, verfolgte die gleichen Ziele; sein Hauptzweck war: Niederwerfung und Vertilgung der republikanischen Partei. Zu diesem Zwecke wurden blutige Maßregeln angewendet; die Greuel der Sullanischen Zeit wiederholten sich, Ermordungen, Plünderungen und Güterconfiscationen waren an der Tagesordnung; das Schicksal des edelsten Theiles der Nation ward in der Weise in die Hände des Auswurfs gelegt, daß die Despotie und Grausamkeit, welche nachher unter den Kaisern geübt wurde, nichts mehr Auffallendes haben kann, sondern nur als ein natürliches Erzeugniß der ausgearteten letzten Generationen der Republik sich darstellt. Aber alle diese Greuel und Verbrechen dienten nur dazu, um Einen auf den Thron zu heben, und dieser war — Octavian.

Ungleich waren die Charaktere dieser letzten Triumviren. Lepidus, ein ehrgeiziger und unbedeutender Mann, spielte die traurigste Rolle — er wurde leicht beseitigt; Antonius, stets nur auf den augenblicklichen Genuß bedacht, folgte den Trieben seiner ungezügelten Leidenschaften; Octavian allein strebte ein in der Ferne liegendes bestimmtes Ziel an — und erreichte es mit seiner Kälte, Schlauheit und Verstellungskunst.

Mit dem Siege der Triumvirn bei Philippi war nur das halbe Werk gethan — die Freiheit des römischen Volkes, der Freistaat, der durch die Kraft seiner Bürger die Herrschaft der Welt errungen, ging für alle Zeiten unter; und war auch der Rest jener republikanischen Partei, die für eine Idee gelebt und ihre Grundsätze mit dem Leben besiegelt, durch blutige Gewaltmaßregeln leicht vernichtet, so war noch das persönliche Duell zwischen Octavian und Antonius auszufechten. Das Glück war Ersterem günstig.

In der Buhlschaft mit Cleopatra, welche den verliebten Wüstling mit der vollendetsten Kunst der Koketterie im Osten umstrickt hielt, ging Antonius unter; mit der Schlacht bei Actium war die Rivalität beseitigt und Octavian wurde Herr der Situation. Seine Politik war von der seines Vorgängers in der Machthaberschaft total verschieden. Julius Cäsar strebte ungestüm nach der vollen äußeren Ankündigung und Majestät der Macht; Octavian beschied sich mit dem sicheren Besitze der Macht selbst. Hiebei war der Rath seiner Vertrauten, des Feldherrn Agrippa und des Mäcenas, besonders

maßgebend. Dio Cassius erzählt, Octavian habe mit Beiden Rath gehalten, wie nun der Staat einzurichten sei; Agrippa habe für die Herstellung der Republik, Mäcenas für die Aufrichtung einer Monarchie gestimmt. Es mag dies vielleicht weniger von der Verschiedenheit der politischen Principien jener beiden Männer, als vielmehr von Selbstgefühl des Agrippa, auch in der Republik einen Ehrenplatz zu behaupten, wie von Mäcenas' Bewußtsein zeugen, daß für ihn im Herrendienste eine vielversprechendere Zukunft liege.

Mäcenas, dieser Günstling Octavians, der Gönner und Beschützer eines Virgil und Horaz, der den beiden Dichtern den Zutritt zu Octavian öffnete und ihnen die glückliche Muße verschaffte, welcher Beide ihre besten Werke zu verdanken haben, war weder der unvergleichliche Beförderer der Künste und Wissenschaften, noch der eigentliche Minister Augustens, zu dem man ihn oft macht; dennoch hatte er um die Wissenschaft und Kunst ebenso, wie um Augusten große Verdienste sich erworben. Mäcenas hatte, ungeachtet seiner Abstammung von alten etruskischen Lukumonen weder großen Ruhm von seinen Voreltern ererbt, noch scheint ihn die Natur mit vielen Anlagen zum großen Manne ausgestattet zu haben. Er war einer der wenigen Günstlinge des Glückes, die ihre Lage und die Umstände durch etwas Lebensklugheit an das große Glückskind „Octavian“ anzuketten wußten und sich mit diesem emporgehoben haben.

Octavian war als Jüngling und als Triumvir ein Mensch, dem zur Erreichung seiner Absichten keine Bande des Blutes, keine Gesetze der menschlichen Gesellschaft, keine Verhältnisse des Lebens, nichts Göttliches und Menschliches zu heilig und zu wichtig waren. Er nährte in seiner Seele keine großen Entschlüsse; nur Habsucht und Herrschsucht, ein Charakteristikon der damaligen Zeit, beseelten ihn. Man schildert ihn als undankbar und treulos, mißtrauisch und furchtsam, als einen Mann, der Alles aufopferte zur Beschwichtigung seiner Furcht, wie zur Befriedigung seiner Herrschbegierde. War ein solcher Mann einer Freundschaft fähig? — Seine Freunde konnten Schmeichler oder Niederträchtige sein oder sie mußten ein seltsames Gemisch von Objektivität, Größe und Klugheit, Selbstverleugnung, von Stärke und Geschmeidigkeit besitzen. Octavian mußte seine Freunde fürchten oder von ihnen gefürchtet werden. Mäcen bequemte sich zu letzterem. Die Natur gab ihm einen hellen Kopf und feine Sinne ohne starke Leidenschaften, ohne Ambition. Er war sanguinisch genug, nie etwas zu fürchten, aber zu bequem für große Unternehmungen; lebhaft, um in entscheidenden Momenten thätig zu sein, klug und kaltblütig, das Unternommene durchzuführen. Er, dessen Umgang fein und geschmeidig, dessen Sitten fein waren, war zum Vertrauten eines Cäsars wie geschaffen. Dieser fand auch in ihm, was er brauchte: Rath, Auswege, Entschlossenheit und gute Laune. In dieser Qualität leistete Mäcen dem Octavian die größten Dienste, und all das Ruhmvolle, was Octavians spätere Regierung auszeichnet, dankte dieser den weisen Rathschlägen Mäcens. Letzterer nutzte Octavian sehr viel, war aber doch zu bequem, um sich von ihm je eine Staatsbedienstung aufhalsen zu lassen. Daß er einmal die Präfectur auf eine kurze Zeit in Italien erhielt, war bloße Privatkommission, bloßer Freundschaftsdienst. Diese Verzichtleistung auf höhere Staatsbedienstungen war aber keine Tugend, sondern ein Diktat des

Temperaments und der Bequemlichkeit. Zudem war der Günstling des golddurstigen Triumvirs unermeßlich reich. Er zog das Solide — das Herz und Ohr des Fürsten, — das er besaß, dem Ruhme der Staatsbedienstung vor und vermied gefährliche Collisionen. Sein Verhältniß zu Octavian erlaubte ihm allen öffentlichen Diensten auszuweichen und doch Allen sich gefällig zu machen. Er baute sich auf dem esquilinischen Berge einen Palast, umgeben von den wollüstigsten Gärten mit der prachtvollsten Fernsicht; hier überließ er sich ganz seiner natürlichen Liebe zur Ruhe, zum Vergnügen und zu den Künsten. Sein Haus war der Sammelplatz aller witzigen Köpfe, Virtuosen, fröhlicher und angenehmer Müßiggänger; war der Schauplatz der üppigsten und frivolsten Vergnügungen, welche als Staatsmaxime gelten mochten, um den Verlust der Freiheit weniger schmerzlich zu machen.

In dem Hause dieses Mannes hatten die Virgile, Horaze und die Varier und neben ihnen alle Spezies von Lustigmachern freien Zutritt und offene Tafel. Im Ganzen war Mäcen mehr Weltmann als Filosof, mehr Liebhaber als Kenner. Der Feldherr Agrippa gab der neuen Monarchie Stärke, Festigkeit und Majestät; Mäcen suchte die Monarchie den Römern angenehm und liebenswürdig zu machen durch äußern Glanz, und dazu erschien ihm der Dichter Horaz besonders willkommen.

Man wird sehen, in welch korrekter, feiner und unanfechtbarer, charaktervoller Weise Horaz seiner schwierigen Aufgabe gerecht wurde. Nach der Schlacht bei Actium war Octavian Herr des römischen Reiches; allein weder nach der Schlacht, noch bei dem Triumfe über Antonius wünschte Horaz Octavian Glück und wendete selbst die Aufforderung, die Agrippa deswegen an ihn richtete, dadurch ab, indem er klugerweise zuerst dem Agrippa schmeichelt, sich stellt, als ob er dessen Kriegsthaten zu besingen sich verbunden halte, nur aber zu schwach dazu sich fühle. So zog er durch die feinste Wendung Octavian aus dem Spiele; derselbe konnte und durfte sich aber nicht beleidigt fühlen, wenn es der Dichter nicht wagt, Agrippas Thaten, geschweige Octavian zu besingen.

Dies sagt der Dichter in der 6. Ode des II. Buches und verräth eine zwiefache Absicht: er bemüht sich, die Thaten Agrippas ungemein groß, seine Dichterfähigkeit dagegen recht klein darzustellen, und schließt mit dem frivolen Vorwande, er sei viel zu sehr „Flattergeist“. Dem Agrippa, der in seinem Herzen mehr ein eifriger Verehrer der Freiheit, als ein Freund der Usurpation war und der sogar Octavian den Rath gab, die Republik aufzurichten, mochte die Hochschätzung bekannt sein, die der gleichgesinnte Dichter für ihn empfand. Umsomehr konnte Horaz es sich erlauben, nach dem schönsten Lobe Agrippas: „Deine Thaten sind Iliaden werth“, mit dergleichen Frivolitäten zu schließen.

Oder sollte Horaz der Aufforderung Agrippas, die Thaten Octavians zu besingen, Folge leisten? — Er, der patriotische Dichter, mußte es tief und mit Widerwillen fühlen, daß, solange die Monarchie ein Problem, es sich für ihn nicht schicke, die Thaten desjenigen zu singen, gegen den er zu Philippi unter den Fahnen eines Brutus gefochten hatte; unsinnig wäre es dagegen gewesen, der politischen Klugheit weniger zu folgen und diese Gesinnungen öffentlich und frei an den Tag zu legen.

Mittlerweile hatte Horaz seinen Ruhm als Dichter begründet und genoß im 37. Lebensjahre bereits des seltenen Glückes, der Unsterblichkeit entgegen sehen zu können. Diesem Ruhme schien jedoch nur noch das Eine zu fehlen, daß er der „Sänger Octavians" wurde.

Im Jahre Roms 726 baute letzterer den Tempel des Apollo auf dem Palatinusberge; Horaz geht in seiner Ode nicht über das Maß der Objektivität hinaus und wünscht sich unter den Auspizien des Imperators nichts mehr von Apollo, als Zufriedenheit, Mäßigung und Dichterfeuer. Im folgenden Jahre am 18. Januar huldigte man Octavian, indem man ihm auf Vorschlag Munatius Plancus' den Titel „Geheiligter" oder Augustus gab. Eine in der Nacht darauf folgende Ueberschwemmung des Tiber benützte unser Dichter vortrefflich bei dem Glückwunschschreiben (der 2. Ode des I. Buches) an Augusten — und nun erst, da diesem von dem römischen Volke als „Souverän" gehuldigt wurde, erlaubte es das patriotische Herz dem Dichter, Augustus als rechtmäßigen Monarchen anzusehen.

Je weiter wir aber die Oden, Epoden, Satyren und Sermonen unseres Dichters, in denen Augustens gedacht wird, verfolgen, nirgends finden wir ein Uebermaß des Lobes, geschweige eine Schmeichelei; überall jedoch Behutsamkeit, Reserve, eine elegante höfische Kühle.

Im Jahre 732 verfiel Augustus in eine tödtliche Krankheit, von welcher er durch Antonius Musa geheilt wurde; sechs Monate darauf verlor er den mutmaßlichen Erben des Reiches, den jungen Marcellus. Horaz nahm an den allgemeinen Schmeicheleien, welche dem Kaiser bei dieser doppelten Veranlassung zuströmten, keinen Antheil.

Im Jahre 733 reiste Augustus von Sicilien nach Griechenland, von da nach Asien, Bithynien und Syrien; ganz Asien und Afrika unterwirft sich dem Szepter Augustens. Bei so vielen Wundern einer politischen Größe konnte Horaz nicht schweigen, allein welche Einfachheit, Bescheidenheit, Ruhe und Mäßigung entwickelt nicht der Dichter auch bei diesen öffentlichen Anlässen?

Im Jahre 736 beging Augustus die hundertjährigen Spiele, welche Horaz im Carmen sæculare verewigt hat; im nächsten Jahre sammelte Horaz die ersten drei Bücher seiner Oden.

Eine Ruhe von zwei Jahren hielt nun Augusten in Rom zurück; im dritten Jahre schien wegen der Einfälle der Deutschen seine Gegenwart in Gallien nöthig zu sein. Im Jahre 739 besiegte Drusus die Rhätier auf den tridentinischen Alpen, und Horaz besingt dieses Ereigniß, sowie die weiteren Schlachten in Rhätien. Noch immer (740) war Augustus von Rom abwesend, indeß seine Stiefsöhne Gallien und Deutschland, Agrippa aber Spanien beruhigten.

Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte Augustus nach Rom zurück und empfing die drei Bücher Horazischer Oden.

Prüfen wir diesen Inhalt, so ist es befremdend, daß Horaz, welcher in seinen Gedichten mehrere große Männer seiner Zeit, ja minder berühmte Namen verewigt, nur Einen nicht zu kennen und für einen würdigen Gegenstand seiner Muse zu halten scheint — und dieser Eine Unbesungene war der Erste in Rom, der Beherrscher der Welt, den das römische Volk vergötterte.

Die Motive ergeben sich aus dem Charakter des Dichters.

Horaz, der in regelrechten Zeiten Roms die Rolle eines echten Republikaners gespielt haben würde, dessen Neigung zur römischen Sitteneinfalt, dessen Patriotismus und edle Vaterlandsliebe aus allen seinen Schriften hervorleuchtet, den Liebe zur Freiheit und unauslöschlicher Haß gegen Sklaverei in den bürgerlichen Kriegen zu den Fahnen eines Brutus und Cassius hinzog: er konnte seine politischen Grundsätze nicht verleugnen. Gebot ihm auch die Klugheit, dieselben in seiner Brust zu verschließen und sich als ruhiger Bürger unter das Verhängniß Roms zu beugen: so erlaubte ihm andererseits sein edler, offener Charakter nicht, dem Weihrauch zu streuen, dem er sein Zutrauen versagen zu sollen glaubte. Vergebens forderten ihn seine Freunde auf, die Thaten Augustens zu singen; er wich diesen Zumuthungen entweder fein und listig aus oder willfahrte ihren Bitten auf eine Weise, die wenig befriedigte. Nur dann erst, als Augustus durch mehrere Jahre einer weisen, sanften beglückenden Regierung bewiesen hatte, daß er wirklich zu sein sich bemühe, was er anfangs zu sein strebte; nur dann erst webte er hin und wieder seinen Gedichten ein Stück ein zum Lobe dieses Fürsten — ein Stück, das auf der Wage der strengsten Ueberlegung gewogen war und bei aller dichterischen Begeisterung nie ins Uebertriebene oder in niedrige Schmeichelei ausartete.

Als Augustus um das Jahr 740 nach Rom zurückkehrte, ging derselbe den Dichter persönlich an, seine Thaten zu besingen, und befahl ihm zugleich, den ersten drei Büchern seiner Oden ein viertes Buch beizufügen.

In der fünften Ode dieses letzten Buches finden wir den Dichter mit Augusten auch ganz ausgesöhnt. Schöner und herzlicher konnte Augustus nicht gelobt werden, als Horaz in dieser gefühlvollen Ode, seinem Meisterstücke, gethan hat. Nichts Excentrisches oder Erniedrigendes: die bloße Empfindung des Dichters spricht. Er fühlte jetzt mit manchem edlen Römer das Glück, das Rom unter dem Schutze der Monarchie Augustens genoß.

Auf die Entstehung der Monarchie blickte er nicht mehr zurück, sondern lobt, was des Lobes würdig; allein selbst dieses weise und vortreffliche Lob sollte wieder nur eine Aufmunterung für Augusten sein: das zu bleiben, was er bisher gewesen.

Es ist vielleicht eine der letzten Oden des Dichters und bringt seinen politischen Charakter zu einem befriedigenden Abschluß.

Wenige Jahre darauf (im Jahre 746, also acht Jahre vor Christi Geburt) starb Mäcenas, der große Freund des Dichters und Augustens, und in wenigen Monaten darauf Horaz selbst im 57. Jahre seines Alters, frei von den Banden der Ehe.

Er hinterließ nichts anderes, als was ihm Mäcens Munifizenz einst geschenkt hatte in Sabina — seinem Tusculum.

Im 14. Jahre nach Chr. starb Augustus im 76. Lebensjahre, seine Freunde auf dem Todtenbette zu Beifallsrufen (plaudite amici) noch auffordernd, sich bewußt, „das Schauspiel des Lebens ganz geschickt gespielt zu haben."

Diese Anerkennung fand er nicht blos bei Horaz, sondern auch bei den Völkern, die unter seinem Szepter in Glück und Wolsein gelebt haben.

Durch die Einführung der Monarchie haben am meisten die Provinzen gewonnen; sie wurden von den Erpressungen und der Willkür der Beamten befreit. Die meisten Provinzstädte erhielten ihre früheren Municipalrechte und viele neue Freibriefe; in ihnen erhielten sich auch in der Kaiserzeit die letzten Reste republikanischer Freiheit.

Den gesunkenen Wolstand Italiens suchte Augustus zu heben; besonders sorgte er für Heerstraßen, Wasserleitungen und andere öffentliche Bauwerke und übte strenge Sittenpolizei. Leider wurden alle öffentlichen Unternehmungen von Augustus, noch mehr aber von seinen Nachfolgern auf die Person des Regenten, nicht aber, wie früher, auf den Staat, die Religion und die Würde eines freien Volkes bezogen.

Das ganze Streben des Kaisers war dahin gerichtet, ein Volk, das lange das Selfgovernment übte, an ein Leben für Genuß und Privatgeschäfte zu gewöhnen. Daß Ruhe und Behaglichkeit, Stille und Friede, Sanftmut und Gelindigkeit die Menschen und Staaten ins Verderben stürzen, der Tyrannei Vorschub leisten und die Selbstsucht auf den Thron erheben: das mochte bei Augustens Tod Niemand ahnen; die Folgezeit bewies es.

Selbstsucht allein war die Triebfeder aller Bürgerklassen geworden; diese bewog sie zur Kriecherei und sklavischen Höflichkeit gegen Alle, die durch Geburt, Hofgunst oder Reichthum groß und ausgezeichnet waren.

Findet man Solches bei Horaz? —

Er erscheint weder Augusten gegenüber als Schmeichler, noch als Kriecher Mäcen gegenüber, denn die zwölf Oden und die drei poetischen, an letzteren gerichteten Briefe enthalten nur Ausdrücke der Verehrung, der Freundschaft und Dankbarkeit, nicht aber einer erniedrigenden Schmeichelei oder der Botmäßigkeit, denn Horaz haßte diese in einem solchen Maße, daß er in einem Briefe an Mäcen zu erkennen ergab, er sei bereit, alle empfangenen Geschenke zurückzugeben, wenn er seinem Gönner „auf jeden Wink zu Diensten" stehen müsse.

Was aber Verehrung, Freundschaft und Dankbarkeit betrifft, so hatte Mäcen sich um den Dichter verdient gemacht; er gab ihm sein Sabinum: mehr wollte und strebte Horaz zeitlebens nicht an; er verlangte weder Ehrenstellen und Auszeichnungen, noch suchte er großes Vermögen zu erraffen. Beides wäre möglich gewesen, doch Horaz, der Filosof, der strenge Sittenrichter und Patriot, verschmähte solches und lebte mit seinem kleinen Glücke zufrieden, die höchste Gottheit ehrend und dieser die wahre Verehrung bezeugend, wie zahlreiche Stellen seiner Oden beweisen.

Er war gerade und schlicht, liebte nach antiker, streng republikanischer Weise die Tugend, doch haßte er an derselben die rauhe, unfreundliche Seite, die ihr die Stoiker gaben. Er war kein Heuchler und, im Kreise Mäcens lebend, nicht abgeneigt sinnlichen Vergnügungen; doch nachsichtig gegen die Sitten des Privatlebens, war er strenge gegen die öffentlichen Sitten und zeigt sich in jener Mäßigung, die er im Glücke, wie im Mißgeschicke Jedermann empfiehlt.

Sein Zweck war zu lehren und der Oeffentlichkeit zu nützen, das Leben durch rein sittliche Gesinnungen zu verschönern und das veredelte Leben urban darzustellen. So suchte Horaz bald hier, bald dort einen

stolzen oder geldgierigen Freund von seinen thörichten Begierden abzuziehen; einen Traurigen durch Todeserinnerungen zu einer vernünftigen Fröhlichkeit zu bewegen, einen mit der Welt Zerfallenen zu einem stillen und regelmäßigen Genusse seiner Lebenstage aufzumuntern, einen rechtschaffenen Hofmann oder einen jungen Dichter durch weise Lehren zu bilden, als wahrer Filosof, als sanfter Sittenlehrer und theilnehmender Freund, dessen goldene Weisheitslehren und gediegene Lebensmaximen, auch wenn er ruft: Nil admirari! — die Sittenlehren in anderen Gestalten vielfach an Schönheit und Würde übertreffen.

Wie erhaben und erschütternd ist nicht Horazens Lob der Standhaftigkeit und Beharrlichkeit — das Lob des Mannes, der gerecht ist und bei seinen Vorsätzen beharrt, den nicht Bürgerwut, die Unrecht fordert, nicht der drohende Blick des Tyrannen aus der Fassung bringt; wie lichtvoll und imposant ist nicht das schöne Gemälde von der Armut und Sittenreinheit der Geten und Scythen in der moralischen Ode (24, III. Buch,) wider die Prachtliebe der Römer? Er tadelt hier die Habsucht, die alle Ruhe und Glückseligkeit aus seinem Vaterlande verbannt, die Sitten verderbt, die Kinderzucht vergiftet und die Ehen geschändet hat; er befiehlt im Tone eines echten Patrioten, dem Verderbniß nicht etwa durch geschriebene Gesetze, sondern durch gute Beispiele zu steuern und vor Allem jene rasende Begierde nach Gold zu unterdrücken Und nun, nachdem der Dichter mit tiefem Schmerze wahrnimmt, wie die Hauptgrundsätze der ehemaligen römischen Erziehung immer mehr verletzt und verlassen werden: wie mächtig und feurig mahnt er dann nicht zur Strenge, Tugend und Ehrfurcht vor den Göttern (Ode 2, III); wie glühend haßt er das gemeine Volk, wie scheut er die, deren Herzen und Sitten dem Verderbniß bereits preisgegeben sind (Ode 1, III); wie derb geißelt er den Luxus der Römer, ihre Schwelgereien und Ausschweifungen im Genusse aller Art (Satyre 2, II), wie begeistert preist er hier jene altrömische Frugalität, die an den größten Männern der ersten fünf Jahrhunderte der Republik so sehr bewundert wird; wie rücksichtslos und unerbittlich verfolgt er die Thorheiten, an denen sein Zeitalter so reich war, bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel — und was sieht er? — „Nichts als Narren, die das Tollhaus verdienen" (Satyre 3, II).

Doch unser Dichter fühlte das Sittenverderbniß seines Zeitalters zu tief, um lange zu schweigen und müßig zuzusehen; immer wieder schwimmt er gegen den Strom, den die Großen und selbst sein geliebter Mäcen geleitet haben, und empfiehlt (Ode 6, III), je mehr die Römer unter der glänzenden Regierung Augustens Noth und Unglück vergaßen, Reinheit der Sitten und Götterfurcht, da nur „der wahrhaft herrscht, der sich den Göttern unterwirft".

Er predigt, ermahnt und geißelt ohne Unterlaß, denn er liebt Rom — sein Vaterland; er will es erhalten und zur neuen Blüte bringen, nicht aber es verlassen, anderswohin übertragen und dort von Neuem aufrichten, sowie er ehedem nach dem unglücklichen Treffen bei Philippi (16. Epode) gedacht und in seiner Verzweiflung über das Unglück gesungen hatte, das durch Bürgerkriege und Proskriptionen über Rom hereinbrach und wo Rom,

das nicht Germaniens Heere, nicht Hannibal bezwang, sich selbst zu Grunde richtete.

Lebhaft entflammt überall der Dichter den Patriotismus seines Volkes und den Stolz auf die ehemaligen Thaten großer Helden, doch verläßt ihn der Charakter, den er als Lehrdichter behauptet, auch als Lyriker nicht. Man weiß, wie das Monotone ermüdet, wie sehr das Abwechselnde das Interesse erhöht, fesselt und fördert; Niemand wußte auch so gut, als Horaz, daß derjenige Alles erreicht, der Süßes mit Nützlichem verbindet. Deshalb paart Horaz Ernst mit Scherz und Spiel und wird lehrreich, wenn er den Geist zum tiefen Ernste gestimmt oder von übersinnlichen Dingen gesungen hat.

Seine erotischen Gedichte sind nicht gerade die vorzüglichsten; doch seine Oden zeugen von hohem Fluge der Begeisterung und bleiben ein unerreichbares Muster für die späteste Nachwelt.

Was diesen unseren Dichter besonders werth macht, ist seine Charakterstärke, seine Principientreue.

Seine Gedichte zeugen davon, daß er, den vom Vaterhause aus eingesogenen Grundsätzen von Wahrheit und Recht getreu, auch nach der Revolution, mit welcher die Republik ihren Abschluß gefunden, die Liebe zur Freiheit nicht verleugnet und Niemandem zu Gefallen abgeschworen habe.

Augustus schrieb einst an den Dichter: „Wisse, daß ich Dir sehr zürne, weil Du in Deinen Gedichten nur mit Andern, nie mit mir sprichst. Oder fürchtest Du etwa, es möchte Dir bei der Nachwelt zur Schande gereichen, wenn man Dich für meinen Freund hält?“

Nein! Horaz war nicht unempfänglich für die Größe Augustens; er bewies auch, daß weder blinde Hartnäckigkeit, noch unvernünftige Parteisucht, sondern die Liebe zum Vaterlande, die Sorge um das Wol, die Macht und Größe des Staates den Dichter beherrscht und geleitet habe.

Wien, April 1876.

Gedichte.

Von

Francis Broemel.

1.

Auf ein Kind.

Ich herzte dich in banger Vaterlust,
Du kleines Leben, mein beweinter Sohn!
Ein Augenaufschlag, dann erloschen schon!
Dein kaltes Händchen lag an meiner Brust!

Von unsrem Weltlicht hast du nichts gewußt,
Verstandest nie der Menschenrede Ton,
Ein Augenaufschlag und du warst entflohn.
Dein kaltes Händchen lag an meiner Brust!

Sonst stündest heute du in Jugendkraft
An meiner Schulter wohl am hellen Herde.
So schau ich dich, den mir der Tod entrafft.

Der eine Blick, die scheidende Geberde!
Ob Jahre flohn, küss' ich in Traumeshaft
Die todten Augen dein in ferner Erde!

2.

Auf den Lagunen.

I.

Dunkel schaut in die Lagune
Die Madonna von der Brücke,
Und in meerdurchfloßnen Gassen
Ist das Gondellicht erloschen.

Auf den Dächern von San Marco
Girren noch im Traum die Tauben,
Wo in altersgrauen Kammern
Haucht der Kindheit Rosenschlummer.

Drüben nur im Säulensaale
Wacht noch eine junge Mutter
An dem Lichtersarg des Lieblings;
Seufzend klingt das Bogenfenster.

Am Altan ihr Schleierschatten
Hebt die Leuchte in die Nachtluft,
Spricht mit weichgebrochner Stimme
Klagend den Marienpsalmen.

Und mit steinernbleichem Lächeln,
In dem Arm den Jesusknaben,
Schaut herüber mondumgossen
Von der Brücke die Madonna!

II.

Sternschimmer! In den Wellen
Sinkt fern Venedigs Pracht.
Zum Meer die Segel schwellen
Durch die Lagunennacht.

Die Andern ruhn im Raume,
O fluthumrauschte Ruh'!
Ein Jeder fährt im Traume
Dem Vaterlande zu.

Auch ich hatt' solchen Schlummer
In langverklungner Zeit
Und kannte keinen Kummer
Als seliges Herzeleid!

O Meer! O Himmelsferne!
Wie ihr mein Herz bewegt,
Es sucht nach jenem Sterne,
Der seine Todten trägt.

Schlaft ruhig auf den Wellen,
Ich halte für euch Wacht.
Die wildesten Gesellen
Die werden still zur Nacht!

3.

Am Nordsee-Strande.

Das Abendroth flammt durch die Föhren;
Der Seeschaum rollet ächzend zu Land.
Nur meine eignen Schritte stören
Sturmvögel auf am Dünenstrand!

Dornbüsche tief im Flugsand stehen,
Die einsam geblüht, einsam verdorrt,
Die Wogen wuschen, die Winde wehen,
Verwehn den Pfad, verwehn mein Wort.

Der Seeruf tönt aus dunklen Fernen
In leiser Klage verwirrtem Klang,
Als sänke nieder von den Sternen
Der Abgeschiednen Nachtgesang.

Glück auf die Fahrt, euch grauen Haaren!
Fernsteuernder Mann südwärts am Cap!
Euch sturmverschlagnen flehenden Schaaren
Auf mövenumkreistem Fluthengrab!

Euch, die ihr seufzend fortgezogen,
Von leuchtender Alp, von grünendem Belt,
Fern segelt unter dem Regenbogen
Der neuen Hoffnung, der jungen Welt!

Und dir, du Seemanns Augenweide,
Wird um den Fernen die Wimper schwer?
Im Rauchdach webend am Hochzeitskleide —
Der Seeruf klagt, — fern stürmt das Meer!

4.

Die alten Tage.

I.

Schwand dir die junge Liebe hin,
O, zürne nie dem letzten Strahl!
Ein Alpenglühn blieb dir im Sinn,
Ob längst die Sonne sank zu Thal!

Und trog dich junge Liebe einst,
Ruf' doch ihr deinen Segen nach,
Und wär's auch, daß du still beweinst
Den Eidbruch, der dein Herze brach!

Hast einmal doch dich Gott geträumt,
Hast schon auf diesem Erdenrund
Im Reich der Seligen gesäumt
In so gebenedeiter Stund'!

Die folgt dir in die Nächte fern
Zum letzten tiefsten Traum hinab
Und wird ein hoher schöner Stern
Umwandeln über deinem Grab!

II.

Du bist so jung, du bist so gesund
Und weckst mir ein altes Sehnen
Mit dem in Wehmuth schmelzenden Mund,
Mit deinen zürnenden Thränen!

Dein Lachen in der Dämmerung
Bewegt mich in stillen Stunden
Wie eine traute Erinnerung,
Dann brennen die alten Wunden!

Dann leuchtet auf die dunkle Fluth,
Wo meine Freuden versunken,
Wie Sterne rollen vorbei in Gluth
Die Jahre, wonnetrunken.

Du plauderst hinweg das Schattenheer,
All was ich liebte und glaubte;
Ich lausche versunken, gedankenschwer
Betend auf deinem Haupte!

Gedichte.

Von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

1.

Aus dem Serail.

An der Halle purpurleuchtend,
An des Springquells Marmorwand,
Der Jasmingebüsch befeuchtend
Rieselt über bunten Sand, —

Auf den Polstern, hold zu schauen,
Wie dem Paradies entrückt,
Sitzt das Schönste, was an Frauen
Je den Orient beglückt.

Rosenduft und kühles Fächeln,
Alles ladet zum Genuß,
Glänzend, wie in ew'gem Lächeln,
Rauscht herauf der Bosporus.

Nur der Herr von hundert Reichen,
Nur der Herr von hundert Frau'n,
Gibt des Beifalls noch kein Zeichen,
Finster ist er anzuschau'n.

Der Scherbét fand keine Gnade,
Zitternd kniet der Sklaven Schaar,
Seidne Schnur und Bastonade
Drohen heute immerdar.

Schüchtern naht der Tänzer Reigen,
Von der Zimbeln Klang geführt;
Doch die Reize, die sich zeigen,
Lassen heute ungerührt.

Alle Schönheit ist verschwendet,
Weißer Busen, feuchter Blick, —
Glücklich, wenn der Abend endet
Ohne blutiges Geschick.

Horch, da tönt's von Rosseshufen,
Lautlos schweigt's, der Sultan lauscht,
Schneller Tritt ersteigt die Stufen,
Und der seidne Vorhang rauscht.

Ihm zu Füßen stürzt der Bote,
Der die seltne Gabe reicht,
Der gestickte Sack, der rothe,
Birgt ein Haupt, im Tod erbleicht.

Er ergreift's, er schlägt's, und grimmig
Lacht er auf in wilder Lust,
Jauchzend winkt er, hundertstimmig
Widerhallt der Sklaven Brust.

Aber eine bricht zusammen,
Wahnsinngellend tönt ihr Schrei;
Gält' es Dolch und gält' es Flammen,
Soll sie leugnen, was es sei?

Lustberauschte Lieder klingen
Zu der Tänzer kühnstem Schwung,
Süßverschlungne Paare springen,
Wollustathmend, reizend, jung.

Auch der Trank ist jetzt willkommen,
Durch der Odalisken Kreis
Schweift sein Auge lustentglommen —
Welcher wird der Schönheit Preis?

Liebesblicke locken, schmachten,
Eine nur lehnt kalt und bleich;
Doch der Frost besiegt das Trachten,
Solch Verschmäh'n ist minnereich.

Nur des schönen Todten denkt sie,
Weiter nichts begreift ihr Gram;
Der Eunuche faßt sie, lenkt sie,
Wehrlos folgt sie wie ein Lamm.

Auch der Herr ist bald verschwunden,
Schweigend ehrt man seine Wahl,
Und zur Ruhe kurzer Stunden
Lagert sich der Weiber Zahl.

Manche faßt von schönern Tagen
Heimlich ein verwegner Traum,
Während Nachtigallen schlagen
Unten am Orangenbaum.

Während in der Ecke lauert
Nur der Mohr im Mondenschein,
Durch des Vorhangs Falten lauert
Oft sein Blick zum Herrn hinein:

Schnee vom Atlas, Glut der Wüste,
Drauf Gazell' und Löwengier,
Elfenbein und Gold der Küste,
Feuriger Demanten Zier, —

Was sich läßt an Pracht gewinnen,
Weihrauch und Gewürzes-Duft,
Alles tanzt vor seinen Sinnen,
Wie ein Spiegelbild der Luft.

2.

Ladas.

Zu Olympia um den Weihaltar
Harrt festlichen Schmuckes der Griechen Schaar:
Wer heim mit dem Kranze als Sieger kehrt,
Wird in Hellas den Göttern zunächst geehrt.

Den Zeus sich erwählte, ein Knabe rein,
Kommt mit goldener Sichel zum heiligen Hain,
Er schneidet vom Oelbaum die Zweige zum Kranz,
Den die Priester dann weihn für des Festes Glanz!

Und die Richter des Kampfs mit der Palm' in der Hand
Umschreiten die Rennbahn im Purpurgewand;
Die Flöten rufen, der Kampf beginnt,
Wie das Loos aus silberner Urne springt.

Sie lösen die Spangen, der Mantel fällt, —
Nichts Schöneres schaute die jauchzende Welt, —
Es spannt sich der Fuß und der Arm mit Macht,
Durch die Rennbahn leuchtet der Glieder Pracht.

Der springt gleich dem Hirsche, der saust wie der Wind,
Der Dritte fliegt wie die Iris geschwind,
Auf Säulen in Marmor ermahnt die Schrift:
Sei wacker! beeil' dich, daß Schmach dich nicht trifft!

Jetzt siegt der eine, der andere dann, —
Doch endlich lauft Ladas allen voran,
Er kam vom Eurotas, bald wird es kund,
Ob als Sieger ihn grüßt der Sparter Mund.

Und sein Bestes thut er, auflodernd rafft
Zum Sprung' er zusammen die letzte Kraft;
Da ist es entschieden, und jeder weicht,
Held Ladas siegte, das Ziel ist erreicht.

Der Herold ruft den Namen aus,
Tausendfach wiederholt ihn des Jubels Gebraus,
Doch wie nun der Priester den Kranz ihm bot,
Da kam's erst zu Tage: der Sieger war todt!

Die Falle Hymens.

Novelle.

Von

Otto v. Leixner.

In einem kleinen Zimmer des elegantesten Restaurants unter den Linden in Berlin saßen zwei junge Männer, denen der Kellner eben die bestellte Flasche Sect vorgesetzt hatte, aus welcher der eine die Gläser vollgoß.

„Auf die alte Freundschaft!“ rief er und leerte den Kelch. „Ich kann mich noch immer nicht ganz von meiner Ueberraschung erholen; ich dachte Dich in dem langweiligen Isar-Athen, Desdemona's und Cleopatra's malend — das war doch Deine Liebhaberei? — und heute bummelt mir mein blonder Castor in der Kaisergallerie entgegen. Du bist noch ganz der Alte, obwohl Dein Gesicht gebräunt ist und der lange Bart Dir ein höchst ehrwürdiges Aussehen verleiht.“

„Ich hätte Dich nicht wieder erkannt, lieber Welden“, sagte der Blonde. „Es sind wohl auch schon fünf Jahre — Du hast zwar noch immer die aristokratische Gestalt und bist der alte Gentleman, aber Dein Gesicht ist ein anderes geworden. Du siehst müde aus.“

„Kaum anders möglich, wenn man sich drei Jahre in der Welt herumgetrieben hat, so wird man blasirt. Ich habe mich zuletzt nirgends mehr wohlgefühlt und kaum bin ich ein halbes Jahr in Berlin, so beginne ich mich bereits zu langweilen.“

„Vielleicht unterhältst Du Dich zu viel?“ sagte der Maler.

„Das nicht“, erwiederte Welden, sich tief in den weichen Lehnstuhl zurücklegend. „Auch kann ich nicht sagen, daß ich mich langweile im verzweifelten Sinne des Wortes, ein solches Armuthszeugniß stelle ich mir nicht aus, aber ich finde keine rechte Anregung mehr. Theater, Concerte, Kunstsammlungen, das habe ich überall genossen und den Verkehr in meinen Kreisen habe ich nach einigen Besuchen satt. Flaches Geschwätze und hohle Formen, die Männer ohne leichtbeweglichen Geist und die Weiber — Weiber.“ Der Maler hatte sich das leere Glas gefüllt und setzte jetzt langsam seine Cigarre in Brand.

„Du könntest mir, lieber Pollux“, begann er, „etwas von Deinen Wanderjahren erzählen. Ich thäte es auch, aber bei mir ging alles ruhig seinen Weg, das heißt, was man so ruhig nennt. Als ich die Universität verließ, — weil ich der Kunst nicht entsagen konnte — da war ich noch ganz und gar in den Flegeljahren. Nach meiner Rückkehr aus Italien hoffte ich das Höchste zu erreichen; ich betrachtete mich als einen Messias der modernen Kunst und wollte Historien malen, eine Tagereise breit und so hoch, wie der Chimborasso. Ich blamirte mich und kam nach vielen inneren Kämpfen zum Bewußtsein meiner Schwächen. Im baierischen Hochland habe ich erst gefunden, wohin mein Talent neigt; ich ließ den großen historischen Styl laufen und male seitdem Landschaften mit und ohne See oder Wasserfall und suche der Natur nach meiner Kraft ihre Geheimnisse abzulauschen. Kräftig wird das Talent doch nur in der Beschränkung. Verliebt war ich niemals, gesund immer. So, ich bin fertig. Jetzt kannst Du beginnen.“

„Dein System einer Autobiographie, lieber Karl, ist jedenfalls kurz und bündig“, bemerkte Welden lächelnd und ließ die Spitzen des schwarzen Schnurbartes durch die schmalen Finger gleiten. „Ich werde es auch befolgen, das Nähere kannst Du in meinen Tagebüchern lesen, in welchen Du zugleich mein Talent als Landschaftszeichner bewundern darfst.“

„Ich danke Dir schon jetzt für die gütige Erlaubniß.“

„Nach Beendigung meiner juridischen Studien“, hub Welden an, „verließ ich Berlin, um auf sechs Monate nach Italien zu gehen. Wie das aber meist geschieht, wenn weder Zeit noch Geld mangeln, ich blieb ein ganzes Jahr, Natur, Kunst und Leben genießend, und schiffte mich dann nach Griechenland ein. Dort frischte ich die classischen Erinnerungen meiner Gymnasialzeit wieder auf und war sehr erstaunt, — damals konnte ich noch staunen — als ich in Athen keiner Aspasia und keinem Perikles begegnete, sondern nur mehr antiken Namen, welche von ihren turkomanisirten und slavisirten Trägern mißhandelt wurden. Schöne Frauen fand ich nur auf einzelnen der griechischen Inseln, über welche ich meine Reise nach der Türkei, zunächst nach Constantinopel, fortsetzte. Alles Nähere kannst Du lesen. Ein Engländer, der an der Reisemanie krankte, steckte mich an und wir durchzogen auf Eseln, Pferden und Elephanten, zu Wasser und zu Land Kleinasien, Indien, China, Japan, setzten dann nach Californien hinüber und machten nach einer Hetzjagd, die fast vierzehn Monate gedauert hatte, Rast in Newyork. Meine Mutter drängte auf die Rückkehr, ich bat sie, mir die nächsten Gelder in Cairo anzuweisen — der nächste Weg von Newyork nach Berlin — und ließ den Engländer laufen. Ein Pariser Astronom will ihn in Monda entdeckt haben. Als ich endlich in Aegypten ankam, fand ich einen so großen Wechsel vor, daß er mich verführte, durch die Sahara nach Tunis zu reisen und nach Spanien zu übersetzen. In dem wunderbaren Granada hatte ich das Unglück, einem noch wunderbareren Augenpaare zu begegnen, — natürlich generis feminini — welches mich ein halbes Jahr fesselte. Länger halten Augen überhaupt nicht. Der Katzenjammer kam über mich und ich jagte über Paris nach Hause, um endlich in meinem pommerischen Ithaka meine Odyssee zu beschließen, wo ich mich bei Gänsebusen und Pumpernickel, bei Jagd und Langeweile gründlich erholte. Jetzt sitze ich wieder in des heiligen römischen

Reiches-Streusandbüchse und es prickelt mich in allen Gliedern. Lange halte ich's nicht aus. So — ich bin fertig."

Der Maler hatte aufmerksam zugehört; jetzt heftete er die klaren Augen auf den Freund.

„Willst Du wieder weiter jagen? frug er.

„Wahrscheinlich. Ich brauche energische Anregung", war die Antwort.

„Weißt Du, was Dir fehlt, Welden? Arbeit, ein Ziel, das Du bewußt anstrebst, ein fester Punkt für Dein Schaffen oder für Dein Empfinden." Er schwieg einige Sekunden, dann fuhr er fort:

„Ich beneide Dich übrigens um Deine Reisen. Das Interessanteste für den Menschen ist doch der Mensch selbst und die Natur."

„Letztere ja — der erstere, wie man es nimmt. Ich sage Dir, Karl, er ist überall gleich. Ob die Haut schwarz oder weiß, roth oder gelb ist, sie bedeckt doch dasselbe Geschöpf; die natürlichen Instincte bleiben dieselben und die Cultur rottet sie nicht aus, sondern verwandelt nur die Formen, unter denen sie sich äußern."

„Die aber gerade dem Künstlerauge stets Neues bieten."

„Das gebe ich zu, aber dem Menschenforscher nicht. Die Frauen sind dafür das beste Beispiel."

„Wie so?"

„Weil sie trotz kleinen Unterschieden überall gleich sind; der Naturinstinkt beherrscht fast alle, weshalb auch jede Frau mehr Ursprünglichkeit hat, als der genialste Mann."

„Das ist aber", warf der Maler ein „für Euch das Schönste an der Frauennatur, daß sie naiver ist, als die uns'rige.

„Uebrigens", setzte er hinzu „Du scheinst über diesen Punkt sehr eingehende Studien gemacht zu haben."

„Ja", sagte Welden.

„Sage mir", frug der Maler „hast Du schon einmal ernst geliebt?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe, um offen zu sein, große Sehnsucht darnach; bis jetzt liebte ich von Zephir bis zum Sturmwind, aber ich habe mich zuletzt immer—"

„Gelangweilt?" ergänzte der Künstler.

„Ja. Ich glaube, das ist das Ende jeder Liebe. Zuerst leises oder feuriges Begehren, dann Genießen und am Ende Prosa, ob mit oder ohne Ehe ist gleich."

Carl, der den Rauchringen nachgesehen hatte, blickte auf den Freund.

„Deine Frauenstudien scheinen mir doch sehr einseitig gewesen zu sein; glaubst Du denn gar nicht an die Poesie der Liebe und der Ehe?"

„An die der Liebe — zuweilen, an die der Ehe — nein." lautete die Antwort.

„Sie existirt aber doch, und wenn Du willst, beweise ich es Dir in der Familie meines Schwagers. Willst Du heute Abend mit mir kommen?"

„Heute ist's unmöglich. Wir —

„Wer wir?" unterbrach Carl den Sprechenden.

„Ach ja — davon habe ich Dir noch nichts gesagt, ich dachte nicht daran. Wir, — das heißt ich und eine junge Dame."

„Dame? Wirklich?“

„Eine Schauspielerin, mit welcher ich seit einigen Monaten in Verbindung stehe. Wir gehen in die Oper und soupiren dann hier. Ich erwarte, daß Du kommst.“

„Ich bin kein Freund solcher Soupers — es dauert mir zu lange.“

„Mache eine Ausnahme. Oder soll ich dir in der Eile noch eine Einladung senden: „Baron Theodor Welden beehrt sich Herrn Carl Fermon für Montag rc.?“

„Das ist unnöthig. Sei nicht böse, aber ich bin lieber bei meiner Schwester. Wärest Du allein, dann käme ich herzlich gerne. Ich will Dich übrigens heute bei den Meinigen anmelden, und wenn Du frei bist, will ich Dich morgen einführen.“

„Gut, Carl, ich bin einverstanden.“ Der Baron zog die Uhr und erhob sich. „Es ist fünf, ich will noch nach Hause, Du wohl auch?“

Die jungen Männer wandelten Arm in Arm die Linden entlang und mancher Blick heftete sich auf die beiden schönen Gestalten; für die Frauen schien das bleiche, vornehme Gesicht Weldens mehr Anziehungskraft zu haben als Carls ruhige Züge. An der Friedrichsstraße bestieg der Baron eine Droschke, nachdem er den Freund noch gebeten hatte, gegen fünf Uhr bei ihm zu sein, und fuhr nach Hause; der Maler setzte gelassen seinen Weg fort und dachte dabei an den Weltmann mit seiner, davon war er überzeugt, mehr äußeren als inneren Blasirtheit und wunderte sich, wie ein Mann von Geist und Bildung an einer eleganten Bummlerexistenz ohne festen Beruf Gefallen und Genüge finden könne.

Um die bestimmte Zeit des nächsten Nachmittags läutete Carl an der Wohnung des Freundes und wurde von dem Diener durch ein mit alten Waffen geschmücktes Vorzimmer in den Salon geführt, wo ihm der Baron entgegenkam.

„Guten Tag, mon cher!“ rief dieser fröhlich und streckte ihm die Hände zum Gruße entgegen. „Wo warst Du gestern? Ich hoffte immer, Du würdest plötzlich als rettender Engel erscheinen, denn ich habe mich mit der süßen Sola sehr gelangweilt.“

„Ich genoß die Poesie des Familienlebens, von der Du, Barbar, nichts wissen willst“, sagte der Maler.

„Oh“, rief Welden aus, „ich lebe hier unter diesen Bildern ganz en famille. Erlaube, daß ich Dich vorstelle, „Herr Karl Fermon — meine Ahnen“.

„Du bist ja sehr guter Laune, doch“, fügte er hinzu, die großen Familienbilder betrachtend, „erkläre mir das Räthsel, waren alle Deine Ahnen weiblichen Geschlechtes?“

„Nein, das nicht — ich theilte sie, die schönen Frauen nahm ich, die alten und die langweiligen Herren überließ ich der Mama; sie hängen im ersten Stock.“

Lachend faßte er den Arm des Malers.

„Komm in mein Arbeitszimmer.“

Sie durchschritten zwei Gelasse, von denen eines ganz japanesisch eingerichtet war, das zweite als Bibliothek diente und betraten ein großes,

hohes Gemach, welches in der Einheitlichkeit seiner Ausstattung ein Kunstwerk genannt werden konnte.

„Ah“, staunte Karl, „so viel Geschmack habe ich Dir gar nicht zugetraut. Welch' prachtvolle Gobelins! Und woher hast Du diese Renaissancemöbel?“

„Die Einrichtung stammt aus einem venetianischen Palazzo und war ausnahmsweise sehr gut erhalten, die fehlenden Stücke habe ich nach eigenen Zeichnungen ausführen lassen.“

Ruhigen Schrittes wandelte der Maler im Zimmer umher, bewunderte hier eine Broncefigur, dort das Marmorwerk eines italienischen Meisters.

„Das Zimmer macht Dir alle Ehre; es herrscht Harmonie trotz der vielen und im Styl verschiedenen Einzelheiten durch die vornehme Stimmung. Ach, Du spielst noch Clavier, wie ich sehe!“

„Ja, ziemlich viel. Soll ich Dir etwas vorspielen?“ Ohne die Antwort abzuwarten, setzte sich der Baron an den Flügel und begann ein Concert von Chopin; seine Auffassung war etwas launisch, aber verrieth Selbstständigkeit, die Technik ging über den Dilettantismus weit hinaus. Plötzlich brach er ab.

„Nun?“ frug der Maler.

Theodor drehte sich auf dem Stuhle dem Freunde zu, der hinter ihm Platz genommen hatte.

„Ich spiele selten ein Stück zu Ende. Ich liebe die Musik nur halb, denn ich suche bei ihr nach Worten, ich möchte Gedanken und Klarheit und dabei zerflattert mir zuletzt die Melodie in sinnlose Töne.“

Er stand auf und zufällig fiel sein Auge auf ein Bild, welches auf dem Clavier stand.

„Hier kannst Du Sola bewundern“, sagte er, die farbige Photographie dem Freunde reichend, der prüfend seinen Blick auf dem Mädchenkopfe haften ließ.

„Sehr sinnliche Augen, einen feingeformten Oberkörper, mit dessen Schönheiten sie nicht geizt — aber ein leeres Gesicht. Sage mir, Welden, kann Dich ein solcher Verkehr befriedigen?“ frug der Maler, das Bild auf den Flügel zurückstellend.

„Befriedigen? Nein — Gottlob! Ich glaube das kann überhaupt kein Weib, man schöpft sie alle zu schnell aus.“

„Du irrst, Theodor; das echte Weib gründet zu tief, aber ich glaube, Du weichst solchen aus. Bei den andern aber geht es Dir wie — wo finde ich gerade einen Vergleich? — ja wie mit der Musik. Du suchst nach Gedanken, und dabei zerflattert Dir das bischen Melodie welches, vielleicht da ist, zu Nichts. Und so“, schloß er, „wird es Dir mit Sola auch gehen.“

Theodor sah sinnend vor sich hin, dann ging er zum Schreibtisch und ergriff ein loses Blatt.

„Ich habe mir vor einigen Tagen den Ausspruch eines russischen Dichters aufgeschrieben:

Alle Weisheit meines Lebens
Hat das Eine mich gelehrt:
Lieb ist sterblich und vergebens
Hoffst Du, daß sie ewig währt.

Meide darum Hymens Falle,
Denn das Weib es bleibt nicht Dein,
Liebe doch und täusche Alle,
Um nicht selbst getäuscht zu sein."

„Echt russisch wahrlich! Der nackteste Nihilismus!" rief der Maler unmuthig aus. Das ist die Ueberzeugung von Menschen, welche nur mit werthlosen Frauen verkehren, um dann das ganze Geschlecht in den Koth ziehen zu können."

Karl hatte mit einer Heftigkeit gesprochen, welche gegen seine sonstige Ruhe sehr abstach.

„Und wenn das auch meine Ueberzeugung wäre?" frug der Baron.

„Liebst Du Deine Mutter?" war die schnelle Gegenfrage.

„Gewiß, aus ganzem Herzen."

„Dann kannst Du nicht so vom Weibe, nicht so von der Ehe denken, Du hast mir selbst gesagt, wie glücklich Deine Eltern zusammenlebten und denkst Du, das sei eine Ausnahme? Unsere deutschen Frauen sind wahrhaftig nicht so, wie sich mancher Roué dieselben vorstellt."

Theodor war im Zimmer auf und ab gegangen.

„Kennst Du den Philosophen Schopenhauer?" frug er nach einer kleinen Pause.

„Nein, ich lese keine Philosophen. Zum Malen sind sie unnöthig und, zum Leben, nach meiner Ansicht, auch. Ich halte die Augen offen, darin besteht meine ganze Weisheit.

Der Baron schritt in das anstoßende Gemach und kam nach einigen Minuten mit einem Buche zurück, in welchem er blätterte und dann laut folgende Stellen las:

„§. 378.

Mit den Mädchen hat es die Natur auf das, was man im dramaturgischen Sinne einen Knalleffect nennt, abgesehen u. s. f.

Weiter heißt es:

Dem entsprechend halten die jungen Mädchen ihre häuslichen und gewerblichen Geschäfte in ihrem Herzen für Nebensache, wohl gar für bloßen Spaß; als ihren allein ernstlichen Beruf betrachten sie die Liebe, die Eroberungen und was damit in Verbindung steht, wie Toilette, Tanz u. s. w.

Nun was sagst Du?" wandte er sich an den Maler.

„Der gute Mann muß eine falsch geschliffene Brille gehabt haben, die ihm auch die geraden Linien krumm zeigte. Lege das Buch weg und kleide Dich an, es ist sechs Uhr."

„Dein Wunsch, edler Carlo, ist mir Befehl!" sagte der Baron und drückte an eine elektrische Schelle. Der Diener erschien.

„Ankleiden! Verzeihe, ich bin gleich fertig. In dem großen rothen Album findest Du Landschaften aus Californien."

Der Maler begann die Blätter durchzusehen, welche die gigantische Vegetation des Goldlandes wiedergaben, und er war kaum bei der fünften Ansicht, als Theodor zurückkam.

Langsam schlenderten die Freunde nach der Wohnung des Fabrikanten Werner. Das kleine Familienhaus lag mit der Vorderseite nach dem Thiergarten, rückwärts schloß sich ein großer schattiger Park an.

„Wo ist meine Schwester?“ frug der Maler das Mädchen, welches die Pforte öffnete.

„Die Herrschaften sind mit den Kindern in der kleinen Laube. Ich werde sogleich —“

„Nein, lassen Sie nur, wir gehen allein“, sagte Karl und führte den Freund durch ein Speisezimmer nach dem Garten.

„Wir wollen sie überraschen“, bemerkte er, und schritt längs der Mauer durch dichtes Gebüsch; vor einer Laubwand blieb er stehen, kehrte sich um, den Finger auf den Mund legend und winkte Theodor heran.

Eine Stelle in der Hecke gewährte den Einblick in die Laube, in welcher die Familie versammelt war. Der Fabrikant las in einer Zeitung und man konnte sein Gesicht nicht sehen. Den Lauschern näher saß in einem bequemen Gartenstuhl die junge Hausfrau in hellem Kleide mit einer Arbeit beschäftigt, das goldige Haar umsäumte ein blühendes Antlitz, aus dem ein Paar herziger Augen hervorglänzte. Eben neigte sie sich einem kleinen Mädchen von höchstens vier Jahren entgegen, welches ihr auf der flachen Hand einen gefangenen Käfer vorwies und mit weitoffenen Augen jede Bewegung des Thierchens belauschte. Zur Seite der Mutter saß ein sechsjähriger Knabe, welcher, den Kopf mit beiden Armen stützend, in einem Buche so vertieft las, als wäre sonst nichts auf der Welt. Das frische Gesichtchen war vor Erregung geröthet. Am Boden spielte das jüngste Kind mit Sand, und hatte eben eine Art von Mauer gemacht, welche ihm sehr zu gefallen schien, denn es betrachtete bewundernd das eigene Werk, dann richtete es sich mit einiger Mühe auf und sagte, sich an die Mutter schmiegend: „Mama, guck Haus!“

Da legte Werner die Zeitung bei Seite und die Lauscher gewahrten den männlich ernsten Kopf mit den klaren Augen, welche jetzt mit dem Ausdrucke tief inneren Glückes auf der lieblichen Gruppe ruhten.

Der Maler machte Theodor ein Zeichen und beide traten vor, der Fabrikant stand auf, die Kinder hingen sich mit dem Ausruf „Onkel Karl“ an den Künstler, nur das Kleinste blieb stehen und schaute verwundert zu dem fremden Manne empor.

Karl stellte den Freund vor, der sich vor der Dame ehrerbietig neigte; der Hausherr bat um Entschuldigung wegen seines leichten Anzuges und schob dem Gaste einen Stuhl zu.

„Ich bitte“, sagte dieser, „meinetwegen keine Umstände zu machen, als langjähriger Studiengenosse Ihres Schwagers erlaube ich mir sogar, darauf einen kleinen Anspruch zu erheben.

„Gewiß, Herr Baron“, erwiderte Werner, und seine Frau fügte hinzu: „Mein Bruder war so sehr erfreut, seinen Pollux wieder gesehen zu haben, daß es uns ein doppeltes Vergnügen ist, Sie bei uns begrüßen zu können.“

Die drei Kinder hatten sich in einer Reihe vor den Freund hingestellt und blickten ihn mit schüchterner Vertraulichkeit an.

Der Maler lachte hell auf.

„Da sieh' die lebendigen Orgelpfeifen!“ sagte er zu Theodor. „Kommt her, junges Volk und macht dem Herrn — es ist auch ein Onkel — ein schönes Compliment.“

Die beiden Aelteren schienen nur die Aufforderung erwartet zu haben, denn sie stürzten auf den Baron zu und begrüßten ihn, nur das Jüngste blieb unbeweglich stehen, die Aermchen auf dem Rücken verschränkt, und schaute, das Köpfchen zur Seite gesenkt mit drolliger Neugierde nach dem Baron.

„Nesthäckchen", rief die Mutter, „sei hübsch artig!"

Langsam näherte sich das Kind und reichte zögernd die Hand, doch als es Theodor auf den Schooß nahm, da wurde es bald mit ihm vertraut und er freute sich über die hellen, unschuldigen Augen.

In heiterem Gespräche vergingen einige Stunden, bis die Hausfrau sich erhob, um die Kinder zur Ruhe zu bringen, welche von dem neuen Onkel kaum fortzubringen waren. Gegen neun Uhr wurde der Thee gereicht; alles war zierlich hergerichtet, die anmuthige Frau waltete still vornehm ihres Amtes und war lebendigen Geistes und dennoch anspruchslos — es herrschte echte Gemüthlichkeit in dem kleinen Kreise, so daß sich Theodor schon nach dem ersten Besuche im Hause heimisch fühlte.

„Glaubst Du noch immer nicht an die Poesie der Ehe?" frug Karl den Freund auf dem Rückwege.

„Dieser Ehe, warum nicht?" war die Antwort. „Das Glück scheint echt; man fühlt es, und glücklich mag der Mann sein, dem es zu Theil wird. Aber ich halte es für eine große Seltenheit."

Als sich die Beiden trennten, schritt Theodor langsam weiter. Die Straßen waren sehr belebt, denn der schöne Maiabend hatte Alles aus den Häusern gelockt. In dem Treiben und Drängen dieser fremden Menschen, die an ihm vorübergingen, kehrte seine Phantasie in die Stille der Werner'schen Familie zurück und je lebendiger ihm einzelne Scenen vor die Seele traten, je klarer er fühlte, welch' innige Liebe die beiden Menschen verband, um welche ein neues Geschlecht emporzublühen begann, desto mehr kam ihm seine eigene Einsamkeit zum Bewußtsein. Als er an das Haus gelangte, in welchem Sola wohnte, blieb er einen Augenblick stehen, aber eine eigenthümliche Empfindung hielt ihn ab, sie zu besuchen. Er war mit sich unzufrieden, wie noch nie und machte sich Vorwürfe, die Ketten dieses Verhältnisses nicht schon längst gesprengt zu haben. Was bot ihm die junge Schauspielerin? Herzlichen Verkehr? Nein, er zweifelte, ob sie überhaupt Herz besitze. Geistige Anregung? Auch nicht — nichts als frivole Unterhaltung — sie war ihm Opium. Wenn er bei ihr war, berauschte sie ihn auf kurze Stunde, doch war er fort, so empfand er, daß sie ihn leer lasse und er sehnte sich nach einer echten Empfindung, die im Stande wäre, ihn auszufüllen, Geist und Herz zu befriedigen.

Zu Hause angekommen, sagte er der Mutter, wie er gewohnt war, gute Nacht und erzählte ihr von Werners, ehe er in seine Wohnung emporstieg. Im Arbeitszimmer setzte er sich an den Schreibtisch, um an den Reiseerinnerungen, die er ordnete, zu arbeiten, aber er legte bald die Feder hin. Wie einsam war es in dem großen Gemach! Wenn da an seiner Seite ein herziges Weib säße, zu ihren Füßen liebliche Kinder, und er könnte manchmal zu ihr huschen, oder sie käme plötzlich, legte die Arme von rückwärts um seinen Nacken, er schaute um und begegnete einem treuen Augenpaar —!

Er begann im Zimmer umherzugehen, setzte sich dann an den Flügel, aber schon nach einigen Accorden sanken die Hände von den Tasten; er stand auf und sein Blick fiel auf ein aufgeschlagenes Buch, es war der Band von Schopenhauer, aus welchem er Karl vorgelesen hatte, er überflog hier und dort eine Stelle. Sollte der Philosoph dennoch Recht haben, trotz allem, was er heute gesehen hatte? Wäre es unmöglich, daß Mann und Weib gleich berechtigt zusammen lebten? Wäre die Letztere wirklich Nichts als ein nothwendiges Uebel, geschaffen zur Erhaltung der Menschheit, oder ein flüchtiger Zeitvertreib, heute begehrt, morgen weggeworfen? Ein Wesen ohne Sinn für das geistige Leben, für die Ideale des Mannes, eine bloße Puppe, deren höchster Gedanke ein modisches Kleid ist?

In Theodor regte sich zum ersten Male ein Geist des Widerspruches gegen seinen Propheten.

Die nächsten Wochen war er sehr häufig bei Werner und es entwickelte sich ein immer herzlicher werdender Verkehr zwischen ihm und der Familie des Fabrikanten, und je öfter er dort war, und einen Einblick in die energische Thätigkeit des Hausherrn bekam, desto klarer erkannte er den Werth der geordneten Arbeit und die Zwecklosigkeit seines Daseins.

Indeß war der Hochsommer herangerückt, und Karl sowohl als Werners trugen sich mit Reiseplänen nach Berchtesgaden; man erwartete nur noch die Ankunft der jüngsten Schwester des Malers, um dieselben auszuführen. Theodor suchte seine Mutter zu überreden, für die heißen Monate den gleichen Aufenthaltsort zu wählen, doch der Arzt bestand auf einer Badekur in Kissingen. So schwer es dem jungen Manne fiel, die ihm liebgewordenen Menschen zu missen, so wollte er doch auch nicht die Mutter allein lassen, welche ihn so lange entbehrt hatte.

Mit der Schauspielerin hatte er in der verfloßenen Zeit manchen unangenehmen Auftritt gehabt und, obwohl er sich innerlich von ihr immer mehr loslöste, hatte er dennoch den Muth nicht gefunden, ihr zu sagen, daß sie ihm gleichgültig geworden sei.

Eines Abends holte Karl den Freund zu Werners ab — im Hausflur sprang ihnen der älteste Knabe Otto, jubelnd mit dem Rufe entgegen: „Tante, Hänschen ist da, Tante, Hänschen ist da!“

„Wo?“ frug der Maler in freudiger Erregung und eilte, sobald ihm der Junge Bescheid gegeben hatte, nach dem Garten, Theodor folgte langsam nach.

Als er den Kiesweg einbog, der nach der Laube führte, sah er ein junges Mädchen an der Brust des Freundes liegen, der es mit freudestrahlendem Antlitz umschlungen hielt — der kleine Otto sprang zu ihr, zog sie am Kleide und rief: „Onkel Theodor ist auch da!

Da wandte sie sich um und ihre freundlichen Augen begegneten den Blicken des jungen Mannes, den ihr Karl vorstellte. Sie bot ihm mit unbefangener Herzlichkeit die Hand und er fühlte eine eigenthümliche Beklommenheit, als er dieselbe ergriff.

„Meine Schwester“, sagte sie, „hat mir schon viel von Ihnen erzählt und ich freute mich sehr darauf, Sie zu sehen.“

Bei den Worten betrachtete sie den Baron mit einer gewissen Neugierde, die aber so reizend und kindlich war, daß es ihm leid that, als sie

die Augen abwandte und Karls Hand ergreifend, der Laube zuschritt, wo die übrige Familie versammelt war.

Das Gespräch war bald im Gange, nur der Maler schwieg und sah nach der Lieblingsschwester, ihr hie und da zunickend.

„Karl“ sagte Frau Werner, „Du machst mich eifersüchtig! Sehen Sie, Herr von Welden, er hat nur Augen für das Hänschen, uns andere bemerkt er gar nicht.“

„Das ist Verstellung“, sagte Johanna lachend, „das ganze Jahr, wo wir uns nicht sahen, habe ich von ihm einen einzigen Brief bekommen.“

„Ja, weißt Du“, vertheidigte sich der Bruder, „wenn man Briefe malen könnte!“

„Er kann das Versäumte nachholen, wenn er am Lande mit Fräulein Johanna zusammen ist“, warf Theodor ein. „Wann gedenken Sie abzureisen gnädige Frau?“ wandte er sich an die Dame des Hauses.

„Wir wollen unserm lieben Gast zuerst die Merkwürdigkeiten der Residenz zeigen“, erwiderte die Befragte, „das dürfte acht bis zehn Tage in Anspruch nehmen, und dann reisen wir mit Kind und Kegel nach Berchtesgaden, wo wir drei Monate bleiben.“

„Sehen Sie, Baron“, warf Werner ein, „so sind die Ehegattinen! Meine Tyrannin bestimmt Alles so apodiktisch, als ob ich eine vollkommene Null wäre.“

„Tyrannin, ich?“ rief die Hausfrau aus. Vertheidigen Sie mich doch, Baron! Als zukünftiger Gatte ist das Ihre Pflicht. Sie wollen doch nicht Junggeselle bleiben?“

„Der heirathen?“ sagte Karl. „Schaue Dir, Hänschen, diesen Missethäter an. Er verehrt einen Philosophen, Schopenhauer, welcher behauptet, daß die Mädchen ein Knalleffect der Natur sind.“

„Recht hat er!“ bemerkte der Fabrikant mit komischem Ernst. „Daß sie nur für Toilette, Tanz und Firlefanz leben“, fuhr der Maler fort.

„Recht hat er!“ wiederholte Werner mit lebhafter Zustimmung.

„Nein er hat nicht Recht“, sagte seine Frau. „Wenn uns Niemand vertheidigt, so muß ich wohl selbst den Anwalt meines Geschlechtes machen. Wir sind die *Krone* der Schöpfung!“

„Pure Einbildung! Reiner Größenwahn!“ glossirte der Hausherr mit gutmüthiger Ironie.

„Was wäret Ihr Männer ohne uns?“ sprach sie weiter, ohne sich stören zu lassen. „Wir glätten die Falten auf Eurer Stirne, wenn Ihr verstimmt nach Hause kommt; wir halten die Prosa des Alltagslebens von Euch fern, damit Ihr ungestört dem Berufe nachgehen könnt, wir machen Euch das Heim behaglich, sorgen für Euch und schenken zu alledem noch unsere Liebe und mögen die Herren der Schöpfung noch so sehr auf ihre Stellung pochen, nach Liebe sehnt sich doch Jeder. Punktum!“ schloß die Sprechende und blickte mit den glänzenden Augen im Kreise herum.

„Bravo im Centrum!“ spottete Karl.

Die junge Frau lachte.

„Habe ich nicht Recht, Baron?“

„Sie haben mir aus der Seele gesprochen“ antwortete dieser. „Wenn eine Frau ihre Stellung so auffaßt, wie Sie dieselben schilderten, dann muß

der Mann glücklich werden. Sie dürfen nicht glauben, daß ich so denke, wie Schopenhauer."

Der kleine Otto, der sich während des Gespräches sehr vernachlässigt gefühlt hatte, trat nun an Johanna heran.

„Du, komm ein wenig laufen, nicht wahr?"

Das Mädchen ließ sich nicht lange bitten, stand auf und versuchte den flinken Knaben zu haschen. Die Zurückbleibenden setzten das Gespräch fort, an dem Theodor nicht mehr so lebhaften Antheil nahm; ihm fehlte etwas und immer, wenn Johanna vorbeilief, zuckten seine Augen, um der schlanken Gestalt nachzusehen und er mußte sich beherrschen, um nicht zerstreut zu erscheinen. Erst als sie wieder Platz genommen hatte, da wurde ihm wohl zu Muthe; er begann von seinen Reisen zu erzählen und wunderte sich, daß ihm jede Erinnerung verschönt erschien, wenn er in das Auge Johannas blickte, und manchmal zwang seine Begeisterung dem Maler ein Lächeln ab, denn es fiel demselben stets ein, daß sich Theodor blasirt zu nennen pflegte.

Ehe die jungen Männer Abschied nahmen, bat der Baron die Damen um Erlaubniß, ihnen zum Besuche der Umgegend seinen Wagen zur Verfügung stellen zu dürfen und bot sich zugleich mit Karl als Führer an; Beides wurde freundlich angenommen.

Zu Hause angekommen, fand er ein Briefchen der Schauspielerin vor, in welchem sie schrieb, sie erwarte mit Bestimmtheit, daß er sie morgen Abend nach der Vorstellung aus ihrem Theater abholen werde. Theodor fühlte sich durch die Zeilen verstimmt und unwillkürlich kam ihm Johannas Bild vor die Seele — immer weiter trat Sola zurück, er sah nur mehr das thaufrische Mädchen, welches mit schnellkräftiger Anmuth durch den Garten lief.

Die nächsten Tage waren dem Besuche der Kunstsammlungen und der schönsten Punkte der Umgegend gewidmet. Theodor kam sich ganz verändert vor und schrieb den Umschwung seiner Stimmung dem Umgang mit Karl zu. Johanna war ihm gegenüber so vertraut, als hätten sie sich schon Jahre gekannt, und die Frische ihres ganzen Wesens, ihre Empfänglichkeit für alles Schöne und die Herzensgüte, welche jedes Wort, ihr Thun und Lassen, durchleuchtete, wirkten auf ihn wie ein stiller Zauber ein, ohne daß er sich ihn noch klar gemacht hätte. Seine Mutter war auf die Familie Werners, welche den Sohn so sehr fesselte, fast eifersüchtig geworden und sprach den Wunsch aus, dieselbe kennen zu lernen; man machte sich gegenseitig Besuche, fand an einander Gefallen und besonders Johanna hatte das Herz der alten Dame im Sturme erobert.

Eines Nachmittags war man im zoologischen Garten. Nachdem die Gesellschaft die Thiere besichtigt hatte, setzte sie sich an einen schattigen Ort, Theodor las vor und dann plauderte man, während die Kinder spielten und manchmal kamen, um eine Frage zu stellen. Der kleine Otto wandte sich einmal an Theodor.

„Onkel, bist Du schon auf einem Kameel geritten?" „Gewiß!" war die Antwort. „In der Wüste Sahara."

„Aha, das ist dort, wo lauter Sand ist." Bewundernd blickte der Kleine zu dem Baron auf. „Du bist doch ein interessanter Mann!" Alle lachten hell auf, Theodor mit.

„Warum lachst Du?“ fuhr der Knabe fort. „Frag' nur die Tante Hänschen, die hat es gesagt. Nicht wahr, Tante Hänschen?“

Johanna erröthete, Karl und Frau Werner lachten, und dem Baron schien es, als habe sein Gesicht in dem Augenblick einen sehr geistlosen Ausdruck. Otto bekam eine leise Ahnung, er könnte etwas Ungeschicktes gesagt haben.

„Mama“, frug er, „war das dumm?“ Seine Augen blickten so drollig, daß die ganze Gesellschaft in helles Lachen ausbrach, und die Spannung wich.

„Ja“, sagte die Mutter, „das war dumm.“

Der Kleine schien durch die Versicherung getröstet zu sein und sprang davon, da stolperte er und fiel auf das Gesicht, Johanna stieß einen leisen Schrei aus und lief ihm nach, plötzlich begann sie zu wanken, Theodor sprang hinzu, während sich der Knabe unverletzt erhob und hielt sie auf.

„Haben Sie sich wehe gethan?“ frug er ängstlich.

„Nein, nur etwas den Fuß geprellt, es schmerzt aber nicht“, antwortete sie und beider Augen senkten sich für einen Augenblick tief in einander.

Man beschleunigte die Rückkehr; Johanna mußte sich zu Hause nieder legen, denn sie vermochte nicht mehr aufzutreten. Der herbeigeholte Arzt tröstete die besorgte Familie, die Verstauchung sei unbedeutend und in höchstens zwei Tagen beseitigt.

Früher als sonst nahmen Karl und Theodor Abschied und der Maler überredete den Freund, der sehr einsilbig war, mit ihm das naheliegende Theater zu besuchen. Widerwillig folgte er, denn heute spielte Sola. Die beiden bekamen Plätze in einer Loge des ersten Ranges und waren kaum einige Minuten im Hause, als ein Theaterdiener dem Baron einen kleinen Zettel überbrachte; er war von der Schauspielerin, deren scharfes Auge Theodor bereits gesehen hatte. Das Billet enthielt nur die Worte: „Ich erwarte Dich nach der Vorstellung.“

Theodor zerknitterte das Papier.

Der Vorhang ging auf; Sola hatte eine Soubrettenrolle, welche sie mit frecher Grazie spielte. Karl bemerkte, daß der Baron wie auf Kohlen saß, sich dann erhob und die Loge verließ. Nach Schluß des Actes ging der Maler in das Foyer, wo der Freund mit verstimmter Miene herumwandelte. „Wollen wir gehen?“ frug er ihn, „Ja“, lautete die schnelle Antwort des Barons. Er zog eine Karte aus dem Portefeuille, schrieb dann darauf, daß er heute leider nicht im Stande sei, Sola zu begleiten und übergab sie einem Logenschließer zur Bestellung.

„Du bist sehr einsilbig“, bemerkte Karl, als sie die Straße entlang gingen.

„Ich kann's nicht leugnen“, sagte der Baron, „das Benehmen hat mich angewidert.“

„Sonst nicht?“ warf der Maler lakonisch hin.

„Sonst war sie auch nicht so — so —“

„ — Gemein“, ergänzte Karl. „Oder solltest Du Dich verändert haben?“

„Ich? Wieso?“

„Es wäre ja möglich! Ich glaube fast, Sola hat sich wie die Musik für Dich aus einer Melodie in sinnlose Töne verwandelt, nicht? so sagtest Du doch?“ frug Karl und lächelte in sich hinein.

„Sie hatte niemals Melodie", erwiderte Theodor.

Verstimmt kam der Baron nach Hause und gegen seine Gewohnheit fuhr er den Diener rauh an, weil er nicht sogleich geöffnet hatte, doch bereute er es denn was konnte dieser dafür, daß sein Herr mit sich so unzufrieden war.

„Ich möchte noch eine Tasse Thee", befahl er in freundlicherem Tone. „Zuerst aber einen Tschibuk."

Geräuschlos gehorchte der Diener, zündete die Pfeife an und verschwand. Theodor nahm Platz in einem Lehnstuhle und hüllte sich in eine Wolke ein und blickte den verschwindenden Rauchringen nach. Er kam sich vor wie ein Kind, hin und herschwankend — unfähig einen Entschluß zu fassen. Wie lange sollte die Komödie mit Sola noch fortspielen?

Er stand auf und wandelte umher. Welch' dummes Gesicht die chinesische Pagode machte, wie blöde die Glotzaugen in die Leere starrten! Er ärgerte sich darüber. Und dort in der Ecke der lachende Knabe aus Marmor grinste. Wohin er blickte, überall nur Verzerrung, er senkte die Augen und schritt weiter, bis er an ein Tischchen stieß. Er schaute auf — da lag der Band von Schopenhauer auf demselben Orte, wohin er ihn vor Wochen gelegt hatte; mechanisch schlug er das Buch auf und sein Blick fiel auf eine unterstrichene Stelle: „Das Resultat ist ein moralisches, nämlich dieses, daß wir an dem, was wir thun, erkennen, was wir sind, wie wir an dem, was wir leiden, erkennen, was wir verdienen."

Murmelnd wiederholte er die letzten Worte und begann nachzudenken; er erkannte, daß sein Wille zwischen augenblicklichen Entschließungen und lässiger Ausführung schwanke, daß dieser kränkelnde Gemüthszustand nur durch thatkräftiges Aufraffen zu heilen sei, aber bleibend nur dann, wenn Geist und Herz einen festen Zielpunkt für ihr Streben gefunden hätten.

Die Mutter wünschte, daß er die Verwaltung der Güter in eigene Hand nehme. Warum nicht? Diese Thätigkeit würde ihm doch genug Zeit lassen, um seinen Studien und Liebhabereien nachgehen zu können und er bliebe dabei sein eigener Herr. Morgen wollte er der Mutter den von ihr ersehnten Entschluß mittheilen. Und mit Sola muß er brechen, denn ein solches Verhältniß erniedrigt sein besseres Selbst.

Der Bediente trat ein und stellte das Theebrett, wie es sein Herr gewohnt war, in die Nähe des Schreibtisches. Theodor begann in einer Lade desselben nach Briefen zu suchen; es war die Correspondenz mit der Schauspielerin. Hier und dort las er einige Zeilen. Wie hatte sie anfänglich die Spröde gezeigt — aber nur aus Coquetterie. Das hatte ihn gefesselt, bis er ein Sclave seiner Leidenschaft wurde. Wie leer an Gedanken, an schlichter Empfindung sind diese duftenden Briefchen und manches von ihnen hatte er vor Monaten an seine Lippen gepreßt, wenn darin stand, daß sie ihn erwarte. War das möglich? Theodor konnte es nicht mehr fassen. Er packte die Billets zusammen und schrieb dann ein Briefchen, in welchem er mit möglichster Schonung erklärte, daß er sicher sei, die Neigung beider Theile wäre längst erloschen und eine Trennung für sie und ihn das Beste.

Als das Päckchen versiegelt war, fühlte er sich wie von einem Alp befreit, es war auf einmal klar in ihm und leise murmelten seine Lippen

die Worte des Philosophen: „An dem, was wir thun, erkennen wir, was wir sind.“

Als er vor dem Betreten des Schlafgemaches nochmals sein Zimmer durchschritt, wunderte er sich über das weiße Gesicht der Pagode und blieb vor der Statuette des Knaben stehen, der ihn jetzt so fröhlich anlachte, als freute er sich über ihn und unwillkürlich sprang seine Phantasie zu den Kindern Werners und blieb bei Johanna stehen. Noch im Traume sah er den Blick, den sie in seine Augen senkte, als er sie vor dem Fall beschützt hatte.

Den nächsten Morgen mußte sich der Diener im Namen seines Herrn und dessen Mutter nach dem Befinden der jungen Dame erkundigen; die Baronin sandte ihr einen prachtvollen Blumenstrauß und eine kostbare Bonbonnière und war sehr erfreut, als die Nachricht kam, daß sich die Schmerzen verringert hätten und das Fräulein für die Zeichen der Theilnahme herzlichen Dank sende. Aber mehr noch freute sich die alte Dame, als ihr Theodor mittheilte, er wolle sich mit Ernst auf die Landwirthschaft werfen, um die zwei großen Familiengüter selbst verwalten zu können. Der plötzliche Entschluß setzte sie einigermaßen in Erstaunen, doch sie gab sich zufrieden, als ihr Sohn sagte, er fühle Sehnsucht nach Arbeit in sich; welchen Einfluß Schopenhauer auf ihn gehabt, das konnte er nicht auseinandersetzen und daß im Grunde ein braunäugiges Mädchen das ganze Wunder bewirkt hatte, das gestand er sich selbst nicht. . . . .

Schon um sechs Uhr Abends fuhr er bei dem Fabrikanten vor. Die Hausfrau bat ihn, sich in den Garten zu verfügen, wohin sie sogleich nachkommen wolle.

Er plauderte einige Zeit mit dem kleinen Otto, aber immer und immer kehrten seine Blicke nach dem Hause zurück. In welchem Zimmer Johanna wohl sein mag? Er frug den Knaben.

„Dort, siehst Du, wo das Fenster offen steht“, sagte er und schrie laut empor: „Tante Hänschen!“

„Otto?“ scholl die liebe Stimme heraus.

„Onkel Theodor ist da!“

„Guten Abend, Fräulein Johanna!“ rief nun auch der Baron empor.

„Guten Abend!“ tönte es zurück.

„Meine Mama läßt Sie vielmals grüßen. Morgen kommt sie selbst. Wie geht es Ihnen?“

„Danke, ich fühle keinen Schmerz, aber ich muß noch Umschläge machen. Der Strauß und das reizende Kästchen haben mir eine närrische Freude gemacht, ich lasse vielmals danken.“

Der junge Mann stand neben einem Rosenstocke, der die Krone unter der Last duftender Blüthen neigte; dem augenblicklichen Antrieb folgend brach er eine ab und warf sie in das offene Fenster empor.

„Fräulein Johanna“, rief er mit leise zitternder Stimme, „der Garten läßt Sie grüßen und bittet, Sie möchten recht bald herunterkommen. Haben Sie das Röschen?“

„Es fiel mir gerade auf das Gesicht. Ich lasse dem Garten danken und grüße ihn wieder. Richten Sie es aus, ja?“

Ein helles Lachen schlug an seine Ohren; in dem Augenblicke trat die Hausfrau in den Garten und unterbrach das Gespräch.

Als Karl und Werner angekommen waren, setzte sich die Gesellschaft in die Laube und plauderte; Theodor mußte alle Selbstbeherrschung aufbieten, um dem Gange des Gespräches zu folgen, denn stets schweiften die Gedanken zu Johanna ab und er dachte daran, ob sie wohl das Röschen in der Hand hielte.

Als der Baron sich mit Karl entfernte, hätte er noch gerne durch das Fenster „gute Nacht“ gesagt, aber es war bereits geschlossen und er mußte ohne Gruß von Johanna nach Hause. Während ihm der Maler von dem baldigen Aufenthalte im Hochlande vorschwärmte, waren seine Gedanken bei dem Mädchen. Plötzlich unterbrach er den Freund.

„Karl, ich glaube jetzt an die Poesie der Ehe.“

Der Angesprochene blickte ihn verwundert an.

„Wo waren denn Deine Gedanken, daß Du darauf kommst?“

„Ich habe Sola den Abschiedsbrief geschrieben.“

Der Maler fühlte wohl, daß die Antwort der Frage nicht ganz entspreche, doch ahnte er nicht, was in Theodor vorging.

„Dazu kann ich Dir nur Glück wünschen“, sagte er, „denn jedes Verhältniß, welches uns innerlich leer läßt, erniedrigt unser besseres Ich.“

„Du hast Recht“, bemerkte der Baron sinnend. „Nur echte Liebe erhebt uns, denn allein sie vermag die Selbstsucht zu tödten und diese bemächtigt sich schnell unseres Wesens, wenn wir in körperlichem und geistigem Sybaritismus nur uns leben. Wer für sich lebt, lebt für Niemand.“

Der Maler blieb stehen und lachte in seiner herzlichen Weise.

„Mit Dir muß etwas vorgegangen sein, denn Du hast Deine Ansichten auf den Kopf gestellt.“

„Weißt Du schon, daß ich den festen Entschluß gefaßt habe, Landwirth zu werden?“

„Lieber Pollux“, rief Karl, „ich erkenne Dich gar nicht mehr. Das ist übrigens sehr klug, Deine elegante Bummelei war mir stets etwas räthselhaft. Willst Du mich heute noch zu Dir mitnehmen, wir müssen ja leider bald genug Abschied nehmen.“

„Herzlich gern, mein lieber Castor, aber rede nicht vom Scheiden, es verstimmt mich, wenn ich daran erinnert werde.“

„Wären wir nur zwei Monate weiter!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Johannas Fuß war nach zwei Tagen vollständig hergestellt und man begann sich zur Reise fertig zu machen. Den Abend vor der Abfahrt hatte man im Familienkreise zugebracht, und auch die Baronin war dagewesen und hatte das Versprechen gegeben, nach der Badekur noch einige Zeit in Berchtesgaden zubringen zu wollen.

Jetzt waren Werner, Johanna, ihr Bruder und sein Freund am Bahnhofe. Der Maler sprudelte von Humor, der Baron suchte seine Beklommenheit unter Scherzen zu bergen, das Mädchen war still. Das zweite Zeichen ertönte, — es war Zeit Abschied zu nehmen. Theodor sagte allen Lebewohl und zuletzt der jungen Dame.

„Reisen Sie glücklich", sagte er, die schmale Hand innig drückend, „und", flüsterte er, „vergessen Sie mich nicht."

„Nein", sagte sie einfach und zum ersten Male brach aus ihren treuen Augen der Strahl der Liebe mächtig hervor.

Noch ein Glockenschlag — dann ein schrilles Pfeifen — und der Zug brauste fort.

Wie traumhäuptig blieb der Baron einige Minuten stehen, das schlichte „Nein" und der Blick, der ihm durch die Seele gedrungen war, hatten ihn in einen seligen Taumel versetzt und er fühlte, daß sie ihn liebe. Auf dem Rückwege ließ er den Kutscher nach dem Thiergarten fahren und irrte in den Laubgängen umher; das Grün war noch kein Jahr in seinem Leben so thaufrisch, der Himmel niemals noch so tiefblau gewesen, Alles war in Glanz getaucht und jedes zwitschernde Vöglein eine Nachtigall. . . .

Sechs Wochen sind verflossen, die Baronin hatte am gleichen Tage Kissingen verlassen, als Theodor nach München fuhr, weil sie vor der Reise nach dem Hochlande noch die Güter in Pommern besuchen wollte.

Die kurze Strecke von der baierischen Hauptstadt nach Reichenhall kam dem Baron endlos vor; wenn der Zug in einer Zwischenstation hielt, so sah er darin eine niederträchtige Bosheit der Bahnverwaltung und war dennoch so glücklich, daß er jeden Mitreisenden hätte umarmen mögen. War doch die trübe Zeit überstanden, die er ohne Johanna verlebt hatte, einige Stunden noch und er wird das liebliche Mädchen, dem sein Herz voll und warm entgegenschlug, wieder sehen. Einmal hatte sie einen kleinen Strauß von Edelweiß mit einer Skizze, die ihm Carl sandte, beigelegt, und auf das umhüllende Papier geschrieben „Grüße von uns allen. Johanna." Die letzte Station vor Reichenhall war erreicht, in drei Stunden ist er in Berchtesgaden, wo ihn die Familie erwartet. Endlich ertönt der Name des Badeortes — er wirft das Reisetäschchen um, ergreift den Ueberrock und blickt beim Waggonfenster heraus — und Himmel! welche Freude, auf dem Perron stehen wartend seine Freunde — steht Johanna!

Er schwenkt den Hut — endlich hält der Zug, und alle drängen sich um ihn mit herzlichem Gruß und Handschlag, und ihre Augen glänzen ihm freudig entgegen und ein leises Roth färbt ihre Wangen.

Die Fahrt in die Berge war herrlich und der Abend verging unter Fragen und Antworten, und es war ziemlich spät, als Theodor das freundliche Zimmer der Pension Geiger betrat, welches Carl für ihn besorgt hatte. Er war zu aufgeregt, um schlafen zu können und setzte sich an das offene Fenster. Die Aussicht war unvergleichlich schön — auf dem wolkenlosen Himmel funkelten die Sterne, und der Mond goß Wellen silbernen Lichtes auf die hohe Göll und den Watzmann, welches die hohen Bergriesen hinabzufließen schien und jeder Form ein geheimnißvolles Leben gab. Alles war still, nur das Gemurmel der Aache tönte aus der Schlucht zur Rechten empor.

Theodors Herz öffnete sich weit, um den Heiligen Frieden in sich aufzunehmen.

Wie anders sah es jetzt in seinen Innern aus, als zur Zeit, ehe er Johanna gekannt! Wie herzig und vertraut war sie den ganzen Abend gewesen, daß er manchmal vor lauter Glück nicht wußte, was thun und noch jetzt war

es ihm so zu Muthe. Am liebsten hätte er aus vollem Herzen laut gelacht, doch konnte er seinen Nachbarn — es war Carl — nicht wecken. So begnügte er sich denn, ihren Namen einige Male recht innig auszusprechen, was ihm zuletzt doch so drollig vorkam, daß er noch still in sich hineinlachte, als er sich zur Ruhe begab.

Den nächsten Morgen beschloß man einen Ausflug nach dem Königssee. Der Himmel war wolkenlos, in bester Stimmung fuhr man von der Villa fort und kam glücklich am Ziele an. Die Sonne beschien die Einfahrt und freundlich blickte die Villa Brust von der Höhe des Hügels, welcher die Wandung in den Königssee versteckt. Die Gesellschaft ließ sich in einem kleineren Boote von zwei Schiffern rudern. Eine tiefe Melancholie liegt auf der dunklen Fluth und selbst wenn Lichtstrahlen über sie hinzuckten, verlor sie nichts von dem düsteren Ernste.

Die hochgethürmten Felswände drückten die Laune anfangs nieder, selbst der kleine Otto — die jüngsten Kinder waren zurückgeblieben — war stille geworden.

An der engsten Stelle holte Theodor den mitgenommenen Revolver hervor und schoß den einen Lauf ab, um das Echo zu wecken. Zuerst gab es einen kurzen Knall und dann donnerte es von den Felsen zurück, als wären alle Berggeister lebendig geworden.

Man gelangte noch vor zwölf Uhr in St. Bartholomä an und streifte vor dem Mittagmahle im Wildgehege umher, wo dichtbelaubte Bäume vor den sengenden Strahlen der Sonne schützten. Es lag eine drückende Stille auf dem Walde — kein Zweig, kein Vogel rührte sich. . . . .

Nach der Mahlzeit wollte die Gesellschaft wieder die schattige Kühle aufsuchen, doch der eine Schiffer drängte zur Rückkehr und wies auf eine dichtgeballte Wolke, die über dem Watzmann stand.

Der Maler spottete über die Nachtmütze, welche sich der Berg aufgesetzt habe, aber die Damen waren ängstlich und man bestieg das Boot.

Der See lag da, als wäre er geschmolzenes Blei — regungslos, nur hie und da huschte ein zuckendes Licht über die glatte Fläche. Kaum war die Hälfte des Weges zurückgelegt, als das kleine Wölkchen von Sekunde zu Sekunde wuchs und einen Theil des Himmels überzog; auf den Bergen begann es zu wehen, nur die Fluth blieb noch unbeweglich, als lauere sie auf den Augenblick, ihre dunklen Gewalten zu entfesseln.

Die Scherze waren verstummt. Werner hatte seine Gattin näher an sich gezogen, die den Knaben hielt, welcher manchmal einen ängstlichen Blick in die schwarze Tiefe warf und sich dann noch enger an die Mutter schmiegte. Johanna und Theodor saßen nebeneinander, Carl ihnen gegenüber; er allein hatte sich noch die Laune bewahrt und stimmte sogar einen Jodler an, den das Echo weiter trug. Da plötzlich antwortete aus der Höhe ein dumpfes Brausen, das immer stärker wurde, dann durchzuckte ein fahler Blitz die Wetterwolke und über den Häuptern rollte ein gewaltiger Donnerschlag dahin, welcher von jeder Felswand wildgrollende Antwort erregte. — Die Schiffer arbeiteten mit keuchender Brust und gespannten Muskeln — Niemand sprach ein Wort. — Nun begann es in der Tiefe zu kochen, zuerst leise, und helle Streifen erschienen auf der finsteren Fluth und verschwanden, und immer

unheimlicher wurde der Anblick, als das unterirdische Brausen näher kam, und urplötzlich der Sturm, von Klippe zu Klippe springend, sich herab die hohen Felsenwände in die aufzischenden Fluthen stürzte, und auf einmal von allen Seiten weißhäuptige Wellen herantanzten, bis sie das schwankende Boot erreichten.

„Jesus, Maria, jetzt kommt's!" schrie der eine Ruderer. Der Ruf entfesselte die geheime Angst Aller; Werner preßte seine Frau an sich, die den leichenblassen Knaben umschlungen hielt.

Johanna hatte schon lange innerlich gebebt — als sie jetzt in den Aufruhr der Elemente blickte, oben die schweren Wolken, ringsherum die schroffen, zackigen Wände sah und unter sich die heulenden Wellen, welche mit feuchten Armen nach ihr griffen, da faßte sie die Hand Theodors. Leise legte er seinen Arm um sie, zog sie an seine Brust und blickte in das bleiche Gesicht — da vermochte er aber nicht mehr zu schweigen.

„Johanna, hast Du mich lieb?" frug er.

Einen Augenblick sah sie ihn starr an, dann auf einmal brach aus ihren Augen eine Fluth von Liebe; sie preßte sich fest an ihn — jetzt mag kommen, was will — und still flüsterte sie: „Wie Niemand sonst auf der Welt. Bis in den Tod!"

Das Haupt senkend, schloß sie die Augen. Theodors Herz jubelte auf und auf einmal erwachte die ganze Entschlossenheit seines Wesens. Eine mächtige Welle warf das Boot hoch empor, da zog der eine Schiffer das Ruder ein.

„Was machen Sie?" schrie ihm Karl durch das Geheule entgegen.

„Es is umsonst, jetzt hilft nix, aus is, aus!"

Da hatte schon der Baron den Revolver gezogen und hielt die Waffe schußbereit dem erblassenden Fährmann entgegen.

„Ruder in die Hand", rief er, „oder, bei Gott, ich schieße! Hundert Thaler, wenn Ihr uns ans Land bringt!"

Noch einmal begann der Kampf mit den empörten Fluthen. Theodor selbst hatte ein Paar unbenützter Ruder ergriffen und arbeitete mit aller Kraft. Ihm gegenüber saß Johanna und er blickte unverwandt in die Augen, die fest in den seinen wurzelten; manchmal neigte sie ihm das Haupt entgegen, daß ihre Stirne die seinige leise berührte.

So verfloß eine lange halbe Stunde, schon begannen die Kräfte zu ermatten, da schimmerte die Villa Brust, von einem grellen Blitze beleuchtet, tröstend herüber. „Vorwärts! Vorwärts!" — und endlich „Land!"

Lina war auf die Kniee gesunken und küßte, mit einem Blicke zum Himmel, ihr Kind, dann warf sie sich in die Arme des Gatten. Ihnen zur Seite standen Karl und Theodor, von Johanna umschlungen, deren Haupt an seiner Brust lehnte, in ihrem Herzen Sonnenschein und Frieden!

Gedichte.

Von

Ambros del Monte.

1.

Die Heimat.

Heimat, süßes, trautes Wort,
Der beseligsten Gefühle,
Nie versiegend goldner Hort
In der Menschen Kampfgewühle!

Hoffnung in der schlimmsten Zeit,
Anker in der Stürme Wüten,
Trägst du doch in Ewigkeit
Reinster Liebe zarte Blüten!

Was die Brust uns jäh durchbebt,
Was kein fühlend Herz kann meiden,
Ist mit dir, o Heim! verwebt,
Sei's in Freuden, sei's in Leiden.

In dir wurzelt Manneskraft,
Die sich weiht dem Vaterlande,
Heldenthaten ruhmreich schafft,
Mit der Treu im Bruderbande.

Flächen liebt der Puszten-Sohn,
Und der Aelpler seine Höhen,
Treue Kinder der Nation,
Deren Glück sie heiß erflehen.

Doch es weicht der Grenzen Pfahl,
Vor dem Denker und dem Wissen,
Denn des Geistes heller Strahl
Bleibt der Einheit stets beflissen.

Wo des Menschen Forschen reicht,
Hat sein Heim er aufgeschlagen,
Das dem Weltenraume gleicht,
Von dem höchsten Geist getragen.

2.

Das Kind.

O frische Knospe, hoffnungsvolles Sein,
Wie färbt der Frohsinn deine kleinen Wangen,
Wie lächeln diese Aeuglein ohne Bangen
Und blicken munter in die Welt hinein.

Ein süßes Bild voll Unschuld hold und rein,
Von heit'ren Frühlingslüften sanft umfangen,
Bestimmt die schönste Zukunft zu erlangen,
Ein Leben voller Glück und Sonnenschein.

Doch kann ich eine Frage nicht vermeiden
Soll ich ein Kind so wunderlieblich sehen,
Was ist des Schönen traurig irdisch Loos?

„Ein kurzes Wachsen, Lieben, langes Leiden,
„Ein sichtbar Schwinden und ein still Vergehen
„Versenkt in Lethe's dunklen Flutenschooß."

3.

Der Ring und die Liebe.

Ich sah vom Schiff herab ins Wellenspiel,
Wie unergründlich ist die blaue Tiefe.
Doch ach! als wenn ich Armer sehend schliefe,
Ein theurer Ring mir von dem Finger fiel.

Doch weiter dringend schäumt die Flut beim Kiel,
Als wenn das Glück vor meinem Unglück liefe.
Und schmerzlich aus der wunden Herzenstiefe
Frug ich: „warum das Liebste mir entfiel?"

Da eine Nymphe aus den Fluten steigt;
„Den Ring nun fester auf den Finger drück',"
Spricht flüsternd sie zu meinem Ohr geneigt.

„Verlier' ihn nimmer nicht im Wellenschaum,
„Die Liebe halte fest so wie das Glück,
„Sie ist der treue Ring im Lebenstraum."

Gedichte.

Von

Ferdinand Lentner.

1.

Abschied vom Walde.

Was steht ihr denn so lauschig da,
Ihr Fichten, Tannen, Föhren?
Es ist so stille fern und nah,
Kein Lüftchen läßt sich hören.

Und selbst die alte Eiche dort,
Sie läßt die Zweige hangen,
Auf denen gestern fort und fort
Viel tausend Vöglein sangen.

Ihr lieben, lieben Bäume all,
Mir ist, als sollt' ichs wissen,
Bei mir ists ganz derselbe Fall,
Und heimlich Thränen fließen.

Ich stehe zögernd da und steh'
Und sollte längst schon gehen;
So lebt denn wohl, Ade, Ade!
Auf frohes Wiedersehen!

O Wald, du grüner Freudensaal,
Du junger Freiheitsgarten,
Gott schirme dich zu tausendmal,
Und möge deiner warten.

Und noch einmal zurück ich seh'
Mit traurigem Gesichte —
Ei frisch voran, Ade, Ade!
Du Föhre, Tann' und Fichte!

2.

An den Schlaf.

Nach dem Italienischen des G. Bembo.

Die Erde ruht, — die hellen Sterne blinken;
Wo weilst du, süßer Schlaf? O kehre wieder
Und laß mich aus dem Born der Schlummerlieder
Vergessen übergroßer Qualen trinken.

Ja, laß mir Lind'rung, laß mir Frieden winken,
Erquicke diese kraftentwöhnten Glieder!
O sende gnädig deinen Engel nieder,
Laß über mich den dunkeln Fittich sinken!

Einst ruhte ich in treuen Mutterarmen
Und an dem Herzen einer schönen Braut.
Jetzt hab' ich nichts mehr als den bleichen Kummer!

Nun fliehst auch du mich, sanfter, linder Schlummer;
O du, mein letzter Trost, o hab' Erbarmen! —
Was glänzt im Osten dort? — Der Morgen graut.

3.

Späte Reue.

I.

Vor ihrem Fensterlein.

Ich gieng vorbei und schaute hin
Nach jenem hübschen Häuschen,
Umrankt von wucherndem Jasmin
Mit weißen Blütensträußchen.

Am Fensterlein, wo Topf an Topf
Und Rebenlaub und Wicken,
Dort sah ich einen Mädchenkopf
Dahinter freundlich nicken.

Ach, dieses Köpfchen dünket mir
So schwer zurecht zu drehen;
O hätt' ich durch die Fensterzier
Nicht gar so oft gesehen!

II.

In ihrem Zimmer.

Der Kasten hier und dort das Bett,
Das Tischchen in der Ecke,
Steht Alles noch so hübsch und nett
Wie einst am alten Flecke.

Ein liebes Plätzchen ist ja leer;
Denn eine — eine fehlet,
Die alle Dinge ringsumher
Verschönt hat und beseelet.

Der bunte Divan, das Klavier
Und selbst das Vogelbauer,
Sie scheinen so vereinsamt mir,
Als wären sie voll Trauer.

Du still Gemach, ich klag' es dir,
Sie ist — an meiner Seite,
O wär' sie nur erst wieder hier,
Ich suchte schnell das Weite!

Zur Geschichte der arabischen Sprache.

Von

Dr. Drescher.

Die Araber, von ihrem Ursprunge an bis auf den heutigen Tag, nie von einem fremden Eindringling bezwungen, sind immer ein selbständiges, originelles Volk geblieben, das seine Gewohnheiten, Gebräuche und Sitten unvermischt vom Fremden und Ausländischen erhielt. Und wie das Volk, so auch seine Sprache. Vom grauesten Alterthume her, durch Jahrtausende, ist sie nie durch eine andere Sprache verdrängt oder verderbt, sondern im Gegentheile in unzählige, oft weit entlegene Länder der Erde verpflanzt worden. Eine Erscheinung einzig in ihrer Art!

Allein nicht nur das hohe Alter, das lange Leben, die Verbreitung und Unverdorbenheit, sondern auch eine frühzeitige hohe Kultur und ein bewunderungswürdiger Reichthum zeichnen diese Sprache aus, und zwar in einer Weise, daß keine andere mit ihr einen Vergleich zu bestehen vermag. Wo sind jetzt alle gebildeten Sprachen der alten Welt? Verloren, ausgestorben, todt, nur auf verwitterten Denkmälern und in vergilbten Rollen übrig; oder doch so verändert, verwischt, verderbt und mit fremdem Stoff vermischt, daß sie kaum mehr zu erkennen sind. Nur die arabische Sprache wurde bisher von diesem allgemeinen Schicksal der menschlichen Dinge verschont und ist seit fünftausend Jahren nicht nur eine lebende Sprache, sondern auch von den Wüsten und Gefilden Arabiens bis an die Säulen des Herkules und von diesen bis an die fernen Ufer des Ganges in ihrem Grunde unverändert geblieben. Im frühesten Alterthume schon auf das Feinste ausgebildet, ist sie bis jetzt, nach vierzig Jahrhunderten, nicht gealtert, sondern blüht noch immer in origineller, männlicher Schönheit, prangend mit einem Reichthum von Wörtern, Bedeutungen und Wendungen, daß sie auch der reichsten Sprache, selbst die griechische nicht ausgenommen, ebenbürtig gegenüber steht. Sie besitzt Schätze, die uns heute noch zum Studium alter und neuer Sprachen mächtig auffordern, Meisterwerke der Dichtkunst, so wie wissenschaftliche Schriften in Prosa, welche, wenn nicht unentbehrlich, so doch außerordentlich nutzbringend sind.

Ein Reichthum, eine Würde und Schönheit liegt in dieser Sprache, daß sie es verdient, in weiten Kreisen kennen gelernt zu werden und keinem auf gründliche und allseitige Bildung Anspruch Machenden gänzlich unbekannt zu bleiben, und das um so mehr, als der Orient in unseren Tagen uns so nahe gerückt wird und das Interesse aller Welt auf sich zieht.

Der Araber leitet sein Geschlecht und seine Sprache, die er von jeher hoch hielt, von Joktan, einem Sohne des biblischen Heber, Vaters Abra-

hams, ab. Dessen Nachkommen, so erzählt er, theilten die arabische Halb insel so, daß die einen, die Jaarabiten, nach Jemen zogen, während die anderen, die Gjorhemiden, in Hedjas sich niederließen. In Jemen ist ein gewisser Hamjar so berühmt geworden, daß die Jaarobiten nach ihm den Namen Hamjaren erhielten. Unter diesen wohnten die Kuschiten, der Sage nach Cham's Nachkommen, welche frühzeitig bei Bal el Mandeb hinüber ins sonnendurchglühte Afrika zogen und dort Gründer des mächtigen Reiches Aethiopien, oder Abyssinien, d. i. Vereinigung vieler Völker, wurden. Dieses Habesch war lange mit dem Hamjarenlande in Arabien Ein Reich, dessen König Tearko berühmt und selbst den Griechen bekannt geworden ist. Dieses Reich war mächtig und blühend, vor allem durch seinen damals schon so einträglichen Handel mit Ostindien.

In frühester Zeit schon wird der Araber gerühmt ob seiner Wißbegierde; er zog die Wissenschaften aller Völker an sich heran und bearbeitete sie für sich. Schon zu Mosis Zeit hatte die Sprache des Arabers einen bedeutenden Grad von Kultur erreicht, da ja die hebräische Sprache, damals in ihrem goldenen Zeitalter, von der Schwestermundart so wenig verschieden war, daß Hebräer und Araber ohne Schwierigkeit mit einander verkehrten. Gedichte aus jenen Tagen sind redende Denkmale von der hohen Ausbildung der Sprache Arabiens.

In Hedjas sind viele Stämme, die von Ismael abstammend mit den Hamjaren Ein Volk geworden waren. Sie heißen noch heute Ismaeliten oder nationalisirte Araber. Diesem Geschlechte entsproß der Stamm Koreisch, der die anderen Stämme an Macht, Ansehen und Kultur bald überflügelt hatte. Unter seinem Schutze stand der uralte berühmte Tempel Kaaba zu Mekka; er besetzte den Thron dieser alten Stadt und erhob auch seine Sprache zu einer solchen Vollkommenheit, daß die koreischitische Mundart in Arabien bald das wurde, was heutzutage etwa die florentinische unter den Mundarten Italiens ist.

Zusammenkünfte der Schöngeister zu Mekka, unter dem Schutze dieses mächtigen Stammes zuvörderst, in welchen die Gelehrten ihre Gedichte vorlasen und dem öffentlichen Urtheil unterwarfen, worauf dann das gelungenste mit Gold auf Seide geschrieben und zum ewigen Ruhm des Verfassers in der Kaaba aufgehängt ward, haben zweifelsohne zur Ausbildung der Sprache nicht wenig beigetragen. Der deutsche Sängerkrieg auf Wartburg bildet ein interessantes Gegenstück zum Verständniß jener arabischen Sängerkämpfe.

War Mekka sozusagen die Hochschule, so hatten andere Gegenden und Städte ihre Akademien der schönen Wissenschaften, so daß wir die ganze Nation in der Bearbeitung von Sprache und Dichtkunst in Bewegung sehen. Sieben solche „goldene Gedichte“ 1783 zu London mit englischer Uebersetzung herausgegeben, rivalisiren mit allem Glück mit den schönsten Erzeugnissen der Griechen.

Dieses war das goldene Zeitalter der arabischen Sprache.

Es dauerte bis zur Zeit Muhammed's. Derselbe gehörte dem mächtigen Stamme Koreisch an und schrieb auch den Koran in seiner koreischitischen Mundart. Sein Buch wollte der eigenthümliche Profet Blatt für Blatt aus dem Himmel geholt haben, was Wunder! daß es in der Folge nicht nur als

göttliches Gesetz, sondern auch als das höchste Ideal der Sprache und Dichtkunst gegolten. Die späteren Dichter, nach diesem Muster bildend und keinen freien Flug mehr wagend, sanken von der goldenen Höhe, die aber dennoch auch später hie und da wie ein Wiederschein aus dem Vergangenen schimmert.

Auf der Koran's Stufe blieb die Sprache sofort stehen, umsomehr, als sie nun in religiösem Glanze den Moslemin entgegenleuchtete. Wenn auch im Volke die alten Mundarten gang und gäbe blieben, so wurde doch unter den Gelehrten die Sprache des Koran zur allgemeinen Büchersprache erhoben und für die Zukunft fixirt. Bei der stolzen Anhänglichkeit des Arabers an das, was er einmal angenommen, wird es begreiflich, wie seine Sprache ohne Abnahme glühte und blühte, wie seine Sonne und wie die duftigen Rosenbüsche seines glücklichen Vaterlandes.

Der durch Muhammed entflammte Kriegsgeist verrauchte, und es traten mit dem achten Jahrhundert ruhigere Zeiten ein. Von nah und fern flüchteten die Musen zu den Arabern. Ein günstiger Umstand für die Sprache. Wenn auch nicht die edlen Dichtungen der goldenen Zeit dem Herzen des Volkes mehr entströmten, so erschienen dafür in Prosa die gediegensten Werke der Gelehrsamkeit. Anfangs waren es die Schriften der Griechen, welche man in's Arabische übertrug, dann trat man in die Fußtapfen dieser gefeierten Vorgänger und lieferte nach und nach Arbeiten aus allen Fächern des Wissens. Filosofie, Mathematik, Algebra und Astronomie, Arzneikunde, Chemie und Naturgeschichte, Geografie, Geschichte und die Sprache zuletzt selbst fanden die eifrigste, mütterlichste Pflege.

Diese merkwürdige Sprache ist demnach verschiedene Grade der Kultur durchlaufen. Bis Muhammed, durch mehr als dritthalb tausend Jahre stieg sie im Ganzen immer höher; nach Muhammed sank sie wohl, aber nicht so bedeutend, um sich nicht auf einer gewissen Höhe der Vollkommenheit zu erhalten. Wie alles Menschliche, erfuhr sie zwar Veränderungen, jedoch betrafen diese nur das Zufällige, griffen nie in das Wesentliche ein.

Wohl ist das Arabische in Mundarten getheilt gewesen. Vor Muhammed in die zwei berühmten Hauptmundarten der Hamjaren und Koreischiten. Nach Muhammed sind bei der Verbreitung in fremde Lande, wo überall Luft, Nahrung und andere Umstände auf die Sprachwerkzeuge wirkten, noch andere Dialekte entstanden, deren Verschiedenheit oft groß genug scheint, während doch die Sprache selbst in ihrem Wesen unverändert blieb. Auf das schlagendste bewährt sich diese Behauptung noch durch den Umstand, daß der Araber von Heute noch das hebräische Buch Mosis ohne Schwierigkeit liest und versteht.

Waren hie und da Veränderungen vorgekommen, so bestanden sie höchstens in einigen fremden Wörtern, besonders griechischen und persischen, welche das Bürgerrecht erlangten, so wie in einigen neueren Wortformen und Redensarten. Zwar haben eigenmächtige Grammatiker, wie überall so auch hier, Neuerungen versucht, aber es wurden diese im gemeinen Leben standhaft abgewiesen.

Der Grund, warum es der arabischen Sprache nicht so wie der hebräischen oder lateinischen ergangen ist, liegt hauptsächlich in dem

Umstande, daß die Halbinsel nie von fremden Eroberern unterjocht wurde, die ihre Sprache ihr aufgedrängt hätten. Nicht nur das Meer von drei Seiten und die furchtbaren Wüsten auf der vierten, sondern auch die dem Araber eigene Tapferkeit und List haben alle Eroberungsversuche vereitelt. Wurde ja der eine oder andere Theil des reichen, glücklichen Landes eingenommen, so war der Besitz stets von kurzer Dauer. Als aber die Araber selbst drei Welttheile erobert hatten, kamen sie allenthalben als stolze Sieger an, welche den Besiegten ihre Sprache aufdrangen und Nichts von der fremden Mundart darin aufnehmen.

So ging es zu, daß die Sprache immer dieselbe blieb und selbst in ihrer Feinheit und Vollkommenheit wenig litt. Stolz auf ihren eigenen Reichthum ertheilte sie nur höchst sparsam fremden Wörtern das Bürgerrecht, ahmte keine fremde Sprache nach und bewahrte so ihre alte, feine und angenehme, ernste und biegsame Eigenthümlichkeit voll origineller Schönheit.

Der Reichthum der Sprache ist unermeßlich, so daß jeder Anfänger erschrickt und jeder Kenner bewundert. Aus dem Reichthum fließt eine Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, die allen, aber insbesondere erhabenen Gegenständen und Affekten ein herrliches tropisches Kolorit verleiht. Nicht bloß in bildlichen Bedeutungen besteht der Reichthum, sondern auch in der Menge der Wörter, die sich durch tausend Nebenideen verbinden, scheiden und wieder verbinden.

Unschätzbar ist der Nutzen des Arabischen für das Studium der alten hebräischen, biblischen Urkunden, denn eine gründliche Kenntniß des morgenländischen Dichtergeistes ist hier unentbehrlich. Die Naturgeschichte des biblischen Schauplatzes, die Geografie und Geschichte, die Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, sowie die ganze Denkungsart der orientalischen Welt wird durch keine andere Erkenntnißquelle so gefördert, wie durch die Kenntniß dieser arabischen Sprache. Eine Zeichnung des Orients wird immer mangelhaft ausfallen und oft grobe Unrichtigkeiten enthalten, wenn der Verfasser nur aus abendländischen Quellen schöpft. Der gebildete Theologe, der tüchtige Geschichtsforscher, der kunstreiche Zeichner kann der Kenntniß dieser Sprache nicht entbehren. Zeigt doch noch heute die Algebra schon in dem Namen ihren arabischen Ursprung an. Noch erzählen Araber von Heilmitteln der Arznei und Krankheitsformen, die dem Arzte nicht unbekannt bleiben dürfen. Ein Reichthum an Münzen existirt, die alle arabische Aufschriften tragen, also der Geschichtsforschung unentbehrlich sind. Auch wird schließlich keine Literaturgeschichte die gehörige Vollständigkeit erhalten, wenn sie nicht auch die Literatur der Araber umfaßt, da ja diese das Mittelglied ist, durch welches das Wiederaufleben, die Renaissance der Wissenschaften in Europa mit den wissenschaftlichen Leistungen der alten Griechen zusammenhängt.

Somit hat die arabische Sprache alles Anrecht und alle Aussicht, dem Abendlande wieder nähergerückt zu werden, als eine Quelle unberechenbarer Kenntnisse, sowohl in materiellen wie auch in formellen Beziehungen. Des menschlichen Geschlechtes Jugend und Alter reichen sich die Hand in dieser edlen Sprache.

Einfälle und Ausfälle.

Von

Faust Pachler.

1.

Wir schlagen unser Herz auf wie ein Buch
Und lassen drin die Leute lesen;
Sie machen auch wohl den Versuch,
Doch bleibt es ihnen fremdes Wesen.
Dem ist der Druck zu klein,
Dem sollten's andre Lettern sein;
Ein Jeder tadelt irgendwas
Und sagt zuletzt: „Was schiert mich das?"
Dann machen wir das Büchlein zu
Und meinen nun, wir hätten Ruh!
Ei Prost! Jetzt kommen die Genossen
Und schelten: „Gott, was ist der Mensch verschlossen!"

2.

Vorlesungen hier, Vorlesungen dort!
Man muß von einer zur andern laufen,
Am Montag, am Dienstag und sofort;
Man kann inzwischen kaum verschnaufen. —
Das ist so Mode bei den Modernen,
Doch lauter Schwindel und Selbstbetrug.
Sie wären wohl gern gelehrt und klug,
Nur möchten sie wissen, bevor sie lernen.

3.

Erringst du dir Erfolge,
So hast du bald Gefolge,
Bekommst Begleiter,
Sogar Vorreiter;
Doch hast du keine,
Dann bleibst du wohl alleine.

4.

Es trägt das beladene Herz oft lange
Sein schwerstes Wort herum
Und bleibt bei allem Rededrange
Doch immer wieder stumm.
Und hat und genießt es endlich voll Zagen
Das heiß ersehnte Plauderglück,
Darf sprechen und Alles, Alles sagen —
Ein Etwas behält es dennoch zurück;
Ein Etwas — man kann's nicht wägen noch messen,
Nicht nennen recht und niemals vergessen —
Gerade so viel, um von der Pein
Am Ende doch nicht erlöst zu sein.

5.

Wohl keine Frage ist so sehr verfänglich
Als diese: „fühlst du dich nicht unzulänglich?"
Wir sind's oft mehr, als wir es selber meinen,
Und oft viel weniger, als wir es scheinen.

6.

Sei nur du selbst, sie werden gleich dich tadeln;
Sei du wie sie, gleich werden sie dich adeln.

7.

Bemerkt zu werden, muß man Edelstein,
Wo nicht, ein Felsblock oder mehr noch sein.

8.

Das allergrößte Glück ist keines,
Empfinden wir es nicht als eines.

9.

Es ist nicht schwierig, einen Brand erkennen,
Wenn lichterloh schon alle Sparren brennen.

10.

Ließ ich hingehn eine Kränkung, hieß es gleich: „Wie zahm!“
Aber: „Wie empfindlich!“ wenn ich eine übel nahm.

11.

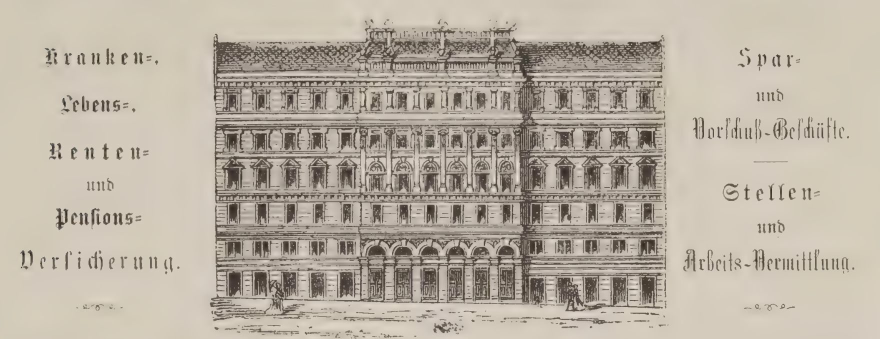
Alles Große des Lebens wird,
Unbefangen und unbeirrt.
Nur das Kleinliche läßt sich stören,
Wird auf Andere schaun oder hören.
Nur das Kleinliche; nicht, was klein;
Denn auch das kann ein Ganzes sein.
Und ist das kleinste Ganze vollkommen,
Wird's von der Welt als ein Großes genommen.

12.

Es ist mit einer neuen Bekanntschaft
Als wie mit einem neuen Tag,
Der viel des Guten, viel des Bösen,
Und auch wohl gar nichts bringen mag.



Erster allgem. Beamten-Verein der österr.-ung. Monarchie.



Vereinshaus in Wien, Kolingasse Nr. 15—17, nächst dem Schottenring.

Zweck des Vereines.

Wahrung und Förderung der materiellen, geistigen und socialen Interessen des Beamtenstandes nach den Grundsätzen der Gegenseitigkeit und Selbsthilfe.

Vereins-Wirksamkeit (seit dem Jahre 1865).

Versicherung von Krankengeldern und ärztlicher Pflege. — Versicherung von Capitalien und Renten auf den Lebens- und Todesfall. — Versicherung von Invaliditäts-Pensionen. — Spar- und Vorschuß-geschäfte. — Beschaffung von Dienst-Cautionen. — Vermittlung von Dienststellen. — Vertretung des Beamten-standes in seinen dienstlichen und bürgerlichen Interessen. — Stipendien-Vertheilung für Töchter und Waisen mittelloser Beamten. — Unterstützung der vom Unglück betroffenen Standesgenossen.

Ergebnisse (Ende Juni 1876).

Zahl der beigetretenen Mitglieder	47.193
Vereins-Filialen mit gewählten Localausschüssen	113
Zahl der Vereinsärzte, Bevollmächtigten und Agenten	1.830
In Kraft stehende Versicherungen	25,552.000 fl.
Ausgezahlte Versicherungssummen seit Bestehen des Vereins	1,126.879 „
Eingezahlte Antheilseinlagen in 83 Vorschuß-Consortien (Ende Juni 1876)	2,062.995 „
Summe der ertheilten Vorschüsse	7,991.430 „
Erbauung eines großen Vereinshauses als Capitals-Anlage der Versicherungs-Prämienreserve im Werthe von	570.000 „
Erbauung eines Hauses für Beamten-, Witwen und Waisen in Währing im Werthe von	70.000 „
„ „ Witwen- und Waisenhauses in Budapest im Werthe von	40.000 „

Erwirkung einer neuen Rang- und Gehaltsregulirung der österreichischen Staatsbeamten nach den in den Denkschriften des Vereines entwickelten Grundsätzen.
Herausgabe einer Zeitschrift zur Vertretung der Beamten-Interessen.
Herausgabe eines literarischen Jahrbuches „Die Dioskuren".
Allgemein anerkannter Erfolg der Intervention des Vereines bei Festsetzung einer neuen Rang- und Gehalts-Regulirung der österreichischen Staatsbeamten mit besonderer Rücksichtnahme auf die in den Denkschriften des Vereines entwickelten Grundsätze.

Vereins-Vermögen.

Prämien-Reservefond der Versicherungsabtheilungen (Ende 1875) circa	1,576.000 fl.
Vermögen der autonomen Vorschuß-Consortien	2,340.700 „
Unterrichtsfond circa	18.050 „

Die Vereinsfonde sind angelegt: im Vereinshause, in Pfandbriefen, Prioritäten sowie in Darlehen auf Hypotheken und an die Consortien. Sämmtliche Effecten sind bei der k. k. Nationalbank in Aufbewahrung.

Vereins-Umfang.

Das ganze Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Sämmtliche Staats-, Landes-, Gemeinde-, Industrie-, Verkehrs- und Herrschaftsbeamte, Officiere, Seelsorger, Advocaten, Lehrer, Notare, Aerzte können dem Vereine gegen eine Eintrittsgebühr von 2 fl. beitreten. Als Theilnehmer an den Versicherungsabtheilungen werden auch andere Personen angenommen — Die Prämientarife sind niedriger als bei allen anderen Versicherungsanstalten.

Vereins-Verwaltung.

Durch die Generalversammlung sämmtlicher Mitglieder. — Durch den von dieser gewählten Verwaltungsrath und ständigen Ueberwachungsausschuß in Wien. — Durch die Local- (Consortial-) Versammlungen und Ausschüsse der Mitgliedergruppen. Alle diese Functionen sind Ehrenämter und unentgeltlich.

Berichtigungen:

Seire 330, Zeile 8 von oben. Statt den eitlen, richtig: der beiden.

Seite 330, Zeile 3 von unten: Statt facht, richtig: faßt.







